NYPL RESEARCH LIBRARIES

Digitized by Google

Digitized by Google

INDEXED

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.

NEW-YORK

Dreyzehnten Bandes Erstes Stück.

Leipzig,
in der Dykischen Buchhandlung.
1772.

Digitized by Google

Inhalt.

Neue französische Bücher die Künste betreffend.

I.

Fortsetzung der Gedanken über das Intereßirende.

Wie schwer ist es doch, bey Veränderungen der Seele Abtheilungen zu machen, ohne Dinge von einander zu trennen, die in der Natur vereinigt sind! Entweder Vorstellungen, oder Leidenschaften, sagten wir, können uns intereßiren; denn wir werden intereßirt, wenn wir lebhafter geschäftig, wenn wir ohne Anstrengung aufmerksam sind; das können wir aber seyn, sowohl wenn man uns Gedanken beybringt, als wenn man Begierden in uns erregt. Dieß schien uns deutlich und wahr; und doch sehen wir jetzt noch etwas Dunkles und Unrichtiges darinnen.

Es scheint uns nämlich, als ob Leidenschaften allemal dabey seyn müßten, wenn wir intereßirt werden sollen; und als wenn also das, was wir für eine Art der Gattung ausgegeben haben, das Wesen der Gattung selbst wäre.

Vorstellungen, sagten wir, die wichtig und groß sind, und die sich auf uns beziehen, sind interessant. Aber was ist denn die Wichtigkeit der Vorstellungen? Es ist ein gewisser naher oder entfernter Zusammenhang derselben mit Glückseligkeit oder Elend. Wozu ist diese Beziehung der Vorstellungen auf uns nöthig? um abstrakte Begriffe in

Empfindungen zu verwandeln, oder mit Empfindungen zu vergesellschaften.

Indem wir also das Interessante der Vorstellungen genauer haben entwickeln wollen: so haben wir ihnen schon die Begierden zugesellt, die wir als eine besondre Ursache des Intereßirenden davon abgesondert hatten. Wenn nämlich die Vorstellungen nur durch ihre Wichtigkeit oder durch ihre Beziehung auf uns interessant werden: so intereßiren sie deswegen, weil sie Begierden erregen, oder wieder aufwecken.

In der That mögen wir auch die Sache von einer Seite betrachten, von welcher wir wollen, wir mögen die Natur der Gegenstände ansehen, welche uns intereßiren, oder den Zustand des Gemüths, welches intereßirt wird: so erhalten wir immer dasselbige Resultat.

In den Dingen, ist es das **Gute** und das **Böse**, welches sie aus gleichgültigen zu erheblichen macht. Bey dem Menschen, der intereßirt wird, ist immer eine gewisse Bewegung des Gemüths, eine Art von Ungeduld, ein Verlangen nach der Zukunft; mit einem Worte, eine Begierde nach etwas, das noch nicht da ist, nicht blos eine Beschäftigung mit dem Gegenwärtigen.

Den Schriften schreiben wir Wärme zu, wenn die Vorstellungen, selbst die abstrakten, aus Empfindungen zu entstehen scheinen, oder mit denselben begleitet werden. Aber eben diese Wärme ist es, welche intereßirt.

Demohnerachtet ist auf der andern Seite in der Eintheilung, die wir gemacht haben, augenscheinlich etwas wahres. Ein Mensch, der eine philosophische Untersuchung, und der welcher ein Trauerspiel liest, können beyde intereßirt werden. Aber sie werden es doch nicht auf einerley Weise. Worinn liegt nun der Unterschied?

Vielleicht würden wir die Wahrheit, die wir im Sinne hatten, besser ausgedruckt haben, wenn wir so gesagt hätten: der Zustand des Lebens und des Wachens unterscheidet sich vom Tode und vom Schlafe, dadurch, daß wir uns selbst empfinden, und daß wir, dieser Empfindung zufolge, beständig etwas begehren, verabscheuen, hoffen oder fürchten. Alle Vorstellungen, die nicht bloße Wörter sind, entwickeln sich aus diesen Empfindungen, oder hängen mit denselben zusammen. Der Zustand eines Menschen, der von etwas intereßirt wird, ist ein vollkommneres Wachen, ein höherer Grad von Leben. Er wird also darinnen bestehen, daß wir uns selbst lebhafter empfinden, daß wir mehr Begierden und Erwartungen haben, als gewöhnlich. Aber was für Begierden; und wornach? Entweder nach gewissen Veränderungen der Umstände, die uns in der Wirklichkeit oder in der Vorstellung gegenwärtig sind; oder nach gewissen Veränderungen unsrer Gedanken selbst. Eine Sache interessirt uns, entweder weil sie zu unsrer eignen Vollkommenheit etwas beyträgt; dieß war das Interesse, welches die Deutlichkeit, die Menge der Vorstellungen hervorbringt; oder weil sie etwas in un-

sern Umständen verbessert. Von dieser letztern Art des Interesse wollen wir jetzt reden.

Zuerst bemerken wir, daß das Intereßirende in den Begebenheiten, immer etwas künftiges ist: eine Gefahr, die uns nahe kömmt, eine Freude, die wir erwarten. Wenn der Vater, der seinen Sohn an einem fremden Ort aufzusuchen gereist war, ihn todt findet, so ist er aufs lebhafte gerührt; er ist insofern beschäftigt, aber er ist nicht intereßirt. Wenn eben dieser Vater, bey der Ankunft in die fremde Stadt, von einem Jünglinge, der seinem Sohn ähnlich ist, und der eben begraben werden soll, reden hört: dann wird er im höchsten Grade intereßirt.

Zweytens: in dieser Zukunft muß noch einige Dunkelheit seyn. Es ist eine ungewisse Erwartung mit Begierde oder Abscheu verbunden. Sobald ein guter oder schlimmer Ausgang gewiß ist, sobald ist die Beschäftigung der Seele, die Unruhe nicht mehr so groß. Man sage dem Spieler voraus, daß er gewinnen wird, so mag er sich mehr freuen, aber seine Seele wird weniger thätig seyn. Und warum dies? Die Thätigkeit der Seele besteht in der Begierde, und die Begierde hört auf, wenn die Sache erreicht ist. Erreicht ist aber auch die Zukunft, sobald sie gewiß wird.

Drittens: So viel es also in unsern Umständen Veränderungen zum Bessern oder zum Schlechtern geben kann, große oder kleine: auf so vielfache Weise können wir intereßirt werden. In dem Laufe jedes Tages kommen auch dem eingezogensten, ruhig-

ruhigsten Menschen tausend kleine angenehme Vorfälle vor, deren Erwartung zu gewissen Stunden und Augenblicken ihm mehr Lebhaftigkeit giebt. Bey jedem Menschen giebt es solche kleine Dunkelheiten der nächsten Zukunft, durch welche er in einige Unruhe und in eine stärkere Bewegung gesetzt wird.

Auf diese Weise also intereßirt uns nun unser eigen Leben. Aber wie kann diese Hofnung und Furcht entstehen, ohne daß in unsern Umständen sich etwas ändert?

Uns dünkt, es giebt eine dreyfache Art, die Leidenschaften hervorzubringen, ohne die Umstände des Menschen zu ändern: die eine würde ich gerne die musikalische, die andere die malerische, die dritte die dichterische Art heissen, nicht, als wenn nicht eine jede Kunst mehr als ein Mittel hätte zu rühren, sondern weil sich bey jeder Eine Art besonders merklich zeigt.

Entweder wird die Leidenschaft in der Seele hervorgebracht, indem der Körper auf den Ton dieser Leidenschaft gestimmt wird. Das geschieht durch die Musik. Wenn man sagt, sie ahmt die Leidenschaften nach, so will man oft weiter nichts als so viel sagen: von einer gewissen Spannung der Nerven wird jede Leidenschaft begleitet; ist diese Spannung da, so entsteht diese Leidenschaft, oder die Seele braucht nur noch eine kleine Veranlassung dazu. Töne, die eigentlich nur eine Erschütterung des Gehörnervens wirken, haben doch einen unstreitigen Einfluß auf den ganzen Körper. Die Erfahrung hat uns gelehrt, welche Töne die

Nerven schlaff und dadurch die Seele schwermüthig machen, oder welche sie anspannen, und dadurch die Seele erheben. Der Componist setzt diese Töne zusammen, und erweckt diese Leidenschaften. So viel ist wenigstens ausgemacht, daß die meiste Instrumentalmusik, ausser dem Vergnügen an Wohlklang und Rhythmus, weiter keine Wirkung auf die Seele thut, als durch die Verfassung in die sie den Körper setzt.

Oder die Leidenschaft wird erregt durch das Anschauen einer Begebenheit, die einen andern in Leidenschaft setzt, und an der wir durch Sympathie Theil nehmen. Diese Art Leidenschaften zu erwecken, hat die Malerey mit der Poesie gemein, aber die Malerey hat gar keine andere.

Die Poesie hat noch eine zweyte. Nämlich, es entstehen Leidenschaften, wenn uns die Empfindungen, oder die Ideen eines andern, lebhafter an unsre Umstände und Empfindungen ähnlicher Art erinnern, und also so zu sagen, ein vergangnes Interesse wieder aufwecken.

Wir werden uns blos auf die beyden letztern Arten die Leidenschaften zu erregen einschränken. Für die Dichter und die Schriftsteller überhaupt ist diese Untersuchung bestimmt. Gemälde und Musik können uns ergötzen, können uns rühren; aber im eigentlichen Verstande intereßiren können uns nur die redenden Künste.

Noch einmal also, diese Künste erwecken Leidenschaften, 1) indem sie Begebenheiten uns darstellen, an denen wir Antheil nehmen, 2) indem sie

sie Empfindungen uns vorlegen, die uns unsrer eigenen eingedenk machten. Man sieht leicht, daß das Drama, die Epopee, alle die Theile der Dichtkunst, welche Begebenheiten erzählen oder nachahmen, Leidenschaften auf die erste Art erwecken; die Ode, die Elegie hingegen, alle die Gattungen, welche blos den Gemüthszustand des Dichters schildern, auf die zweyte.

Diese Materie ist von unendlichem Umfange; wir müssen sie in engere Gränzen einschließen, wenn wir ihrer mächtig werden wollen.

An welchen Leidenschaften nehmen wir vornämlich Theil? Auf welche Weise müssen sie geschildert werden, damit diese Theilnehmung befördert werde? und welches ist die nützlichste Art der Leidenschaften, die der Dichter erwecken kann?

Um zu wissen, welche Leidenschaften und Empfindungen am meisten interessiren, haben wir zwey Wege; entweder die menschliche Natur zu fragen, oder die Praxin der Dichter.

Die Natur sagt uns: Wir nehmen an den Leidenschaften, von welchen wir andre bewegt sehen, Theil, entweder wenn wir uns genau in ihre Umstände zu versetzen, und die Wirkung derselben auf die Seele uns vorzustellen wissen; oder wenn wir zwischen diesen Umständen und unsern eignen eine gewisse Verbindung sehen.

Wir glauben, es giebt eine dreyfache Sympathie. Eine, die blos im Körper ihren Grund hat; unsre Werkzeuge gerathen bey gewaltsamen Bewegungen ähnlicher Werkzeuge in eine ähnliche

Bewegung; so fühlen wir das Geschrey eines Menschen der auf der Tortur liegt. Eine andere, die in den Vorstellungen der Seele ihren Grund hat; unsre Einbildungskraft giebt uns die Rolle der leidenden Person, und wir bilden also auch alle ihre Empfindungen nach. Eine dritte, die in den moralischen Empfindungen ihren Grund hat; wir erzürnen uns über ein augenscheinliches Unrecht, das jemand geschieht, mehr, als wir mit dem ihm zugefügten Uebel Mitleiden haben würden, wenn es ein bloßer Zufall wäre.

Die erste Art der Sympathie findet nur bey dem Schmerz, nicht bey dem Vergnügen statt. Denn die Erschütterungen müssen gewaltsam seyn, die eine harmonische Erschütterung unsrer Nerven hervorbringen sollen; und die Erschütterungen des Vergnügens sind sanft. Um deswillen also ist körperlicher Schmerz kein schicklicher Stoff für den Dichter. Um deswillen soll Medea ihre Kinder nicht auf dem Theater umbringen, und Atreus nicht seines Bruders Kinder vor den Augen der Zuschauer auftragen. Die Leidenschaften, die uns von andern durch unsern Körper mitgetheilt werden; auch die, wo sich nur unsere körperliche Sympathie sehr mit hineinmischt, sind immer unangenehme verdrüßliche Leidenschaften; sie erlauben selten eine Mischung von Vergnügen, und sie erregen keinen Wohlgefallen über uns selbst und unsre Empfindlichkeit.

Die zweyte Art der Sympathie, die, welche aus der Einbildungskraft, und dem Versetzen in des

des andern Umstände entspringt, muß ebenfalls bey dem Leiden merklicher, als bey jeder andern Art der Empfindungen seyn. Denn, warum hätte man fast in allen Sprachen alle andre Arten von Sympathie unbenannt gelassen, und dem **Mitleiden** allein einen Namen gegeben?

Wir sehen demohnerachtet augenscheinlich, daß wir an der Fröhlichkeit eben sowohl Theil nehmen können, als an der Betrübniß.

Alle Leidenschaften lassen sich in solche theilen, die aus dem Widerstand gegen das Uebel und den Schmerz, und in solche, die aus der Neigung gegen das Gute und das Vergnügen entstehen. Jede Gattung theilt sich wieder, nach dem die Leidenschaft die Seele erhebt oder niederschlägt. Es giebt einen Widerwillen gegen das Uebel, der zum Widerstande führt, der mit einer Art von Aufwallung der Lebensgeister verbunden ist, der muthig, und beynah verwegen macht, das ist die **zornartige Unlust**. Es giebt einen andern, der zur Muthlosigkeit führt, der mit einer Unterdrückung der Lebensgeister verbunden ist, der schwermüthig und verzweifelnd macht, das ist die **Betrübniß**. Eben so giebt es eine Freude, die stolz macht, die Zuversicht und weit aussehende Entwürfe einflößt; und eine andre, die weichlich macht, die in dem Schatten der Ruhe und bey dem Genusse einschläfert.

Noch ist der Charakter der Leidenschaften anders, wenn blos das Gute oder Böse **erwartet** wird, und anders wenn es **nun kömmt**.

Allgemeine Regeln zu geben, welche Leidenschaften sich am leichtesten mittheilen lassen, mag vielleicht sehr mißlich seyn; aber jeder darf seine Erfahrungen anführen, und der Leser hat immer Vortheil, wenn er sie mit seinen eignen vergleicht.

Uns also scheint es, 1) daß, insofern die Sympathie von den Vorstellungen der Seele herkömmt, körperlicher Schmerz und Lust am wenigsten Theilnehmung veranlassen. Vorstellen können wir sie uns wenig, wenn nicht der Körper hilft. Daher diejenigen, die von einem so festen Baue des Körper, und so abgehärteten Fibern sind, daß von hieraus der Zugang zur Seele verschlossen ist, gesetzt auch, daß sie das fühlbarste Herz haben, doch bey den körperlichen Leiden andrer, wenn nicht moralische dazu kommen, wenig empfinden. Das Unglück, woran wir durch die Imagination Theil nehmen sollen, muß auch von der Imagination herkommen; die Vorstellungen, welche sich der Leidende von den Dingen macht, nicht die Bewegungen des Körpers welche er fühlt, müssen die Quelle seines Unglücks seyn.

2) Am Leiden können wir überhaupt mehr Theil nehmen, als am Vergnügen; es sey nun, weil der Schmerz immer die heftigste Empfindung ist, und also auch mit mehr Gewalt auf den Zuschauer wirkt; oder weil wir dem Fröhlichen und Glücklichen nichts helfen können, da hingegen die Noth andrer unsern Beystand, und also unsre Thätigkeit auffordert. Daher kömmt es also auch, daß nur das Trauerspiel eigentliche Leidenschaft erregt,

regt, die Komödie aber mehr blos durch die Vorstellungen intereßirt.

3) An dem weichlichen Vergnügen, das in dem bloßen Genusse besteht, bey dem die Kräfte des Geistes mehr hinsinken, als empor streben, können wir am wenigsten Theil nehmen, wenn wir nicht selbst in einem ähnlichen Zustande sind, oder uns desselben erinnern. Aber davon ist jetzt die Rede nicht. Diese Maler der Wollust also, auch der feinern gesitteten Wollust, erreichen doch ihren Zweck, gesetzt er wäre auch der edelste, am wenigsten. Es ist umsonst, seine Seele in einen Zustand, der ganz leidend ist, worinn sie nichts wirkt, sondern blos Eindrücke andrer Dinge empfängt, freywillig zu versetzen. Nur die Freude, die geschäftig, behende, mit Unternehmungen schwanger, voll großer Hofnungen ist; diese nur können wir bey uns selbst, ohne sie zu fühlen, nachmachen: denn unsre Kräfte zu Handlungen zu erwecken, haben wir die Gewalt; aber Eindrücke hervorzubringen, wenn die Gegenstände nicht da sind, haben wir keine. Was die verschiedene Arten der Unlust anbetrift, so kömmt viel auf den Charakter des Zuschauers an. Ein männlicher Geist wird mehr Antheil an dem Zorne, und ein weiblicher mehr Antheil an der Betrübniß nehmen. Jenes scheint der Fall bey den Alten gewesen zu seyn: deswegen konnten sie auch so schreckliche Geschichte, so gräßliche Ausbrüche der Wuth vertragen, sie sahen lieber eine Medea, die, wenn gleich durch Grausamkeiten, sich über ihr Unglück erhebt, als eine Niobe,

Niobe, die weinend unter demselben zu Boden sinkt. Dieses scheint der Fall bey uns zu seyn; wir wollen mehr wehmüthige als starke Empfindungen sehen; ein Feiger, der aber sonst ein guter Mann und unglücklich ist, findet mehr Mitleiden, als ein Tapferer, der durch das Unglück wild und unbändig worden. Dieß könnt also daher, weil der männliche Geist die muthige Widersetzung des Zornigen billigt, und die Ohnmacht des Niedergeschlagenen verachtet; der weibliche Charakter hingegen den Ungestüm des Zorns scheuet, und hingegen das Sanfte der Betrübniß gut heißt. Dieß hängt also mit der Sympathie der moralischen Empfindungen zusammen, und davon werden wir gleich reden.

4) An allen glücklichen und unglücklichen Vorfällen andrer Menschen können wir mehr Antheil nehmen, wenn sie erwartet werden, als wenn sie gegenwärtig sind. Um deswillen schließt sich das Trauerspiel, sobald der unglückliche Streich vollbracht ist. Den Hoffnungen zweyer Liebenden, die sich durch allerhand Schwierigkeiten aufgehalten sehen, können wir mit Vergnügen zusehen; aber wenn sie nun verlobt sind, so gehen wir davon. Die Ursache liegt in dem, was wir schon gesagt haben. Nur an der Begierde oder dem Abscheu nehmen wir eigentlich Theil, nicht an dem Genusse und dem Leiden; jenes sind Handlungen, dieß sind Empfindungen; dort wirken wir selbst, hier die Dinge. Wo sich nun bey den Personen, welche es eigentlich gilt, Hoffnung in Lust verwandelt,

delt, da hört ihr Bestreben, und also unsre Mitwirkung auf. Bey dem Schmerze ist es etwas anders; weil kein Schmerz ohne Furcht, obgleich Lust ohne Hoffnung seyn kann. Bey dem Genuße verliert sich die Begierde, und also auch die Theilnehmung. Bey dem Schmerze verliert sich nicht die Verabscheuung; die Bestrebung das Uebel wegzuschaffen bleibt, und dieses Bestreben theilen wir mit dem Leidenden.

Was die moralische Sympathie betrifft, so richtet sich diese nach zwo Sachen; nach dem Charakter der Person, und nach dem Charakter der Leidenschaft, an welcher wir Theil nehmen sollen. Die Person müssen wir lieben oder hochachten; die Leidenschaft müssen wir in gewissem Grade billigen. 1) Liebe und Hochachtung gründen sich auf moralische Vollkommenheit, die wir einem Menschen zuschreiben. Aber Hochachtung geht auf die moralische Vollkommenheit blos an sich betrachtet, Liebe, auf dieselbe als eine Quelle des Vergnügens oder des Nutzens für uns. Alle Umstände einer Person, gegen welche wir eine dieser beyden Gesinnungen haben, rühren uns mehr, alle ihre Empfindungen nehmen wir leichter an; einmal, weil wir diese Umstände mehr mit den unsrigen verbinden, zum andern, weil wir diese Empfindungen für etwas vollkommners und nachahmungswürdigers halten.

2. Besonders müssen wir die Leidenschaft, welche Sympathie erregen soll, für erlaubt oder für löblich, und den Grad derselben für billig

und der Ursache gemäß ansehen. Die Stoiker sagten, unsre eigne Leidenschaften bekämen dadurch ihre größte Stärke, weil wir aus Irrthum es für recht hielten, sie zu haben. Wir wollen jetzt nicht untersuchen, wie weit dieses wahr sey; aber so viel ist gewiß, daß jede Leidenschaft geschwinder entsteht, und auf eine größere Höhe steigt, wenn wir durch den Gedanken von Unrechtmäßigkeit oder von Thorheit nicht zurück gehalten werden. Der freywillige Entschluß der Seele gesellt sich bey Leidenschaften, die wir billigen, zu dem unfreywilligen Eindrucke der Gegenstände; und diese vereinigte Kraft unsrer selbst und des Dinges macht also die Wirkung größer.

So wie in den Begriffen von der Moralität etwas Festes und Unwandelbares, und etwas Veränderliches und Willkührliches ist; so werden auch die Leidenschaften, welche man billiget, zum Theil bey allen Menschen dieselben, zum Theil durch die Verschiedenheit der Sitten und der Gesetze verschieden seyn.

Allgemein wird es seyn, daß eine Leidenschaft, die auf Wohlwollen gegründet ist, mehr Theilnehmung erregt, als eine, welche aus Haß entsteht; die Elektra flößt uns bey weitem nicht so sehr ihren Haß gegen ihre Mutter ein, als sie uns ihre Liebe zu ihrem Bruder einflößt. Allgemein wird es seyn, daß eine Leidenschaft, die ein Mensch blos wegen seiner eignen glücklichen oder unglücklichen Veränderungen empfindet, weniger Theil-

Theilnehmung erregt, als die, welche er über das Schicksal andrer, die unter ihm stehen, oder für welche er zu sorgen hat, empfindet. Ein Vater, der seine unglücklichen Kinder, ein Bürger, der sein Land beweint, fodert mehr Mitleid, als ein Mensch, der seine eigne Armuth oder seine Krankheit beklagt. Allgemein wird es seyn, daß Zorn nur bey einem durch Ungerechtigkeit erlittnen Unglücke gebilliget und mit empfunden wird.

Aber verschieden werden die Meynungen über die Größe der Beleidigungen seyn, und über die Härte der Ahndung, die bey jeder Beleidigung erlaubt ist. Eine empfangne Ohrfeige erregt den ganzen Tumult in dem Cid, und dieser Tumult scheint den Zuschauern nicht übertrieben. Die Rache der Elektra ist grausam; aber die Ermordung eines Vaters schien sie den Griechen zu rechtfertigen. Verschieden werden sie seyn über den Werth der Tugenden, die sich in den verschiednen Leidenschaften äußern. Jede Art der Fähigkeiten und Tugenden, die Tapferkeit, die Mäßigkeit, die Menschenliebe, hat ihre Epoke in der menschlichen Gesellschaft; vielleicht hat es noch keinen Zeitpunkt gegeben, wo alle Tugenden auf gleiche Art wären geschätzt worden. Zu der einen Zeit wird man geneigt seyn, auch Handlungen der Ungerechtigkeit und Grausamkeit zu entschuldigen, wenn sie nur mit Entschlossenheit unternommen und mit Muth ausgeführt worden; zu einer andern wird man auch weibisches tändelndes Wesen vertragen können,

wenn es nur mit Feinheit der Sitten und Gutherzigkeit verbunden ist.

So viel sagte uns die Natur des Menschen; was sagt uns nun die Praxis der Dichter?

Wenn man die alten und neuen Trauerspiele in seinen Gedanken durchläuft, so wird man, glauben wir, zwo Leidenschaften am östersten in ihnen vorkommen sehen: **Rachsucht** und **Liebe**. Rache, oder die Ahndung einer empfangnen Beleidigung, ist oft der Stoff des heroischen Trauerspiels, und ist den Dichtern am meisten eigen, welche nach Erhabenheit streben; Liebe ist gemeiniglich der Stoff des wehmüthigen Trauerspiels, und ist die Lieblingsmaterie der Dichter, welche mehr Empfindlichkeit des Herzens haben.

Diese Einförmigkeit wird uns weniger befremden, wenn wir bedenken, daß es nur zwo Leidenschaften zu schildern geben kann, solche, die aus der Freude und dem Wohlgefallen, und solche, welche aus dem Mißfallen entstehen. Rührt nun diese Freude oder dieser Verdruß von den menschlichen Handlungen her, sind es die gesellschaftlichen Verhältnisse, durch welche diese Leidenschaften erregt werden, so werden sie fast allemal in Liebe oder in Zorn ausschlagen.

Aber warum ist unter allen Arten der Zuneigung, die Liebe der Geschlechter vorgezogen worden.

Deswegen, weil 1) diese Leidenschaft allgemeiner ist; sie gründet sich auf einen Naturtrieb, sie erinnert an eines der stärksten sinnlichen Vergnügungen; die Sympathie kann also allgemein

seyn.

seyn. Die väterliche, die freundschaftliche, die Vaterlandsliebe hingegen, sind nur gewissen Personen eigen, sie sind mehr Tugenden, als wirkliche Leidenschaften; nur derjenige kann stark daran Theil nehmen, der selbst fähig ist sie zu fühlen. 2) Weil diese Leidenschaft am meisten Verwickelungen und Abentheuer hervorbringt, und also der beste Stoff zu einer Fabel ist. Da sie sich mit dem Interesse der Familien durchkreuzt, so findet sie mehr Schwierigkeiten und Widerstand zu überwinden; da sie ausschließend ist, so hat sie mit Nebenbuhlern zu kämpfen; da sie, durch die Unauflößlichkeit der Ehe, den lebenslangen Zustand zwoer Menschen bestimmt, so macht sie auf gewisse Weise die Entscheidung ihres Schicksals aus; da sie endlich geschwinder auf ihre Befriedigung dringt als jede andre Leidenschaft, so bringt sie in der kürzesten Zeit die wichtigste Begebenheit des menschlichen Lebens zu Stande, wodurch sie einer dramatischen Behandlung am meisten fähig wird. 3) Weil sie die am meisten poetische Leidenschaft ist; sie belebt die Einbildungskraft, weil sie zum Theil körperlich ist, und den Lauf der Säfte beschleunigt; sie ist in ihrer vollen Stärke zu der Zeit des Lebens, wo die Seele am meisten wach, und die Nerven am gefühlvollsten sind; sie vermischt sich mit vielen andern Empfindungen, weckt jede schlafende Leidenschaft auf, und färbt jede Idee, jede Handlung mit ihrer eignen Farbe. Die Liebe hat die Poesie hervorgebracht, und es ist nicht bloße Nachahmung, sondern es ist Natur, daß die Liebe und ihre Aben-

theuer öfter als jeder andrer Umstand des menschlichen Lebens von der Dichtkunst sind besungen worden.

Aber warum haben die Alten so wenig Liebe in ihren Stücken? Man irret sich. Liebe ist in ihren Stücken genug, aber nur nicht die Geschichte des Verliebens. Wenn wir die tragischen Begebenheiten der griechischen Bühne betrachten, so finden wir, daß die Liebe viele derselben veranlaßt und sich fast in alle gemischt hat. Was stürzt den Agamemnon, was zerrüttet die Häuser des Atreus, des Jasons, des Theseus, als die Liebe? Was ist es dann, das uns die griechischen Dichter in der Klytämnestra, in der Medea, in der Phädra schildern, als die Wirkungen der Liebe? Freylich der ausschweifenden, der ehebrecherischen, der schändlichen Liebe. Aber sie haben auch in der Alcestis das Gemälde ehelicher Treue aufgestellt. Die Neuern haben also nicht die Liebe zuerst aufs Theater gebracht; aber sie haben sie auf eine neue Weise behandelt, einen andern Zeitpunkt derselben, so zu sagen, gewählt. Die Griechen schildern mehr die eheliche Liebe, es sey in ihrer Ausschweifung und Verderbniß, es sey in ihrer Vollkommenheit und R nigkeit; die Eifersucht einer beleidigten Frau, oder die Wuth einer Ehebrecherinn ist der Stoff ihres Gemäldes: unsre Dichter hingegen schildern mehr den Roman vor der Ehe, die Zärtlichkeit des Liebhabers, oder die Eifersucht der Braut.

Und so bringen es die Sitten der Griechen und die unsrigen mit sich. Bey den Griechen gab

es

es keinen solchen Roman. Ihre Töchter blieben in dem innersten Theile des Hauses, den Augen aller Mannspersonen, selbst ihres Liebhabers verborgen, bis er ihnen als Gemahl zugeführt wurde. Eher trat das weibliche Geschlecht nicht auf dem Theater der Welt auf, als bis es verheurathet war; und auch dann waren die Besten, die Tugendhaftesten, am wenigsten sichtbar.

Was also in der menschlichen Natur liegt, daß die Liebe eine allgemeine und poetische Leidenschaft ist, daß sie am Elende und Glückseligkeit der Menschen und der Familien sehr vielen Theil hat: das hat Griechen und Franzosen und Deutsche auf gleiche Weise dahin gebracht, die Liebe in ihre Stücke zu bringen, es sey als eine unsichtbare Triebfeder der Handlung, es sey als das sichtbare Original des Gemäldes. Was aber blos in den Sitten unsrer Zeit liegt, daß beyde Geschlechter auch vor der Ehe freyer mit einander umgehen können; daß der Jüngling und die Braut auf gleiche Weise ihre Neigung gestehen dürfen; daß es einen so häufigen Kampf der Leidenschaft der jungen Personen mit dem Interesse der Alten und ihrer Familien giebt; daß dieser Streit von beyden Seiten durch gegenseitig gemachte Entwürfe geführt wird, woraus eigentlich die Intrigue entsteht: dieß hat auch unserm Theater und unsern Romanen eine besondre Art von Liebeshändeln gegeben, von denen die Alten wenig wußten.

Eine Leidenschaft giebt es, in welcher sich diese beyden, **Liebe und Zorn**, mit einander

vereinigen; keine ist auch deswegen öfter geschildert worden, in keiner haben die Dichter ein größer Feld gefunden, ihre Einsicht in die Führung der Leidenschaften zu zeigen. Diese Leidenschaft ist die **Eifersucht.** Die Medea, der Othello und die Zaire, drey Hauptstücke dreyer berühmten Nationen, haben die Eifersucht zum Stoff.

In der That wird kaum irgend eine Leidenschaft so viel andre Leidenschaften in sich schließen, kaum eine so mannichfaltige Bewegungen des Gemüths erregen. Wer den Eifersüchtigen schildern will, der muß die Liebe und den Haß, die Freude und die Traurigkeit, die Hoffnung und die Furcht schildern. Ueberdieß kann man der Entstehung dieser Leidenschaft mehr als irgend einer andern nachspüren. Andre Leidenschaften entstehen entweder zu langsam oder zu schnell, um aus ihrem Ursprunge ihre Natur kennen zu lernen. Eine einzige Beleidigung kann das Gemüth in Zorn bringen; die Vorstellungen folgen hier mit solcher Geschwindigkeit auf einander, das Blut und die Lebensgeister brausen so schnell auf, daß es dem Menschen selbst nicht möglich ist, den Gang der Leidenschaften zu entwickeln. Die Liebe, wenn sie ganz sinnlich ist, entsteht eben so schnell und oft bey dem ersten Anblicke. Ist sie hingegen moralisch, so wächst sie unmerklich; es ist unmöglich, den Zeitpunkt zu bestimmen, wo Gleichgültigkeit in Neigung, und Neigung in Zärtlichkeit übergiengen. Bey der Eifersucht hingegen ist der Zustand, aus welchem die Leidenschaft gleichsam

aus-

ausgeht, schon ein an sich merklicher Zustand, dessen Abänderungen sich wohl wahrnehmen lassen. Wenn ein Mensch, welcher liebt, und heftig liebt, anfangen soll zu hassen: so muß der Uebergang deutlich seyn. Die Ideen, welche seine erste Leidenschaft bestritten und besiegt haben, müssen öftre Anfälle auf dieselbe gethan haben; es muß ein Kampf vorgegangen seyn, mit einem Worte, der Mensch, der eifersüchtig wird, ist selbst geschäftig seinen Argwohn zu stärken oder zu besiegen, er weiß also und kann angeben, was in ihm vorgeht.

Und dies bringt uns auf eine andre Bemerkung, die man bey der Lesung der Dichter machen kann; daß nichts so sehr intereßirt als der **Streit mehrerer Leidenschaften.**

Wir haben schon angemerkt, daß nicht sowohl die **Empfindung**, die leidende Veränderung des Geistes, die bey der Leidenschaft **zum Grunde** liegt, als die **Thätigkeit**, die wirksamen Bestrebungen der Seele, durch welche sich die Leidenschaft äussert, dasjenige sey, woran wir Theil nehmen. Ist nun nur **Eine** unbestrittne Leidenschaft in der Seele, so kehrt sie ihre ganze Wirksamkeit nach aussen, sie geht blos mit der Unternehmung, mit der äußern Handlung um, die zu ihrer Befriedigung abzielt; die innere Wirksamkeit des Geistes selbst, die, welche eigentlich durch die Rede geschildert werden kann, ist nur geringe. Wenn aber mehrere Begierden vorhanden sind: so arbeitet die Seele innerlich, eine Entscheidung des Streits, oder ein Gleichgewicht zu finden; und diese

Arbeit ist es, welche eigentlich Worte malen können.

Ein Mensch, der einen andern vollkommen und durchaus haßt, ist auf gewisse Weise ruhig, weil er einmal entschlossen ist, und einen einfachen Entwurf verfolgt; die Ideen die zu jeder Leidenschaft gehören, so wie sie sich mehr festsetzen, werden dunkler. Wenn er aber eben die Person liebt, über deren Beleidigung er ergrimmt: dann ist das Gemüth im Aufruhr; die Ideen des Hasses sind neu, und also lebhaft und deutlich, die Ideen der Liebe sind im Besitze der Seele, und leisten also muthigen Widerstand, der sie hinwiederum klärer und lebendiger macht. Mit einem Worte, der Widerspruch der Ideen und der Begierden, das ist der Zustand, wo der Mensch seiner selbst am besten bewußt ist, und wo er am meisten seine Vorstellungen und Neigungen ausdrücken kann.

Ueberdieß ist die Erwartung, die zum Interessirenden nothwendig ist, bey dem Streite zweyer Leidenschaften größer als bey Einer. Was der Mensch thun wird, der blos liebt oder blos haßt, das ist ausgemacht; die Wahl kann nur zwischen den Arten der Befriedigung seyn, und dies erregt die Neubegierde nicht so stark, weil es nichts ist, was die Natur des Menschen selbst so sehr angienge. Aber wozu sich der Sohn noch entschliessen wird, der seinen eignen Vater an dem Vater seiner Geliebten rächen soll; was die mütterliche Liebe einer heftigen und gegen ihren Gemahl wüthenden Frau thun wird; das sind wir höchst begierig

gierig zu wissen, und sind sehr zweifelhaft es voraus zu sagen.

Dieser Streit der Leidenschaften ist auf mehr als eine Art möglich.

Der erste ist zwischen einer alten eingewurzelten Neigung, und einer neuentstehenden Leidenschaft, durch welche sie besiegt werden soll. Dieß ist der Fall bey der Eifersucht. Diese Art des Streites ist zu einer Schilderung, zu einer Entwickelung der Leidenschaft am vortheilhaftesten. Die Entstehung ist es, welche uns die Natur der Leidenschaft am besten erklärt. Und wo können wir dieser Entstehung zusehen, als wo der Zeitpunkt, wo sie anfängt, merklich ist; und wo kann er merklich seyn, als wo er von dem vorhergehenden Zustande der Seele sehr absticht? Ueberdieß findet sich der Vortheil, den der Streit der Leidenschaften dem Dichter leistet, daß er die stummen beredt macht, bey keinem Streite mehr, als wo eine einmal feste Ueberzeugung bestritten, und eine schon zur Gewohnheit gewordene Zuneigung angegriffen wird.

Eine andre Art des Streits, der viel Unruhe und Erwartung erregt, aber weniger den Charakter entwickelt, ist der, wenn eine neue und zufällig entstandne Begierde, einer alten Leidenschaft, bey der Wiedererkennung des Gegenstandes, oder bey einer bessern Belehrung, Platz macht. Dieß ist der Fall bey der Iphigenia von Tauris und bey der Merope. Hier ist es nicht sowohl ein Streit, als eine plötzliche Umkehrung der Gesinnungen.

nungen. Das Interesse entspringt nicht sowohl weil man in den Zustand der Person tief eindringt und sich also dadurch die Gesinnungen sehr zu eigen machen kann; sondern weil man selbst durch den Widerspruch unruhig wird, der sich zwischen der jetzigen Bewegung der Person und ihren wirklichen Gesinnungen und Verhältnissen findet. Geschieht nun die Entdeckung; so ist bey der Person selbst zwar kein eigentlicher Streit, die alte Leidenschaft nimmt ungehindert Platz: aber sie äußert ihre Gewalt weit stärker; sie ist mit einem Grade von Schrecken verbunden, und hat also noch eine Mischung von der Leidenschaft, aus welcher sie entstanden war. Fälle dieser Art werden auf dem Theater öfter als im menschlichen Leben vorkommen, denn sie fordern immer eine wunderbare Verwicklung, um dem Menschen den wahren Gegenstand seiner Liebe oder seines Hasses zu verbergen, oder um ihn auf eine Zeitlang wider seine wirklichen Gesinnungen handeln zu lassen.

Ein dritter Streit ist zwischen zwey Leidenschaften, welche sich zwar einander nicht aufheben, welche nicht einander entgegenstehen, aber die doch entgegenstehende Maaßregeln, und eine doppelte Aufführung brauchen.

Wenn ein Mensch zwey Personen liebt, welche einander hassen, wenn er die Gunst zweyer Personen sucht, die entgegenstehende Unternehmungen haben, an welchen sie ihn wollen Theil nehmen lassen, wenn er in zweyfachen Verbindungen ist, die ihm doch beyde theuer sind, und ihm doch

doch entgegenstehende Pflichten auflegen: dann ist er in einer wichtigen Situation. Das ist der Fall bey Germeuil im Hausvater, so ist Neoptolem in Philoktet, der gern den kranken Helden retten, und doch seinem gegebenen Worte treu seyn wollte. Man sieht leicht, warum man sich für einen solchen Menschen intereßirt. Die Unruhe ist vielleicht unter allen Bewegungen der Seele diejenige, welche sich am leichtesten mittheilt; und eine solche Lage der Umstände bringt Unruhe hervor. Ueberdieß ist man begierig, die Entscheidung zu wissen; man findet die Aufgabe verwickelt, und man wünscht sie aufgelöst zu sehn.

Eine solche Situation kann aber eben sowohl lächerlich als rührend werden, nach dem Charakter der Person, welche sich in derselben befindet. Bey einem schwachen Geiste, oder wenn die Partheyen, unter welchen zu wählen ist, nicht erheblich sind; so artet diese Unruhe in eine kindische Unentschlossenheit und Verlegenheit aus, die allemal lächerlich ist. Man wird sich erinnern, in sehr viel Komödien solche Scenen gesehen zu haben, wo ein alberner Mensch durch seine Verlegenheit die Zuschauer erlustiget. Bey einem edlen und großen Charakter hingegen, und wenn die Vorfälle wichtig sind, und die Wahl einen großen Ausschlag giebt: dann wird diese Unruhe rührend.

Wir könnten hier den Streit zwischen Leidenschaft und Vernunft, als eine besondre Gattung hinzufügen, wenn er sich nicht auf gewisse Weise über alle die vorige Arten erstreckte.

Näm-

Nämlich, was wir eigentlich Leidenschaft nennen, ist eine sinnliche Begierde, die vom Körper herrührt, die durch den Lauf der Säfte und die Bewegung der Lebensgeister unterstützt wird. Vernunft ist der Geist, insofern er aus sich selbst, und abgezogen vom Körper wirkt und handelt. Sobald also nur der Mensch selbst thätig ist, und soweit er es ist, da und soweit wirkt seine Vernunft. Aber jeder Streit der Leidenschaften macht den Menschen selbst thätig; also erweckt jeder Streit der Leidenschaft die Vernunft.

Im Grunde war dies eben der Vortheil, den wir von diesem Streite ziehen konnten. Eine einfache sinnliche Leidenschaft kann thierisch seyn, und ist es immer mehr oder weniger; eine zwiefache entgegengesetzte muß auf gewisse Weise vernünftig werden, (oder der Mensch ist verloren,) durch die Arbeit, die die Seele selbst dabey anwenden muß, sie aus einander oder in Vereinigung zu bringen. In dem ersten Falle denkt der Mensch wenig. Es ist bloßes dunkles Gefühl bey ihm: und wer will dieses dunkle Gefühl schildern? wer will sich darein versetzen? In dem andern denkt er nothwendig Etwas, seine Empfindungen, die bloße Eindrücke waren, welche auf die Seele geschahen, müssen nun von ihr bearbeitet, geändert, und so zu sagen in die Form gebracht werden, daß sie bey einander Platz haben. Diese Ideen zu beschreiben, dazu ist die Sprache gemacht, das kann allein der Vorsatz des Dichters oder Redners seyn.

Es

Es giebt demohngeachtet noch eine reinere oder höhere Vernunft, als die, welche blos aus dem Zusammenstoße der Leidenschaften zum Vorschein kömmt. Wir wollen sagen, es giebt auch Begierden, die ihren ersten Ursprung in dem Geiste und seinen eignen Vollkommenheiten haben. Diese Begierden machen den Grund der Tugend aus. Sie sind gleichförmig und ruhig, und geben also zu keinen gewaltsamen Aeußerungen Anlaß; aber sie geben wohl zu einer lebhaften Thätigkeit Anlaß, wenn die Seele diese ihre eigenthümlichen Begriffe, diese ihr am meisten zugehörenden Neigungen bey dem Sturme der körperlichen Begierden und der gewaltsamen Bewegung der Lebensgeister zu erhalten sucht. Dieß ist, glauben wir, ein äußerst interessanter Anblick, der vielleicht nicht so oft recht geschildert worden ist, weil nur die besten und vortreflichsten Männer in sich selbst das Original zu einer solchen Schilderung finden können. Dies ist der Kampf des weisen Mannes mit dem Unglücke, und oft auch mit dem Glücke, welchen die Götter selbst, wie Seneka sagt, mit Vergnügen anschauen.

Mit diesem Streite der Leidenschaften, von welchem bisher geredet worden ist, haben zween Fälle etwas ähnliches, die nach Theorie und Erfahrung vorzüglich interessant sind. Des ersten gedenkt schon Aristoteles in seiner Rhetorik. Das Mitleiden, sagt er, wird stärker rege, wenn nach Vollbringung des Streichs, der das Schicksal des Helden entscheidet, nun ein Umstand sich ereignet oder bekannt wird, der ihn würde gerettet haben,

haben, wenn er nicht schon das äußerste erlitten hätte Was macht Clarissens Tod trauriger, als die Ankunft der Norton, die ihr die Vergebung von ihren Eltern bringt? Was ist schrecklicher als die Situation des Romeo, der seine Geliebte wieder aufleben sieht, da er das Gift schon getrunken hat? Diese Beyspiele zeigen zugleich die Verschiedenheit, die hierbey noch statt findet. Ist die Person selbst, wie Romeo, noch am Leben und gegenwärtig, sieht sie selbst den glücklichen alles ändernden Vorfall, und ist doch verloren: so ist die Situation schrecklich. Ist die Person, wie Clarisse, schon todt, und ist es nur der Leser, der das Unglück, welches sie erlitten hat, mit dem Glück was ihr bevorstund vergleicht: so ist die Situation wehmüthig.

Im ersten Falle wird das Leiden des Helden selbst vergrößert; im zweyten wird nur die Vorstellung dieses Leidens bey dem Zuschauer lebhafter.

Ein zweyter Fall, wo nicht ein eigentlicher Streit der Leidenschaften, aber doch ein gewisser Widerspruch in den Begebenheiten und Gemüthsbewegungen das Interesse vermehrt, ist der Fall des Oedips, der gerade durch die Mittel, welche er anwendet, sich zu retten, sein Unglück beschleunigt, gerade durch die Nachrichten, welche ihm einen Zuwachs von Glückseligkeit versprechen, seines Unglücks gewiß wird. Derselbe Bote, welcher ihm die Krone von Korinth anbietet, beweist es ihm, daß er Lajus und Jokastens Sohn sey. Aber

woher

woher entsteht hier das größere Interesse? Aus der nämlichen Ursache, als im vorigen Falle, aus dem größern Aufruhre in dem Gemüthe des Leidenden. Dort war es das nahe Bild der Glückseligkeit, welches das Gemälde des Unglücks noch schwärzer machte; die Begierden entbrannten zu eben der Zeit heftiger, da sie ihren Gegenstand unwiederbringlich verloren sahen: hier giebt die Gewalt, mit welcher der Mensch seinem Unglück entgegengearbeitet hat, und die gegen ihn selbst gekehrt wird, auch dem darauf folgenden Schmerz eine größre Heftigkeit. Ein lange zuvorgesehenes Unglück, zu dessen Abwendung man nichts gethan hat und nichts hat thun können, kann sehr schmerzlich seyn, aber zu gewaltsamen Entschlüssen wird es selten bringen; das Gemüth bleibt in seiner Lage, obgleich diese Lage traurig ist. Aber wann der Mensch schon vorher, und mit einiger Hoffnung, nach einem Ziele gerungen, wann er Vorkehrungen gegen das Unglück gemacht, Helfer herbeygerufen, alle seine Einsichten und seine Kräfte aufgeboten hat: dann ist schon ohnedieß die Seele in einer lebhaften Bewegung; und wann also mitten in diesem Sturme ein unglücklicher Streich seine Bemühungen vernichtet, dann kehret sich eben die Kraft der Seele, welche schon in Thätigkeit war, gegen sich selbst; er wird unwillig und aufgebracht über sein Schicksal.

Man sieht leicht, daß auch Fabeln von dieser Art künstlich seyn müssen. Und ohne das System eines blinden Schicksals, welches in der alten Tragödie so sehr herrscht, wird es kaum möglich seyn,

 viele

viele derselben zu Stande zu bringen. In der That mischt sich dieses Schicksal in die meisten ihrer Stücke. Oedip wird durch einen Orakelspruch zum Vatermörder, Phädra wird von der Venus in ihren Stiefsohn verliebt gemacht, und Orest bringt seine Mutter auf den Befehl des Apollo um, der ihn doch dafür durch die Furien strafen läßt.

Dieses System ist das System der meisten noch rohen unerleuchteten Völker. Und darum sind auch nur in den ältesten Epochen die Geschichten häufig, wo ein Mensch alles thut, einem geweissagtem Schicksale zu entgehen, und gerade dadurch sich in dieses Schicksal verwickelt. Für uns, die wir diese Ideen nicht annehmen, können solche Verwickelungen nicht anders als unwahrscheinlich und unnatürlich scheinen; und wenn sie auch dieß nicht wären, so würden sie das größte Interesse für einen feinern und gesitteten Zuschauer, die Theilnehmung an der Moralität der Handlungen, aufheben.

Noch zu einer Erklärung müssen wir diese Anmerkungen über den Streit der Leidenschaften anwenden.

Was ist wohl das, was die Kunstrichter eine Situation nennen? Es ist eine Zusammenkunft solcher Umstände und Begebenheiten, durch welche die Empfindungen oder Leidenschaften der handelnden Person, in Wirksamkeit gesetzt, und genöthigt werden, in Entschlüssen und Handlungen auszubrechen. Aber wodurch werden sie in diese Wirksamkeit gesetzt? Gemeiniglich durch einen

nen solchen Streit, als wir bisher betrachtet haben.

So wie wir in der Körperwelt die Kräfte nur messen nach dem Widerstande den sie überwinden, so messen wir in der moralischen Welt, die Stärke der Neigungen oder Empfindungen, nur nach den gegenseitigen Eindrücken oder Begierden, über welche sie die Oberhand behalten. Der Hausvater konnte seinen Sohn und seine Tochter lieben, so stark er immer wollte; daß er ihn liebte, das konnte bekannt seyn, aber wie innigst seine Zärtlichkeit sey, wie weit er andre Väter darinn übertreffe, das konnte man erst sehen, da sein Sohn ausschweifend, und seine Tochter zurückhaltend wurde.

Diderot redet von nichts anders, als einem solchen Streite, wann er den Kontrast zwischen dem Charakter und den Umständen so sehr empfiehlt. Was ist denn der Charakter? Es sind diejenigen Neigungen und Abneigungen, die ebenfalls bey gewissen Vorfällen und Gelegenheiten entstanden sind, aber die sich nun einmal festgesetzt haben, die fortdauernd sind. Was sind die Umstände? Es sind die jetzt vorfallenden Begebenheiten, die Gelegenheit zu neuen Empfindungen und Gesinnungen geben. Was wird also der Mann seyn, dessen Charakter mit seinen Umständen im Streite stehn? Es wird ein Mann seyn, welcher die Gewohnheit hat eine Person zu lieben, und welcher jetzt eben Veranlassung bekömmt sie zu hassen; es wird einer seyn, der für beständig eine Person sehr verehrt, und für jetzt veranlaßt ist, sie zu be-

beschimpfen. Also ist im Grunde, dieser Streit zwischen Charakter und Umständen, immer ein Streit zwischen Neigungen und Neigungen; zwischen einer Leidenschaft und der andern. Nur daß die eine Neigung schon längst ist erregt worden, und seit der Zeit fortgedauert hat; die andre erst jetzt erregt wird und größtentheils vorübergehend ist.

Wir empfinden demungeachtet noch hierbey eine Verschiedenheit. Eine Leidenschaft kann einer andern auf eine doppelte Art zuwider seyn: einmal, wie sich Haß und Liebe gegen dieselbe Person zuwider ist, so ist es bey der Eifersucht; das andremal, wie der Geiz und die Liebe zu einem armen Mädchen, so ist es beym Harpagon. Man sieht nämlich, im ersten Falle ist der Streit eigentlich zwischen den Begierden selbst, man muß durchaus eine Wahl treffen; eine Neigung muß aufgeopfert werden. Im andern Falle können beyde Leidenschaften bey einander bestehen, und dauern auch zugleich fort; aber der Streit ist zwischen den Grundsätzen, Meynungen und Arten zu handeln, zu welchen diese Leidenschaften Anlaß geben. Als Geizhals muß er eine Heyrath ohne Mitgift für unvernünftig halten: und als Verliebter muß er sie jetzt billigen. Vielleicht ist die Entscheidung zu gewagt: aber uns dünkt, daß nur der erste Streit eigentlich rührend sey, und für die Tragödie und das Interesse durch Empfindung gehöre; der andre hingegen leichter komisch werde, und mehr blos durch die Entwickelung des Charakters intereßire. Das

erste

erste bringt Unruhe, plötzliche Uebergänge, gewaltsame Entschlüsse und zuletzt Reue hervor; das andre hingegen fast immer nur Verlegenheit, und gewisse Widersprüche im Betragen und Reden, die lächerlich werden.

Noch müssen wir einer Leidenschaft gedenken, die eine Art des Zorns zu seyn scheint, und die von den Dichtern vorzüglich oft ist gebraucht worden, das Schrecken oder Mitleiden zu vermehren; das ist der Unwille wider sich selbst; die Reue. Warum ist es rührend, wenn Orosmann befiehlt, daß Zaire, die er umgebracht hat, soll vor ihn gebracht werden; warum ist es so schrecklich, wenn die Mörderin des Königs in Macbeth, ihre blutigen Hände wäscht, und die Flecken nicht wegnehmen kann? Deswegen glaube ich, weil sich alsdann zwey der unangenehmsten Leidenschaften, die sonst fast immer getrennt sind, mit einander vereinigen, **Traurigkeit** und **Zorn**; weil die Reue gemeiniglich den Menschen veranlaßt, sich mitten im Elende den glücklichen Zustand lebhaft vorzustellen, in welchem er ohne seine Vergehung seyn werde, und diese Vorstellung das Rührendste des Elends ist; weil endlich unter allen Schmerzen dieser am meisten aus den moralischen Theile des Menschen, aus dem Innersten seines Geistes selbst entspringt. Jeder andrer Verdruß oder Betrübniß kömmt vom Körper, oder von andern Dingen außer uns her; die Reue ist der Unmuth eines Geistes über sich selbst. Und so wie in der wirklichen Welt, dieser Unmuth der bitterste Schmerz, und der

Stachel beynahe aller andrer Leiden ist, in welche er sich so oft mischt; so ist er auch in der poetischen Welt das Hülfsmittel, unsre Theilnehmung an fremden Leiden stärker und tiefer zu machen.

Was wollen wir dann nun mit allen diesem? wollen wir den Dichter einschränken? wollen wir ihn nöthigen, gerade nur diese und keine andre Begebenheiten zu bearbeiten?

Nein, wir wollen ihn freyer machen; wir wollen ihm sagen, daß jede Begebenheit mannichfaltige Eindrücke machen, mannichfaltige Neigungen erregen können, nach dem Charakter der Person, die er in die Begebenheit setzet; und daß es also immer in seiner Gewalt stehe, Charakter und Begebenheit so gegen einander abzumessen, daß daraus wichtige und interessante Empfindungen und Leidenschaften entspringen. Wir wollen ihn lehren, daß wir nicht an den Vorfällen und Veränderungen selbst, sondern nur an den Gesinnungen oder den Begierden unsrer Nebenmenschen Theil nehmen, die durch solche Vorfälle erregt oder aufgebracht werden; und daß es also mehr von seinen Personen, daß heißt im Grunde mehr von ihm selbst, von seiner eignen Art zu denken und zu empfinden, als von dem Stoff abhänge, ob er interessant seyn soll oder nicht.

Es giebt eine Verschiedenheit der Leidenschaft, nach dem sie aus diesem oder jenem Vorfalle entspringt, und nur unter gewissen Umständen möglich ist: so hat jeder Stand, jede Lebensart, jede Verfassung des Menschen ihre eigne Leidenschaften.

Es

Es giebt eine andre Verschiedenheit, die bey den nämlichen Vorfällen statt findet, nach der verschiednen Seite, von welcher dieselben betrachtet und empfunden werden; so kann dasjenige bey dem einen Zorn erregen, was den andern niederschlägt. Die erste Verschiedenheit ist lange Zeit her, und zum Theil noch, für die wichtigste gehalten, wenigstens sind die meisten Regeln darüber gegeben worden; man hat nur einem gewissen Stande, einer gewissen Art von Umständen und Vorfällen, in Griechenland sogar nur gewissen Familien und Geschichten, erlaubet zu rühren; und das ganze übrige menschliche Leben, ist blos dem Lächerlichen Preis gegeben worden. Diese Schranken müssen wir jetzt niederreissen, da wir anfangen, die Menschheit selbst zu schätzen, was sie werth ist. Aber die andre Verschiedenheit, die Verschiedenheit der Eindrücke, welche dieselbe Begebenheit auf verschiedne Gemüther macht; und welche Eindrücke es eigentlich sind, an welchen der Zuschauer Theil nimmt, und an welchen er am meisten Theil nimmt: das ist zwar von guten Dichtern nicht aus der Acht gelassen, aber von den Kunstrichtern weniger bearbeitet worden. Und hier nun, glauben wir, können wir, zu folge der obigen Erfahrungen und Schlüsse, folgende Regeln festsetzen.

1) Alle moralische Vergnügungen und Leiden lassen sich leichter mittheilen, und werden stärker mit empfunden, als die physischen. Unter den physischen verstehen wir diejenigen, welche aus Veränderungen der äußern Umstände der Person

 entste-

entstehen; die, welche sich auf die Begierde nach Leben, Gesundheit, Rang, Vermögen nnd körperlichem Vergnügen gründen. Moralisch aber nennen wir denjenigen Theil der Glückseligkeit oder des Elends, welcher aus Veränderungen des innern Zustandes der Seele selbst entspringet; denjenigen, welcher sich auf die Liebe des Menschen zu seiner eignen Vollkommenheit, oder auf seine Zuneigung zu andern moralischen Wesen gründet. Es ist ein Glück zu lieben, oder geliebt zu werden, es ist ein Elend, zu hassen oder gehaßt zu seyn; es ist ein Glück bey sich selbst ruhig und mit sich zufrieden, es ist ein Unglück über sich mißvergnügt, und mit seinen Handlungen unzufrieden zu seyn. Der Mensch also, welcher einen Freund verliert; der, welchen seine Mitbürger anfangen zu hassen; der das hassen muß, was er zuvor geliebt hat; der nicht mehr das hochachten kann, was er noch jetzt liebt; der Mensch, welcher gezwungen wird, von sich selbst ein nachtheiliges Urtheil zu fällen; der Beschäftigungen, an denen er sonst Vergnügungen fand, weil er sie billigte, aufgeben muß, weil er sie jetzt mißbilligt und verwirft: dieser Mensch ist auf eine moralische Weise unglücklich. Man sieht leicht, daß hier nicht von einer besondern Art der Unglücksfälle, sondern von einer besondern Art der Eindrücke die Rede sey, welche jeder Unglücksfall machen kann. Alle merkliche Veränderungen des Glücks, werden zugleich unsre Gesinnungen gegen gewisse Personen, oder dieser ihre gegen uns ändern; bey allen Vorfällen

wird

wird unser moralischer Zustand mit berührt werden. Es kömmt nur darauf an, daß der Dichter diesen Gesichtspunkt fasse, daß er ihn für den wichtigsten halte, daß er selbst in seiner Person, mehr von Freundschaft und Ruhe des Geistes, als von Reichthum urd Wohlstand gerührt werde.

2) Der Dichter zeige uns mehr die Theilnehmung der andern Personen an dem Schicksale der Hauptperson, als dieser ihr Unglück selbst. Mit nichts können wir besser sympathisiren, als mit der Sympathie selbst; keine Leidenschaft pflanzt sich leichter fort, als die man selbst durch Mittheilung bekommen hatte. Einen Menschen ermordet zu sehen, ist ein mehr gräßlicher als rührender Anblick: aber eine trostlose Wittwe über die Leiche hingebückt, verwaiste Kinder um dieselbe herumstehen zu sehen, das ist rührend. Einen Mann können wir vielleicht ruhig ins Gefängniß schleppen sehen; aber wir werden bewegt, wenn seine Familie hinter ihm her folgt, und den Kerkermeister um Mitleiden und Gelindigkeit anflehet. So ist es in der wirklichen Welt; so finden wir es auch auf der Bühne. Nicht der Fall des Helden, sondern die vielfachen Bewegungen, die dieser Fall bey den Umstehenden erregt, das ist es, woran wir Theil nehmen. So rührt auch der Maler oft mehr durch Affekten, die er auf den Gesichtern der Umstehenden ausdrückt, als durch die Haupthandlung selbst.

Die Geschichte des Geschmacks bestätigt diese Anmerkung. Vor rohen Zuschauern bringt man

alles was auf dem Theater ist um; das heißt, man will, daß alle Personen durch ihr eigen Unglück, keine blos durch ihre Theilnehmung an einem fremden Unglück, die Zuschauer rühre. Aber was ist der Erfolg? Die Zurüstungen der Exekution vergnügen diese rohen Zuschauer mehr, als die Todesfälle selbst sie rühren. In einem aufgeklärten und geschmackvollen Jahrhunderte, läßt der Dichter nur Einen sterben, nur einer wird wirklich und persönlich unglücklich. Aber dieser eine ist ein Vater, er ist ein Gemahl, ein Hausherr, ein König, eine Stütze verlassener Armen. Aller dieser ihre Empfindungen sind so viel reflektirte Strahlen, die ein gemäßigter, aber ein lieblicher Licht geben, als die Strahlen, welche unmittelbar von dem Gegenstande selbst auslaufen.

3) Das Leiden des Verlustes ist rührender als das Leiden des Schmerzens. Nämlich daran liegt alles, daß der Zuschauer von dem Zustande, an dem er Theil nehmen soll, sich ein vollständiges Bild machen könne; daß ihm Ideen genug gegeben werden, um seine Imagination selbst in Wirksamkeit zu setzen, sich diesen Zustand vorzustellen. Aber von welcher Art des Leidens lassen sich die meisten Ideen geben? oder vielmehr, auf welche Art bricht jeder Schmerz, der an und für sich ein stummes unerklärliches Gefühl ist, in Gedanken und Worte aus? Fast immer durch eine Vergleichung seines jetzigen Zustandes mit dem vergangnen. Der Kranke denkt an die Tage der Gesundheit, der Arme stellt sich den Wohlstand

eines andern, oder seinen ehemaligen Wohlstand vor; der, welcher den Tod eines Freundes betraurt, erinnert sich seines Umgangs. Was rührt im Kaufmann von London am meisten? daß er hingerichtet wird? Nein; daß er alle die Anstalten erfährt, die zu seiner Glückseligkeit waren gemacht worden, und die nun vergeblich sind.

Auch darauf, finden wir, werden die Dichter von selbst geleitet, sobald der Geschmack einer Nation wächst. Was sind in Zeiten der Barbarey die Gedichte und Erzählungen, durch welche man rühren will, was sind jetzt noch die Gedichte und Erzählungen, die man für den Pöbel macht? Bloße simple Mordgeschichte. Man häuft Unglücksfälle auf Unglücksfälle: und wenn man den Eindruck noch durch etwas verstärken will; so ist es durch das Wunderbare der Vorfälle. In unsern besten Tragödien und Romanen hingegen, wenn der Held unglücklich werden soll, sehen wir doch das Gemälde seiner Glückseligkeit einen wesentlichen und wichtigen Theil ausmachen. Soll eine Familie zerrüttet werden: man führt uns erst in dieselbe ein, da sie noch einig und glücklich ist; oder man macht uns doch mit diesem Zustande bekannt. Sollen einem Vater seine Kinder ungehorsam, soll einem Liebhaber seine Geliebte untreu werden: man lehrt uns erst, was es heisse, ein Vater guter Kinder, und der Treue seiner Geliebten versichert zu seyn.

4) Alle Leidenschaften, oder vielmehr diejenige Art jeder Leidenschaft, bey welcher eine Thä-

tigkeit

thigkeit der Seele, entweder zu Hervorbringung von Gedanken, oder zu gewissen Bestrebungen und Entwürfen vorkömmt, sind geschickter nachgeahmt und mitgetheilt zu werden, als die, welche der Seele alle Kraft nehmen. Was ist je in der Poesie schwerer gewesen, als bloße reine Traurigkeit? Man schließt deswegen sobald als möglich, wenn man sieht, daß die Personen nichts mehr übrig haben, als zu klagen. Die Liebe selbst, diese so poetische Leidenschaft, hört auf es zu seyn, wenn sie am meisten blos Liebe ist; und eine Scene, wo Liebhaber und Geliebte, ihrer gegenseitigen Zuneigung schon gewiß, und von der Einwilligung ihrer Verwandten versichert, doch noch mit einander, heftig verliebt und interessant reden sollen, ist eine erschreckliche schwere Scene. Warum das? Weil, wie wir schon gesagt haben, wir uns mehr mit den Wirkungen und Handlungen eines durch Leidenschaften aufgebrachten Gemüths, als mit seinen Empfindungen vereinigen. Wo Eifer etwas durchzutreiben, oder Behutsamkeit etwas zu vermeiden vorkömmt; wo Schwierigkeiten zu überwinden, Anstalten zu machen, Unternehmungen und Erwartungen sind: da wird es erst dem Dichter selbst, und dann auch dem Zuschauer leichter, an die Stelle der Person zu treten. Aber wo nun die Leidenschaft ruhig, blos ihrer selbst genießt; wo sie nichts mehr zu wünschen noch zu fürchten hat: da sinkt der Flug des Dichters; seine Begeisterung wird matt, und mit ihm erkaltet der Leser.

Auf

Auf eine doppelte Art aber können Leidenschaften wirksam seyn, entweder indem sie zu Gedanken Anlaß geben, oder indem sie Unternehmungen und neue Begierden erzeugen. Ist die Leidenschaft von der Art der stummen, so muß sie unternehmend seyn; ist sie gelassen, so muß sie beredt seyn: der Schmerz auf dem Theater ist entweder Wehmuth oder Verzweiflung.

Aus dieser Regel haben einige neuere Kunstrichter geschlossen, daß die ganz vollkommnen Charaktere in der Dichtkunst nicht interessant seyn können, weil sie nicht thätig genug sind. Aber ist diese Entscheidung wohl richtig?

Erstlich muß man unter dem vollkommnen Manne, nicht den Menschen verstehen, der alle Geschicklichkeiten und Wissenschaften besitzt; so wie Grandison zuweilen beschrieben wird. Eine solche Schilderung kann frostig werden. Einmal, weil sie falsch und unnatürlich ist: denn einen ganz tugendhaften Menschen kann es wohl geben, wenigstens ist das Ideal der moralischen Vollkommenheit kein Hirngespinst, es ist vielleicht die reinste, die unverfälschteste Natur; aber einen Menschen, der bey der größten Gelehrsamkeit, dem feinsten Witz, auch der artigste Hofmann, der tapferste Soldat, ein guter Fechter, Reiter und Tänzer sey, den kann es nicht geben, weil diese Geschicklichkeiten Uebungen erfordern, wovon die eine die andre aufhebt. Zum andern, weil in einer solchen Schilderung immer Kleinigkeiten zu viel Werth gegeben wird, auch wenn es der Dichter nicht will.

Zwey-

Zweytens muß man unter dem vollkommnen Charakter nicht nothwendig einen Catonschen Charakter verstehen; wenn man den Cato so annimmt, wie Addison und die meisten ihn schildern. Seine Tugend ist zu einseitig; Muth und Entschlossenheit schimmert unter den übrigen zu sehr hervor; sein Wohlwollen ist zu allgemein und zu kalt: überdieß thut er alles, was er thut, mit einem gewissen Prunk. Der Charakter des Sokrates ist nicht weniger vollkommen: aber seine Schilderung würde weit interessanter seyn. Er war auch standhaft und beherzt, wenn es irgend einer war: aber er trotzte nicht der Gefahr oder den Schwierigkeiten; er überwand sie, indem er sich unter ihnen zu beugen schien. Seine Menschenliebe ist eben so rein, und von eben so großem Umfange: aber sie kann sich bey einzelnen Personen bis zur Zärtlichkeit erwärmen; er wird wechselsweise der Vater, der Bruder, der Freund, der Gespiele der Alten und der Kinder mit denen er spricht. Endlich ist er in seinen Thun und Reden einfältig und gemein; in dem Innersten seines Geistes ist der große und der außerordentliche Mensch, auf der Oberfläche sieht man nur den gewöhnlichen guten Mann.

Dieß also abgesondert: sollte wirklich der unvollkommne Mensch in seinem Bildnisse uns gefallen und an sich ziehen; und der vollkommenste beste Mensch sollte uns langweilig seyn? Einzelne Strahlen der Tugend sollten einen Charakter erwärmen, und das volle Feuer derselben sollte ihn kalt machen?

Wir

Wir fürchten uns vor einer Entscheidung; aber wir wünschten nur einige Data dazu zu sammlen, daß andre besser als wir entscheiden könnten.

Von der einen Seite scheint es wahr, was Diderot sagt, daß der Lorbeer des Apollo durch Blut befruchtet werden muß; daß fast alle beträchliche Unglücksfälle durch Verbrechen geschehen; und daß in einer Welt voll tugendhafter Menschen keine tragische Begebenheiten mehr möglich wären. Es scheint wahr, daß das Unglück nicht eher recht rührend wird, als wenn es sich ein sonst guter und von uns geliebter Mann, durch irgend einen Fehler selbst zugezogen hat; es scheint endlich wahr, daß eine gewisse Ausschweifung und Schwärmerey jeder Leidenschaft, die ohne moralische Unordnung nicht möglich ist, der beste poetische Stoff sey.

Und doch sehen wir auf der andern Seite, daß wir den Mann, an dessen Begebenheiten wir Theil nehmen sollen, lieben oder achten müssen, und daß sich diese Liebe oder Achtung auf irgend eine in seinem Charakter hervorleuchtende Tugend gründet; wir sehen, daß verwickelte Unglücksfälle blos dadurch intereßiren, weil wir eines weisen Mannes Entschlüsse dabey sehen wollen; wir sehen, daß nicht die Begebenheit interessirt, sondern der Charakter, und zwar gewisse Vollkommenheiten des Charakters, die durch die Begebenheit, so zu sagen, aufgefodert und in volle Wirksamkeit gesetzt worden; auch bey der Bosheit ist es der

Muth,

Muth, bey dem Betruge die Klugheit, welche uns die Unterhaltung gewähret.

Des Dichters Geschäffte ist freylich, die Natur in aller ihrer Mannichfaltigkeit zu schildern; und wenn die Natur mehr mittelmäßig gute als vollkommne Menschen hervorbringt; so würde sein Gemälde nicht treu und also auch nicht lehrreich seyn, wenn er uns sehr oft fehlerlose Menschen vorstellen wollte. Ueberdieß wird er, wenn er vollkommne Menschen schildert, oft blos nach seiner Einbildungskraft, und nach seiner Idee von Tugend schildern müssen; und diese Idee kann falsch oder mangelhaft seyn, dieser Imagination kann es an Uebereinstimmung der Theile und richtiger Zusammensetzung fehlen: wenn er aber fehlerhafte Menschen schildert, so kann er nach der Natur kopiren; und diese wird ihn weniger irre führen, oder er wird seine Irthümer leichter einsehen lernen. Eben deswegen mögen vielleicht vollkommne Charaktere weniger abwechselnd seyn. Nicht, als wenn es nicht in der Vollkommenheit eine Mannichfaltigkeit geben könnte: aber weil uns diese Mannichfaltigkeit weniger bekannt ist; da wir hingegen die Abwechselungen der Laster oder der Thorheiten vor uns sehen. Das Bild von Vollkommenheit, auch des Einzelnen, hat immer einen Hang zu einem blos allgemeinen generischen Begriff; wir wissen nicht, daß jeder Mensch einer höchsten Vollkommenheit fähig ist, die nur seine Vollkommenheit seyn würde; sondern wir wissen nur von einer höchsten Vollkommenheit der ganzen Gattung. Unsrer Moral selbst leidet

noch

noch von dieser Unzulänglichkeit unsrer Einsicht; weil sie sich ebenfalls die gemeinschaftliche Natur als das Muster aller einzelnen Naturen vorstellen, und es also jedem Menschen überlassen muß, die bestimmtere Art der ihm eignen Vollkommenheit besser zu empfinden, als sie sie ihm erklären kann.

Es ist also allerdings wahr, daß der Dichter weniger darauf arbeiten muß, seinen Charakteren die höchste moralische Größe, als ihnen moralische Richtigkeit und Proportion zu geben; ist er selbst nicht ein sehr großer Mann: so wird er zu der Bildung eines solchen Charakters seinen Geist auf eine gewaltsame Weise anstrengen müssen, und er wird nicht einen großen Mann, sondern einen ungestalten Riesen hervorbringen. Es ist wahr, daß der Dichter, uns öfter das Spiel von Eitelkeit und Verstand, die Mischung von Thorheit und Weisheit, als die einförmige ungehinderte Wirksamkeit der Tugend wird vorstellen müssen; denn daran ist uns am meisten gelegen, die Geschichte der wirklichen Welt aus ihm, in ihren innern und feinern Theilen zu lernen.

Aber dann sehen wir doch auch nicht, warum es dem wahrhaftig großen Geiste, der sich selbst der Vollkommenheit nähert, der das Auge gehabt hat sie bey andern stückweise aufzusammlen, oder das Glück sie im Ganzen in einem größern Beyspiele vor sich zu sehem; dem Manne, dessen Imagination weit genug ist, die Züge der moralischen Bildung zu vergrößern, ohne sie zu verstellen, und welcher Einsicht genug hat, die allgemeine Idee von Vollkommenheit mit den Eigenthümlichkeiten

eines besondern Charakters zu vergesellschaften: wir sehen nicht ein, warum es ihm nicht erlaubt seyn sollte, dieses Ideal von Vollkommenheit, für welches sein Herz am meisten erwärmt ist, zu schildern; oder warum diese Schilderung kalt werden sollte? Giebt es denn keine lebhafte Aeußerung des Geistes, als die Leidenschaft? Giebt es keine muthige Widersetzung, als den Zorn, keine innige Zuneigung, als eine weibische Zärtlichkeit? Oder muß der große Mann allemal mit Pomp und einer gewissen Zurüstung reden und handeln; und giebt es nicht bey dem höchsten Verstande eine Leichtigkeit und Gemeinheit des Ausdrucks die allen verständlich ist, und bey der höchsten Tugend, ein einfaches und ungekünsteltes Betragen, welches alle einnimmt?

Der Dichter schöpfe nur die Ideen der Vollkommenheit in sich selbst, er schildere sie nur nicht nach angenommenen Begriffen oder Mustern; er suche nicht diese Hoheit in den Worten und in der Pracht der Rede; er nehme sich nicht vor einen Cato, einen Römer, sondern einen großen Mann zu schildern; er folge nicht den Meynungen der Geschichtschreiber und der Kunstrichter, sondern seinen Empfindungen von Vollkommenheit: und dann wird er, wenn wirklich in seiner Imagination dieses Bild liegt; wenn er schon dem Ziele nahe genug ist, um es im Gesichte zu haben, uns gewiß das interessanteste Gemälde geben, das aus der Feder eines Dichters fließen kann.

(Der Beschluß folgt künftig.)

II.

Geheimes Tagebuch, von einem Beobachter seiner selbst, Leipzig, bey Weidemanns Erben und Reich 1771. gr. 8. 264. S. mit vielen eingedruckten kleinen Kupfern.

Nach des Herausgebers Versicherung, ist dieses Tagebuch verfertiget worden, ohne daß sein Verfasser die Bekanntmachung desselben vorgehabt; er würde selbst erschrecken, wenn ihm ja noch ein gedrucktes Exemplar zu Gesichte kommen könnte, (was soll der Leser hierbey von dem Verfasser muthmaßen? daß solcher todt, oder daß er etwa in den unbekannten Südländern ist?) Eingeschoben, sagt der Herausgeber, sey nichts in dieses Tagebuch, manches weggelassen, was des Verfassers Person kenntlich machen, oder Misdeutungen veranlassen könnte.

Es enthält den Jänner 1769. Den Anfang machen Grundsätze, die der Verfasser jeden Morgen und Abend lesen und erwägen will. Als: Nie ohne Dank und Gebeth, und den Gedanken aufzustehn, daß es zum letztenmale seyn könne. Nie Morgens oder Nachmittags an Geschäffte zu gehn, ohne vorher wenigstens einige Augenblicke einsam Gott um Segen angefleht zu haben. Täglich einige Kapitel in der Bibel, besonders im neuen Testamente zu lesen, und einen Spruch zur

öftern Wiederholung auszuzeichnen. Jeden Tag wenigstens ein Liebeswerk auszuüben, seinen Hausgenossen nützlich zu seyn, durch Essen und Trinken sich nicht zu Geschäfften untüchtig zu machen, nie ohne Gebet schlafen zu gehen; gesund, des Nachts nie länger als acht Stunden zu schlafen u. d. g. Die meisten dieser Grundsätze sind richtig und offenbar, und man darf dem Verfasser zutrauen, er habe sie schon längstens gewußt und zum Theil beobachtet. Bey einigen findet die Unbequemlichkeit statt, die entsteht, so bald gewisse Formen, der Tugend und Frömmigkeit wesentlich gemacht werden. Nicht zu lange zu schlafen, das ist eine Regel, zu der weder tiefe Philosophie, noch weniger Christenthum gehört. Nun den 3. Jannuar hat der Beobachter diese Regel verschlafen. Das will ich ein andermal zu verhüten suchen, würde er ermuntert gedacht haben, wenn er sie nur als eine Vorschrift, wie im Jesus Sirach stehen, betrachtet, und die verschlafene Zeit so gut als möglich einzubringen gesucht hätte. Statt dessen wird er mürrisch, schilt die Magd, daß sie ihn nicht geweckt hat, ob er es gleich nicht befohlen hatte; aber einen Schriftsteller, welcher kömmt ihn mit einer Vorlesung die Zeit zu verderben, den abzuweisen, den ohne Schmeicheleyen anzuhören, dazu hat er das Herz nicht. Nämlich das Alles deswegen, weil er es sich zu einer Sünde machte, bis 9 Uhr geschlafen zu haben, und sich vorstellte, was er den Engeln für einen Anblick dargeboten habe. Vielleicht hätte ein anderer diesen zweyten Feh-

ser vermieden, der bey dem ersten an keinen Engel gedacht hätte.

Einer von vorerwähnten Grundsätzen des Verfassers ist: Ich will nichts thun, das ich unterlassen würde, wann Jesus Christus sichtbar vor mir stünde, nichts, was mich nur vielleicht in der ungewissen Stunde meines gewissen Todes gereuen könnte; alles ohne Ausnahme im Namen Jesu Christi, und als sein Jünger thun, alle Stunden zu Gott um dem heiligen Geist seufzen, und in einer beständigen Verfassung zum Gebete seyn.

Der erste Theil dieses Grundsatzes scheint die Frömmigkeit gar zu sinnlich zu machen. Der Gedanke, daß wir alles vor einem allwissenden Gotte thun, soll freylich beständig in uns wirksam seyn, und wenn der nicht mächtig genug ist, so wird die Einbildung des sichtbaren Erlösers ungefähr für uns das seyn, was ein wiederkommender Todter für die wäre, die Mosen und die Propheten nicht hörten. (Der Verfasser hat nicht bedacht, daß es gewisse und unvermeidliche Handlungen giebt, bey denen nach allen Begriffen vom Wohlstande, es höchstanstößig wäre, an das sichtbare Dastehen zu denken.)

Freylich, wenn man dieses gegen den Herrn Verfasser erinnert, schicanirt man ihn gewissermassen, blos über den Ausdruck eines an sich wahren Satzes. Indessen dienet dies eben zur Beurtheilung, ob es wohl gethan sey, wichtige Vorschriften der Religion so sinnlich auszudrücken.

Der nächste Theil des Grundsatzes könnte auch oft einen Misbrauch des Namens veranlassen, in welchem der Herr Verfasser alles ohne Ausnahme thun will; und dieses muß er sich doch recht ernstlich vorgenommen haben, weil er alles, ohne Zweifel in seinem Manuscripte unterstrichen gehabt, und noch die Definition davon hinzusetzt. In diesem Namen haben die Jünger des Heilandes wohl Wunder gethan; aber schwerlich alles ohne Ausnahme.

In einer beständigen Verfassung zum Gebete zu seyn, kann so viel heißen: nie die Vorstellung eines Gottes, in dem wir leben und sind, aus den Gedanken lassen; und so können wir bey allen unsern Geschäfften beten. Sollte aber Gebet hier das heissen, was man gewöhnlich so nennt, so steht es nicht allemal in unserer Willkühr, unsere Gedanken von dem, worauf sie jetzo gerichtet sind, vielleicht unserer Pflicht nach gerichtet seyn müssen, abzuziehen, und ein förmliches Gebet mit Andacht zu thun. Was der Herr Verfasser hier meyne, hat er nicht erklärt. Da er für sich schrieb, war dieß kein Fehler. Nun aber sein Aufsatz zur Erbauung bekannt gemacht wird, wäre es nicht überflüßig gewesen, Misdeutungen vorzubeugen, die frommen Seelen sonst Schwierigkeiten machen, und Uebelgesinnten Gelegenheit zum Spotte geben können.

Ueberhaupt scheinen diese Grundsätze allzusehr auf den speculativen Gottesdienst gerichtet, auf fromme Empfindungen, die ohne Zweifel die erhabensten,

densten, selbst die angenehmsten sind, deren Menschen fähig sind, denen wir uns aber nach den Absichten Gottes, eben deswegen nicht allemal überlassen können, weil er uns allerley irrdische Geschäffte aufgelegt hat. Daß diese Geschäffte, so gut wir unsere Pflichten dabey erkennen, auszurichten, auch Gottesdienst sey, hätte wohl in den Grundsätzen verdient angezeigt zu werden; wenigstens im Drucke für Leser, in seiner Handschrift war es ihm wohl als etwas ihm bekanntes entbehrlich.

Der Herr Verfasser erwacht den 1. Januar um 3 Uhr, und hat bey dem Jahreswechsel Gedanken, die er hoffentlich diese Nacht nicht allein gehabt hat. Er schläft wieder ruhig ein, und erwacht vor 6 Uhr.

Er nimmt sich vor, niemanden blos mit dem Munde ein gutes Jahr zu wünschen. Er hält es für niedrige Heucheleyen, nicht das zu denken und zu wünschen, was man zu denken und zu wünschen scheinen will. Sollte diese Heucheley so schwer zu vermeiden seyn? Kann man den Wunsch nicht in so allgemeinen Ausdrückungen abfassen, nach denen man jedem das wünscht, was man ihm als Christ wünschen muß? Vielleicht nicht alles sagt, was man ihm wünscht, denn man könnte manchen wohl in Gedanken mehr Verstand und Tugend wünschen, aber ist es Heucheley, nicht alles zu sagen was man denkt?

Der Verfasser muß indessen bey diesem mehr Schwierigkeiten gefunden haben. „Bey „dem Neujahrswunsche meiner Magd unterdrück-

„te ich einige bittere Anmerkungen, die sich darein
„mischen wollten. Ich gab dem Tone meiner
„Stimme die natürliche sanfte Gelassenheit, wel-
„che die unzertrennlichste Gefährtinn der wahren
„Einfalt und Aufrichtigkeit ist — aber leugnen
„will ich es nicht, ich fühlte es, daß ich mei-
„ne Bitterkeit überwand, ich glaubte etwas
„Großes gethan zu haben — und etwas Krie-
„chendes mein Herz, wenn du dich weniger über-
„wunden hättest.„

Die Magd ist, wie aus der Folge erhellt, vielleicht ein Trotzkopf gewesen. Solche Menschen aber macht man durch Bitterkeit nicht besser, sondern schlimmer. Das weiß man ohne Christenthum: Also ist es Pflicht, ihnen nicht bitter zu begegnen, am allerwenigsten, bey einer durch die Gewohnheit eingeführten freundschaftlichen Feyerlichkeit. Hätte ein Schüler des Sokrates vom Gefühle der Bitterkeit gegen einen Dienstboten, von Ueberwindung, von was Großem dabey geredet, wie wenig hätte der noch von seinem Lehrer gelernt gehabt.

Er giebt der Magd noch denselbigen Tag Abends ein Bündelchen alte abgetragene Wäsche für ihre kranke arme Mutter, die oft um dergleichen, ihrer Wunden wegen, hatte bitten lassen. Als die Magd dieserwegen gerufen wird, antwortet sie trotzig: Sie könne nicht kommen. Nach fünf Minuten kömmt sie und fragt, was er zu befehlen habe, und er ist stolz darauf, sie durch eine Wohlthat beschämen zu können. Es ist ein Triumph

für

für ihn, sie so bestürzt, so beschämt mit dem Geschenke wegeilen zu sehen.

Die Tochter einer armen alten Frau, hatte ohne Zweifel sehr schlechte Kenntniß von Religion und Moral; ihre Dürftigkeit und was solche begleitet, machten sie verdrüßlich; wie beschwerlich sie dadurch andern fiel, das ganz zu verstehen, war ihr Verstand zu schwach, ganz zu empfinden ihr Gefühl zu stumpf. So hätte sich ungefähr ein Schüler des Sokrates den Trotz der Magd erklärt. Und nun über so was zu **triumphiren**? **Erfreuen** konnte ihn, wenn er an dieser Gemüthsart was verbesserte. Ihr aber als eine **beschämende Wohlthat** anzurechnen, was an sich von so geringen Werthe, ihm selbst nicht mehr brauchbar, was Pflicht gegen ihre elende Mutter, auf öfteres Bitten so lange versäumte Pflicht war? Stolz könnte ein Heyde darauf nicht seyn, eher vielleicht darüber demüthig.

Mir scheint es, als hätte der Verfasser Gesinnungen der geoffenbahrten Religion zu oft brauchen wollen, wo natürliche Moral genug gewesen wäre; die Vernunft ist sowohl ein Geschenk Gottes, als die Offenbarung, und die letztere muß etwas von der Ehrfurcht, durch die sie über unsere Seelen wirken soll, verlieren, wenn man sie immer zu Geschäfften, wo jene genug wäre, erniedrigt. Wer die Mechanik versteht, braucht künstliche Hebezeuge nicht, wo bloße Menschenhände, etwa mit Seilen und Rollen, genug sind; verfährt er anders, so setzt er sich der Gefahr aus, daß vielleicht

die wirksamsten Schrauben und Räder, bey deren Gebrauch er ein kleines Versehen begeht, das nicht leisten, was einfachere Mittel geleistet hätten.

Ich muß überhaupt gestehen, mir, der ich von Natur ziemlich gutherzig bin, aber, eben weil ich meine Gutherzigkeit großentheils als Temperament ansehe, ihr keinen hohen Rang, auch nur als einer philosophischen Tugend einräume: mir kömmt es etwas sonderbar vor, wie der Verfasser oft keine Gutherzigkeit ausübet, dazu er doch unendlich erhabenere Bewegungsgründe so stark empfindet. Den 2. Jänner ist sein Tagespruch: Gieb dem der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der von dir entlehnen will. Eine arme Frau, die sechs Thaler zur höchsten Bedürfniß braucht, wird von ihm mit den Worten abgewiesen: ich kann euch in Gottes Namen nicht helfen. Und wenn seine Ehegattin ihm nicht zugeredet, selbst ein Erbieten, das für ein Frauenzimmer großmüthig ist, dabey gethan hätte, so wäre die Arme ganz hülflos fortgeschickt worden.

Mit Recht erinnert ihn seine Ehegattin bey der Gelegenheit: nicht mit dem Evangelio zu prahlen. Wenn sie bereit war den Ring vom Finger zu dieser Wohlthat anzuwenden, und hierzu ohne langen Kampf mit sich selbst, ohne vorhergehendes Gebet bereit war, so zeigt dieses ein natürliches sehr gutes Herz an, das die dem Frauenzimmer doch auch natürliche Liebe zum Putze, nicht besiegte, sondern unterdrückte. Ein solches Herz handelt ohne langes Bedenken so, wie der Verfasser

ein=

einsieht, daß man handeln soll, und doch kaum, nach Erkänntniß seiner Pflicht und Gebet, handelt.

Ein andermal, als er den 7 Januar verreiste, laufen ein paar arme Kinder, die zur Kirche gehen, neben seiner Kutsche um ein Allmosen her; sie hauchten in die Hände, sahen sehr erfroren aus; er läßt sie ein wenig neben her laufen, bewegt sich nicht, lächelt halb, nachdem er zu Gott um die Lenkung seiner Gedanken und Empfindungen geseufzt hatte, langt er mit einigem Unwillen, weil ihn sein Pelzrock hinderte, in die Tasche, und wirft ihnen ein paar Groschen in den Schnee hinaus, die sie mit ihren von Kälte rothen, halbgeschwollenen Fingern suchen müssen. Das that ich, sagt er selbst, auf der Reise zu einem tödtlich Kranken.

Wenn ich den Verfasser nur aus dieser Handlung kennte, so wollte ich auf freyem Felde lieber einem feindlichen Husaren begegnen, als ihm. Denn was soll man von dem Herzen eines Mannes denken, der Gott erst um Lenkung seiner Gedanken und Empfindungen bitten muß, ehe er sich entschließt, armen Kindern ein Allmosen zu geben? und der es ihnen alsdann auf eine so grausame Art giebt? zum Beweise, daß dieses ungereimte Gebet, unerhört geblieben war!

Um nicht ungerecht zu seyn, muß ich beyfügen, daß in der Folge dann und wann bessere Proben von des Verfassers Wohlthätigkeit vorkommen.

Der sterbende Freund, und des Verfassers Empfindungen bey der Leiche, sind, vor vielen andern Stellen, lehrreich und rührend, hoffentlich nicht allen Lesern ganz neu, denn daß hier jemanden, der mit Empfindung denkt, ein Sterbebette, ein Sarg, oft erbaulicher sind als die Kanzel, ist eben keine unbekannte Wahrheit.

Der Herr Verfasser macht sich Bedenken darüber, daß die Vorstellungen, die diese Begebenheiten in ihm erregten, nicht ununterbrochen fortdauern, daß er, gleich nach der Zurückkunft von dem Begräbnisse, in einer Gesellschaft, die daran wenigstens so viel Theil als er zu nehmen nicht Ursache hatte, ins Schwatzen, ins Tändeln, (sogar zitternd hat er es hingeschrieben,) ins Lachen geräth.

Wo ich mit dem Verfasser nicht einerley Meynung bin, begehre ich ihn deswegen nicht zu tadeln, seinem Gewissen Regeln vorzuschreiben, dazu bin ich so wenig berechtiget, so wenig ich ihm dieses Recht über das meinige einräume. Meine eigne Erinnerung aber versichert mich, daß man bey der Rückkunft vom Begräbnisse eines Freundes lachen kann, und daß doch die Empfindungen, die sein Sterben erregt hat, viel Jahre lang wirksam seyn können, vielleicht bis sie noch stärkern Platz machen.

Daß wir für eine Ewigkeit leben, der Gedanke muß unsere Handlungen regieren, aber uns nicht zu den Geschäfften untauglich machen, die Gott hier uns aufgetragen hat, auch nicht die Vergnügungen verbittern, durch die wir uns bey diesen Geschäfften aufheitern, selbst geschickter zu ihnen

machen.

machen. In die Gemüthsverfassung wird uns dieser Gedanke bringen, daß wir die hiesigen Geschäffte nicht für unsere letzte Bestimmung, die Vergnügungen nicht für unser einziges Glück halten. Auf diese Art, deucht mich, muß ein Todesfall in uns beständig wirksam bleiben; ist uns vielleicht dienlich gewesen, einen Gedanken, den wir sonst zu schwach gedacht hätten, mit gehöriger Stärke in uns zu erregen, ohngefähr wie verstockte Säfte, durch eine elektrische Erschütterung in Bewegung gebracht werden. Aber wenn die Lähmung nicht unheilbar ist, so setzen die Säfte nach dem die Bewegung für sich fort.

Von dem Verfasser scheint es fast, als erfodere er zur Gesundheit einen beständigen elektrischen Zustand, und glaube nicht Wärme genug zu haben, wenn er nicht Funken von sich giebt.

Sollte der Verfasser hierinnen und überhaupt in der Strenge seiner Sittenlehre zu weit gehen, so ist dieses Uebertriebene doch offenbar eine Folge eines ernsten und tiefen Nachdenkens, und der vortreflichsten Gesinnungen nur in einem Gemüthe, dessen Hauptzug eine ausserordentliche Lebhaftigkeit ist, die nichts mittelmäßig denkt oder empfindet. Bey geringen Veranlassungen zu Misvergnügen wird sie zum heftigsten Zorne, beym erkannten Fehler, zur schmerzlichsten Reue, bey Vorstellungen der Religion, zum Enthusiasmus.

Auf der Schaubühne gehörte zu diesem Charakter, des Kontrasts wegen, eine Ehegattin voll sanfter, frommer Vernunft. Und daß es auch in

der

der wahren Geschichte so ist, erkennt der Leser, als eine Güte der Vorsicht gegen einen Mann, der so sehr verdient glücklich zu seyn, und der, mit einer Gesellschafterin von ihm ähnlicher Gemüthsart, sehr unglücklich seyn würde.

Wenn man den Verfasser nach diesem seinem Temperamente beurtheilt, so wird man ihn mit leichtsinnigem und ungerechtem Tadel verschonen. Seine Sätze, wo sie von gemeinen Meynungen abzugehen scheinen, lassen sich, so viel ich davon untersucht habe, nicht durch eine kurze Beurtheilung niederschlagen. Sie sind immer zum Theil wahr; nur vielleicht von ihm über die gehörigen Gränzen erstreckt; aber ihnen ihre gehörige Bestimmung zu geben, und sie darnach zu prüfen, das ist wenigstens hier mein Werk nicht, wo ich nicht Lust habe etliche philosophischtheologische Abhandlungen zu schreiben; ich weiß nicht, ob es das Werk mancher andern Recensenten gewesen ist, die dieses Buch etwa so gelesen haben, wie sonst eine allerliebste witzige Kleinigkeit.

Einen Satz, weil ihn der Verfasser selbst beym 20. Jan. als eine seinen Gedanken nach neue Wahrheit anführt, kann ich doch nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. „Alles, was ihr bittet „im Gebete, so ihr glaubet, so werdet ihr es „empfahen.“ Diese Verheissung, meynt er, werde mit Unrecht nur auf die eingeschränket, denen sie mündlich geschahe, und erfährt zu seiner Bestärkung, von einem Freunde der eben so denkt,

Bey-

Beyspiele ganz frappanter, und äußerst wunderbarer Gebethserhörungen.

Sollte eine Wahrheit, die in diesem Satze des Verfassers liegt, sogar verkannt seyn, daß er Ursache hätte, ihn nur mit Furchtsamkeit bekannt zu machen? Luther glaubte gewiß viel durch sein Gebet ausgerichtet zu haben, und eine Meynung, die von des Verfassers seiner nicht weit abgeht, muß wohl bey denen zum Grunde gelegen haben, denen die wolfische Lehre von dem Zusammenhange aller Begebenheiten in der Welt anstößig war, weil dadurch die Kraft des Gebets geläugnet würde.

Man hat diesen Leuten damals geantwortet, die Erhörung sey eben so gut in den Zusammenhang gebracht, als das Gebet, und zwar als eine Begebenheit, von der das Gebet die Bedingung sey.

Wollte der Verfasser weiter gehen, und bey den fast wunderbaren Erhörungen des Gebets, das Wörtchen fast weglassen, so würde ich, anstatt darüber mit ihm zu streiten, nur das erinnern, daß die Gabe Wunder zu thun, wohl nicht anders ertheilt wird, als zugleich mit der Gabe zu beurtheilen, ob Wunder geschehen sollen. In des Verfassers System also würde ich ihm sagen, wofern sein Geist der Einsicht, ob Gott Wunder wolle gethan haben, nicht fähig sey, so könne ihm auch der Glaube zum wunderthätigen Gebete nicht gewährt werden. Ueber den Mangel dieses Glaubens aber habe er nicht zu seufzen, so wenig als ein rechtschaffener und brauchbarer Unterthan seufzt,

daß

daß sein Fürst nicht dnrch ihn geheime Kabinetsbefehle ausführt.

Zu des Verfassers eignen Sätzen gehören seine Urtheile über Schriftsteller. In Rabenern bemerkt er, (den 16. Jan.) bey aller Laune doch überall gute Absichten, und zieht ihn dieserwegen Swiften vor. Ein Urtheil, das, von einem Richter mit einem solchen Geiste, mit einem solchen Herzen gefällt, Rabenern mehr Ehre macht, als zwanzig Gedichte auf seinen Tod hätten thun können.

Basedowen ist der Verfasser gut (den 30. Jan.) weil der Mann selbst denkt und untersucht; zu irren scheint, aber durch seine Unternehmung verdient, daß der Verfasser Gott bittet, durch ihn der bessern Erkänntniß und der Wahrheit, einen offnern und gebahntern Pfad zu bereiten.

Sollte dieses Gebet nicht, nach des Verfassers eignen Aussprüchen, noch einen Zusatz vertragen, der Basedowen selbst richtige Einsichten, und dadurch noch grössere Fähigkeit für sein Vorhaben wünschte? oder versteht sich dieser Zusatz von sich selbst?

Mit dieser Einschränkung, dächte ich, würden es selbst diejenigen nicht verwerflich finden, die mit dem Verfasser hier in dem einzigen Punkt eins seyn möchten, daß Basedow irrt; wenn sie sich nur erinnern, daß die Vorsicht auch Irrende, wo nicht als Werkzeuge, doch als Veranlassungen gebraucht hat, daß wichtige Wahrheiten sind aufgesucht, bestätiget, ausgebreitet worden. So über Basedowen zu denken, wird allemal, sittlich und christlich

besser

besser seyn, als wenn ihm jemand unredliche Mittel und Absichten vorwerfen wollte, der sich selbst überall durch Versprechungen, die er nicht zu halten gedachte, und Ruhm von Verdiensten, davon die wahren nicht sein eigen wären, fortgeholsen hätte.

Zu Erregung guter Gedanken und erhabener Empfindungen ist dieses Tagebuch allerdings sehr zu empfehlen. Auch wer glaubt, des Verfassers Sittenlehre sey zu strenge, wird wohl thun, wenn er dadurch veranlaßt wird, die seinige zu prüfen, ob sie nicht zu gelinde sey.

Nachahmer befürchte ich für Deutschlands Erbauung eben nicht. Den Ton von Klopstocks Hexametern und Youngs Empfindungen suchten freylich manche nachzukrähen, und nachzuwinseln; aber wenn einer unserer Nachahmer sich entschliessen sollte, sein Innerstes zu beobachten, so wird er hoffentlich noch so klug seyn, der Welt nicht zu sagen, was er gesehen hat.

In einer philosophischen Bibliothek gehört dieses Buch zu denen, welche als Sammlungen psychologischer Erfahrungen wichtig sind; wir haben an solchen Büchern noch nicht den Ueberfluß, den wir an Sammlungen von Versuchen in der Physik haben: denn die Seelen lassen den Erfolg der Experimente an ihnen nicht so gern bekannt werden, als die Körper. Eines weiß ich doch zu nennen, dessen Verfasser auch mit dem Gegenwärtigen viel ähnliches hat. Ich meyne M. Bernds Lebensbeschreibung; er war in Leipzig, und verließ seinen Dienst wegen

eines Buches, das dem theologischen Lehrbegriffe nicht gemäß war. Unverständige haben über diese Lebensbeschreibung gelacht; für Kluge ist sie als die Geschichte der Seele eines Hypochondristen lehrreich gewesen. Ich habe den Mann selbst in meiner Jugend gekannt, ich bemerke aber nicht, daß ich einiges Vorurtheil für ihn hätte, und in manchen philosophischen Sätzen hat er am wenigsten meinen Beyfall; also irre ich wohl nicht zu sehr, wenn ich glaube, er habe, was Temperament und Natur ist, genauer bemerkt, und darauf richtigere Urtheile von sich selbst und von andern gegründet, als der Verfasser des gegenwärtigen Tagebuches.

Ueber den Nutzen eines solchen Tagebuchs, läßt sich doch auch eine kleine Untersuchung anstellen. Seine täglichen Handlungen des Abends zu prüfen, das empfahl schon Pythagoras seinen Schülern; aber sie aufzuschreiben, erfodert wenigstens Zeit, in der sich selbst Handlungen vornehmen lassen. Was das Aufschreiben verdiente, Fehler, denen tiefer Kummer folgt, göttliche Wohlthaten, die uns vorzüglich rühren, das dächte ich, bliebe wenigstens in einem Gemüthe, wie des Verfassers seines ist, ziemlich lang auch unaufgeschrieben. Geschichte, die der Vergessenheit, wenigstens für uns, entzogen zu werden verdienen, diese zu der Zeit aufzuschreiben, wenn man sie noch ganz lebhaft gegenwärtig hat, das habe ich auch längst nützlich gefunden. Aber wie oft der Verfasser seinen Pelz angezogen, oder seine Tobackspfeife angezündet hat, dabey ist mir eingefallen, was ein Mädchen dem

Beicht-

Beichtvater antwortete, der sie nach ihrem Namen fragte: Mein Name ist keine Sünde!

Ein Zierrath des Buchs, aber ein sehr wesentlicher, sind Bilder. Den 3. Jan. macht sich der Verfasser das Gesetz, alle Situationen, deren sinnlicher Anblick einen mehr beschämenden Eindruck macht, als wenn sie blos mit Worten beschrieben würden, zu zeichnen. Er verspricht bey der ersten Zeichnung einen, Engeln und Menschen abscheulichen Anblick, man wendet das Blatt um, und sieht einen Mann ordentlich im Bette zugedeckt liegen, eine dampfende Lampe und einen Theekessel auf einem dampfenden Kohlenbecken. Uebel gerochen hat vielleicht das alles zusammen, aber der Geruch ist nicht mit gezeichnet.

Den 17 Jan. bereut der Verfasser einen Tag, den er in einer Gesellschaft verderbt hat, nicht als ob er da was Böses gethan hätte, sondern, weil er nicht so viel Gutes gethan hat, als er denselben hätte thun können; (im Vorbeygehen, er hat nicht bedacht, daß er manche seiner andern Tage auch noch was schlimmeres gethan hat, als an diesem, wo er mit Niemanden gezürnt, keinen Menschen ein Vieh geheissen hat.)

Nun, weil er diesen Tag bereut, so bringt er den folgenden Vormittag mit vier Zeichnungen dessen, was daran vorgegangen ist, zu, das heißt, er verderbt sich noch einen halben Tag, weil er einen ganzen verderbt hatte. Denn zu glauben, daß ihn diese Zeichnungen vor einem Rückfalle bewahren werden, wenn es vernünftige Gedanken nicht thun,

 das

das hiesse, den Verfasser für sinnlicher halten, als den sinnlichsten Menschen.

Indessen, wenn ihm seine Zeichnungen zu seiner Besserung wichtig scheinen, so könnten sie auch vielleicht folgende Betrachtungen veranlassen: Auch nur erträglich zeichnen zu lernen, mußte er viel Zeit darauf verwandt haben, in der er nicht alle Augenblicke an die Ewigkeit denken konnte; mußte er manches Bild entworfen haben, das nicht lasterhaft, aber auch nicht eigentlich andächtig war; manches Vergnügen über diese seine blos irrdische Arbeit empfunden haben, durch manches Lob dabey seyn aufgemuntert worden. Entweder er muß es sehr bereuen, daß er zeichnen kann, oder etwas von der Strenge nachlassen, mit der er sich und andere beurtheilt.

Denn nach dieser Strenge, macht er sich über das alles, was ich jetzo erzählt habe, ein Gewissen. Da nun das alles, so viel ich einsehe, bey jeder Kunst, bey jeder mäßigen Geschicklichkeit, die im menschlichen Leben ausgeübt wird, unvermeidlich ist; so sehe ich nicht, wie des Verfassers Gewissenhaftigkeit mit den meisten menschlichen Beschäfftigungen bestehen könne. Diese Beschäfftigungen aber hat, so viel ich urtheilen kann, Gott uns durch die Bedürfnisse unsers jetzigen Zustandes aufgetragen. Ich gebe gern zu, daß die Eitelkeit in ihnen oft zu weit geht; aber dieser Fehler wird wohl schwerlich dadurch verbessert, wenn man

man auf der andern Seite in Verdammung der Eitelkeit zu weit geht. Vielmehr verliert, bey dem natürlichen Menschen, ein Ausspruch, bey dem das Uebertriebene zu offenbar ist, alle Kraft zu bessern, die er bey mehrerer Mäßigung gehabt hätte.

Der Verfasser nennt sich (den 16. Januar 166. S.) einen Layen, und die Abbildungen von ihm, (besonders den 17. Jan.) stellen auch einen Weltmann dar. Ich muß gestehen, daß ich, aus diesen Gründen, denen widersprochen habe, die zuverläßig wissen wollten, es sey ein gewisser verdienstvoller Geistlicher. Stellen wegzulassen, die den Verfasser kenntlich machten, das stund dem Herausgeber frey, und das hatte er auch bekannt; aber ausdrücklich zu sagen: es sey nichts eingeschoben, und doch eine solche Unwahrheit, so unschädlich sie auch an sich ist, einschieben, das schickte sich nicht für die Würde dieses Buchs.

K.

III.

P. Virgilii Maronis opera, varietate lectionis et perpetua adnotatione illustrata, a Chr. Gottl. *Heyne*. Tomus secundus, Aen. I — VI. Lipsiae sumtibus Casparis *Fritsch*. 1771. 8.

Die Einrichtung dieser Ausgabe ist aus dem ersten Theile, von dem wir zu andrer Zeit geredet haben, zur Gnüge bekannt. Sie ist und bleibt dazu bestimmt, die Gelehrsamkeit des Dichters, die man oft in unwahrscheinlichen Allegorien und Anspielungen sucht, von der rechten Seite zu zeigen, wie sie sich durch Kenntniß der alten Geschichte und der Natur, durch sorgfältige Beobachtung des Wahrscheinlichen, durch geschickte Nachahmung, und die genaueste Sorgfalt im Ausdrucke entdecket. Sie beschäfftiget sich mit der Entwickelung der Dichtersprache, und erklärt diese durch Vergleichung mit der ungebundenen Schreibart: ein Mittel, das unsers Erachtens weit schicklicher ist, den Sinn zu finden, und die Schönheit zu fühlen, als wenn man noch so viel Stellen aus Dichtern häuft, welche eben so unprosaisch, eben so neu, so verwegen und uneigentlich geredet haben. Sie bemerkt endlich die Fehler und Vorzüge des Gedichtes im Ganzen, und in einzelnen Stellen: und dieses ist das Augenmerk des Lesers, dem es nicht

nicht um einzelne Beobachtungen, besonders für das Wörterbuch, zu thun ist.

Eine Untersuchung über das Virgilianische Heldengedicht macht den Anfang. Erzählt das Heldengedicht eine wichtige Begebenheit, in der Absicht, Bewunderung zu erwecken, (und dieß ist der richtige Begriff von dieser Art Gedichte) so wird man diese Absicht nicht so wohl durch Abentheuer und unglaubliche Geschichte erreichen, als wenn man das Große an guten und bösen Handlungen sichtbar macht. Es muß aber auch die Art des Ausdrucks, sein Erhabnes, seine Stärke, sein Gemäßigtes, das ihrige dazu beytragen. Durchgängig muß man auf die Wahrscheinlichkeit Rücksicht nehmen; sonst ist der getäuschte Leser, wenn er vom Traume erwacht, auf den Dichter unwillig, und die Empfindungen, welche im andern Falle würden dauerhaft gewesen seyn, verschwinden auf einmal. Diese Regeln hat Virgil beobachtet. Er wählt die älteste Geschichte von Italien, die sich, wie das ganze heroische Zeitalter, auf Sagen gründet, zum Gegenstande seines Gedichtes, und wählt sich Begebenheiten, mit denen, nach der Vorstellungsart der Alten, das Große und Wunderbare, das sich nach und nach aus der menschlichen Gesellschaft verlor, unzertrennlich in Verbindung stehet. Er wählt sich einen für Rom merkwürdigen Held: denn, alles andre nicht gerechnet, so war man noch zu Virgils Zeiten eitel genug, sein Geschlecht bis auf den Aeneas zurück zu führen. Ahmt sein Ausdruck gleich

die griechischen Dichter überall nach, so war doch dieses damals der Geschmack in Rom; und das Rauhe aus dem homerischen Zeitalter ist durch die Feinheit der Sitten und Denkungsart, welche Virgils Zeitalter mit sich brachte, gemildert. Wir übergehen hier die übrigen Anmerkungen über die Nahahmung der Griechen im Virgil, und führen noch einige einzelne Gedanken aus dieser Untersuchung an. Virgil ist die Richtschnur des dichterischen Ausdrucks. Sein Gedicht ist keine Allegorie, oder, welches einerley ist, Aeneas ist nicht August, und die Aeneide keine Politik: die Zeiten wären sonst unverantwortlich in einander gemenget, und das so genannte decorum des epischen Gedichtes würde gänzlich hinfallen. Aeneas wird immer, als fromm, vorgestellt: denn die Religion hat das wahre Große in sich. Wenn also auch dieser Aeneas und seine Geschichte, dem Achill und der Iliade nicht an Feuer, Stärke und Heftigkeit gleichet; so wird doch allemal etwas Großes, das religiöse Große, die große Strenge, seine Pflicht zu erfüllen, ein Gegenstand der Bewunderung bleiben. Der Zeitraum der ganzen Aeneide ist ein Jahr (S. 37.), obgleich Aeneas nach der Geschichte drey und nach Virgils Entwurfe sieben Jahre auf der Reise nach Italien zugebracht hat.

In der zweyten Untersuchung de rerum in Aeneide tractatarum inuentione zeigt Hr. H. daß Virgil den ganzen Inhalt seines Gedichtes aus längst bekannten Sagen entlehnet habe. Dem

Aeneas

Aeneas war nach der Zerstörung der Stadt Troja ein Reich versprochen: dieß steht schon im Homer. In Rom war es ausgemacht, daß dieses Reich in Italien wäre errichtet worden. Die Orakelsprüche, auf die sich alle Begebenheiten des Aeneas beziehen, waren bekannt, und man hatte sich von je her damit getragen.

Wir müssen nunmehr auch einige Anmerkungen aus dem Commentar selbst anführen, und wir haben hierzu ein Stück aus dem vierten Buche gewählt. In einer kurzen Einleitung in dasselbe erinnert Hr. H. sehr richtig, daß man das Genie des Dichters und seine ganze Stärke am besten daraus beurtheilen könne. Denn im Homer war hier nichts vorgearbeitet, und aus dem Apollonius von Rhodus ist wenig entlehnt, so allgemein man es auch saget, und immer wieder nachspricht, ohne zu bedenken, wie weit Medea und Dido verschieden sind. Virgil war sich also hier am meisten überlassen. Auf Seiten der Dido ist, ausser der Liebe, noch ein Wunsch, das neuangelegte Reich zu vergrößern; und Aeneas macht die größte Hoffnung dazu. Aeneas aber verbindet mit der Liebe auch ein Verlangen, nach dem Ende seiner Reisen. Folglich steht die Hauptleidenschaft beyder Personen mit andern heftigen Affekten in Verbindung; Ehre und guter Name, ja selbst das Leben kommen in Gefahr. Es ist also keine von den gewöhnlichen Liebesintriguen. Dieß ohngefähr macht das Eigene dieser Episode aus. Was sich für den am Ende

kalten Aeneas sagen läßt, ist bekannt: er folgt dem Willen der Götter.

Im 51 V. wird indulge hospitio so erklärt, da operam hospiti beneuole habendo: wir hätten es lieber erklärt: Erlaube es dir, verzeihe es dir, den Fremdling aufzunehmen. Beym 65. V. wird angemerkt, daß der epische Dichter zuweilen seine Empfindung darf ausbrechen lassen, und für seine Person aus Schrecken, Verwunderung und Erstaunen ausrufen; aber man muß es kaum merken, daß er von sich redet, noch weniger darf er sich dabey aufhalten: und Virgil hat auch nicht wider diese Regel der Klugheit verstoßen. Warum im 58. V. eben die Gottheiten genannt werden, die Virgil nennt, ist zum Theil leicht zu errathen: Juno war die Göttinn der Ehen, und Ceres, die das rauhe menschliche Leben gemildert, hatte die Menschen zugleich zur rechtmäßigen Ehe geführt. Aber warum Phöbus erwähnt wird, ist schon undeutlicher; vielleicht ist er die Sonne, eine Gottheit, die seit uralten Zeiten von den Karthaginensern konnte verehrt worden seyn. Die Beschreibung einer bis zur Wuth liebenden Person V. 68. u. f. wird durch die Kürze und Beobachtung des Schicklichen ein Meisterstück, das noch keine Nachahmung, so viel ihrer auch sind, erreichet hat. Ueberhaupt giebt Hr. H. in ähnlichen Stellen allemal das an, warum sie schön sind, die Kürze, das Natürliche, den Ausdruck, u. s. f. denn beym Unterrichte ist es nicht genug, zu fühlen, und andre fühlen zu heissen; man muß die

Grün-

Gründe angeben können, damit man urtheilen und nachahmen lerne. Man vergleiche was über die Beschreibung des Ungewitters, V. 160. gesagt ist, in welcher Stelle man auf die Kürze und den Nachdruck, oder das Starke im Ausdruck zu sehen hat. V. 80. Obscura luna premit lumen (suum,) der Mond scheint schwächer: diese Erklärung wird den übrigen mit Recht vorgezogen, weil das Ende der Nacht und der erste Tagesschimmer verstanden werden muß. V. 82. sind strata relicta, auf denen keine Gäste mehr sitzen, wo Dido auch den Aeneas nicht mehr findet: die übrigen Erklärungen sind freylich alle gezwungener; doch hat Servius schon den rechten Sinn getroffen. Im 89. V. ist machina das hohe Gebäude selbst, moles aedificii, und nicht das Gerüste, wovon man es gemeiniglich erklärt. Für numen im 94. V. würde H. H. lieber nomen lesen. Beydes haben alte Handschriften, beydes brauchen andre Schriftsteller; beydes ist also möglich. Folglich wird es doch in jeder Stelle auf die Anzahl oder Güte der Handschriften ankommen, die diese oder jene Lesart haben, und numen hier die richtige seyn. Hr. H. verwirft sie auch nicht schlechterdings, doch mehr aus dem Grunde, weil Ovid eben so gesagt hat. Die Umschreibung des 103. und 104 V. zeigt, wie man Stellen, in denen schlechterdings Anspielungen auf Alterthümer stecken sollen, weit schicklicher aus dem Zusammenhange, dem Charakter und der Absicht der redenden Personen erklären kann: Ich will es geschehen

hen lassen, daß Dido sich an einen Fremdling ergebe, und ihm ihre Unterthanen zum Brautschatz mitbringe. Wer diese Worte lieset, findet eben das, was alle Menschen denken und sagen; keine Alterthümer, welche dem oder jenem Volke eigen wären. Aber man glaubt oft, man hätte nicht gelehrt genug erklärt, wenn eine Stelle so bald deutlich wird. Im 126. V. ist der Sinn der Worte, dolis risit Cytherea repertis, sie lacht über den von der Juno ersonnenen Betrug: denn sie weiß, daß er fehl schlagen wird. Ist die personificirte Fama so groß, wie sie der Poet beschreibt, so konnte er sie aus eben diesem Grunde mit Recht V. 178. zu der Familie der Giganten rechnen. Die tori picti im 206. V. scheinen Hr. H. für das Volk, von dem die Rede ist, nicht schicklich zu seyn. Freylich ist den Dichtern zuweilen eine überaus gewöhnliche Redensart, die man täglich hörte, und oft selbst gebraucht hatte, zur Unzeit entwischt, und die sogenannten epitheta perpetua und constantia, oder otiosa, bey denen man am Ende nur auf den Hauptbegriff, schön, groß, mächtig u. s. w. sieht, mögen zum Theil ihren Ursprung daher haben. Eben so glaubt Hr. H. daß die Beschreibung des Paris im 215. V. vielleicht zu gelehrt für den Jarbes sey. Coecus ignis vom Blitze, V. 209. ist entweder der nicht schadet, inanis, den man also nicht fürchten darf, oder, der, wie das blinde Glück, ohne Absicht und Grund dahin fährt, wo er hinkommt. Doch wir müssen die Anzeige von diesen Anmer-

kungen

kungen abbrechen, und von den Abhandlungen reden, die jedem Buche unter dem Namen Excursus in ziemlicher Anzahl angehänget sind. Einige Betrachtungen waren für die Kürze der eigentlichen Noten zu weitläuftig: daher wählte Hr. H. diesen Weg, sie mitzutheilen. Sie sind vortrefliche Beweise einer weitläuftigen Belesenheit und einer richtigen Beurtheilungskraft, und für die, die den Dichter studiren wollen, sehr brauchbar.

Aus einer langen Untersuchung über Aen. I, 159. ergiebt sich endlich, daß der vom Dichter beschriebene Ort vielleicht derjenige sey, von dem Shaw in seinen Reisen S. 159. handelt: doch beruht die Sache freylich auf einer bloßen Muthmaßung. Bey Gelegenheit des 402. V. in eben demselben Buche sammlet der Verfasser die verschiedenen Arten der Erscheinungen der Götter und der Zeichen, aus denen man auf ihre Gegenwart zu schlüssen pflegte, die besonders in den Dichtern vorkommen: was sich aber darüber sagen ließe, hat Hr. H. mit Fleiß nicht berührt. Und dieß hätten wir, wenn wir es aufrichtig gestehen sollen, noch lieber gelesen, als jene Sammlung, die man sich nach und nach selbst machen kann. Ist dieß alles bloße Nachahmung der patriarchalischen Religion? Liegt ein Grund davon in der Geschichte? Soll es Sittenlehre seyn? Ist es Naturlehre, in Fabel verhüllt? Wie aufmerksam würden diese Fragen, wenn sie Hr. H. mit seiner gewöhnlichen Gründlichkeit und Belesenheit beantwortet hätte, den Anfänger so wohl, als den geübten Leser, gemacht haben. Wenn in der Schilderung der glücklichen Zei-

ten I, 299. Quirin mit seinem Bruder Remus vorkömmt, wie sie gemeinschaftlich herrschen, so läßt sich dieses als ein Bild vom Ende der bürgerlichen Kriege betrachten: und die Gelegenheit, diese beyden Brüder nebst der Vesta und Fides zu nennen, war selbst in Rom, weil die Tempel dieser Göttinnen und des Romulus und Remus auf dem palatinischen Berge beysammen stunden.

Zu Ende des zweyten Buchs S. 220. steht eine Abhandlung von den cyklischen Dichtern, die den ganzen Zeitraum von der Vermählung des Uranus bis auf das Ende der Reisen des Ulysses bearbeitet haben. Sie werden genennt, und in Klassen getheilt. Die Ursachen, warum sich in ihre wahren Erzählungen nach und nach so viele Fabeln gemischt haben, sind theils in den Tragödien, theils bey den Sophisten und Scholiasten zu suchen: dort veränderte das Genie die Geschichte, wie es der Affekt und die Vorstellung auf dem Theater erfoderte; hier wollte sich der Witz in übel gewählten Gegenständen der Beredtsamkeit zeigen, und wenn er auch die ausgemachtesten Begebenheiten, wie die Zerstörung von Troja, in Zweifel ziehen sollte; und in den Scholien wurde oft alles ohne Wahl zusammengerafft, und so viel möglich allegorisirt. In diesen Fabeln und Erzählungen fand Virgil die Quellen, aus denen er schöpfen konnte, wann ihn Homers Gedichte verließen. Zugleich entdeckt sich uns, wie sehr man sich irrt, wenn man bey Virgils Nachahmungen nichts als den Homer und Apollonius in den Gedanken hat. Nach Hr. H. Meynung

nung hat sich der Dichter meistentheils an die so genannte kleine Iliade gehalten, und außer dieser besonders an den Euripides und die lateinischen Tragödien, welche aber insgesammt aus den cyklischen Dichtern genommen sind.

Ueber die Reise des Aeneas von Troja bis nach Italien ist eine sehr mühsame Untersuchung S. 340. angestellt. Virgil nimmt wider die Geschichte an, sie hätte sieben Jahre gedauert (Aen. I, 755.) da sie sich doch eigentlich in zwey oder drey Jahren geendigt hat. Die Ursachen dieser vorsetzlichen Unrichtigkeit waren, nach Hr. H. Vermuthung, das Beyspiel der langwierigen Reise des Ulysses, die Gelegenheit mehr Verwickeltes, Mannichfaltiges und Wunderbares anzubringen: indessen, da eine Erdichtung, wenn sie auch wider die Geschichte läuft, wenigstens so viel Wahrscheinlichkeit verlangt, daß Zeit und Ort richtig bestimmt sind; so hat sich Hr. H. die Mühe genommen, den Verlauf der ganzen Reise nach der Aeneide geographisch und chronologisch zu ordnen. Eine ganze Menge aller mündlicher Nachrichten, die sich in Italien mochten erhalten haben, wurde für den Dichter Quellen, das, was seiner Absicht gemäs war, daraus zu entlehnen, und es so zu verändern, wie es der Plan des Gedichtes erfoderte.

Der Inhalt eines Excursus über das vierte Buch ist dieser: warum wird Aeneas an die afrikanische Küste verschlagen? Homer hatte seinen reisenden Helden eben dahin geführt; und die Etesiä mußten den, der von Troja nach Italien schiffet, an der Mittagsküste verschlagen. Ueber dieses

ses hatten sich andre Dichter in ähnlichen Fällen Aegypten und Libyen gewählt: dem Virgil blieb also die Gegend um Karthago übrig. Dort ließ er ihn in die Liebe verwickelt werden, denn Homer und Apollonius hatten eine ähnliche Episode von der Kalypso und Medea gebraucht; aber er suchte in der Erzählung seine Vorgänger zu übertreffen, er gab den Karthaginensern feinere Sitten, als sie wirklich mögen gehabt haben, und suchte, wie wir bereits erinnert haben, die Begebenheit tragischer und affektvoller zu machen. Aber warum ist es eben Dido, die damals regierte, sie, deren Regierung mehr als dreyhundert Jahr von der Zeit der Zerstörung Troja entfernt ist? Die Nachrichten von der Errichtung des Karthaginensischen Reiches sind bey den Alten verschieden, mehr als einmal sind aus Phönicien Colonien dahin geführt worden, ein Schriftsteller setzt das Alter der Dido später oder zeitiger an, als der andre. Wo also selbst die Geschichtschreiber uneinig sind, darf man vom Dichter keine historische Genauigkeit erwarten. Dieß ist Hr. H. Antwort auf diese bekannte Frage. Uns scheint es, als wenn hier blos darauf geantwortet wäre, ob Dido die erste, zweyte oder dritte Colonie nach Karthago geführet und beherrscht hätte. Das übrige also, wie Dido und Aeneas in ein Zeitalter kommen, bleibt bey dem alten, daß der Poet einer Sage, die man in Italien gelten ließ, gefolgt sey. Sonst entschuldigt wohl Hr. H. den Dichter S. 446. auch dadurch: delectationis potior habenda est ratio, quam historicae

ricae varitatis: man kann aber demungeachtet schön zu schreiben, zu gefallen und zu unterhalten suchen, und doch dabey richtig seyn. Also muß die Unrichtigkeit noch einen andern Grund, als blos die Absicht zu gefallen haben. Im sechsten Buche unterscheidet sich Virgil von seinem Vorgänger Homer dadurch, daß er den Aeneas nicht blos in den Orkus führet, sondern auch ein Stück aus der pythagorischen Philosophie einwebet, und also von dem, was nach Homers Zeiten in Absicht auf diesen unterirdischen Aufenthalt ist ersonnen worden, Gebrauch machet. Die geographische Beschreibung der ganzen Gegend im zweyten Excursus giebt vielen Stellen dieses Buches ein Licht. Der vierte Excursus sammlet die historischen Nachrichten, denen Virgil in diesem Stücke gefolget ist. Die Anzeige von den übrigen weitläuftigen Abhandlungen müssen wir übergehen, sie lassen sich ohnehin nicht ins Kurze ziehen. Eine gemeinnützige Anmerkung S. 666 wollen wir auszeichnen. Trift man die Dichter auf eben dem Wege an, wo die Philosophen giengen; oder deutlicher, findet man Spuren von philosophischen Hypothesen in den Gedichten: so vergesse man nie, daß die Dichter alles sinnlich machen, und folglich in dieser Art zu reden jene philosophische Genauigkeit nicht beobachten, oder ganz eigentlich reden können. Man lese also das, was man im Dichter findet, wie man es antrift, und trage nichts aus der Schule hinein; sonst zwingt man dem Dichter einen andern Sinn auf, als den er gesucht hat, oder man schreibt

schreibt den Philosophen Meynungen zu, die nicht Scharfsinn und Zusammenhang genug haben. Es ist nichts, als eine Aehnlichkeit im Ganzen, die man historisch bemerken, aber nicht philosophisch vergleichen muß. Wir könnten uns das Lesen der Alten sehr erleichtern, wenn wir sie wie eine Geschichte läsen, und, was sie uns sagen, annähmen und merkten, daß sie es gesagt haben. Dann steht es uns frey, über die Richtigkeit ihrer Gedanken, wie über die Glaubwürdigkeit einer Erzählung, zu urtheilen. Stimmen ihre Gedanken überein, so warte man, bis man durch langwierige Beobachtungen auf die Quelle kömmt: stimmen sie nicht überein, so bedenke man, daß man zwar versuchen kann, Begebenheiten in der Geschichte, die nur auf einerley Art können vorgegangen seyn, zu vereinigen; aber Meynungen, in welche der Charakter, die Erziehung, die Sekte, die tausendfache Vorstellungsart so vieler Menschen, die Absicht eines jeden Schriftstellers einen offenbaren Einfluß haben, kann man unmöglich alle nach einem Maasstabe messen.

Wir haben aus Besorgniß, zu weitläuftig zu werden, den kritischen Theil der Anmerkungen, die unter die verschiedenen Lesearten eingestreuet sind, übergangen, so sehr wir es an sich bedauern, daß wir deswegen das Vergnügen entbehren müssen, Beyspiele von der geübten Urtheilskraft des Verfassers anzuführen. Wir wünschen dem Hrn. H. zur Ausführung seines Planes Zeit und Ruhe, und nehmen an der Ehre, die diese Arbeit unserm Zeitalter bringet, den aufrichtigsten Antheil.

IV.

IV.

Essai sur la Beauté. Par M. de *Marcenay*. A Paris. de l'Imprimerie de *d'Houry*. 1770. (pag. 51.) Versuch über die Schönheit.

Der Verfasser dieser kleinen Schrift ist durch die schönen und fleißigen Kupferblätter bekannt, die er geliefert hat, und wir von Zeit zu Zeit angezeigt haben. Er bemühet sich nicht nur seinen Werken diejenige Vollkommenheit zu geben, die sie unsers Beyfalls würdig machen, sondern auch den Mitteln nachzudenken, die ihn dazu leiten. Daß er eben so gut die Feder, als den Pinsel und Grabstichel führet, hat er schon durch eine kleine Schrift, Idée sur la Gravûre, gezeiget. Von obangezeigtem Werkchen, das im Ganzen gut geschrieben ist, hat er unser Urtheil gefodert, und wir werden es ohne Zurückhaltung sagen, da wir wissen, daß es ihm mehr um Wahrheit, als eitle Lobsprüche zu thun ist.

Er sagt in einem Privatbriefe an den Herausgeber der Bibliothek; Quoique nous ayons plusieurs ouvrages sur la beauté, je n'en ai cependant voulu lire aucun, de peur de me trouver gêné dans mes idées par celles des autres; j'ai ma façon d'envisager l'objêt & si je me suis trompé, je ne m'en prendrai à personne. Ob wir es gleich sehr billigen, daß ein Mann, der über eine Sache schreiben will,

zuvor selbst über das Objekt nachdenkt und seine Materie zu ergründen suchet: so würden wir ihm doch rathen, die Vergleichung mit andern, die eben darüber geschrieben haben, wenigstens hinter drein anzustellen. Man läuft sonst oft Gefahr, Dinge für neu zu halten, die andre vor uns, und vielleicht besser, gesagt haben. Die Untersuchung, die man über anderer ihre Gedanken anstellet, dienet auch oft dazu, unsere eigenen zu berichtigen, und öffnet uns Aussichten, die wir, in unsern eignen Gesichtskreis eingeschlossen, nicht einmal vermutheten. Doch wir wollen zur Schrift selber gehen.

Es ist schwer zu bestimmen, was eigentlich mit dieser Abhandlung gesagt seyn soll. Soll bewiesen werden, daß die Schönheit nichts willkührliches sey? So scheint es anfangs, wenn der Verfasser von den Schwierigkeiten redet, die in dieser Materie, aus der Verschiedenheit des Geschmacks der Menschen und ihren widersprechenden Urtheilen von Schönheit und Häßlichkeit, entstehen; und wenn er aus der Harmonie, die allen Werken der Natur zu ihrer Erhaltung nothwendig ist, zu erweisen sucht, daß es eine allgemeine und wesentliche Schönheit geben müsse. — Aber von dieser Verschiedenheit der Urtheile, welche zwar angezeigt wird, giebt der Verfasser doch nirgends Rechenschaft. Die Schwierigkeit wird gewiesen, aber nicht gehoben. —

Oder sollen die Begriffe des Schönen, so wie sie unter den Künstlern, Kunstkennern und Leuten von Geschmack festgesetzt sind, entwickelt werden? Aber dazu ist die Erklärung, und alles was zur Ausführung derselben gesagt wird, zu unbestimmt und zu allgemein. Denn ungefähr folgendes ist die Reihe seiner Gedanken.

Ueber Schönheit werden freylich sehr verschiedene Urtheile gefällt: aber diese Urtheile entstehen selten aus einer wirklichen Untersuchung. Harmonie ist das große Principium, durch welches alles, was in der Welt gut und schätzbar ist, besteht. Harmonie wird also auch wohl die Grundfeste der Schönheit seyn. Dieß wird durch die Erklärung der Schönheit weiter ausgeführt. Sie ist, sagt der Verf. auf die Richtigkeit der Proportionen gegründet, deren harmonische Uebereinstimmung ein so vollkommnes Ganze bildet, als es nach Verhältniß der Abänderungen, die in diesen Proportionen statt finden, möglich ist. Jede Gattung hat eine bestimmte Proportion der Theile, die zu ihrer Erhaltung und Brauchbarkeit gehöret. Diese aber macht allein noch nicht Schönheit. Es muß noch eine gewisse Bildung der äußern Theile, und eine gewisse Harmonie derselben hinzukommen. —

Ja, aber eben dieß wollten wir wissen, welches diese Bildung sey, und ob es eine solche gebe, die an und für sich jedem Geiste, der davon durch die Sinne eine Idee bekömmt, besser als jede an-

 dre

dre gefallen müsse? Man sieht leicht, daß diese Definition viel zu frühzeitig kömmt. Denn erst müßten die einzelnen Schönheiten der Natur aufgesucht, zergliedert, verglichen werden, das heißt: Ehe wir wissen können, warum uns gewisse Körper gefallen, müssen wir erst sehen, welche uns dann gefallen? ob diese etwas Gemeinschaftliches haben, und was dieses sey? Wenn wir nun in ihnen allen gewisse Proportionen, oder überhaupt eine mehr in die Augen fallende Anordnung der Theile finden: so können wir glauben, Harmonie sey der Grund der Schönheit. Daß Harmonie zu Erhaltung jedes der Werke der Natur, und zur Hervorbringung der Werke der Kunst nöthig sey, ist wahr, wenn Harmonie im allerallgemeinsten Sinne, blos für Zusammenhang, gegenseitige Einwirkung, Gesetzmäßigkeit, angenommen wird. In diesem Sinne aber giebt es von der Schönheit einen viel zu schwankenden Begriff. Soll aber Harmonie in gewissen Proportionen bestehen, die sich auch durch Zahlen ausdrücken lassen: so muß allerdings erst bewiesen werden, daß das Schöne durch die Harmonie entstehe, weil, wenn wir einen schönen Körper mit Wohlgefallen ansehen, wir uns keinesweges bewußt sind, daß wir zu der Zeit seine Theile messen, und das Zusammengehörige vergleichen. Eben dieß macht uns irre: weil wir sehen, die wahren wesentlichen Proportionen der Theile, die wir bey Untersuchung organisirter Körper gewahr werden, sind diejenigen, welche nicht zur Schönheit, sondern zum Daseyn, zur Erhaltung und zu den

den Verrichtungen dieser Art von Geschöpfen nöthig und schicklich sind. Diese Harmonie aber, diese Proportionen, leiden in jeder Gattung, wie der Verfasser selbst bemerkt, sehr viel Abänderungen, unter welchen einige häßlich, andre schön sind. Wenn nun also Proportion und Harmonie der Theile sich in allen gesunden Körpern jeder Gattung findet, und doch nicht alle gesunde Körper schön sind: wie kann Proportion Schönheit machen? Oder ist eben das Schönheit, wenn jene Proportionen, die zu dem Begriff jeder Gattung gehören, in gewissen Individuen weit vollkommner, als bey andern beobachtet sind? Dieß alles aber, wie man leicht sieht, muß erst beobachtet, untersucht werden.

Aber ein andrer noch größrer Mangel der Definition ist, daß Schönheit durch **Vollkommenheit** der Gestalt erklärt wird, ein Wort, das im Grunde eben das heißt. Der Verfasser führt diese Gedanken so aus. Es sind viel Abänderungen in dem Baue jeder Thierart möglich, ohne die zur Erhaltung und dem Wohlseyn des Thiers wesentliche Struktur zu verletzen. Unter diesen Abänderungen wird wohl eine vollkommner seyn können, als die andre, sonst wären die Werke des Schöpfers weit unter den Werken der Menschen, bey denen es eben so oft Stufen der Vollkommenheit giebt, als es mehrere Modificationen giebt. Die vollkommenste Modification nun unter den vielen möglichen, macht den vollkommen schönen Körper. Was sich diesem bis auf einen gewissen Grad

nähert, ist noch schön. Was unter diesem Grade ist, ist häßlich.

Lauter Worte im Grunde, oder wenigstens lauter eben so unentwickelte Empfindungen, wie sie jedermann ohne die Schrift des Verfassers und ohne alle Philosophie über die Schönheit hat. Denn daran kann kein Zweifel seyn, daß es Stufen und Grade der Vollkommenheit gebe, und daß es nach unsrer Empfindung mehr oder weniger angenehm scheinende Körper in jeder Art organisirter Dinge gebe. Wegen der innern Vollkommenheit kann auch kein Streit seyn, ob sie etwas reelles ist. Aber wegen dieses mehr oder weniger angenehmen Scheins bleibt es immer unausgemacht, ob er ebenfalls eine innere Vollkommenheit des schön scheinenden Dinges selbst, oder mit der Vollkommenheit nothwendig verbunden sey: ob er von den nothwendigen Gesetzen der Empfindung und des Denkens bey denen, welche dieses Wohlgefallen empfinden, oder, ob er von Gewohnheit, Uebung und Nachahmung abhänge?

Der Verfasser geht weiter, und sagt, daß Schönheit nur empfunden werden könne, und daß nur diejenigen das Recht haben, darüber zu urtheilen, welche diese Empfindungen geübt haben; daß die Verschiedenheit der Urtheile über die Schönheit von der größern oder geringern Uebung dieser natürlichen Empfindlichkeit herrühre u. s. w.

End=

Endlich schließt er damit, daß er zeigt, Grazie sey der Ausdruck der Vollkommenheiten des Geistes in der Gestalt. Ob er gleich etwas weit dabey ausholt, und von Vereinigung der Seele und des Leibes, von Muskeln und Nerven weit mehr sagt, als zur Verständlichkeit des wenigen, was er hernach von der Grazie selbst sagt, nöthig wäre, so ist doch der Begriff selbst wohl der richtigste, und auch vielleicht das Beste in dieser Schrift. Wenigstens sind in dem Eindrucke des Vergnügens, den menschliche und zum Theil auch thierische Körper machen, diese beyden Eindrücke am deutlichsten unterschieden, das Wohlgefallen an einer gewissen Figur, und das Wohlgefallen an gewissen Geistesgaben, oder moralischen Eigenschaften, die sich durch die Figur, oder die Abänderungen derselben ausdrücken. Und damit stimmt auch ganz wohl überein, wenn Winkelmann und andre die Grazie durch Schönheit der Bewegung erklären. Denn ein stillstehender, ganz unbewegter thierischer Körper, auf welchem sich nicht wenigstens die Spuren vergangener Bewegungen zeigen, hat allemal den Schein eines unbelebten Körpers, drückt nichts aus, und kann also blos durch seine materielle Beschaffenheit gefallen. So oft die Seele handelt: so oft bewegt sie ihren Körper. Und wenn uns also Bewegungen gefallen; so ist es vornehmlich, weil sie durch solche Handlungen der Seele veranlaßt werden, die wir gerne sehen oder hochachten.

V.

Ueber den Kasten des Cypselus, ein altes Kunstwerk zu Olympia, mit erhobnen Figuren, nach dem Pausanias, eine Vorlesung in der Kön. deutschen Gesellschaft zu Göttingen, den 21. Febr. 1770. Göttingen bey J. C. Dieterich. (S. 72.)

Diese kleine Abhandlung, die in Absicht der feinen Anmerkungen über die alten Werke der Kunst, und verschiedener gelehrten Erläuterungen aus der alten Fabel, wichtig ist, liefert der Herr Pr. Heyne als einen Versuch, wie alte Kunstwerke, welche blos in des Pausanias Beschreibung auf uns gekommen sind, auf so eine Art sich dürften erläutern lassen, daß sie zur Erklärung der noch erhaltnen alten Werke besser und leichter könnten gebraucht werden. In der That würden mehr solche Untersuchungen viel Zweydeutigkeiten in der alten Geschichte der Kunst enträtzeln können, und Pausanias würde dazu noch ein reiches Feld anbieten, wenn seine Commentatoren eben so viel Geschmack und eben so viel Gelehrsamkeit, als unser Verfasser, besäßen.

Der Kasten des Cypselus gehört unter die ersten Denkmäler der Kunst der Griechen, die Pausanias aufbehalten hat. Die Geschichte vom Cypselus wird beym Herodot erzählt. Die höchste

Gewalt

Gewalt, die in ihm Korinth, das anfangs von Königen, nachher von Prytanen regieret ward, von dem Orakel gedrohet wurde, und die Gefahr, daß man ihn deswegen hinzurichten suchte, gab der Mutter ein, das Kind in einem Kasten zu erhalten. Dieser wurde zum Andenken, nach dem Pausanias, von den Cypseliden zu Olympia im Tempel der Juno geweiht und aufbewahret. Hier ist die Frage, ob dessen Mutter Labda unter dem gewöhnlichen Hausgeräthe ein so kostbares Stück sollte gehabt haben? Wahrscheinlicher wäre es, daß ihn des Cypselus Nachkommen erst zum Andenken jenes Kastens verfertigen lassen. Aber alsdann wäre wieder zu vermuthen gewesen, daß man die Geschichte der Erhaltung darauf würde vorgestellet haben. Gleichwohl enthält das ganze Schnitzwerk keine Spur davon. Der Verfasser sucht also wahrscheinlich zu machen, daß dieser Kasten wohl ein Stück aus dem Hausschatze, wie jedes angesehene Haus besaß, ein Cimmelium, gewesen sey. Unter jeder Voraussetzung bleibt es immer ein Stück eines sehr hohen Alterthums, und was von dem Aeußerlichen dieses Kastens gesagt wird, führet auch darauf.

Er war aus Cedernholz, theils mit Figuren aus Gold und Elfenbein eingelegt, theils mit erhabener Arbeit aus Cedernholz selbst. Die Maaße und Gestalt des Kastens hat Pausanias nicht angegeben: sondern er giebt blos das Bildwerk von fünf Seiten an, und dieses besteht aus ganz verschiedenen und abgesonderten Geschichten,

die man sich als eben so verschiedene Felder auf einer Fläche denken kann, von denen Hr. H. die ungefähren Verhältnisse aufsucht.

Denen Figuren waren Inschriften beygefügt, einige bloße Namen, wie es scheint, andre ganze Verse und Distichen. Pausanias führt ausser einzelnen Namen an die 9 Inschriften in Versen an. Der Herr Verfasser machet hier eine angenehme Ausschweifung über die Züge der Buchstaben auf den alten Inschriften, und geht davon zu der Beschreibung der Bilder nach den verschiedenen Feldern über, wo er seine Erläuterungen hinzufügt. Bey der Beschreibung einer Frau, die auf dem rechten Arm einen weissen Knaben, welcher schläft, und auf dem linken einen schwarzen Knaben trägt, beyde in einer Stellung der Füsse, welche Pausanias mit einem etwas dunkeln Worte ausgedrückt hat, ἀμφοτερους (παιδας) διεστραμμενους (κατα) τους ποδας, stellet Hr. H. eine Untersuchung der Worte διαστρεφεσθαι und διεστραμμενος an, die man sonst für krumm übersetzt, Hr. Leßing aber für über einander geschlagen erklärt. Nach dem Sprachgebrauche glaubt er, daß es immer noch mißlich sey, wenn man die Worte des Pausanias von andern, als auswärts gebogenen Füßen an beyden Knaben erklären wolle. Er thut aber auch eine Muthmaßung hinzu, warum man dem Schlafe oder dem Tode dergleichen könne beygelegt haben. Könnte nämlich die Schwäche der Füße, welche sich am deutlichsten in lahmen oder in gebogenen Füssen zeigt,

zeigt, nicht von den Alten in ihrer rohen Bildersprache gebraucht worden seyn, um das Schwache und Kraftlose überhaupt, und insbesondere an dem Schlafe und dem Tode den Zustand der Entkräftung, auszudrücken, in welchen uns schon beyde bey ihrer Annäherung setzen? Die Ausführung muß man in dem Buche selbst lesen: Hr. H. entscheidet nichts und giebt nur Muthmaßung für Muthmaßung.

Bey der Figur des Atlas, macht er die Anmerkung, daß die alten Künstler zu ihren Figuren in den erhabnen Werken nicht überall die Namen beyfügten, sondern nur bey den unbekannten: Andere bekannte ließen sie ohne Beyschriften.

Durch die Vorstellung der Schlangenschwänze, die man sehr gewöhnlich an den Giganten, Briareus, Typhon, Gyes und andern Riesen, und hier in der Beschreibung des Pausanias an dem Boreas wahrnimmt, scheinen die Alten in ihrer Bildersprache alle wilde, kühne und rohe Menschen anzuzeigen, welche von den Ankömmlingen in einem Lande einheimisch gefunden, Erdensöhne benannt, und mit Schlangen verglichen wurden, die in der Erde ihre Wohnung haben; denen auch jene Wilde darinn glichen, daß sie selbst in Hölen wohnten. Durch die Flügel aber, die die ältesten Griechen und Etruscer allen Gottheiten beylegten, drückten sie unstreitig ihre geschwinde Bewegung aus.

Nach Erklärung der Bilder füget der Verfasser noch verschiedene fruchtbare Anmerkungen

hinzu.

hinzu. Er zeigt, daß in denselbigen keine Verbindung noch Verhältniß zu finden sey: sie sind alle aus den Fabeln des Alterthums, und wahrscheinlicher Weise aus den Dichtern der Zeit, willkührlich zusammengebracht und gestellt. Es findet sich dieß auch auf andern ähnlichen Monumenten. Daraus aber folget, daß wohl manche Erklärung der Sarcophagen und andrer erhobenen Werke, selbst beym Winkelmann, wegfallen werde. Nach erhobenen Werken der ältesten Zeit, welche Homer und Hesiod vor sich sahen, sind vermuthlich von beyden die bekannten Schilder des Achilles und Herkules entworfen worden, wo man eben so vergeblich einen Zusammenhang und so gar ein System der verschiedenen Süjets gesucht. Eine kleine Anzahl physischer, sittlicher und politischer, speculativischer oder Erfahrungssätze machte die ganze Weltweisheit aus: aber die Sätze drückten sie so mannichfaltig, mit so vieler Wiederholung und verschiedener Wendung eines und eben desselben Gedanken aus, daß man einen Kreis immer ohne Ende durchläuft.

Je älter diese Kunstwerke sind, desto mehr nähern sich ihre Vorstellungen der Bilderschrift. Auf den besagten Schildern läßt sich keine künstliche Allegorie suchen. Es sind theils mythische und Heldengeschichte aus dem damals wirklichen gemeinen Leben; und bey beyden wird zugleich bildlich ausgedrückt, was eigentlich Folgen und Wirkungen sind. Der Verfasser giebt hiervon ein Beyspiel. „Bilderschrift und Bilder-

sprache

sprache, setzt er hinzu, wie günstig war beydes der Poesie! und was war auch diese in ihrem Ursprunge anders als Bildersprache! und alles dieses wie wirksam in die Einbildungskraft!„

Aber auch nachher, als Einbildungskraft, Poesie und Kunst mehr dem ruhigen und kalten, aber sichern Verstande unterworfen ward, ist aus Bildersprache und Bilderschrift, Mythologie und Iconologie übrig geblieben; und beyde können also auch nur aus jener ersten Bilderschrift und Bildersprache ihre richtige Erklärung und Bestimmung erhalten.

Auf Schönheit und Richtigkeit in der Zeichnung hat die alte Kunst noch keine Rücksicht genommen: aber **Ausdruck** muß in einem merklichen Grade auf den Werken derselben wahrzunehmen gewesen seyn. Daß aber, auch bey der Unvollkommenheit der Kunst in ihren übrigen Theilen, der Ausdruck dennoch gut und stark seyn könne, lehren auf eine einleuchtende Weise die Etruscischen Antiken, besonders ihre gemalten Gefäße. Die noch nicht in die Regeln der Schönheit gepaßte Kunst hat auch für den heftigen Ausdruck mehr Freyheit, und in einem Zeitalter, wo die Sprache und Poesie mehr bilderreich war, mußte auch die Einbildungskraft eines Künstlers zu einem starken Ausdrucke mehr zubereitet seyn.

Wie

Wie sehr wünschen wir, daß der Verfasser sein Versprechen, die ältesten erhobenen Werke beym Pausanias, insonderheit die zu Olympia, Amiclä und Delphi beschriebenen, auf diese Art nach und nach zu erläutern, ausführen möchte.

V.

Bardenfeyer am Tage Theresiens. Wien, gedruckt bey Trattnern 1770. (S. 92.)

Warum ermüdet dieses Gedichte bey allen Vorzügen, bey allen poetischen Schönheiten, von denen es voll ist? Wir wissen nicht, ist es Fehler der Gattung, oder ist es Fehler des Stücks: aber so viel wissen wir, daß man es schwerlich von einem Ende bis zum andern mit gleichem Vergnügen lesen wird. Eine große Fürstinn soll gelobt werden. Nun ist es ganz gewiß, daß das Lob auch des vortreflichsten Menschen, doch in die Länge zu unfruchtbar für den Geist, auch des besten Dichters, und zu ermüdend für den Leser werden könne. Wir wollen aber jetzt nur davon reden, wie man am besten, am einnehmendsten lobt. Ohne Zweifel, wenn man die besondern Aeußerungen der Tugenden anführet; wenn man die eigenthümliche Gestalt, die sie bey dieser Person angenommen haben, schildert; wenn man zugleich das Beste, das Lehrreichste saget, was die Materie anbietet. Ist die Person eine Fürstinn,

so

so wünschen wir in ihrem Lobe einen kurzen Abriß einer vollkommnen Regentinn zu sehen; wir wünschen, große und muthige Wahrheiten zum Besten der Menschlichkeit zu hören; wir wünschen, nicht die Fürstinn bloß über die Menschen erhoben, sondern diese unter ihrem Zepter frey, gut und glücklich zu sehen. — Ist sie eine Gattinn: wir wünschen, das Bild der ehelichen Glückseligkeit, besonders der ehelichen Glückseligkeit auf dem Throne, wo dieses sonst so selten Zutritt findet, wir wünschen, dieses erste und heilige Band der Natur verherrlichet zu sehen. Ist sie Mutter: wir wünschen, die Lehren tiefer Weisheit zu hören, die sie ihren Kindern giebt, und den Uebungen beyzuwohnen, durch welche sie ihre Tugend bildet, u. s. w.

Von allem diesem zeiget unser Dichter allerdings Etwas, er zeiget es uns in sehr schönen Farben: aber er zeiget uns, wie es uns dünket, doch nicht genug; er drückt das, was er uns zeiget, bisweilen auf eine etwas künstliche und weit hergeholte Art aus, daß es seine erwartete Wirkung mehr als einmal verliert.

Dieß ist aber, wie wir glauben, nicht des Dichters Schuld. Die Gattung der Poesie, die er dazu wählet, verführet dazu sehr leicht.

Wenn ein Barde singen soll, so denkt man sich, daß er simpel, stark und erhaben singen muß. Da die einzelne Vorfälle, die man erzählen, oder die besondern Aeußerungen der Tugend, die man loben wollte, oft zu sehr in die neuern Zeiten passen, als daß sie die alte Tracht annehmen sollten, so übergeht man sie, und hält sich

an allgemeinere Lobsprüche; man greift nach denjenigen Zügen, welche auf der Oberfläche der Materie liegen und stark ins Auge fallen; man läßt diejenigen, die tiefer liegen und feiner sind, hinweg, oder suchet sie nicht einmal auf. Aber um jene allgemeinen, die im modernen Kleide gemein seyn würden, zu heben, wählet man einen fremden Ausdruck, nimmt zu starken Metaphern und zu einem tönenden Sylbenbenmaaße seine Zuflucht.

Wir ehren das Andenken unserer Voraltern; wir wünschten, daß uns ihr Bild recht von einem lebendigen Pinsel vor die Augen gemalet wäre; wir wollten, daß wir die Stimme dieser halb wilden, aber doch freyen und großen Menschen hören möchten. Aber alsdann muß auch der Inhalt aus diesem Zeitalter genommen werden; dann müssen auch die Sitten, die man schildert, die Begebenheiten, von denen man redet, dem Tone des Gedichts angemessen seyn. Wir müssen nicht zwischen unserm Zeitalter mit seinen Grundsätzen, Glauben, Gewohnheiten und Sitten, und jenem alten mit den seinigen hin und herschwanken; wir müssen nicht bloß Namen fremder Gottheiten hören und das Ceremoniel eines Barden beobachtet sehen; sondern auch die wahre Schilderung altdeutscher Denkungsart und Charaktere bekommen. Wie viel gehörte dazu, dieses Gemälde nach den wenigen Zügen zu vollenden, die uns aus jener Zeit übrig sind! Was für eine glühende und doch richtige Einbildungskraft wäre dazu nöthig, sich bey der Lesung der verstümmelten und oft unrichtigen

und

und einseitigen Nachrichten von den Sitten der Deutschen, so zu befeuern, daß man das Gemälde ihres Zustandes vor sich sähe und von dem allen bis zu einer recht warmen Theilnehmung gerührt würde! Aber gesetzt, wir räumen dieses Vermögen dem Herrn **Denis** ein, wie wir es ihm denn wirklich einräumen und ihn für einen treflichen Dichter halten; so müssen wir immer fragen, was kann es eigentlich für einen Nutzen gewähren, eine itztlebende Fürstinn in dieser alten Sprache zu loben? Kann es uns mehr vergnügen, einen Barden mit Eichenlaub, als einen Poeten mit Lorbeern gekrönt zu sehn? oder kann es wohl ganz wahre Empfindung seyn, was uns der Dichter auf diese Weise sagt, wo er ein Auge immer auf die moderne Handlung und das andre auf das alte Costume richten muß? oder kann er wirklich, er, ein Mann aus dem achtzehnten Jahrhunderte, von den Dingen, den Personen, den Begebenheiten die um ihn herum vorgegangen sind, auf die Weise gerühret werden, wie ein Barde aus dem ersten oder zweyten Jahrhunderte von seiner Geschichte? Muß er nicht unter dieser Verkleidung eine Menge sehr interessanter Gedanken verschweigen, die für die Person, die er loben will und für die Zeit, in der sie lebt, gerade am besten gemacht sind, oder wenn er sie nicht verschweigen will, zu poetischen Hülfsmitteln seine Zuflucht nehmen, die uns seine Verlegenheit fühlen lassen? Wir wissen nicht, ob wir Recht haben, und überlassen eine weitere Untersuchung und Entscheidung dieser Gedanken der eignen Beurtheilung des Dichters. Er ist

 ein

ein edeldenkender Mann. Er wird hierüber von neuem nachdenken, und er wird entweder unsern Geschmack, wenn wir irren, berichtigen, oder er wird, wenn wir Recht haben, seinem eigenen Genie noch eine größere und weitere Sphäre geben.

Der Plan des Gedichts scheint von dem Verfasser nach den Oßianischen Liedern von Selma entworfen zu seyn. Es kommen, wie dort, einige Barden wegen einer feyerlichen Gelegenheit zusammen. Der Namenstag seiner Kayserinn ist die Veranlassung, ihre erhabenen Eigenschaften sind der Inhalt ihrer Lieder. Das Gedichte hebt sich mit einem abwechselnden Chore an. Der Anfang und das Schlußchor sind schön: auch die Schilderung der Barden, die gleich in dem ersten Liede des Barden enthalten sind.

Die Tugendverkünder, die Heldengefährten,
Die Geber des Ruhmes, die Söhne der Lieder
Sind gekommen dich zu feyern
Aus Thuiskons weiten Reichen
In den Fürstensaal.
Schön duftet er, der Fürstensaal
Von frischgeschnittnem Eichenlaube.
Der Bardenspiel ist bekränzet,
Belaubet ist der Bardenspiel,
Ihr Feyerkleid ist weiß, wie Schnee,
Und die Lieder drängen
Von dem warmen Busen
Schon herauf.

Acht verschiedene Barden besingen hierauf in besondern Liedern die Fürstinn, die Ehegemahlinn, die Mutter, die Kriegerinn, die

From-

Fromme, die Starkmüthige, die Freygebige, und endlich schließt sich das Gedichte wieder mit einem Chor. Jedes Lied hat seine besondere Versarten, und diese sind ungemein glücklich gewählet, haben einen besondern Wohlklang, und füllen sehr das Ohr. Wenn wir aber in den Liedern selbst etwas vermißten, so wäre es der schöne versteckte lyrische Plan und die Fiktion. Das meiste besteht in zu ordentlichen Erzählungen der großen Eigenschaften dieser Fürstinn Stück vor Stück: sie sind, wie beym Oßian, mit schönen Gleichnissen aufgestützt, aber nicht genug gegen einander abschattiret: hierdurch werden sie leicht monotonisch.

Reitzende Schilderungen finden sich in Menge: nur verweilet der Dichter bisweilen zu lange dabey, und trägt zu viel poetische Farbe auf. Wie angenehm ist das Bild, das er von der jugendlichen Schönheit Theresiens malet:

> Und nähm ich Barde, was der Lenz
> Von Farben auf die Fluren häuft,
> Das Morgenroth und Abendroth,
> Des Regenbogens Glanz;
> Und jeden lauten Reiz des Tags,
> Und jeden stillen Reiz der Nacht,
> Der Sterne Blick, der Blumen Duft,
> Der schlänksten Tanne Wuchs;
> Der Quellen Lispel und den Laut
> Der menschenholden Nachtigall,
> Schön wär das Bild; allein
> Noch nicht Theresia.
> Und wie der Leib, so war ihr Geist,
> Und wie der Geist, so war ihr Glück, u. s. w.

An einer Menge feiner Züge fehlet es eben so wenig. Wir wollen nur einige auszeichnen.

Aber der Zögling der Wahrheit und Tugend,
Aber der Thäter der redlichen Thaten
Steiget voll Muthes die Stufen hinan;
Wäre er auch niedrig im Volke,
Einer der Pflüger und Hirten,
Steigt und kehret voll Wonne zurück.

S. 38 und 39 findet man folgende gute Strophen auf den König von Preußen:

Dort stund er, der Fürst der Brennen. Sein Wunsch
War ewig im Liede der Barden zu seyn.
Der eherne Ruf ins Waffengefild
War Säuseln des Westes für ihn.
Ihn liebte sein Heer, und stürzte für ihn
Mit Freude zur blutigen Arbeit; Und fiel
Ein Starker, der sah nach Friedrichen hin,
Und nannt ihn noch Vater und starb.

Ein schönes poetisches Gemälde ist die betende Fürstinn S. 45.

Dann steht der Herrschersorgen entfernter Schwarm,
Den Finger auf dem Munde, beflattert nicht
Der feyerlichen Stille Lichtkreis,
Welcher die betende Fürstinn einschleußt.

Das Lied auf Theresien die Weise S. 60. hebt mit einer reizenden Beschreibung von Aufblühn der Künste und Wissenschaften in Oesterreichischen Landen an.

Was

Was den einzelnen poetischen Ausdruck anbetrifft: so hat ihn der Verfasser unstreitig sehr in seiner Gewalt; seine Sprache ist voller Tropen und Metaphern; vielleicht bisweilen zu voll, und an Stellen, wo uns der simple Ausdruck der Natur mehr gefallen würde: vielleicht ist aber auch daran die obige Bemerkung schuld. Es kann nicht fehlen, daß man sehr leicht unrichtig und geschraubt wird, wo man immer den äussersten poetischen Ausdruck suchet, und den übergeht, der uns näher liegt. Wir wollen einige Beyspiele so wohl von solchen poetischen als auch von wörtlichen Ausdrücken anführen, wo bald der Ausdruck zu gesucht, und bald nach dem Sprachgebrauche ungewöhnlich scheint.

S. 7 nennt er Theresien einen **Namen**, der in der treuen **Völker Munde viel süßer als der Bienen Arbeit schmeckt.**

S. 8. Von welchem Leben weicht der Neid
Verzweifelnder,
Die Schatten der Gebrechen zu entdecken,
Die sonsten auch am Menschenherrschern kleben.

Mit Mühe wird man hier den Gedanken ausfinden: „Der Neid selbst wird an den Fürsten nichts Tadelnswürdiges finden.

S. 10. Wenn in Osten der Morgen ergraut rc.
Dreyßigmal haben die Kinder des Liedes
Scheitel und Harfen im Monde der Blüten
Wieder mit Eichenjugend umlaubt.

Auf der 13 S. steht:

Völker verschiedener Himmel und Zungen,
Die ihr Theresien dienet! o saget:
Hat es euch je der Fürstinn gereut?

Dieß letzte soll vermuthlich heißen, habt ihr es jemals bereut, Theresien zur Fürstinn zu haben? aber auf jene Art ist es dunkel: so wie auch folgende Zeilen:

Sie war erkiesen, ein Feuer zu dämpfen,
Welches um sich Jahrhunderte fraß.

und S. 24 eilt Sie dorthin, **wos unter Herrschergräbern kühlt.** S. 25 findet sich **das Geschoß** der Eiche für Sprößling.

S. 42. Ha, schönster der Siege! wie laubst du das Haupt
Der Kriegerinn auf! —

Es giebt solcher ungewöhnlicher Ausdrücke noch mehr. Auch können wir folgende Bilder und Gleichnisse nicht ganz billigen.

S. 12. Alles umfaßt ihr kreisender Geist;
Also von Fluten umwallet,
Mitten im Schooße der Meere
Ragt ein fruchtbares Eyland hervor.

Das Tertium Comparationis möchte hier schwer zu finden seyn.

S. 13. Wie die gewaltige Wasserwelt aufbraus't,
Wenn sie der Geist der Gewitter verstöret,
Hebt sich von allen Winden der Ruf:
„Dank dir, o Völkerbegnader,
„Der Du Theresien sandtest.“

Sollte dieses Gleichniß für die frohen Regungen des Dankes wohl schicklich seyn?

S. 29.

S. 29. scheinen uns die Gleichnisse eben so wenig zu passen.

Schwer sind Mutterpflichten,
Füllen ganz die Seele
Wie die Lüfte Raum.
Schwer sind Herrscherpflichten!
Liegen auf der Seele
Wie ein Berg auf Donauflächen liegt.

S. 38. ist folgende Strophe sehr unverständlich:

Wo Söhne von Teut auf Söhne von Teut
Zum Kampfe sich warfen, da gieng es nicht so.
Da wog sich der Muth, da wog sich die Kunst.
Ha! Vaterland! mußten sie das?

S. 41. heißen die Militairorden

Die Zeichen des Muthes, geheftet von Ihr
An Busen der Söhne des Siegs.

Aber, bey allen diesen einzelnen kleinen Mängeln, ist der Geist des Dichters, der sich im Ganzen zeigt, edel, groß und stark. Es ist ein tugendhafter Mann, eingenommen für alles was gut und der Menschheit vortheilhaft ist; es ist ein aufgeklärter Geist, fähig zu denken, und seine Gedanken mit Würde und Annehmlichkeit auszudrücken. Diese Vorzüge sind wesentliche und dauerhafte Eigenschaften seines Geistes; jene Mängel sind zufällige und vorübergehende Gestalten, die Gewohnheit, Nachahmung und die gegenwärtige Lage, den Gedanken eines solchen Geistes zuweilen geben können.

VII.

Beschreibung eines neuerfundenen Clavierinstrumentes, Melodica genannt, von Johann Andreas Stein, Orgel Instrumentmacher, und Organisten bey der evangelischen Kirche zu den Barfüssern in Augspurg.

Schon mehr als 15 Jahre lang bin ich mit Untersuchung der Musik, welche auf die Seele wirket, beschäfftiget. Unsere öffentliche Concerte, und oft eben so viele Privatmusiken in jeder Woche, verschaffen mir hinlängliche Gelegenheit darzu.

Es kostete mich nicht viele Mühe zu entdecken, daß nur diejenigen Instrumenten auf das Herz spielen können, deren Ton beweglich, biegsam, zu- und abnehmend ist, kurz, die Eigenschaften besitzen, welche Bach die Gegenstände des Vortrags mit Recht nennet. „Die Gegen„stände des Vortrags, sagt er, sind die Stärke „und Schwäche der Töne, ihr Druck, Schnellen, „Ziehen, Stoßen, Beben, Brechen, Halten, „Schleppen und Fortgehen.“ Siehe die wahre Art das Clavier zu spielen, S. 117. §. 3.

Ich bin von dieser Wahrheit vollkommen überzeugt. In der Singstimme stecken alle diese Eigenschaften im höchsten Grade. Die Violine, die Flöte, die Oboe, und noch einige andre sind

Nach-

Nachahmerinnen derselben in der That, wie es andere Instrumente zu seyn bloß wünschen.

Ich habe gesagt, daß nur die unbestimmten Instrumente, oder noch deutlicher zu reden, die in keiner Temperatur, wie die Orgel und alle Clavierinstrumente, eingeschränkten, vermögend sind, unsere Seele zu reizen; wo die Erhöhung und Erniedrigung eines jeden einzelnen Tones willkührlich ist, um die bekannten Differenzen der ♯ und b. im enharmonischen Geschlechte rein zu haben. Es ist wahr, daß viele Tonkünstler diese Differenzen vor Spiegelfechterey und als unnütz ansehen, allein, ich versichere Sie, daß empfindsame Zuhörer nicht so freygebig mit ihrem Bravo sind, sie verlangen vorher vielmehr Genugthuung. Glauben Sie mir, als einem Manne, den seine Profeßion, so wie seine Neigung, berechtiget hat, von Jugend auf sein Augenmerk auf die Harmonie und die reine Einstimmung zu richten.

Doch dieses ist es noch nicht alles, warum wir variable Töne haben müssen. Es kömmt noch der neue Umstand darzu, daß alle Virtuosen von der rechten Art, die zwischen der 3ten und 4ten 6ten und 7ten Stufe einer Octave liegende halbe Töne in der ordentlichen diatonischen Durtonleiter weit über ihre bestimmten Intervallen hinauf erheben; und eben so verfahren sie in der aufsteigenden weichen Tonleiter zwischen der 2ten und 3ten, wie auch 6ten und 7ten Stufe; im Absteigen erniedrigen sie im Gegentheile von oben herunter die 1ste und 2te die 2te und 3te 5te und 6te Stufen so

stark,

stark, daß alle diese erhöhte und erniedrigte Intervallen gegen einen temperirten Flügel sehr differiren.

Diese außerordentliche Vermehrung und Verminderung, sammt dem reinen Einstimmen der Töne sind es, die uns aufmerksam machen, dem Ohre schmeicheln und bis an unser Herz reichen.

Die Violine hat diese Eigenschaft, Töne willkührlich zu verändern, am allervollkommensten. Der Spieler kann sogar seine ganze Scala, vermöge der geschickten Applicatur, verrücken, wo er hin will. Diesen Vortheil hat nur die Posaune mit der Violine gemein. Allein, diese Umstände, die wir mit Recht Schönheiten nennen, erfodern gute Talente, ein schnelles reines Gehör, und hauptsächlich ein eigenes empfindsames Herz. Ich habe angemerkt, daß bey allen Spielern, die bewegliche Töne auf ihren Instrumenten haben, ihre Töne erst in dem Augenblicke rein einstimmen, da sie uns dieselben vortragen. Die Probe ist sehr leicht bey einem Violinisten zu machen. Man nehme ihm seinen Bogen aus der Hand, und ersuche ihn, einen Ton, besonders in der Höhe, blind zu greiffen, ohne etwas zu hören und ohne zu verrücken; und nun höre man diesen nur noch gegriffenen Ton gegen den Flügel: man wird erstaunen, daß er zu ganzen Viertel und halben Tönen fehl gegriffen habe. Da nun diese geschickten Leute bey dem wirklichen Abspielen ihrer Concerte gar nicht fehl greifen, so müssen wir den oben gemachten Schluß festsetzen.

Da ich also hinlänglich erwiesen habe, daß nur diejenigen Instrumente auf das Herz spielen können, deren Ton beweglich, biegsam &c. ist, so fragt es sich, was wir dann mit Clavierinstrumenten anfangen? Das Clavicordium müssen wir einigermaßen ausnehmen.

In Wahrheit, ich bin sehr ungehalten über diese Instrumente, um so mehr, weil ich selbst kein anderes spiele, noch gelernet habe. Ich habe immer den Clavieristen sehr bedauert. Er muß große vorzügliche Geschicklichkeit besitzen, um die Schwierigkeiten seines Instruments zu übersteigen, und doch einem Violinisten oder Flötenspieler, was die wahre Wirkung betrifft, nachstehen. Es ist wahr, daß ein vortrefflicher Bach auch auf einem Flügel den Affekt einigermaßen ausdrücken kann; aber mehr durch die Ausführung des Stückes selbst, als durch die besondre Art seiner Töne. Allein, wer ist auch allemal ein Bach? oder was würde ein Bach erst spielen, wenn sein Instrument obige Vortheile hätte? Dieses traurige Geschick hat mich oft sehr beunruhiget. Die Hochachtung für so viel geschickte Personen, die sich diesem Instrumente widmen, hat mich angefeuert, der Sache weiter nachzudenken, um vielleicht dem Clavieristen sein Instrument mit obigen in gleiche Vorzüge zu setzen.

Ich habe alle klingende Körper durchgedacht. Meine Forderungen waren diese:

1) Einen Ton zu finden, der sich wachsend von der ersten Schwäche bis auf die höchste Stär-

ke auf und herunter treiben ließ, ohne an sich selbst zu steigen oder zu fallen; der immer in seinem Verhältnisse gegen andere blieb, und sein forte und piano ganz der Gewalt des Spielers überließ;

2) Der bey Gelegenheit dennoch zu steigen und zu fallen fähig wäre;

3) Der eine schnelle Ansprache hätte;

4) Dessen Ton willkührlich lang fortsänge, und, wie der Spieler will, bebte. Bey den Saiten sahe ich gleich alle Hoffnung verloren. Ich gerieth auf die Materie des Glases, womit eben die heutige so beliebte Harmonica pranget. Ich gestehe es, das Zu- und Abnehmen der Töne war mir sehr erwünscht, allein die langsame Ansprache, wodurch Kleinigkeiten verloren gehen, und der gar zu bestimmte Ton seiner Höhe und Tiefe, nach der sich folglich im Spielen nicht einstimmen läßt, sondern in eine Temperatur eingeschränkt seyn müßte, waren mir nicht anständig. Zu dem kam, daß ich schon die Unmöglichkeit, solches in eine Claviatur zu bringen, voraussah, weil uns noch in der ganzen Naturlehre keine Materie bekannt ist, die mit dem lebendigen Fleische des Fingers durch die Bewegung mit dem Glase gleiche Wirkung hat; zu dem kam ferner die entsetzliche Höhe des Glockenwerks, und dann endlich der Ton selbst. Er war mir nicht solid, zu spitzig, und in das Ohr stechend; er macht schläfrig und melankolisch; kurz, in einer Viertelstunde sind wir von dieser Musik ganz betäubt und taumelnd.

Nun

Nun war mir nichts mehr übrig, als den Ton der Flöte auszuforschen. Ich fand bald, daß dieses meinem Endzwecke am nähesten wäre. Der Ton ist solid, schnell, ansprechend und haltend.

Ich fieng also an auf die Moderation des Windes zu denken, und wie solche durch den mehr oder wenigern Druck des Fingers bewirket werden könnte, und ich sah mich endlich durch die Erfindung eines neuen Instruments für meine Mühe belohnet.

Nun will ich es also beschreiben. Nur bitte ich noch vorher die Absicht anzuhören, für welche es in der Musik, und bey dem Clavierspieler bestimmt ist. Man weiß schon, wie sehr bisher die Claviere, und was sich dahin rechnen läßt, oder eben so gespielet wird, von einem großen Theile sind mißhandelt worden: ja, selbst Bach ist noch immer nicht so glücklich gewesen, von dem großen Haufen entweder gelesen, oder befolget zu werden. Und wenn es meinem Instrumente auch so gehen sollte, so — wäre ich selbst mit meiner Erfindung unzufrieden. Meine Absicht war, dem Clavieristen ein Instrument zu verschaffen, wodurch er seinen Geist auszudrücken vermögend, und mit der Violine oder Flöte gleiche Vortheile hätte. Man beliebe mich wohl zu verstehen. Mein Spieler hat hier nicht mit einer Hand voll Tönen, sondern mit der Bildung einer einfachen Melodie zu thun; und in Wahrheit, diese Bildung wird sein ganzes Nachdenken beschäftigen.

Es

Es ist aber darum nicht unmöglich, auf diesem Werke vollstimmig zu spielen, sondern ich behaupte nur, daß man es aus verschiedenen Ursachen wider seinen Zweck brauchen würde, wenn man vollstimmig darauf spielen wollte.

1) Würde man dieses Affekteninstrument wieder zur Orgel herunter setzen, und dazu ist es nicht gemacht.

2) Erfordert das vielstimmige Spielen bestimmte Töne, dieses Werk aber hat, wie die natürliche Flöte, unbestimmte Töne. Und der vortrefliche Quanz hat schon in seinem Flötenwerke gesagt: „zwo Flöten stimmen selten, und drey gar nicht zusammen.“

3) Weil unsere ganze Aufmerksamkeit, wie ich oben gesagt, ohnehin nicht weiter als auf die Bildung einer einzigen Melodie hinreicht. Ich habe diesen Umstand an großen Clavierspielern wahrgenommen, besonders beym Fugen, wo verschiedene Themata über einander weglaufen, wo sich das eine, welches die Aufmerksamkeit begleitet, gegen daß andere, welches matt und verlassen erscheinet, sehr auszeichnet.

Dieß sind meine Gründe, aus denen man nun leicht einsehen wird, daß ich mein neues Instrument gar recht mit dem Namen *Melodica* belegt habe. Damit man sich aber auch selbsten accompagniren könne, so habe ich dem Werke die Gestalt eines kleinen Flügels von 3½ Schuh lang gegeben, und es zum Aufsetzen bey einem andern

Instru-

Instrumente gerichtet, wodurch die ganze Musik sehr erhoben wird.

Der Ambitus bestehet in $3\frac{1}{2}$ Octaven, von dem untersten g der Violine anfangend bis in das 4te gestrichene $\overline{\overline{\overline{c}}}$ um so wohl alle Violin= als Flötenconcerte einzuschließen.

Das Tractament des Claviers ist wie ein Clavicordium. Der Fall ist nicht tiefer als ein schwacher Messerrücken. Hierinn steckt eben der Vortheil zur Geläufigkeit. Der Ton selbst ist sehr schön und körnicht, und einer Flöte a bec vollkommen gleich, wo nicht übertreffend. Der Anspruch ist augenblicklich da; ohne daß der Eintritt des Windes bemerket wird, wie gemeiniglich in den Orgelpfeifen, bey geschwind gestoßenen Noten.

Es war dieses eben keine der geringsten Schwürigkeiten, eine Pfeife so zu machen, daß sie bey starkem und schwachem Winde gleich gut anspräche.

Was das Tractament im musikalischen Verstande betrifft, so läßt sich jeder Ton von der ersten Schwäche bis auf das höchste forte, durch den minder= oder mehrern Druck des Fingers treiben, auch zu gleicher Zeit langsam oder geschwinde beben.

Hier muß ich sagen, daß der Ton bey dem stärksten forte sich ein wenig erhöht und erhöhen muß, um, wie oben gesagt, seine Töne rein einstimmen zu können. Wann aber Stellen vorkommen, wo der Ton forte und absolut nicht steigen soll, so ist eine kleine unmerkliche Bewegung für das

 linke

linke Knie angebracht, vermittelst deren der Ton wohl fortissime gemacht wird, allein kein Haar aus seiner Stelle rücket.

Im Ganzen hat es den wahren Chorton, läßt sich aber vermittelst einer Schraube einen viertel Ton darüber oder darunter erhöhen oder erniedrigen, und so wie bey dem Ausziehen der Flöte zu allen Instrumenten stimmen. Das verdrüßliche Steigen bey der natürlichen Flöte, wann sie warm wird, fällt hier ohnehin weg.

Es ist begreiflich, daß dieses Werk mit einem Blaßbalge versehen sey, und daß er bey dem forte mehr Luft in die Windlade schaffen müsse, als bey dem gewöhnlichen Anspruche. Inzwischen aber beschäfftiget die Compreßion eben so wenig als überhaupt der ganze Blaßbalg weder den Spieler, noch den Calcanten, sondern sie geschieht mit Hülfe der Federkraft. Man hat diese deswegen angebracht, um die Aufmerksamkeit des Spielers nicht mit der Regierung des Blaßbalges zu beschäfftigen.

Ich habe mir alle Mühe gegeben, diese Melodica so einfach zu machen als möglich: erstlich um der Dauer willen, zweytens den Preiß derselben nicht gar zu sehr zu erhöhen, und die Sache gemeinnütziger zu machen. Ein jedes musikalisches Genie wird dieses Instrument ohne Schwierigkeit spielen, und für andere habe ich es nicht gemacht.

Der Effekt ist in der That außerordentlich neu, fremd und völlig unerwartet. Man stelle sich z. E. nur ein Violinconcert, mit allen seinen Druckern, Schleifern, Bindungen, Bebungen,

kurz

kurz mit Schatten und Licht von einem Organisten zu hören vor, so hört man ungefähr diese Melodica. Ich will aber gerne gestehen, daß die Violine und die Flöte auch noch Vortheile vor diesem Instrumente voraus haben. Eine so dreuste Behauptung wage ich nicht. Die Sache verhält sich wie mit allen Instrumenten. Es hat immer eines vor dem andern in seiner Art einen Vorzug. Ich sage nur so viel, daß es mit der Flöte am besten zu vergleichen sey.

Zuletzt wird noch eine Frage entstehen, die ich zum voraus beantworten will: Ob dieser Gedanke auch bey einer ordinairen Kirchenorgel anzubringen sey? Ja. Man müßte ihnen ein besonderes Clavier zuordnen, und seine einfachen Melodicen auf dem andern Claviere accompagniren. Es ist wahr, man würde Wunder thun und sich die Aufmerksamkeit der ganzen Versammlung zuziehen. Es scheinet in der That, daß wir erst jezo den Zeitpunkt erlebet haben, in welchem die sogenannte vox humana in der Orgel keine Satyre mehr ist.

Die Herrn Orgel- und Instrumentenmacher sind bis hieher so freygebig mit dem Worte natürlich gewesen, wann sie der Welt in öffentlichen Nachrichten ihre Geschicklichkeit in Verfertigung einer natürlichen Menschenstimme bekannt gemacht, oder eine natürliche Flöte Travers angekündiget haben. Ich versichere Sie, daß mich bey dem Worte natürlich allemal ein Schauer überfällt, wenn ich es von ihnen bey solchen Gelegenheiten höre. Es hat mich nun 15 Jahre beschäf-

tiget, und nun bin ich so weit gekommen, daß ich einsehe, wie weit ich noch dazu habe. Noch ein paar Anmerkungen! Das, was hin und wieder in Orgeln durch Ansprechung mehr oder weniger Pfeifen im unisono durch den mehr- oder wenigern Druck des Clavis bewirket worden, ist keine Anwachsung, sondern eine stuffenmäßige Verstärkung, und gehöret nicht hieher. Ein ganzes Register Pfeifen, in einen besondern Kasten eingesperrt, welcher durch eine Bewegung mehr oder weniger eröfnet wird, folglich das piano und forte auf diese Art hervorbringt, gehört auch nicht daher, weil es alle Töne zugleich und nicht jeden einzeln zur gehörigen Zeit und nach der Willkühr des Spielers verstärkt.

Ich empfehle also meine Melodica allen Clavieristen, die Empfindung haben. Ihnen zu Liebe habe ich gearbeitet, und ihnen zu Liebe werde ich noch ferner arbeiten, besonders wenn sie meine Bemühungen durch ihren Beyfall belohnen und aufmuntern.

VIII.

VIII.

Ueber die Gemäldeausstellungen der Akademie der bildenden Künste in Dresden, in den Jahren 1769 und 1770.

Es giebt schon ein angenehmes Vorurtheil für ein Land, eine Muthmaßung, daß in demselben die Künste im Werth sind, wenn man der Beschreibung der Kunstwerke mit Verlangen entgegen sieht. Die neue Bibliothek der schönen Wissenschaften, sagten unsere Liebhaber der Künste, und mit ihnen andere aufmerksame Leser, ist noch mit der Beschreibung der Gemäldeausstellung vom Jahr 1769 zurück. Ungeachtet sie uns von der Ausstellung bey der Architekturakademie eine recht gute Beschreibung mitgetheilt hat, so war doch unsere Hoffnung nicht aufgegeben, etwas ähnliches, wo nicht eben so vollständiges, von der Akademie der bildenden Künste zu lesen.

Die Zeit der dießjährigen (1770.) Ausstellung rückte schon ziemlich heran. Meinem Gedächtnisse durfte ich nicht trauen, um für mich allein etwas aufzusetzen. In Fällen, wo es mir getreu geblieben wäre, mußte ich besorgen, es möchte mir nur die Ueberbleibsel des stärkern Eindruckes überliefern, den ein Gemälde, ein Kunstwerk vor dem andern bey mir haben können. Und wie wären dann andre Liebhaber und ihre Lieblingsstücke dabey zu recht gekommen?

Ich begab mich zu einem Freunde, der nicht so leicht über einzelne Gemälde in Entzückung geräth, wenn ihn nicht außerordentliche Schönheiten überraschen: der aber den Fortgang der Kunst im Ganzen übersieht; und der, indem er dem Liebhaber das Vergnügen gönnt, das ihm die Stücke selbst machen, auch zugleich als Patriot den Beytrag bestimmt, den die Cultur der Kunst überhaupt zum Besten des Staats thut. So wie jemand, der gegen die erfrischenden Reizungen der Springbrunnen und Wasserfälle in einem schönen Lustgarten nicht fühllos ist, die kluge Sorgfalt des Gartenbaumeisters für Zulänglichkeit des Wassers wegen Beziehung auf das Ganze noch höher schätzen kann: so nimmt ein anderer bey einheimisch hervorgebrachten Gemälden und Kupferstichen zwar an dem Vergnügen des Kenners Antheil, aber von diesen Merkmaalen des Geschmacks in einem Lande, und von der ausgebreiteten Zeichnungskunst, die jenen Kunstwerken die Gestalt gegeben haben, faßt er eine noch schmeichelhaftere Hoffnung, daß die Werke kunstreicher Hände überhaupt im Lande durch Zeichnung und Geschmack verschönert, Manufakturen verbessert, und Handel und Gewerbe durch neue Zweige belebt werden können. Ein solcher ist mein Freund: und meines Freundes Beobachtungen dieser Art sollten meiner Vergessenheit zu Hülfe kommen.

Er schien geneigt meinem Verlangen die Hände zu bieten. Mein Gedächtniß, sagte er, ist vielleicht so schwach, oder noch schwächer, als das

Ihrige

Ihrige. Ich will aber unter meinen Papieren nachsehen. — — Der Theil unserer vorjährigen Ausstellung, woraus man das Aufnehmen der Akademie am sichersten beurtheilen kann, sind ohne Zweifel die schönen Zeichnungen nach dem Leben und die so genannten Acte, womit sich die Zöglinge beyder Akademien **Klaß**, **Pechwehl**, **Seidelmann** und andere in Dresden, und **Mechau** und der jüngere **Oeser** besonders in Leipzig hervorgethan haben; zu eben der Zeit, da auch in der Akademie der Baukunst = = = Allerdings, gab mein Freund zur Antwort, und reichte mir zugleich ein Blatt, darinn ich die Namen mehrerer Zeichnungsbeflissenen Handwerker fand, als die Herren **du Hamel** und **de la Lande** jemals beschrieben haben. Er stellte sich, als ob er sich vergriffen habe. — Dieses Verzeichniß ist vielleicht nicht nach ihrem Geschmacke, wohl aber nach dem meinigen. Ich würde unfehlbar ihrer Absicht näher gekommen seyn, fuhr er fort, wenn ich ihnen die von unserm **Dietrich** ausgestellten beyden Landschaften, den Mittag und den Abend, den vergnügten Landmann, dem auch in dieser Landschaft die Arbeit den Trunk gewürzt zu haben scheint, mit Zügen aus den Opitz oder aus des Zachariä Tageszeiten beschrieben hätte. Noch besinne ich mich, sagte ich, der Gemälde, die, so wie es zu ihrer Absicht, zu wünschen war, in die Hände eines Ministers gekommen sind, welcher so glücklich für die Friedenskünste denkt, als er für den letzten Frieden unvergeßlich beschäftigt gewesen. Und ich

würde Ihnen für ihre Citationen, das Eigene eines Johann Boths in der Vorstellung des sinkenden Tages zeigen. Unter der Bedingung, daß Sie mich nächstens auf einem Spaziergange bey einer solchen Abendstunde, wie er geschildert, begleiteten, würde ich Sie nicht nur auf die von den Bergen Abschiednehmende und durch die dunkeln und zackigten Stauden wegschleichende Sonne aufmerksam machen: sondern ich würde Ihnen aus eben desselbigen Gemälden zu einer andern Zeit, die gegen den Vorgrund zu, sanft ruhenden und in der Malerey eben so sanft ausgedrückten Schaafe, im Gegensatze derer in der Mittagslandschaft ruhenden Kühe schildern: vielleicht würde ich Ihnen dadurch das tanzende Mädchen aus der letztern Landschaft in Erinnerung bringen, wenn Ihnen mit einer weitläuftigen Beschreibung gedienet wäre. Allein die Namen der kunstverwandten Lehrlinge sind mir in jenem Aufsatze, den sie mir kaum gewiesen und schon wieder weggelegt haben, auch nicht räthselhaft. Wir wissen beyde, daß fast jeder Kunstverwandter, der zu Ausübung seiner Kunst des Zeichnens bedarf, oder dem das Zeichnen wenigstens die Augen öffnen muß, so bald er es verlangt, bey der Akademie Unterricht erhält: und dieses von dem Mitwerber um die Ehre des Gartenbaumeisters und des Bildners an, bis zu den künftigen schöpferischen Köchen unserer Lucullе. Unserer Lucullе, sagen Sie? nur vergaß der römische Freund des Comus nicht, auch dem Apollo den bekannten

Saal

Saal zu widmen, ungeachtet er den Dienst beyder Gottheiten oft darinnen vereinigte. Und vielleicht würde der Aufwand auf ein einiges Opfer dieser Art, (ich rede nur von dem Opfer des Comus,) hinlänglich seyn, auf ein ganzes Jahr einen Jüngling zu unterstützen, den der akademische Unterricht Muth zu größern Unternehmungen gemacht hat. Doch genug hiervon; uns mag der Saal der akademischen Ausstellung für heute wenigstens der Saal des Apollo scheinen. —

Ich gönne Ihnen ihre Vergleichung: aber der Anfang unsers Verzeichnißes möchte derselben nicht entsprechen: Denn das Mädchen, das bey zwey niedergesetzten Wassereymern ruht, bringt uns auf einmal von dem Alterthume zurücke. An diesem Gemälde des Herrn Direktor **Hütin** haben Sie wenigstens die Wahrheit nicht vermißt, welche die Franzosen an den in diesem Jahre (1769) in Paris ausgestellten Werken dieses Künstlers bemerkt haben. Der Wurf der Falten, (ungeachtet bey einen solchem Gegenstande kein eigentliches Gewand anzubringen ist,) gelingt dem Künstler. Möchten wir nur bald an einem historischen Gemälde mit diesem Vorzug, auch das Verdienst eines würdigen Subjekts vereiniget sehen! Auch von dieser Seite betrachtet, erwiederte mein Freund, wird die erzürnte Athenerin des Direktor **Oesers** in Leipzig ::: Vergessen Sie denn den Knaben, der einen Canarienvogel auf der linken Hand hält, und den betenden Alten, beydes halbe Figuren von der Hand

 eben

eben dieses französischen Künstlers? Ich gestehe es, der betende Alte hat mir besser gefallen, *) als jener Knabe, der mir mit weniger Liebe gemalt, oder in seiner Art nicht so bedeutend schien, als das Nebenbild. Ich verstehe hierunter den Charakter, oder das Eigene, das insonderheit Grenze, (ich könnte hinzusetzen unser Schönau) jeglichem Alter, und also auch der Jugend zu geben, oder aus deren Neigungen etwas zu wählen weiß, das auch den Alten Aufmerksamkeit abgewinnt, und in häuslichen Vorstellungen, des Pinsels des größten Geschichtmalers nicht unwürdig ist.

Nur dieses rühmt man uns vorzüglich von den Vorstellungen der Kinder bey den griechischen Künstlern. Und dieses ist es auch, was der in höhern Theilen geübtere Künstler niemals erreichen wird, wenn er seine Aufmerksamkeit nicht zu den mannichfaltigen Handlungen und Beschäfftigungen der Kinder herabläßt und auf Fälle Achtung giebt, wo mancher zärtliche Vater sich nur wünschte, ein Maler zu seyn, um das Naive, den unwiderstehlichen Reiz der Unschuld und eines durch sie belebten Vergnügens vorstellen zu können.

Der bey einem Todtenkopfe betende Alte, ist allerdings gut gestellt, und zeiget Sorgfalt in der Ausführung. Daß jemand von dieser Vorstellung Anlaß genommen, demjenigen

*) Dieses Bild ist nachmals von Schulzen in Kupfer gestochen worden. S. XI. B. 1stes St. S. 159. dieser Bibl.

gen armen Greiße, der zum Modell gesessen, sein mühseliges Alter zu erleichtern, dieß zeigt den Eindruck, den das Gemälde gemacht hat, von einer lebhaftern Seite, als das beredteste Lob. Doch ich habe Sie zu lange von der erzürnten Athenerin abgehalten.

Dieser Gegenstand wird wenigstens den Saal des Apollo nicht verunstalten. Der Zorn dieser Griechinn, die ihren Gemahl zur Rache gegen einen Jüngling auffordert, kontrastiret vortreflich mit der Gelassenheit des Vaters. Sie fährt mit der linken Hand zu, das Schwerdt des kriegerisch bekleideten Mannes zu zücken, und weiset mit der andern Hand auf die Frevelthat des Jünglings, der auf öffentlicher Straße ihrer Tochter einen Kuß geben will. Zu langsam für die mütterliche Rache, hält die linke Hand des Mannes das Schwerdt in der Scheide, und die Geberde mit der rechten Hand scheint die Worte des gelassenen Vaters anzudeuten: „Wenn wir diejenigen tödten wollen, die uns lieben; was sollen wir denn denen thun, die uns hassen?“ Alles ist hier ausdrückend oder bedeutend, wie sich **Mengs** über den Ausdruck erklärt. Ich nehme dieses so ziemlich für einerley an: denn in der That sollte ich glauben, daß unbedeutende Figuren auch in jenem besondern Verstande ohne Ausdruck sind: es müßte denn seyn, daß ein wirklicher, aber nicht zur Sache gehöriger Ausdruck denjenigen verdrungen hätte, den

die

der Wolle, den Zuschauer weniger an eine gewöhnt, und, zu unserer angenehmern Täuschung, eine von seinen Lieblingsfiguren, das ruhende Schaaf mit dem in gerader Richtung entgegen gestreckten Halse und Kopfe, zuweilen ausgelassen hätte. Das gegenwärtige Stück war für den damals in London befindlichen rußischen Botschafter Grafen von Czerniczef bestimmt, der es, bey seiner Durchreise durch Dresden, unserm Künstler aufgegeben hatte.

Die Verletzung der allen Malern empfohlenen Perspekiv und Haltung, erinnerte mein Freund, beleidigt bey dem Thiermaler am meisten, wann die bekannte Größe der Thiere, deren wahrscheinlich angenommenem Raume, oder der aus benachbarten Bäumen, Stauden und Hütten zur beurtheilenden mehrern oder mindern Größe des Grundes, auf welchem die Thiere stehen, so wie etwan deren Ansicht dem Horizonte, widerspräche. Fehlt dem Ganzen die Haltung und perspectivische Wahrscheinlichkeit, und den Figuren die unter jenen Bedingungen gewöhnliche Größe; so zeigt das Gemälde mir eine Schöpfung, die mein Auge nicht erkennt. *)

Ich danke es, sagte ich, dem Künstler, der ihnen diese Anmerkung abgelocket hat. Trifft sie auch nicht den Künstler oder seine Arbeit selbst, so kann

*) Quodcunque ostendis mihi sic, incredulus odi.
Hor.

kann sie doch seinem Lehrlinge zu Nutze kommen, weil es mir darum zu thun ist, Materialien zu einer Beschreibung der letzten Ausstellung zu sammlen. Nur wird, liebster Freund, bey aller ihrer Bedenklichkeit, ihr Auge sich an einer solchen Art von Schöpfung, bey so manchen bewunderten Aufsätzen haben gewöhnen müssen, wo das Porcellan in so mannichfaltigen Figuren von sehr ungleichen Verhältnißen auf großen Tafeln schimmert, und der Hirte und seine Heerde, wenn solche irgend ein Zauberer aus der Wielandischen Feenwelt beleben sollte, ihre Hütten gemächlich davon tragen, oder darüber wegrennen könnten. Die Wahrscheinlichkeit, erwiederte mein Freund, müssen Sie, in Vorstellungen dieser Art nicht zu ängstlich suchen. Doch glaube ich, daß, wenn man nur auch, bey dergleichen Zusammensetzungen, die Vortheile, die das Wahrscheinliche darbietet, recht nutzt, daß, sage ich, es des Unwahrscheinlichen nicht zu oft bedarf. Und vielleicht, setzte ich hinzu, kann man demselben gar Abschied geben.

Das Ideal einer himmlischen Muse hatte den Herrn Professor Knöfler, bey Abbildung der Urania, glücklich geleitet. Dieses Bild erhielt durch den erhabenen Ausdruck sowohl, als durch die Stellung und beobachteten Wahl in den Falten, einen allgemeinen Beyfall. Gleichwohl mäßigte derselbe nicht den Wunsch, zur Abwechselung wieder etwas zu sehen, wo der Künstler seine Geschicklichkeit in dem Nackenden an den Tag legen möchte.

Ein höherer Gegenstand war die Vorstellung der Religion. Mit den edelsten Begriffen von seinem Gegenstande soll der Künstler gleichsam genährt, und mit ihnen, wenn ich mich so ausdrücken darf, lange vertraut umgegangen seyn, bis ihm eine glücklichere Stunde zu Vorstellungen dieser Art auffodert; nicht erst in dem kurzen Augenblicke, wo die Bestellung den Gedanken bey ihn erregt. Das Heilige hat nähere Ansprüche an den Künstler, nach der Kunst richtig, und nach dem Ausdrucke wenigstens liebenswürdig zu seyn. Und dieses letztere schien gleichwohl Herr Coudray *) erreicht zu haben.

Unter den Kupferstechern hatte Herr Professor Zucchi von den sieben Sacramenten des Crespi aus der Churfürstlichen Gallerie, das Gemälde von der Taufe in Kupfer geliefert, (und nachdem er nunmehr das ganze Werk vollendet, hat er es mit einem Titelkupfer, wozu Herr Casanova die Zeichnung gemacht, beschlossen.) Herr Professor Canale stellte seinen Kupferstich, das Bildniß des Königs Augusts des IIIten nach Rotari, aus. Mit minderem Fleisse hätte der Künstler vielleicht

Zeit

*) Herr Peter Coudray, der als Professor der Bildhauerkunst bey der Akademie stand, ist am 3. Octob. 1770 an der Wassersucht mit Tode abgegangen. Er war den 17. Febr. 1713 in Paris geboren, wurde von seinem Vater, Franz Coudray, welcher königl. französischer Bildhauer, auch von dortiger Akademie war, und nach der Zeit in Königs Augusts des 2ten Diensten stund, in seiner Kunst unterrichtet, 1743 gieng er nach Rom, wo er bis 1749 blieb, hielt sich nachgehends sieben Jahr in Engelland und zuletzt in Pohlen auf, von da er endlich bey hiesiger Akademie, nachdem er zuvor in Warschau einige Arbeiten vollendet hatte, als Mitglied ernannt, und nach seiner Zurückkunst Professor der Bildhauerkunst wurde.

Zeit erspart, und dem Gegenstande mehr Leichtigkeit gegeben. Desto angenehmer erfüllte er unsere Erwartungen in dem Unterrichte seiner Lehrlinge. Von Herrn Beetius war das Thor und der Hof eines Gasthofes nach Thomas Wyck aus der Churfürstlichen Gallerie. Ferner ein pohlnischer Bauer nach einer Originalzeichnung mit der Feder, von des Herzog von Sachsen-Teschen K. H. verfertiget. Ein Spanier und eine Bauerngesellschaft, zwo Zeichnungen vom Theatermaler, Herr Johann Benjamin Müller *) auf Tuschart, und der kniende Heilige, nach einer Originalzeichnung auf Tuschart, dem Herrn Assessor Stieglitz in Leipzig zugehörig.

Unter diese angenehmen Erinnerungen mischte sich ein kleines Mißvergnügen, daß wir diesesmal vom Herrn Zingg nichts hatten zu sehen bekommen, und bald hätten wir darüber ein kleines Bildniß des Herrn Camerata nach Rotari vergessen, das den Maler selbst vorstellt, und das Herr Camerata, schon vor geraumer Zeit, für den Bruder des verstorbenen Künstlers, der in Verona lebt, gestochen hatte.

So erinnern Sie sich dann immer auch, sagte mein Freund, der allegorischen Zeichnung des Herrn Direktor Hütin. Die Beschreibung, die er selbst in der Unterschrift der Zeichnung mittheilt,

*) Ist 1719 in Dresden geboren, hat daselbst bey Johann Baptista Grone, einem Venezianer, gelernet, malet Perspective, Decorationen, Deckenstücke.

theilet, wird ihnen die Auslegung derselben erleichtern. . Le Genie de la Peinture conduit de jeunes Eleves au temple de Memoire; ils y trouvent le buste de l'Electeur. La Gloire des Princes est d'un côté, et de l'autre un Genie représentant la Saxe qui semble accueillir le cortege; dans le fond on voit les Medaillons de Titus, Vespasien, &c. Weiter darunter las man die Worte: Ce sujet est analogue à la glorieuse époque de l'année 1765 où son Altesse Serenissime l'Electeur s'est declaré Protecteur immediat de son Academie des Arts. Ich will hoffen, sagte ich, daß der Künstler diese Zeichnung, wo nicht in ein Gemälde, doch wenigstens auf eine Kupferplatte bringen werde. Der Gegenstand scheint seiner im Aetzen geübten Hand würdig zu seyn.

Originalzeichnungen der Professoren und Mitglieder haben, sowohl des innern Werths, als auch der Neuigkeit wegen, allerdings das Recht, unter den Originalgemälden in dem vornehmsten Saale zu stehen. Derselben Nachahmungen ist durch Eröffnung des Zeichnungszimmers, das auch ältere Zeichnungen würdiger Meister aufweiset, ein anständiger Platz angewiesen worden, und auch diese neue Anstalt unterscheidet die diesjährige (1769) Gemäldeausstellung von den vorigen. Herr Casanova hatte diesesmal eine Akademie von R. Mengs, inngleichen seine eigene fleißigste Abzeichnung nach dem Ismael Mengsischen Portraite, im bloßen Kopfe, das

der

der Sohn äusserst fleißig gemalt, ausgestellt; unter andern aber die Zeichnung des Jupiters, der dem Ganymedes einen Kuß giebt, zu welcher sich Herr Casanova als Urheber bekannt, und eines der Gemälde, worüber der bekannte Streit mit Winkelmann entstanden, als seine täuschende Ausführung nach dieser Zeichnung angiebt. Ich wünschte, hub mein Freund an, daß sich Herr Casanova, zwar nicht in dem Gebrauche, den er davon gemacht hat, wohl aber in seiner Zeichnung der gegenwärtigen immer gleich seyn möge. Sie scheint nicht neu, ist wenigstens der Zeiten Leo des 10ten würdig, und würde ein vollkommnes Recht an dem Beyfalle der Alten, geschweige an Winkelmanns seinem gehabt haben.

Herr Canale gab die Zeichnung eines Frauenzimmers nach Dietrich, wovon er das Gemälde in Kupfer bringen will. Von Herrn Roos sah man sowohl, als von seinem Vater Gaetano Roos, Originalzeichnungen: der Herr Direktor Hutin erneuerte das Andenken verschiedener schon von ihm verfertigten Gemälde, durch Zeichnungen, die er nach denselben gemacht. Ein Modell zu einem Schreibzeuge in Porcellain, mit darüber zierlich angebrachtem Uhrgehäuse, hatte insonderheit das Augenmerk meines Freundes auf sich gezogen, der so gern Winke zu Verschönerung der Manufakturen giebt und annimmt.

Wir fuhren in unsern Bemerkungen fort. Von Seiten der Lehrlinge empfahl sich die letztere Ausstellung durch viele wohlgerathene Akademien, oder sogenannte nach dem Leben gezeichnete Acte, sowohl in dem letztern Zimmer,

worinn hier nach dem Modelle gezeichnet wird, nachdem ihnen diese Ausstellung und der Platz selbst als eine Belohnung zuerkannt worden, als in dem sogenannten Leipziger Zimmer. In jenem war besonders eine Akademie des Herrn Klaß, Lehrlings des Herrn Professor Casanova, dessen Manier in fleißigen Zeichnungen er sonst vollkommen angenommen hat, bemerklich. Im Leipziger war vom Herrn Mechau, einem geborenen Leipziger, eine Zeichnung, welche die Geschichte, wie Christus die Kranken heilet, vorstellt, in welcher er schon viel Geschicklichkeit zeigt, und noch mehr für die Zukunft verspricht. Außerdem waren viele wohlgerathene Akademien der Leipziger Schule, beydes der Unterlehrer und des jüngern Herrn Oesers, den Freunden dortiger Anstalten sehr angenehm. Wenn die Lehrer nichts als edle Gegenstände ihres Pinsels würdig schätzen, so werden die Lehrlinge auch keine andre Eindrücke als des Edeln bekommen, und also nicht nur für die Werke der Kunst, sondern auch für das sittliche Schöne Liebe gewinnen. Man will bemerkt haben, daß, sowohl auf dieses, als auf jenes, bey der Direktion gesehen wird, und bey Hereinziehung der Künstler seit einigen Jahren die Geschicklichkeit zwar der erste veranlassende Gegenstand gewesen, die Rechtschaffenheit aber allezeit mit in Betrachtung gekommen. Der Erfolg, scheint es, wenigstens zu bestätigen. — Ich will Ihnen wohl mehr sagen, fiel mir mein Freund in die Rede. Ist es von Ungefähr oder mit Vorbedachte geschehen? Kein in fremden Diensten wirklich stehender, noch so geschickter

ter Künstler ward jemals einem frühern, überall achtungswürdigen Schutze entlockt: kein Schritt gethan, der Fremden oder Ausländern, die auch hier unentgeldlichen Unterricht in der Zeichnung und Baukunst finden, den ersten Anlaß gäbe, eine in ganz Deutschland beliebte Anstalt weniger zu schätzen. Doch, (um wieder auf die Werke der Kunst zu kommen,) würde es wohl undienlich seyn, wenn einige der besten sogenannten Akademien nach dem Leben, die das Gepräge der Natur mit sich führen, wo nicht von den Lehrlingen, wenigstens von den Meistern selbst radirt würden, etwa z. E. wie diese, und damit zog mein Freund ein paar große Blätter dieser Art hervor, worauf Franc. Antonius Leitenstorff inv. et fec. Romae zu lesen war, deren einer eine sitzende, der andere eine angelehnt stehende Figur nach dem Modelle vorstellte?

Auf beyden Seiten des der leipziger Schule gewidmeten Zimmers waren Kupferstiche in Menge ausgestellt, die zusammen genommen, gefielen: aber von dem großen Eindrucke, den des Herrn Bause sogenannter **Persianer** machte, und durch die ununterbrochene Folge mehrerer Blätter dieser fleißigen Schule einigermaßen verdunkelt wurden. Nehmen Sie, mein Freund, die neue Bibliothek zu Hülfe, dessen Herausgeber an der Quelle ist, sich diese Nachrichten erneuern zu lassen*). Wahr ist es, die Bausischen Blätter werden uns,

 wenn

*) S. das Verzeichniß der Kupferstiche und radirten Blätter der leipziger Akademisten im 10. B. 1. St. der neuen Bibliothek von S. 248 — 153.

wenn er so fort schreitet, unsern Willen eben so oft ins Gedächtniß bringen, als ich mich bey Erblickung der von P. Simon gezeichneten und gestochenen großen Bildniße des Nanteuil zu erinnern pflege. Jetzt begnüge ich mich, ihnen den ersten Abdruck des Geyserischen Kupfers nach Pynacker, ein vom Mondscheine beleuchtetes Gestade mit Schiffen anzuzeigen, und, ehe wir das Beyzimmer verlassen, die geschickte Manier, mit welcher der jüngere Oeser eine große Landschaft nach Ruisdal und einige reiche Zusammensetzungen nach Verdier *) gezeichnet, zu berühren. Ich entsinne mich, daß solche den Beyfall eines Künstlers, der dergleichen nicht eben verschwendet, davon getragen haben. Ich wünsche nur, daß der verdienstvolle Vater seinen Sohn zu einem geschickten Deckenstückmaler anziehe, dergleichen uns wenigstens für die Zukunft noch abgeht. Dieses setzt Erfindung, Belesenheit, Perspectiv und mancherley Kenntnisse voraus, die diesen geschickten Künstler, den Vater und Lehrer des jungen Künstlers, auszeichnen. Noch darf ich nicht das schöne Modell des Herrn Schlegels von ziemlicher Größe in Thon vergessen. Es war eine Gruppe von drey Figuren, Elmire, Selinde und Charon, nach der Gellertschen Erzählung, und der Zeitpunkt gewählt, da sich Elmire den Kranz von Haaren gerissen und hinter sich werfen will, während daß Selinde herzhaft in Kahn tritt. Die Idee ist vom Herrn Direktor

*) Er beschäfftiget sich itzt, diese Blätter und noch einige andere nach demselben Künstler in Kupfer zu ätzen.

rektor **Oeser**, der sie in derselbigen Stellung der Figuren auf eine Wand in Herrn Thomas Richters Garten zu Leipzig gemalt hat.

In den darauf folgenden Zimmer lockte die Seltenheit eines nach **Huysum** *), hinter Glas, auf das sauberste gemalten Blumenstückes mit einem Vogelneste, die Aufmerksamkeit aller Zuschauer an sich. Die Schönheit der Malerey erhält hier durch die glücklich überwundenen Schwierigkeiten einen doppelten Werth. Denn die Künstlerin sieht in gewissem Verstande nicht, was sie malt: sie muß nämlich, für die Wirkung der Gegenstände, auf der ihnen entgegenstehenden oder der hinter der Seite des Glases, mit ihrer sie immer sicher führenden Einbildungskraft arbeiten. Was in dem Gemälde vorzüglich hervorstechen soll, z. E. der Staub auf den Aurikeln, oder die Staubfäden an den Blumen, mit deren Kelchen verglichen, diese Höhungen, welche in andern Gemälden die letzte Arbeit des Malers sind, muß sie auf der Rückseite des Glases zuerst auftragen, und so verhältnißweise bis zu dem sonst gewöhnlichen Grunde oder der Anlage fortarbeiten. Ihre Aufmunterung hat die Frau **Weydmüllerin** dem ihr verliehenen gnädigsten Schutze der verwittibten Frau Churfürstinn Kön. Hoheit, als einer Kennerinn und Beförderinn der Talente, zu danken; und ein Gemälde eigener Erfindung wird dieser Künstlerinn ohne Zweifel den Weg zur Aufnahme bey der Churfürstlichen Akademie der Malerey bahnen.

*) Das Urbild ist auf der Churfürstlichen Gallerie.

Mademoiselle Dinglingerin hatte diesesmal zwey Gemälde, die Nogari ehedem für ein hiesiges Privatcabinet in Oel gemalt, die Lautenschlägerin, und der Knabe mit dem Vogelneste in der einen, und der Katze, die er zurückhält, in der andern Hand, in Miniatur übergetragen. Beyde sind nachmals in die Hände eines würdigen Liebhabers des Herrn Grafen Knut aus Dännemark gekommen. Von den fleißigen und glücklichen Kopieen nach niederländischen Meistern gab Mademoiselle Riedelin eine neue Probe nach einem Stücke des Gerhard Dow, das niederländische Mädchen, das am Fasse steht und Wein trinkt; dieses Gemälde hat ehemals unser Dieterich nachgeahmt. Solche glücklichen Copieen, dergleichen sonderlich Abraham Carree vormals in Holland so viele und so kostbare geliefert, verdienen zwar jeden Liebhaber zu reizen; können aber angehenden Kennern, so selten auch diese Gefahr laufen, von dem nachbildenden Künstler selbst diese Copieen für Originale zu erhalten, nicht zu sorgfältig für das, was sie sind, bekannt gemacht werden. Dadurch wird das Auge und die Behutsamkeit zugleich geschärft.

Ein Originalstück der Mademoiselle Friedrich, ein Blumengeschirr mit darneben liegendem Pomeranzenzweige, legte, wegen der besondern Beziehung des Kunstwerks auf eine erst aufblühende Künstlerinn, den Freunden der Kunst die Pflicht auf,

Dem schüchternen Verdienst ermunternd nachzugehn.

Die

Die Künstlerinn hat sich, nach der Zeit noch mehr hervorgethan. Da sie sich auch auf das Malen der Früchte legt, so werden durch Verbindung der Gegenstände ihre Gemälde mehr wohlgeordnete Mannichfaltigkeit, mehrere Fälle für die Haltung, und mit ihr zugleich mehr Gelegenheit bekommen, das Verblasene zu erreichen, das den niederländischen Künstler vorzüglich empfiehlt, und andern so schwer abzugewinnen ist. Ich habe, erinnerte mein Freund, doch ohne Rücksicht auf jene Gemälde, ich habe noch keinen Künstler gesehen, der sich der Härte bewußt gewesen wäre, mit welcher er malte. Vielleicht liegt der Fehler in der Organisation des Auges, da wir ihn gemeiniglich einem Mangel der Einsicht zuschreiben.

Madame Moilin, eine gebohrne Lafont, hatte ein Frauenzimmerbildniß nach der Rosalba aus der Churfürstl. Gallerie kopiert.

Der Unterlehrer Herr Mietsch lieferte sein eigenes Bildniß nicht übel in Pastel. Der Vorstellung der Auferstehung des Heilandes fehlte es nicht an Feuer, die Manier war aber nur ein wenig zu wild, als daß die Zeichnung nicht darunter gelitten hätte. Herr Friedrich, der in der Handzeichnung bey der Architektur Unterricht giebt, hatte sein Gemälde von dem samaritanischen Weibe wohl kolorirt, und viele Vortheile zu einer angenehmen Beleuchtung und Beschattung, durch die an den Brunnen gesetzten Bäume gezogen. Von Herrn A. Theil waren uns die Vorstellungen einiger theatralischen Vorstellungen zwar entfallen,

desto größern Eindruck aber machte, in einem andern Zimmer, dessen sehr wohlgerathene Vorstellung eines Kirchhofes, mit Ruinen und verfallenen Gräbern, in Pastel. Jenes Zimmer konnten wir aber nicht verlassen, ohne uns der Bemühungen des Sohns des Herrn Hofrath Duckewiz, in Vorstellung der Maschinen, zu denen ihm sein Studiren bey der Bergakademie in Freyberg Anlaß giebt, mit Beyfall zu erinnern. Diese Zeichnungen waren in dem, bloßen Liebhabern der Kunst vorzüglich gewidmeten Erker.

Die Versuche unserer aufblühenden Jugend, welche in dem hieranstoßenden großen Zimmer aus mehr als einem Gesichtspunkte Kenner und Unkenner vergnügten, wären für eine Beschreibung zu weitläuftig. Der jüngere Friedrich hatte Originallandschaften ausgestellt; die Copieen, die der junge Klengel, ein Scholar unsers Dieterichs, wo mir recht, nach Lucatelli geliefert, gaben keine geringe Hoffnung: eben so viel machten uns auch die Modelle des jüngern Wermuth, der ein Medailleur werden will; der jüngere Thiele widmet sich der Landschaftmalerey, darinn sein Vater Ruhm erworben. Von Stölzeln, dem Schüler des Herrn Professor Canale, bemerkte man einen Kupferstich nach dem Vater unsers Dieterichs, einen Knaben mit einer Mausefalle vorstellend. Dieser junge Künstler und Schulze, ein Lehrling des Herrn Professor Camerata, unterhalten unsere Hoffnungen, und die Zeichnungen der Zinggischen Scholaren vermehren unsere

unsere Erwartungen auf eine nicht minder angenehme Art.

In Bestimmung des Zimmers für Künstler, die eigentlich nicht mit zur Akademie gehören, hatte man die billige Regel beobachtet: für fremde Verdienste keine Ausschließung! Wer sich zum Künstler zu bilden gewußt, hat hier, so viel wenigstens der enge Raum zuläßt, Gelegenheit, seine Kunstwerke bekannt zu machen. Und überträfe er, wie ehemals Peter Mignard vielleicht manchen Künstler der ersten Pariser akademischen Anstalt mag übertroffen haben, die Mitglieder unserer Akademie selbst, so ist hier seine Arbeit willkommen. — — Es ist wahr, der Ausländer darf sich irgend einen Freund wählen, der ohne weitere Beschwerung blos den Auftrag hat, das Gemälde oder Kunstwerk zu rechter Zeit einzureichen und wieder zurückzunehmen. Also war es bey der dermaligen (1769.) Ausstellung sehr angenehm, an einer Landschaft des Herr Weitsch, mit Kühen an dem vordern Ufer eines den Mittelgrund theilenden Flusses, die Talente eines auswärtigen Künstlers zu sehen, der sich durch einen unwiderstehlichen Trieb und unermüdetes Studiren selbst gebildet hat. An den Thieren wollte ein Künstler die Art des Heinrich Roos finden, wie man etwan gewohnt ist, alle Pferde aus den Wouwerman zu erklären; und sehr oft falsch zu erklären. Und gesetzt auch, der Künstler hätte Roos oder Berchem, welches letztere mir eben so wahrscheinlich scheint, studirt, so kann

er

er deswegen nichts weniger zu seinem ersten und vornehmsten Urbilde die Natur gemacht haben. Nicht blos jenes Studium, sondern auch die Fähigkeiten des Künstlers, unter würdigen Aufmunterungen, seinen Vorgängern näher zu kommen, schienen mir aus diesen Gemälde hervorzuleuchten. Auch hatte es einen vorzüglichen Platz erhalten.

Gleich darneben war vom Herrn Gottlob Fechhelm, der in Berlin lebt, ein Architekturstück ausgestellt. Er ist ein Dresdner und Bruder des hiesigen Unterlehrers, von dem Sie, in dem Erkerzimmer, seiner Mutter Bildniß, nicht übel gemalt, werden bemerkt haben. Vermöge der guten Anordnung des Architekturgemäldes wären vielleicht, unter einem etwas anders angenommenen Lichte und unter gewissen Schlagschatten, noch mehrere Vortheile der Beleuchtung zu ziehen gewesen. Selbst menschliche Figuren, noch so richtig gezeichnet, gewinnen auch bey einem schwachen Kolorit durch eine geschickte Beleuchtung; wie vielmehr also alle unbelebte Gegenstände, die dadurch erst interessant werden. Durch das Spiel von Licht und Schatten bekommen Felsen und Bäume, und selbst bloße Gebäude und Mauern einen Geist und eine Art von Leben. Wir brauchen einem solchen Gemälde nicht erst vor andern den Vorzug zugeben, man wird es schon an dem Zuschauer gewahr, der sich länger bey demjenigen aufhält, was ihn von fern an sich geru-

gerufen, und dessen Ausführung der anlockenden Beleuchtung nicht widerspricht. Einige matte Züge hätte man allenfalls dem Herrn Johann Christian Vollert zu gute halten können, der zum letztenmale vor seinem Ende noch vier Landschaften aushieng, die Beyfall fanden. Eines darunter stellte den Winter vor. Hätte ein anständiges Auskommen das Herz dieses Künstlers noch in seinen besten Jahren erfreut, so würde diese Wohlthat sich durch den Fortgang des Künstlers belohnt haben, und der Pinsel des Künstlers würde kühner und muthiger geworden seyn. Zwo dieser Landschaften sind dem kunstliebenden Herrn Johann Valentin Meyer in Hamburg, bey dessen Durchreise durch Dresden, zu Theil worden. Des Herrn Calau in Dresden gemalter alter Mannskopf vermehrte den Wunsch, daß er sich öfter mit dieser Geschicklichkeit zeigen möchte, die, solchen Falls, den Vertrieb der ihm eigenen eleudorischen Malerey zu statten kommen müßte. Zugleich sah man von ihm das Bildniß einer alten Frau, und den Umriß einer historischen Zusammensetzung, wo ich nicht irre, nach Lairesse. Diese letzten Stücke können in Leipzig nicht unbekannt seyn. Herr Sahler hatte des Churfürsten Bildniß zweymal, iedoch auf unterschiedene Art, in weisses Wachs gebildet. Rothes hatte er, vielleicht gewissen Liebhabern zu gefallen, zu Vorstellung der Auferweckung des Lazarus gewählt. Lebhafter ist wohl in keiner menschlichen Vorstellung Lazarus aus dem Grabe gestiegen: er ist nur noch auf einem Knie und guckt munter und neugierig

rig unter dem Gewande hervor. Der Ernst der Geschichte scheint bey dieser Stellung etwas zu leiden; zumal, wenn man sie mit den Geberden der Umstehenden vergleicht. Eine oder zwo kleine biblische Geschichte waren in Miniatur ganz artig ausgedrückt. Sie sind von einem herrnhutischen Pflanzorte, Niesky, aus der Oberlausitz geliefert worden. Ungern habe ich den Namen des Künstlers vergessen: eines dieser kleinen Gemälde stellte, wenn ich nicht irre, die Familie Johannis des Täufers vor. Der gothischen Kirche des Herrn Theile haben wir schon erwähnt. Eine Landschaft von Herrn Giesel und zwo von Herrn Lorenz bewiesen noch, daß die Bestimmung des zuletzt beschriebenen Zimmers nicht ohne Nutzen sey. Zu ähnlichen Aufmunterungen des Künstlers können wir noch verschiedene diesesmal ausgestellten Zeichnungen der Herren Grafen Wedel (aus Dännemark) und des Herren Grafen Bose aus Leipzig, einen Kopf in Pastel von dem Herrn Grafen Flemming, aus Wittenberg, und die Versuche anderer studirenden Edelleute rechnen, deren rühmliche Beschäfftigungen mit solchen Werken des Geschmacks, vermuthlich die eigene noch größere Beschäfftigung des Künstlers mit der Zeit zur Folge haben werden.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

IX.

Vermischte Nachrichten.

Deutschland.

Nachricht von einigen jungen deutschen Künstlern, die sich itzt in Paris aufhalten, Auszug aus einem Briefe daher von Herrn Wille.

Da mir noch ein Augenblick Zeit übrig bleibt, so erlauben Sie mir, daß ich Ihnen eine kleine Nachricht von jungen Kupferstechern gebe, welche aus Deutschland hier sind, und dem Vaterlande Ehre machen werden. Sie besuchen mein Haus beständig, und ich liebe sie, theils wegen ihrer Begierde zur Kunst, theils wegen ihrer guten und männlichen Aufführung. Herr Dunker, aus Pommern, ist im Radiren sehr weit gekommen. Seine geäzten Sachen sind voller Geschmack; denn er ist ein guter Zeichner. Schade! daß er mit dem Grabstichel nicht wohl fortzukommen weiß: allein man läßt ihm keine Zeit. Er ist beständig mit Arbeit für andre überhäuft, welche aber seine so schön radirten Sachen nicht allemal mit seinem Geiste ausarbeiten läßt. Herr Guttenberg, ein Nürnberger, welcher alles macht, was ihm vorkömmt, wie oft junge Künstler zu thun genöthiget sind, studiret sehr begierig und unermüdet. Herr Weißbrod, aus Westphalen, radiret sehr artig und mit Bedacht in kleinen Gegenständen.

Er

Er übet sich itzt auf mein Anrathen mit dem Grabstichel, damit er seine angefangenen Platten auch endigen könne: Er kann es um so vielmehr, weil er zu leben hat. Herr **Müller**, ein Schwabe, hatte nie etwas von dem Grabstichel gesehen, als er hieher kam. Ich rieth ihm dazu: er folgte, und es ist zu bewundern, wie er seine erste Platte nach **Golzius** letzthin kopiret hat. Noch eine soll er kopiren, und dann an eine Zeichnung oder ein Gemälde gehen. Ich sage ihm, wie ehedem ein großer Mann, ein Meister eines saftigen Grabstichels in Holland gelebet habe, und wie er den Namen, der nicht verloschen wäre, durchaus erneuern müsse. Dieß erhebt seinen Geist — Gewiß, wir haben die Hoffnung, an diesen jungen Männern viel Freude zu erleben. Sie wetteifern recht: aber sie lieben sich unter einander, wie sich Freunde lieben sollen. Ich habe hier nicht zu viel gesagt. Es würde mir übel stehen, ein Schmeichler zu seyn: aber Muth zu machen, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, ist meine Sache. Denken Sie nicht, wie ich, werthester Freund? Ich glaube es fest ꝛc.

Dresden. Auszug aus einem Briefe des Herrn Lipperts, ein neues Tausend antiker Gemmen betreffend, wodurch er seine Daktyliothek zu vermehren gedenket.

„Seit drey Jahren arbeite ich an einem Supplemente zu meiner Daktyliothek. Erst war ich fest entschlossen, nachdem ich es mir 30 Jahr so sauer werden

werden lassen, nichts mehr zu unternehmen, da ich bereits ein alter Mann und etwas Großes auszuführen, vielleicht wenig Zeit vor mir habe. Allein, welche vortrefliche Werke der Kunst sind mir nicht seit kurzem in die Hände gefallen! Engelland hat mir eine Menge der schönsten Sachen aus des Herzogs von **Devonshire**, **Bedfort**, Lord **Besborough**, **Percy**, **Cay**, **Greville** Sammlungen geliefert. Aus Italien, besonders aus dem Musaeo Florentino habe ich vom Herrn **Cocchi** nicht weniger erhalten. Ingleichen einen großen Theil der Brühlischen Steine, die ehemals dem Cardinal **Chichi** gehörten und die Augustus II. mit dessen Marmorn kaufte. Noch andre seltne Sachen sind mir von andern Orten mitgetheilet worden, so, daß ich zur Auswahl eines Tausend über 1600 Stück vorräthig habe. Dieß alles hat mich gereizet, diese neue Arbeit zu unternehmen. Ich bin auch bereits mit 605 Stück in Pasten fertig. Uebers Jahr, so Gott will! wann ich mich in einigen Vorrath gesetzet habe, will ich mich über den Commentar machen, den ich fleißig zu ausarbeiten Willens bin. Dieß soll mein Testament seyn. So viel kann ich Sie, lieber Freund, versichern, daß dieses neue Tausend Sachen enthält, welche in meiner vorigen Sammlung nicht zu finden, und daß es diese an Schönheit, Kunst und Gelehrsamkeit in manchem Stücke noch übertreffen soll ꝛc.

Nachricht von einer Münzbibliothek, die zum Verkaufe angeboten wird.

Einer der angesehensten Gelehrten in Deutschland ist Willens seine vortreffliche Münzbibliothek, dergleichen wenig so vollständig in Europa seyn möchten, zu verkaufen. Ihre Sammlung hat ihn mehr als 40 Jahre gekostet, und er hat diese ganze Zeit über, weder Mühe noch Geld geschonet, sie aus allen Theilen von Europa zusammen zu bringen. Da er bereits ein hohes Alter erreichet, so schmerzet ihm der Gedanke, wenn sie einstens zerstreuet und zum Vortheile der Gelehrten und der Wissenschaften nicht beysammen bleiben sollte.

Sie ist in vier Klassen abgetheilet. Die erste enthält die eigentlichen Münzbücher, so wohl alter, mittler als neuer Zeiten. Es sind einige darunter, die um kein Geld leicht feil sind, und die nur Liebhabern durch einen besondern Zufall, oder durch die Gnade eines Fürsten zu Theil werden: wieder andere, die so selten sind, daß selbst Männer die mit der Litteraturgeschichte sehr bekannt sind, an ihrem Daseyn gezweifelt haben. In dieser Klasse befinden sich auch beynahe 70 Handschriften, und wofern irgend eine Sammlung dieser Art zu einer Vollkommenheit kann gebracht werden, so ist es gewiß diese.

Die zweyte Abtheilung enthält den größten Theil von Werken über griechische und römische Aufschriften, geschnittene Steine und Utensilien der Alten, d. i. alles, was seit Wiederherstellung der Wissenschaften bis auf unsere Zeit erschienen ist. Auch hier finden sich einige Manuscripte.

Der

Der dritte besteht aus den besten griechischen und römischen Schriftstellern, worunter sich gute und auch seltne Ausgaben befinden.

In der vierten und letzten Klasse sind Werke und Dissertationen enthalten, die die Ceremonien und Gewohnheit der alten orientalischen Völker, der Griechen, der Römer, der occidentalischen und nordischen Völker, so wohl überhaupt, als insbesondere betreffen. Diese Abtheilung kann beynahe als der Index der drey vorhergehenden Klassen angesehen werden. Ueber die ganze Sammlung ist ein genaues Verzeichniß gefertiget, welches 90 enge geschriebene Quartblätter enthält. Die Bücher sind alle vollständig, wohlgehalten und wo nicht kostbar, doch reinlich gebunden. Die ganze Bibliothek ist in eine Art von Kisten verwahret, die man auf und zuschließen kann, und dienen zugleich zum Repositorium, so, daß sie auf eine leichte Art von einem Orte zum andern können transportiret werden. Der Herr Besitzer will diese ganze Bibliothek um 6000 Thaler überlassen, ungeachtet sie ihm weit höher zu stehen kömmt, und er die dabey unsäglich aufgewandte Mühe für nichts rechnet. Wie sehr wünschen wir, daß sich zu diesem Schatze von Gelehrsamkeit ein Käufer finden möge! Wir erbieten uns den Liebhabern zu einer nähern Anzeige.

Auszug eines Schreibens aus Schweden, welches verschiedene Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen enthält.

Ich weiß nicht, ob Dieselben schon die schwedischen Charten, die das Landmessercomtoir über verschiedene Provinzen herausgegeben, in Ihrer Sammlung besitzen. Ausser diesen erscheinen zuverläßige und saubere Stücke über die vornehmsten Städte in Schweden nach dem Grundrisse. — — Ein gelehrter Buchführer Fruigt, giebt in seiner eigenen Druckerey gedruckte Noten heraus, die vielleicht die Breitkopfischen übertreffen. Hin und wieder finde ich in den Buchladen Kupferstiche, besonders von Schwedischen Fürstlichen Personen, Gelehrten und andern berühmten Männern, davon das beygehende Verzeichniß einige Nachricht ertheilet. Die vornehmsten noch lebenden Kupferstecher hieselbst sind die Herren Floding, Gillberg und Charing. Auf Veranstaltung der verwittweten Königin sind vor nicht langer Zeit Medaillone, die wenigstens anderthalb Fuß im Durchschnitte haben, über verschiedene Gelehrten, als die Herrn Linne', Dalin, Klingenstierna, Schwab u. s. w. von dem berühmten Poußirer L'Archeveque, der Direktor bey der Malerakademie ist, gemacht worden, wovon Gipsabgüsse zu haben sind. An den Herrn Lundberg, Kraft, Pasch hat man sehr geschickte Portrait- und Landschaftsmaler. In Miniatur malet Herr Lawrener vortrefflich. Die Statue des König Gustavs I., die ihn stehend vorgestellt und dem Erfinder Mayer Ehre macht, ist bis auf das Ausputzen fertig. Man denkt auch schon an eine andere von Gustav Adolph zu Pferde. In eben der Größe, wie

wie die bekannte Sammlung von Medaillen über die Gustavianische Familie ist, die **Hedlinger** angefangen, besitzt man andere verdiente Patrioten; dergleichen Jettons von Silber ertheilet die Akademie der Wissenschaften denjenigen, die Abhandlungen einliefern. Der vornehmste Medailleur heißt **Lundberg**. Seinen Vorgänger Herrn **Fehrmann** hat eine Lähmung ganz unbrauchbar gemacht. Die neuen Ducaten von dem itzigen König sind niedlich. Sein Wahlspruch ist: Faedernes landel, (dem Vaterlande.) Silber und Juwelierarbeiten werden hier so schön gemacht als irgendwo. Die Uhren allerley Arten geben den Englischen wenig nach. Auf die Schreinerarbeiten kann man sich mit Grunde etwas zu gute thun: ihre mannichfaltigen Gestalten hängen zum Theil von der großen Biegsamkeit des schwedischen Holzes ab ꝛc.

Berlin. B. **Rode** hat seine von uns angezeigte radirte Blätter nach seinen eignen Gemälden wieder durch ein paar kleine Blätter vermehret: **die Heilung des Gichtbrüchigen und Christi Gebet in dem Garten von Gethsemane.**

Von **Chodowiecky** haben wir ein ungemein angenehmes Blatt erhalten, welches ihn selbst und seine kleine Familie in verschiedenen Beschäfftigungen um einen Tisch her in seinem Cabinette vorstellet. Es führet den Titel Cabinet d'un Peintre, und die Natur kann nicht richtiger ausgedrücket werden.

Bey dieser Gelegenheit können wir nicht di schönen in Kupfer gebrachten Zeichnungen von eben demselben zu Basedows Elementarbuche und Agathokrator mit Stillschweigen übergehen, die er auch selbst zum Theil gestochen hat. Sie würden eine weitläuftigere Anzeige verdienen, wenn wir nicht glaubten, daß sie bereits in den meisten Händen wären.

Ebenderselbe hat zu dem dießjährigen berlinischen Taschencalender 12 artige Blättchen aus der Geschichte des wütenden Rolands nach dem Ariost gezeichnet. Da dieser itzt so wenig unter uns gelesen wird, und die Vorstellungen für die meisten fremd sind: so wollen wir den Inhalt kürzlich anzeigen No. 1) Indem Roger Alcinen ausweichen will, geräth er unter die Gränzenbewahrer dieser Zauberinn, aus den 4ten Gesange. 2) Roland streitet wider die Völker des Tyrannen Cimosk, um den Birenen zu befreyen, 9ter Gesang. 3) Roger befreyet die schöne Angelika, 10ter Gesang. 4) Roland fährt mit seinem Nachen, Anker und Tau in den Rachen eines Ungeheuers, das die Olympia verschlingen sollte, 11ter Gesang. 5) Astolphus führet den gefangenen Caligoran mit sich fort, 15ter Gesang. 6) Der König Norandin entflieht mit seiner Gemahlin und Gefolge, in Bockshäuten verhüllt, aus der Hölle eines grausamen Ungeheuers, 17ter Gesang. 7) Nachdem Marfise, ein tapferes Mädchen, den Zerbin überwunden hatte, empfiehlt sie ein altes böses Weib in seinen Schutz, 20ster Gesang.

Gesang. 8) Der tolle Roland bestraft die Neugier einiger Schäfer, 24ster Gesang. 9) Ebenderselbe schlägt sich mit dem Rodomond, 29ster Gesang. 10) Er will sein todtes Pferd gegen eines Bauern sein lebendes vertauschen, 30ster Gesang. 11) Astolf hat des Rolands Verstand in einer Flasche gefunden, und läßt ihm durch die Nase einschnauben, 39ster Gesang. 12) Roland Reinhold, Sobrunn und andre Ritter nehmen bey einem heiligen Einsiedler eine fröhliche Mahlzeit ein, 43ster Gesang.

Wien. Hier ist der berühmte **Weirotter**, dessen wir bey Gelegenheit seiner vortrefflich gestochenen Landschaften sehr oft in unserer Bibliothek erwähnet haben, den 11. May 1771 mit Tode abgegangen.

Ebend. Ein Kupferstich, welcher die Flora vorstellet, ist nach **Carlo Maratti** von **F. Brunet** gestochen. Wir kennen eben dieses Bild von **Tanje**, wo es nach **Parmegiano** angegeben wird.

Von **Jacob Schmuzer** ist der berühmte Bildhauer **Raphael Donner** nach einem Gemälde von **Troger**, auf ein Octavblatt so wohl radiret als auch gestochen worden.

J. G. Haid hat nach **Johann Quirinus Jahn** eine Madonna in schwarzer Kunst geliefert.

Von eben demselben haben wir auf vorhergehende Art das Bildniß des berühmten Astronomen P.

Maximilianns Hell nach W. Pohl erhalten. Er sitzt in einer Art von isländischer Tracht vor dem Teleskop.

Ebend. sind von Johann Veit Kauperz von Grätz drey Blätter in schwarzer Kunst zum Vorscheine gekommen. Das erste stellet eine Artemisia nach dem Gemälde der Madame Therbusch vor, wie sie auf ihrem Ruhebette weinend sich erhebt, um nach der Schaale, die den Trank mit der vermischten Asche ihres Gemahls enthält, zu greifen. Dieser wird ihr von einer ihrer Kammerfrauen gereicht, die ihn mit einem Löffel durch einander gießt. Eine andre Frauensperson steht mit einem klagenden Gesichte im Hintergrunde in der Entfernung. Dieß Blatt macht dem Kupferstecher Ehre. Es ist viel Fleiß auf die Figuren, besonders aber auch auf die reichen Verzierungen verwandt, die sie umgeben. Das 2te ist nach einem Teniers und stellt einen, auf einem Faßboden neben einem Glase Bier sich gemächlich lehnenden und Tobackschmauchenden Bauer vor. Das 3te Stück ist das Gegenbild zu dem vorigen, nach einem Gemälde von Johann Graf. Es ist ein Weib mit einer Pelzmütze auf dem Kopfe, die einen Eßigkrug mit der einen Hand auf dem Knie fest hält, und mit der andern darauf deutet: sie sitzt auf einem hölzernen Lehnsessel neben einem Tische.

Ebend. sind erschienen. **Genaue Nachrichten von beyden K. K. Schaubühnen und andern öffentlichen Ergötzlichkeiten in Wien von J. H. F. Müller. Wien**, gedruckt mit Ghelenschen

Schrif-

Schriften. Ausser dem angenehmen Unterrichte, den dieses Werkchen von der Geschichte der Wiener Schaubühne vom Anfange an bis auf gegenwärti: Zeit, der Einrichtung, den ausgeführten Stücken u. s. w. kürzlich giebt, so ist es noch mit vier artigen Portraiten von zween geschickten Schauspielern und eben so viel Schauspielerinnen, als Herrn Carl Gottlob Heydrich, Herrn Christian Gottlob Stephanie, der Madame Christiane Friderike Huberin, und Mademoiselle Maria Anna Jaquet, von Lang dem jüngern, einem Schauspieler gezeichnet, und von J. E. Mansfeld gestochen, verzieret. Der Verfasser dieser Nachrichten ist selbst ein trefflicher komischer Schauspieler, und hat sich schon durch verschiedene dramatische Stücke bekannt gemacht.

In einer gleichen Absicht mit den vorhergehenden Nachrichten ist auch ein Theaterkalender von Wien für das Jahr 1772 von einigen Liebhabern der deutschen Schaubühne erschienen. Die Nachrichten von den Stücken und theatralischen Dichtern werden hier mit kurzen Urtheilen begleitet. Es steht ein von Mannsfeld wohlgestochenes kleines Bildniß, des Freyherrn von Gebler, K. K. Staatsrath vor, der sich um die dasige Schaubühne so wohl durch seine eigne Stücke, als überhaupt durch seinen Eifer für die deutsche Litteratur verdient gemacht. Auch dieser Theatralkalender ist mit 8 Kupfern geschmückt, die aus dem bekannten Temple des Muses entlehnt sind.

Zürich. Herr Geßner hat die Suite seiner neuen vortrefflich radirten Landschaften wieder

mit einigen Blättern vermehret, so, daß ihrer nunmehro 10 an der Zahl sind. Zu kurzen haben wir von diesem malerischen Dichter neue Idyllen zu erwarten, die er mit geäzten Kupferstichen von seiner eignen Hand verzieren wird. Welch eine angenehme Erwartung für Deutschland!

Basel. Herr von Mechel hat das von Herrn Füeßli in Zürich entworfene Hedlingerische Medaillenwerk nunmehro ausgeführet: von eben demselben wird ein radirter Todtentanz, nach Hanns Holbeins Originalzeichnungen, so der Kayserin von Rußland gehören, erscheinen.

Augsburg. Hier hat J. Haid unsers geschickten Porträtmalers A. Grafs Bildniß, ein Kniestück, nach seinem eignem Gemälde in schwarzer Kunst geliefert.

Lauenburg. Zu dem hiesigen Genealogischen Taschenkalender auf das Jahr 1772 hat der ältere Crusius in Leipzig 12 artige kleine Blättchen gestochen. Unter jedem stehen statt der Erklärung vier Zeilen Verse, die zum Theil nicht übelgerathen sind.

Engelland.

Neue Kupferstiche.

London. Seit unserer leztern Nachricht von hiesigen neuen Kupferstichen sind folgende, der Anzeige würdige zum Vorschein gekommen:

Mr. Garrick in the Character of Abel Drugger, nach einem Gemälde des J. Zoffany von

von J. Dixon in schwarzer Kunst, etwa 22½ Zoll in der Breite und 18 in der Höhe. Der Beyfall, welchen dieser große Schauspieler, auch in seinem zunehmenden Alter, in allen Rollen seiner Kunst bey der Nation immer mehr befestiget, begeistert gleichfalls den Künstler zu deren Vorstellungen. Wir haben davon schon verschiedene, und vielleicht noch nicht alle anzeiget. Die gegenwärtige aber übertrifft gewissermaßen die vorhergehenden. Sie ist aus dem bekanntem Lustspiele des Alchymisten vom Ben Johnson, welches unter einigen Veränderungen sich noch immer auf dem Theater erhalten hat, und zeiget die Scene, da der gute einfältige Abel Drugger, bey dem Anfange seines Tobakshandels, von dem Capitain Face zum Alchymisten D. Subtle gebracht wird, um ihn wegen seines Schicksals zu befragen. Der Doktor steht vor einem Tische, welcher mit allen möglichen Geräthschaften seiner Wunderkunst angefüllet ist. Ihm zur Seite zeiget sich der Capitain, und neben diesem Abel, welcher sein Pfeifchen in der Hand hat, und ohne darauf zu achten den brennenden Toback heraus fallen läßt. Er hat nicht das Herz den Tausendkünstler gerade anzusehen, ist aber von seinem Ausspruche in Erstaunen und freudenvolle Bewegung gesetzet, wobey das Spiel der Muskeln, das Garrik so meisterlich in seiner Gewalt hat, vortrefflich ausgedrücket ist, ob es wohl manchem, der sein Bildniß nur aus erhabenen Vorstellungen kennet, nicht ähnlich scheinen möchte. Man muß aber diesen Pro-

teus

teus im Spiele gesehen haben, um zu wissen, wie er seinen ganzen Körper von der höchsten Stufe des heroischtragischen zu der niedrigsten des Grotesken zwingen und herablassen kann. Die schalckhafte Freude über die betrogene Einfalt ist in den andern beyden Figuren nicht minder treffend vorgestellet, und der Stich hat alles, was man von der schwarzen Kunst fordern kann. Es werden auch die ersten Abdrücke mit einer Guinee bezahlet.

Der Maler van Goyen mit seiner Frau und Kinde, nach einem Gemälde des **Franz Hals** in dem Besitze des Herrn **Thomas Woodington** durch **J. Wright** in schwarzer Kunst, ungefähr 15 Zoll in der Höhe, und 11 Zoll in der Breite. Die Frau sitzt in freyer Luft auf einer Bank, und hat das Kind vor sich, den Mann aber zur Seite aufrecht stehen. Eine angenehme, natürliche, flammändische Gruppe, die auch im Stiche sehr wohl und sauber ausgedrücket ist. Kostet 5 Schilling.

Eine heilige Familie von Rubens, gleichfalls in schwarzer Kunst durch **Earlom** gegraben. Das Gemälde ist eines der vorzüglichen Stücke dieses Meisters, und gehöret dem Grafen von Chesterfield. In der Zusammensetzung zeiget sich der ganze Reichthum des größten Genies der Kunst. Es sind zwo in schöner Gradation gegen einander überstehende Gruppen. An der einen Seite ist, unter einem großem Obstbaume und darauf verbreitetem Teppiche, die Mutter Jesus mit dem Kinde

Kinde auf dem Schooße, und hinter ihr Joseph herübersehend. Auf der andern steht der alte Zacharias, welcher dem Kinde ein paar abgebrochene Früchte darreichet, und vor ihm Elisabeth etwas gebeuget, die den kleinen Johannes herzuführet. Dieser hält seine beyden Hände bittend zu Jesu in die Höhe und wird von ihm liebreich angeblicket. In dem Stiche ist nicht nur überhaupt Licht und Schatten ausnehmend behandelt, sondern auch die Harmonie der Farben gewissermaßen ausgedrücket. Jede Figur hat nach Verhältniß des Alters seinen angemessenen Ton des Fleisches und der Muskeln, und wir müssen das Stück in allen Theilen als vollkommen anpreisen. Es hält über 20 Zoll in der Höhe, nnd 14 in der Breite, und der Preiß von den ersten Abdrücken ist eine Guinee, sonst 15 Schillinge.

A Musical Conversation, nach C. Netscher, von J. M. Delattre in Kupfer gestochen, aus der Sammlung des Herrn Carl Rogers. Ein paar Frauenspersonen, wovon eine die Mutter, die andere die Tochter scheint, sitzen an einem Tische. Letztere singet nach Noten und wird von einer hinter dem Tische stehenden Mannsperson auf der Laute accompagniret. Der eigenthümliche Charakter des Malers in den glänzenden Stoffen, reichen sammtartigen Decken und markigtem Fleische ist durch den Griffel wohl ausgedrücket. Die Maaße ist von 13 Zoll in der Höhe zu 10 in der Breite, und der Preiß 4 Schillinge.

Brutus

Brutus, nämlich dessen Handlung, nach dem Livius, bey dem Tode der Lucrezia, da er ihr das Messer aus der Wunde reißt, und, solches blutig gen Himmel haltend, den Schwur der Rache und Ausrottung des ganzen tarquinischen Hauses ableget. Das Gemälde, im Besitze des Grafen von Hoptoun, ist von dem berühmten Hamilton, noch immer in Rom, und von Cunego schon im Jahre 1765 gestochen. Man hat es aber erst seit kurzem in London zu kaufe gebracht, und es verdienet allemal, sowohl wegen seiner großen Manier und vortrefflichen Ausdruckes, als wegen des kräftigen Stiches, nachgeholet zu werden. Der Preiß ist hier 6 Schillinge, und die Größe von 11 Zoll hoch zu 14 Zoll Breite.

Die Vorstellung von der Eroberung zweyer französischer Kriegesschiffe in dem amerikanischen Hafen zu Louisburg, während des letztern Krieges 1758, welche von den Engelländern bloß mit bemanneten Boten geschehen, da nämlich das eine ganz behalten weggerudert, und das andere, weil es nicht vom Grunde loszubringen gewesen, in Brand gestecket worden. Diese große seltene Unternehmung ist von R. Paton gemalet, und von P. C. Canot gestochen. Ein dunkeler anbrechender Morgen vergrößert das Erhabene der Scene, welche ihr hauptsächliches Licht von dem einem in vollem Brande stehenden Schiffe empfängt. Im Hintergrunde siehet man Louisburg, und forne die See, so mit den englischen Schiffsboten

ganz angefüllet ist. Sie entfernen sich schon von dem brennenden Kriegsschiffe, und sind bey dem andern, welches sie abführen wollen, desto zahlreicher und geschäfftiger. Wer Meer und Schiffe in der Natur kennet, wird die Wahrheit nicht gnugsam bewundern können. Es herrschet hierbey bis zu den kleinsten Theilen überall die vollkommenste Ausführung und ein erstaunlicher Fleiß, so, daß man es allerdings unter die schönen historischen Stücke rechnen muß. Es kostet 5 Schillinge, und hält in der Höhe 13½, in der Breite aber 21 Zoll.

Jupiter und Semele, nach einem dem Herrn **Bradfort** zuständigem Gemälde des **Benjamin West**, von **Thomas Cook** gestochen. Ein schönes Stück in großem Style. Semele liegt auf einem mit reichen Teppichen bedeckten Lager im Vordergrunde, ganz nackend und den Rücken herkehrend. Ihr fliegendes Haar und starrer Blick spricht ihr Entsetzen über den herannahenden Donnergott, gegen welchen sie sich von forne mit einem Teppichte decken will, den er aber mit gesetzter Miene aufhebt. Das große Licht, so auf sie fällt, erhöhet den Glanz des schönsten Fleisches, welches durch den nervichten unbedeckten Oberleib des Jupiters noch weiter absticht. Es hält über 14 Zoll in der Höhe und 19½ in der Breite, und kostet eine halbe Guinee.

Unter einer Menge von Bildnissen, deren diese Nation von jeher eine vorzügliche Anzahl geliefert hat, zeichnen wir nur die folgenden aus:

Die

Die beyden ältesten königlichen Prinzen Georg und Friedrich, noch in langen Kinderkleidern mit bloßen Haaren. Der erste hält in der Hand einen Mandelzweig, und der letzte, sich an ihn lehnend, fasset mit der einen Hand einen dabeystehenden anspringenden großen Hund. Es ist ein schönes Stück von Charlotte Read gemalet, und von J. Watson in schwarzer Kunst gegraben, zu 10 Schillinge 6 Pence im Preise.

Charlotta Königinn von Grosbrittannien und die königliche Prinzeßinn, nach einem Gemälde des Franz Cotes, von Wilhelm Wynne Ryland sehr sauber gestochen. Die Königinn sitzt vor einem Tische, vorauf die Krone lieget, und hat die schlafende Prinzeßin auf dem Schooße, indem sie mit aufgehobenen Finger Stille gebeut.

Henrich Herbert Graf von Pembrock, ein Bruststück von größter Aehnlichkeit und Ausdrucke, nach Reynolds, durch J. Dixon in schwarzer Kunst gegraben, kostet 7 Schillinge 6 Pence.

Carl Townshend, von eben demselben in schwarzer Kunst, ein Kniestück, schöner, als das vorhergehende, ob es gleich nur 5 Schilling kostet.

Die jetzige Herzoginn von Argyle, geborne Gunning, die wegen ihrer Schönheit vorhin viel Aufsehen gemachet, und zuerst an den Herzog von Hamilton vermälet gewesen. Ein angenehmes, großes Bruststück, nach einem Gemälde der Charlotte Read von J. Finlayson in

in schwarzer Kunst sehr kräftig gegraben. Der Preis ist 7 Schillinge 6 Pence.

Wir kommen nun auch wieder zu der großen **Boydellschen** Sammlung, und die Liebhaber werden gern vernehmen, wie solche mit gleicher Auswahl und Vollkommenheit zu ihrem nun gar nahen Schlusse fortgeführet sey. Wir haben schon erwähnet, daß der Verleger die erstern Stücke des zweyten Bandes, welche er anfänglich nur radirt geliefert, theils weiter nacharbeiten lassen, theils ganz mit andern vertauschen wolle. Dieß ist nunmehr erfüllet, und bey den umgearbeiteten Platten, als N. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 10, ein besonderer Kunstgrif angewendet, da nämlich die hellen Lichter mit dem Schabeisen erhöhet, dem Grunde aber und den Schatten in der Manier des Mezzotinto, oder vielmehr des Getuschten, nachgeholfen worden, welche Mischung sonst verschiedener Arten und Werkzeuge bey den mehresten Stücken von kräftiger Wirkung ist. Die gänzlich ausgeworfenen und dafür neu eingeschobenen Blätter aber sind folgende: N. 7. jetzt die schöne Landschaft nach **Berchem** von **Canot** gestochen. Man kennt schon die Gegenstände dieses Malers, der allhier eine Menge seiner gewöhnlichem Vieharten und Bauerspersonen, theils zu Fuße, theils auf Eseln reutend, in einer angenehmen Landschaft auf das Natürlichste vorgestellet. Es hat den Titel: Returning from Market erhalten. N. 8. jetzt der Vertrag zwischen **Jacob und Laban,** nach **Peter von Cortona,**

durch Mattheus Liart. N. 9. Phryne und Xenocrates, nach Salvator Rosa, von Ravenet, beyde von uns bereits angeführet. N. 11. Maria unterrichtet den jungen Johannes, nach Guercino, von J. Mortimer, sonst die 9te Nummer, aber nunmehr in schwarzer Kunstart nachgegraben und hier aufgestellet. N. 14. Kupido in der Insel Cyprus, nach Guido Reni, aus Lord Scarsdale Sammlung, von Carl Faucci gestochen. Ein Stück, das schon im Jahre 1763 ausgegeben worden, aber billig hier einen Platz verdiente, ob es wohl nicht unter die schönsten gehöret, und insonderheit von besserer Haltung seyn könnte. Der Liebesgott lieget schlafend und mit verbundenen Augen in einer reichen Landschaft.

Da auch unter den letzten Stücken dieses Bandes verschiedene schon bekannte eingeschoben waren, so hat der Verleger solche gleichfalls anjetzt zurück genommen, und mit neuen ausgewechselt, wovon wir folgende erhalten haben:

N. 41. 42. Sun Rising und Sun Setting, beyde nach Claude Lorrain, aus des Baronets Richard Lyttelton Sammlung, ersteres von P. L. Canot, und letzteres von J. Mason gestochen. Es sind zwo Landschaften, in breitem Ovale, von gleicher Größe der Gemälde, die ihres Meisters würdig sind. Erstere stellet einen Seehafen mit einigen Schiffen und zwey Fischern am Ufer vor. Die aufgehende Sonne wirft ihren noch in einem kleinem Zirkel verbreiteten Schein

im

in einer herrlichen Gradation auf die sanft bewegeten Meereswogen, und Canot, der vorzüglich in Seestücken berühmt ist, hat alle Theile wohl ausgedrücket. Die andere Landschaft hat die volle Wärme eines Sommertages, und zeiget in einem weitem Umfange die schönste Abwechselung der Natur mit verschiedenen kleinen Figuren; im Vorgrunde aber ein stilles Wasser, zu welchem Vieh in die Tränke geht, und wobey ein angenehmes Weib mit einem kleinen nackenden Kinde auf dem Schooße an der Erde ruhet. Der Stich ist sanfter als der vorhergehende, vielleicht weil es der Gegenstand und das Urbild selbst mit sich brachte.

N. 43. Pylades und Orestes, nach einem, dem Herrn Alexander Geddes zuständigen Gemälde des Benjamin West, von J. Basire gestochen. Eine reiche Zusammensetzung in höherem Style, von schönem Ausdrucke und Costume. Es ist die Scene, da die beyden Freunde, in Taurica, als Fremdlinge ergriffen, dem Opfer zugeführet werden. Die Priesterinn Iphigenia sieht sie mit Nachsinnen an, und scheint schon ihren Bruder Orestes, zu erkennen, ob sie es gleich nicht merken lassen darf. Ein starkes Gefolge umgiebet die Hauptpersonen, jedoch ohn Unordnung, und das Stück zeiget überall, wie hoch die Kunst in Engelland gestiegen sey.

N. 44. Jupiter und Europa, nach einem Gemälde des Guido Reni, aus der Sammlung des Herrn Robert Udny, von Bartolozzi in Röthelart. Man sieht die Europa in der

 gewöhn-

gewöhnlichen Stellung nur bis zu den Knieen, mit der einen Hand das mit Blumen geschmückete Haupt des göttlichen Stieres umfassend und ihren Blick ängstlich in die Höhe richtend. Ein schönes Blatt, wo der Kupferstecher auch in dieser neuen Manier sich sehr vortheilhaft gezeiget hat.

N. 45. **Timon von Athen.** Eines der vorzüglichsten Stücke des ganzen Werkes, aus der königlichen Sammlung, abermals von einem Englischen Meister, **Nathanael Dance**, durch **Johann Hall** gestochen. Die Scene ist aus dem **Shakespeare** (Aufz. 4. Auftritt 4.) da **Alcibiades** mit den beiden Buhlschwestern Phrynia und Timandra, den **Timon** in seiner Einöde überfällt. Dieser wirft ihnen eine Hand voll Geld zu, um sie damit abzukaufen. Die eine fängt solches in ihrer Schürze auf, und beyde sehen mit größter Leichtfertigkeit auf den Menschenfeind, der sein verdrüßliches Gesicht wegkehret, und von dem **Alcibiades** mit Erstaunen betrachtet wird. Man kann die verschiedenen Leidenschaften nicht besser ausdrücken, noch von dem Griffel ein mehreres fodern, als hier geleistet ist.

Es fehlen nunmehro noch zu diesem Bande 5 Blätter, und wir haben auch schon den gedruckten Titel dazu erhalten, welcher mit einer ansehnlichen Vignette, nach **Mortimer**, von **Ravenet** gezieret ist, die die bekannte Erzählung von Erfindung der Zeichenkunst vorstellet, da nämlich die Tochter des Sicyonischen Töpfers Dibutades das Bild-

Bildniß ihres Liebhabers nach dessen Schatten an der Wand abreisset.

Sonst hat auch eben dieser **Boydell** die, in seinem Verlage ausgegebenen schönsten Stücke schwarzer Kunst in eine Sammlung gebracht, welche jener großen beygefüget werden kann, und folgenden Titel führet: A Collection of fifty Mezzotintoes after the most capital Paintings in England. Published by *John Boydell*. London: Printed for the Editor. 1771. gr. Folio. Es ist dieser Titel mit einer großen schönen Vignette in der gehämmerten Manier des Lutma versehen, die einen Lehrmeister und Schüler, am Tische sitzend und nach einem Kopfe zeichnend vorstellet. Die darinn enthaltene Stücke sind fast alle, wie sie erschienen, von uns angezeiget, und wir haben, wo wir nicht irren, nur folgende sechs Blätter noch nachzuholen.

Sisters comtemplating on Mortality, von **R. Dunkarton** nach einem Gemälde des **G. Romney**. Zwo Schwestern mittlern Alters, wovon die eine mit dem Finger auf einen zur Erde liegenden Torso zeiget, und die andere nachdenkend hinab siehet.

The Virgin and Child, nach **Cantarini** von **Earlom**, aus der Sammlung des Herzogs von Devonshire: im Ovale, mittelmäßiger Größe und vorzüglich schön. Das Kind schläft an der Mutter Brust, deren Haupt mit einem schneeweißem Tuche umschlagen ist, und die nachdenkend herunter sieht.

Das Bild David Garrick, des berühmten Schauspielers, von T. Gainsborough gemalet, und von Valentin Green gestochen. Er steht ganz aus in einer romantischen Landschaft, neben einer unter hohen Bäumen befindlichen Büste des Shackespeare, woran er sich lehnet, und die er umfasset.

Johann Herzog von Argyll, ganz aus in dem Ornate des Obristhofmeisters von Schottland, eines Erbamtes in seiner Familie. Gainsborough hat es gleichfalls gemalt und J. Watson gegraben.

Sir John Cust Bart, Sprecher des Unterhauses, in der Tracht dieses wichtigen Amtes; nach Reynolds, von Watson.

Ein unbenanntes Bildniß, so die jetzige Herzoginn von Marlborough vorstellet, stehend bis an die Knie, eine Hand auf eine Vase gelehnet, nach einem Gemälde F. Cotes durch Val. Green gestochen.

Die ganze Sammlung ist reizend, aber, ob man gleich an dem Preise gewinnt, wenn man sie zusammen kaufet, doch immer nur für reiche Liebhaber, da sie im halben Bande 13 Guinees kostet.

Von neuen einzelnen Blättern sind übrigens noch folgende, seit der obigen Anzeige, uns zu Händen gekommen.

Zwey ganz fürtrefliche Seestücke, nach einem deutschen Maler, Henrich Kobell, der sich in Manheim jetzo aufhält, und von dem wir eini-

einige Suiten schöner radirter Landschften haben, wovon eines Thunderstorm, und das andere A Storm with Lightening betitelt ist; beyde in schwarzer Kunst, jenes von R. Brookshaw, und dieses von T. Watson gestochen. Die Manier der schwarzen Kunst kömmt diesen fürchterlichen Scenen der Natur aufs kräftigste zu statten, und ihre Vortheile sind darinn meisterlich angebracht. Kosten 18 Schillinge.

Der Schauspieler Powell, in der Rolle des Königes Johann, von J. Mortimer gemalet, und durch Valentin Green in schwarzer Kunst gegraben. Es ist die Scene aus dem Shackespeare, da der König Johann von Engelland, vor der letztern entscheidenden Schlacht mit dem Dauphin von Frankreich, als er eben sich mit der Flucht retten will, vom beygebrachtem Gifte den Anfall des Fiebers empfindet, und seine Verzweifelung darüber dem bey ihm stehenden Hubert zu erkennen giebt, indem ihm ein Bote von der Schlacht Nachricht bringet. Die Empfindungen sind wohl ausgedrucket, und der Stich, so 12 Schilling kostet, sauber ausgeführet.

Die edelmüthige Handlung des Ritters Bayard, da er, dem Scipio gleich, ein im Kriege ihm in die Hände gerathenes, schönes junges Fräulein der Mutter und dem Liebhaber unberühret zurückgiebt, nach einem Gemälde des Edmund Penny von Wilh. Pether in schwarzer Kunst. Bayard steht vor einem Tische, die Tochter weinend neben ihm, und die Mutter liegt fußfäl-

lig zur Erden. Eine schöne mit aller Rührung belebte Gruppe, von welcher der in der Thüre stehende Liebhaber die Entwickelung mit Ungeduld und Schmerz erwartet. Ein weicher, schöner Stich, der eine halbe Guinee kostet.

A Blacksmith's Shop, eine **Schmiedewerkstätte**, nach eben dem **Edmund Penny**, von **R. Houston**, ein großes Stück in schwarzer Kunst. Drey rustige Schmiedeknechte sind vor der Esse am Ambose in der Arbeit begriffen, die ein vierter dazukommender, vermuthlich der Meister, unterbricht, dem sie aufmerksam zuhören. Die Wirkung des Helldunkeln ist in allen Theilen ausnehmend angebracht, und der Preiß eine halbe Guinee.

Noch eine dergleichen **Werkstäte vom Hufschmiede**, nach **Josua Wright** von **Earlom** in schwarzer Kunst. Hier ist alles in mehrerer Bewegung, drey Knechte in voller Arbeit, ein paar junge Pursche neben dem Ambose stehend, denen die Funken um das Gesichte springen, so, daß der eine auch die Hand vorhält und sich wegkehret; ein alter Landmann in der Ecke sitzend, und vor der Thüre einige Bauren, die ihre Pferde beschlagen lassen. Die Handlung ist in der Dunkelheit, so, daß alles Licht nur von dem Schmiedefeuer ausgeht, welches der Kupferstecher meisterlich vertheilet hat. Der Ausdruck ist nicht minder vollkommen, die Zusammensetzung aber vielleicht überladen. Wir haben einen Probedruck, der eine Guinee kostet.

Mist-

Mistriß Blacke, ganz ausstehend, und als Juno vorgestellet, welcher die in der Luft schwebende Venus den Gürtel überreichet, nach einem Gemälde des Ritters Josua Reynolds, von J. Dixon. Kostet 12 Schillinge.

Der Herzog von Buccleugh, einen Pudelhund umfassend. Ein Kniestück nach Gainsborough, von Dixon, zu 7 Schillinge 6 Pence im Preise.

Die Gräfinn vom Pembroke sitzend, nebst ihrem Sohne, Lord Herbert, welcher mit einem Buche in der Hand vor ihr steht. Ein Kniestück gleichfalls von Dixon nach Reynolds gestochen. Kostet 7 Schillinge 6 Pence.

Die Herzoginn von Argyll, in einem Bruststücke von Charlotte Read gemalet, und von J. Finlayson gestochen, zu 7 Schillinge 6 Pence.

Vier große schöne Stücke in schwarzer Kunst, die bey vollkommner Aehnlichkeit alle malerische Vorzüge haben.

Das Bildniß Sr. Kön. Hoheit des Herzogs von Glocester, ein Bruststück im Profile, mittler Größe, von Hamilton gemalet und durch Earlom in Mezzotinto gegraben. Sehr ähnlich und wohl ausgeführet; kostet 5 Schillinge.

Ein Bruststück des Herrn Archibald Douglas, von der Gerechtigkeit gehalten, die es auf ein mit der Lords Camden und Mansfield Bildnißen gezieretes Fußgestell stützet, und die Bosheit mit Füssen tritt. Ein großes emblematisches

Blatt auf den wichtigen Rechtsstreit, welchen dieser **Douglas** mit dem Herzoge von **Hamilton**, über die Erbschaft des Herzogs von **Douglas** geführet und zuletzt gewonnen hat. **G. Willison** ist der Maler, und **Val. Green** der Kupferstecher, der es in schwarzer Kunst fürtrefflich ausgeführet hat. Es wird zu 12 Schillinge verkaufet.

Das Brustbild eines reizenden jungen Frauenzimmers mit einem herunterhängenden Schleier auf dem Haupte, und in den Händen eine Büchse, oder kleine Urne haltend, nach einem Gemälde des **G. C. Cipriani** von **Bartolozzi** in Röthelart gestochen. Ein allerliebstes, rundes Stück, mittler Größe, kostet 5 Schillinge.

Ein holländisches Baurenstück nach **Dusart**, von **S. Paul** in schwarzer Kunst wohl gestochen. Eine Familie befindet sich bey dem Camine: zwey Mannspersonen, davon eine bejahret, die andere jung, stehen und zünden ihre Pfeifen an: Mutter und Tochter sitzen, jene ein Weinglas, und diese einen Theetopf in der Hand haltend. Ein Mann mit Mantel und Kragen, vermuthlich eine Gerichtsperson, scheint eben hereingekommen zu seyn, und sehr verliebt der Tochter einen Heurathsantrag zu thun, den sie zwar aufmerksam anhöret, der junge Mensch aber verlachet. Es ist ein großes Blatt, wovon wir die Geschichte und den Titel nicht recht angeben können, weil wir einen Probedruck vor uns haben, der uns eine halbe Guinee kostet.

Rem-

Rembrant's Frame Maker, d. i. Rahmmacher, einer der besten Köpfe des **Rembrants**, aus der Sammlung des Herzogs van **Ancaster**, durch **Dixon** in schwarzer Kunst kräftig gegraben. Er ist mit einem großem breitem Hute bedecket, und hat einen weißen ausgeschnittenen Kragen um den Hals, der, wie der ganze Kopf, durch die Dunkele Kleidung fürtreflich heraussticht. Die ersten Abdrücke kosten eine halbe Guinee.

Die Darstellung Christi im Tempel, nach einem Gemälde des **Rembrants**, so dem Herrn **Horaz Walpole** gehöret, von **Earlom** in schwarzer Kunst. Maria knieend, bringt das Kind Jesus dem Hohenpriester dar, der seine Arme, um es zu empfangen ausstrecket. Hinter der Mutter steht Joseph, auf einen Stab gelehnet, und bey ihr eine Frau, vermuthlich Anna. Der Hohepriester hat verschiedene Juden hinter sich, und eine noch größere Anzahl sieht von einem erhabenen Stande des Tempels hernieder. Die Zusammensetzung dieses so oft gemalten Sujets ist freylich nur ganz simpel: es hat aber das Stück alle Meisterzüge des Malers, und der Kupferstecher hat sie kräftig ausgedrucket. Es ist von ansehnlicher Größe und kostet eine halbe Guinee.

Neue Englische Schriften.

A Poetical Essay on the Providence of God. Part. II. & III. By the Rev. W. H. *Roberts*, 4. *Payne*. Wir haben schon den ersten Theil dieses Versuchs über die Vorsehung Gottes

tes angezeigt. Diese beyden letzten Theile sind des ersten würdig, und werden den Leser nicht ohne ein warmes Gefühl zurücke lassen.

The Hermit of Warkworth; a Northumberland Ballad; in three Fits, or Cantos 4. *Davies* 1771. Dieß angenehme Gedicht ist in den alten Balladenton geschrieben, und gründet sich auf eine alte Sage, die eine seltsame Einsiedeley betrift, welche in einen Felsen in einem romantischen Thale, eine Meile von dem Schlosse von Warkworth, in Northumberland gehauen ist. Nach der Bauart vermuthet man sie aus der Zeit Eduard des III. und giebt zum Stifter einen gewissen Bertram an, der zu derselben Zeit große Güther in derselben Gegend hatte. Dieser Einsiedler, Sir Bertram, erzählet seine Geschichte einem edlen Paare, welches durch einen Zufall in seine Celle gebracht wird. Durch seine Verdienste und Tapferkeit hatte er das Herz eines schönen Frauenzimmerrs gewonnen. Nachdem er den Helm, den er von ihr erhalten, mit vielen Ruhm in einer Schlacht, wider die Schotten versucht, und von seinen dabey empfangenen Wunden wieder hergestellet ist, will er ihr nebst seinem Bruder aufwarten. Er erhält aber die Nachricht, daß sie ihres Vaters Schloß verlassen um ihn zu besuchen. Er vermuthet also gleich, daß sie von den Schotten entfernet worden. Er geht mit seinem Bruder sie aufzusuchen: kleidet sich bald als einen Bettler, bald als einen Meistersänger.

End-

Endlich findet er sie in dem Schlosse versperrt: sie wird daraus durch einen jungen Menschen entführet. Sir Bertram hält ihren Befreyer für einen Nebenbuhler und in der Wuth ersticht er sie: sie entdeckt noch sterbend, daß es ihr Bruder war. Das Gedicht ist mit einer edlen Einfallt geschrieben, voller natürlicher Grazie, und kann ein Muster einer schönen Ballade seyn.

Armine and Elvira; a legendary Tale: In two Parts. 4to *Murray*. Dieß Gedichte hat mit dem vorhergehenden etwas ähnliches: aber in der Ausführung ist es verschieden. Jener Verfasser hat die alte Simplicität auch in der Sprache nachzuahmen gesucht: dieser aber sein Werk mit dem feinsten Ausdrucke und mit dem ganzen Glanze metaphorischer Schönheiten auszuschmücken getrachtet. Der Verfasser dieses sehr treflichen Gedichts ist ein Geistlicher zu Oxford, Herr **Cartwright**.

The Life of *Benvenuto Cellini*, a Florentine Artist. Containing a variety of courious and entertaining Particulars relative to Painting, Sculpture and Architecture: and the History of his Time. Written by himself in the Tuscan Language and translated from the Original by *Thomas Nugent* 8vo 2 Voll. *Davies*. 1771. Cellini lebte vor 200 Jahren. Er war eigentlich ein Juwelierer und Goldschmidt: hatte aber ein außerordentliches Genie zu allen schönen Künsten. Er legte sich im Fortgange seines Lebens auf die Bildhauerey und

und fertigte vortreffliche Stücke für die Päbste, Könige und andere Kunstliebhaber. Das Original dieser Schrift ist bis ums Jahr 1730 verborgen gewesen: vermuthlich weil er sehr frey mit einigen der vornehmsten Familien umgegangen. Obgleich Cellini außerordentlich umständlich selbst in den geringsten Kleinigkeiten ist: so ist doch diese Beschreibung nicht nur seines eignen Lebens, sondern auch wegen vieler Anekdoten seiner großen Zeitgenossen sehr interessant.

The Pursuits of Happiness. 4to *Cadell*. Dieses Stück ist sehr ungleich: hat hin und wieder eben so starke Stellen und feine Züge, als schwache und rauhe.

An Original Essay on Women. 4to. *Swan*. Dieß Gedichte ist von einer Dame und eine Nachahmung des Essai on Man, das öfters darinnen auf eine feine Art parodiret wird. Es wird darinnen die Sache des schönen Geschlechts auf eine reizende Art gegen die Männer vertheidiget.

The Man of Family: a sentimental Comedy. 8vo *Cadell*. Die Hauptidee der Fabel ist aus des Diderot Pere de famille genommen: aber der Plan ist so verändert, daß man es für ein ursprünglich Stück halten kann.

The present State of Music in France and Italy: or, the Journal of a Tour trough those Countries, untertaken to collect Materials for a General History of Music. By *Charles Burney*. Mus. D. 8vo *Becket* and *Co*.

Die-

Dieses Buch ist nur eine Probe von einem weit größern Werke, das der Verfasser als eine Geschichte der Musik zu liefern denket, und ist so ausgefallen, daß es jedem Leser den Wunsch nach jenem erpressen wird. Da Herr Bode in Hamburg eine deutsche Uebersetzung davon veranstaltet: so ersparen wir uns der Mühe, mehr von diesem interessanten Buche zu sagen.

The fashionable Lover. A Comedy. By *R. Cumberland.* Esq. 8vo *Griffin.* Dieses Stück, wenn es auch nicht fehlerlos ist, hat doch Empfindung und viele Züge einer feinen Laune. Die Charaktere sind gut geschildert, und der Dialog ist lebhaft.

An Account of several sepulchral Inscriptions and Figures in Bas-relief, discovered in 1755, at Bonn in Lower Germany. By *John Strange*, Esq. Der bekannte Verfasser hatte bey seiner Durchreise durch Deutschland nach Italien die Gelegenheit, einige seltne römische Ueberbleibsel, die in sehr wohlbehaltnen Basreliefs bestunden, zu beobachten, die man in des Churfürsten von Cölln Garten nebst den Innschriften ausgegraben. Auf zwo Kupferplatten wird die Abbildung derselben zugleich vorgelegt.

Poems, from a Manuscript written in the Time of Oliver Cromwell. 4to *Murray* 1771. In der vorgesetzten Nachricht werden diese Gedichte einem gewissen Carey zugeschrieben. Sie tragen auch die Merkmale der Originalität

und einige feine und neue Züge zeigen, daß es dem Verfasser nicht an Genie gefehlet habe.

Animadversions upon Elements of Criticism. calculated equally for the Benefit of theat celebrated Work, and the Improvement of English Stile: with an Appendix an Scotticism. By *James Elpinghston* 8vo. *Owen*. Die Grundsätze der Kritik des Home oder Mylord Kaims sind auch unter uns durch die Uebersetzung des sel. Meinhard, die vor kurzem in einer andern Gestalt nach der neuesten, mit Zusätzen vermehrten englischen Ausgabe wieder aufgelegt worden, zur Gnüge bekannt. Die hier angezeigte Kritik darüber betrifft größtentheils mehr die Sprache, als das Wesentliche des Buchs und beynahe Kleinigkeiten; inzwischen hat der Verfasser seine Anmerkungen unter drey Abschnitte gebracht. 1) Grundsätze, welche noch zweifelhaft sind: 2) zweifelhafte Kritiken. 3) Unrichtigkeiten in der Schreibart.

The first Book of the Lusiad, published as a Specimen of a Translation of that celebrated Epic Poem. By *William Julius Mickle*, Author of the Concubine &c. 8vo. *Cadell*. London. Dieses epische Gedicht, welches die Portugiesen den Gedichten dieser Gattung von andern Nationen entgegen setzen, ist beynahe nur dem Namen nach unter uns

uns bekannt. Emanuel der IIte König von Portugal suchte einen neuen Weg nach Ostindien, und schickte den Vasco de Gama im Jahre 1497 mit einer Flotte in dieser Absicht fort. Dieser erhielt einen großen Ruhm, als es ihm gelang, weil man die Sache damals für unmöglich hielt. Camoens, geboren 1517, verfolgte nachmals diesen Weg, den Gama eröffnet, gieng nach Ostindien und schrieb die Lusiade, welche die Expedition des Gama zum Innhalte hat. Er hat seine Fabel, die an sich sehr simpel ist, durch viel Erdichtungen aufgestützt, und sein Gedichte hat ohne Zweifel die Spuren eines wahren Genies. Man sieht darinnen eine starke Einbildungskraft, lebhafte Gemälde, schöne Beschreibungen. Es hat aber den Fehler, daß die heydnische Mythologie auf eine seltsame Art mit dem christlichen System verbunden wird: daher auch ein gewisser französischer Uebersetzer Düperron de Castera den Theil der christlichen Maschinerey weggelassen. Der englische Uebersetzer ist aber dem Originale gefolget. Er ist schon als ein guter Dichter bekannt, und es ist kein Zweifel, daß sein Versuch wohl werde aufgenommen werden. Die Uebersetzung ist in gereimten Versen. Der itzige Theil ist der erste von 10 Büchern, aus denen das Gedichte besteht. Das nächste Jahr soll das Werk vollständig in einem Bande in 4. auf Subscription, mit historischen Anmerkungen erscheinen. Es wird zugleich die Lebensbeschreibungen des Camoens, Don Heinrichs, Prinzen von Portugall und Vasco de Gama enthalten.

The History of the Theatres of London, from 1760. to the present Time. By Mr. *Victor* of the two formes Volumes. 12mo *Becket*. Dieß ist die Fortsetzung des jährlichen Registers aller neuen Trauer- Lust- Possenspiele, Pantomimen, Opern u. s. w. die nach und nach aufgeführet worden, mit nöthigen Anmerkungen und unterhaltenden Anekdoten. Man kann es als ein Supplement zu Cibber's Historical View of the Stage ansehen.

The Dramatic Censor; or Critical Companion &c. 2 Voll. *Boards*. Dieß Werk kam vor Jahr und Tag als ein periodisches Blatt heraus, und wir haben bey seiner ersten Erscheinung dessen Erwähnung gethan. Es enthält Kritiken über die vornehmsten Schauspiele, die in London aufgeführet worden, und Bemerkungen über die Schauspieler, die die Hauptcharaktere darinnen aufgeführet haben. Der Verfasser scheint genau mit allem bekannt zu seyn, was das Theater angeht, und seine Kritiken scheinen eben so richtig zu seyn, als sie freymüthig sind.

Love Epistle of *Aristaenetus*; Translated from the Greek into English Metre. 8vo *Wilkie*. Die Uebersetzung ist aus Prose, worinnen das Original geschrieben ist, in Versen übergetragen: aber der Stil ist so poetisch, daß es eben nicht abgeschmackt scheinen darf, Sylbenmaaß und Reim dazu zu thun. Der Verfasser hat sie so angenehm eingekleidet, daß man sie wirklich für ein Original halten könnte, und Aristä-

net

net sich ihrer nicht schämen dürfte: inzwischen schimmert doch bisweilen die neue Farbe hervor. Er hat sich sehr glücklich mit der Versification und dem Sylbenmaaße nach dem Innhalte gerichtet. Es wäre zu wünschen, er hätte der guten Sitten mehr als der griechische Aristänet geschont.

Christianity Unmasqued; or Unavoidable Ignorance preferable to corrupt Christianity. A Poem. In twenty-one Cantos. By *Michael Smith*, A. B. 8vo *Turpin*. Der Verfasser dieses Gedichts bietet im Geiste der irrenden Ritterschaft mit einer hudibrastischen Laune dem ganzen Heere der Ungläubigen, Freydenker, Fanatiker und Ketzer Trotz. Ob die lustige und leichtfertige Art, mit der er hin und wieder die gute Sache des wahren Christenthums vertheidiget, nicht ihr mehr nachtheilig, als vortheilhaft seyn könne, ist eine andere Frage.

A Familiar Epistle from a Student of the *Middle Temple, London*, to his Friend in *Dublin*. Written in the year 1759. 4to. *Davies*. Dieses poetische Sendschreiben ist in einem ungemein leichten und angenehmen Tone geschrieben. Der Innhalt ist der Einkleidung gemäß, und enthält feine Empfindungen und lebhafte Anspielungen auf kleine Vorfälle des Privatlebens. Es folget eine Ode für die Musik, die Wahl des Herkules und ein Pastoralgesang.

The Tabacconist; a Comedy of two Acts. Altered from *Ben Johnson* 8vo *Bell*. Die Comödie der Alchymist des Ben Johnson war für unsere Zeiten beynahe unbrauchbar gewor-

den. Man hat also dieses Stück geändert, und eine Laune hineingebracht, die unsern Sitten gemäßer ist.

Penseroso, or the Pensive Philosopher in his Solitudes, a Poem, in six Books. By the Rev. *James Foot.* 8vo *Bathurst.* Die Absicht dieses Lehrgedichts ist, Tugend und Frömmigkeit, die gesellschaftlichen Tugenden und eine Liebe zur Freyheit zu empfehlen. Der Penseroso denkt in seiner ländlichen Einsamkeit, (die dem Verfasser Gelegenheit giebt, viele Beschreibungen aus der Natur einzuflechten,) über den Zustand der moralischen, natürlichen, gottesdienstlichen und bürgerlichen Welt nach. Er ist in seinen Schilderungen oft zu überladen.

Neue französische Bücher die Künste betreffend.

Memoires sur les objets les plus importans de l'Architecture; par M. *Patte* &c. Vol. in 4. enrichi de nombre de planches gravées en taille-douce. A Paris chez *Lacombe.* Der Verfasser hat in diesem großen Werke zur Absicht, gewisse praktische Grundsätze für die Architekten feste zu setzen, nach welchen sie am besten und leichtesten bauen können. Das 1ste Kapitel handelt von den fehlerhaften Vertheilungen der Städte und den Mitteln, ihnen abzuhelfen; das 2te von den Verhältnissen der verschiedenen Architektonischen Ordnungen; das 3te hat die Aufschrift: **Unterricht für einen jungen Architekten in Errichtung der Gebäude.** Das 4te handelt von der Art, den Gebäuden einen Grund

zu

zu geben; das 5te von dem Baue der Quais oder Dämme; das 6te von allen Gebäuden ins Wasser; das 7te von den Plasfonds und Platebandes der Säulen; das 8te enthält Anmerkungen über einzelne Stücke der schönen Colonnade des Louvre und den Schwierigkeiten in der Ausführung. Dieß Buch ist unstreitig eines der neuesten interessantesten Bücher in der Architektur. Es enthält viele Kupferstiche, die eine Vergleichung der besten Gebäude vorstellen. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat man eine Fortsetzung von diesem Buche zu erwarten.

Histoire naturelle de *Pline*, traduite en François avec le texte latin rétabli après les meilleurs leçons manuscrites; accompagnée des notes critiques pour l'éclaircissement du texte, & d'observations sur les connoissances des Anciens comparées avec les découvertes des Modernes; tome III. in 4. A Paris chez *Desaint*. 1771. Wir haben bereits von den ersten 2 Bänden dieser Uebersetzung und Ausgabe des Plinius Nachricht ertheilet.

Catalogue des Estampes, Vases de Poterie, Etrusques, figures, bas-reliefs & Bustes de bronze, de marbre & de terre cuite, ouvrages en marqueterie du célébre *Boules*, Pere, pieces de méchanique & autres objets curieux du cabinet du feu M. *Crozat, Baron de Thiers*, par P. *Remy*. A Paris, chez *Muzier*. Wir bemerken bey der Anzeige dieses reichhaltigen Catalogus, daß die schöne Gemäldesammlung des Hrn. Crozat, die noch von dem Ba-

ron de Thiers sehr vermehret worden, von itztregierenden Kayserinn in Rußland erkauft worden.

Vernisseur parfait ou Manuel du Vernisseur, par l'auteur du *nouveau Teinturier*; Vol. in 12. A Paris, chez *Jombert*. Der Verfasser liefert in diesem Handbuch die besten Zusammensetzungen und Recepte von Firnissen. Er giebt hierauf einen Unterricht von dem Chinesischen und Japanischen Lack und der Art, Dosen, Schachteln, Gefäße, Becken und dergleichen zu malen und zu lackiren, von dem Firnisse der Metalle, die dem Feuer widerstehen; von dem Mittel die glatten Gründungen auf Täfelwerk und Lambris der Zimmer zu machen, sie zu malen und mit Lack zu überziehen; über die Compositionen verschiedener Farben, deren man sich bey Dingen bedienet, die man lackiren will.

Monumens érigés en France à la gloire de Louis XV, précédés d'un tableau du progrès des arts & des sciences sous ce regne, ainsi que d'une description des honneurs & des monumens de gloire accordés aux grands hommes, tant chez les Anciens que chez les modernes; & suivis d'un choix des principaux projets qui ont été proposés pour placer la Statue du Roi dans les différens quartiers de Paris. Par M. *Patte* &c. Ouvrage en un Vol. in Fol. grand papier, enrichi de 61 planches en taille douce; *Praesenti tibi maturos largimur honores.* Hor. lib. II. A Paris chez *Lacombe*.

Dieses

Dieses Werk enthält nicht nur die Bildsäulen, die man dem Könige zu Ehren errichtet, sondern alles was unter seiner Regierung für die Künste und durch dieselben geschehen ist. Es ist in zween Abschnitte getheilet. Vor dem ersten steht eine Abhandlung von dem Wachsthume der Künste und Wissenschaften unter der itzigen Regierung, welchem ein wohlgestochenes Bildniß des Königes vorsteht. Dann folgen 4 Kapitel. Das 1ste handelt von dem Fortgange der Bürgerlichen und Schiffsbaukunst, von der Malerey, Bildhauerey, Kupferstecherkunst, Musik und Tanzkunst, nebst einer Nachricht der verschiedenen Stiftungen, der vornehmsten Meisterstücke der berühmten Künstler und ihren Belohnungen. Im 2ten Kapitel wird von dem Fortgange der mechanischen Künste, als dem Ackerbaue, der Uhrmacher= und Goldarbeiterkunst, den Manufakturen und neuen Erfindungen gehandelt. Das 3te betrifft die Wissenschaften, als die neuen Entdeckungen in der Geometrie, Astronomie, Geographie, Naturgeschichte, Arzneykunst, Chymie, Botanik, Chirurgie, nebst einer Anzeige der vornehmsten Werke in jeder Gattung. Das 4te Kapitel handelt von den besten Werken des Geschmacks in der Poesie und Prose, die seit 40 Jahren erschienen sind; unter diesen kommen die antiquarischen und Münzbücher, ingleichen die Geschichte vor.

Es folgen in Form einer Einleitung zur Geschichte der Monumente, Untersuchungen über die Ehrenbezeugungen, die man in alten und neuern

Zeiten großen Männern erwiesen, mit einer Beschreibung der ihnen zu jeder Zeit errichteten Trophäen. Hierauf kömmt er zu den Denkmälern selbst, die dem itzigen Könige zu Paris, Bordeaux, Valenciennes, Rennes, Nancy, Rheims und Rouen errichtet worden. Jedes davon nimmt ein Kapitel ein, welches zum Frontispiz eine Statue des Königs, von **Lemire** gestochen enthält: die beygefügten Platten stellen die verschiedenen Aussichten der Plätze vor, wo diese Bildsäulen stehen. Diesem folgen die Münzen, die unter dieser Regierung geschlagen worden.

Der 2te Abschnitt enthält die verschiedenen Entwürfe, die von Künstlern angegeben worden, um die Statue des Königes in den verschiedenen Quartieren zu errichten. Man sieht hier anfänglich einen Plan von Paris, worauf im Kleinen alle diese verschiedenen Projekte gezeichnet sind. Die Beschreibung dieser Plätze füllen 17 Kap. aus. Am Ende stehen verschiedene Vorschläge zur Verschönerung von Paris.

Mr. **Dümond**, der seit 20 Jahren Sammlungen von Kupferstichen sowohl von der St. Peterskirche in Rom, als von Schauspielsälen und Theatern veranstaltet, hat diejenigen von der erstern nun auf 100 Platten festgesetzt, die von den letztern auf 60, da ihrer vorher nur 35 waren. Diese enthalten die Vorstellungen der schönsten Theater in Europa. Das von Argent in Rom besteht aus 4 Blatt, so wie auch das von Turin: das von Lyon nach Zeichnungen von Mr. Soufflot aus 8 Bl. Ein Plan des neuen Theaters in Brest: drey Entwürfe des Verfassers zu dergleichen in 12 Blatt.

Blatt. Die Sammlung der Vorstellungen von der Peterskirche kostet 30 Liv. und eben so die von Theatern. Einzeln verkauft er das Blat um 12 Sous.

Traité de Perspective linéaire avec une planche en taille douce, par S. N. *Michel*, in 8vo Paris chez *Lottin*. 1771. Dieser kleine Tractat, der nur aus 32 S. besteht, ist hauptsächlich für die Maler und Zeichner geschrieben. Er enthält eine Anweisung, nach der von dem englischen D. Brooke Taylor erfundenen Linearperspectiv, auf eine natürliche und leichtere Art, als die gewöhnlichen sind, den wahren Gesichtspunkt eines Gemäldes, ohne vorläufige Plane und geometrische Erhöhungen, festzusetzen.

Cours d'Architecture, ou Traité de la décoration, distribution & construction des batimens; contenant les leçons données en 1750 & les années suivantes par J. F. *Blondel*, Architecte, dans son école des arts; publié de l'aveu de l'Auteur. Par M. *R.* Tom. I. 2, (le 3. contient les planches qui ont rapport à ces deux vol.) in 8. A Paris, chez la veuve *Desaint* 1771. Dieses Werk ist die Frucht von einer 40jährigen Erfahrung und Untersuchung und einem 30jährigen Unterrichte, der der Bekanntmachung vorhergegangen. Es wird aus drey Abschnitten bestehen, und sechs gedruckte Bände und dreye mit Kupferstichen enthalten. Der erste Abschnitt, den wir hier anzeigen, hat die Verzierung der Gebäude zum Gegenstande. Die Einleitung beschäfftiget

sich mit dem Ursprunge, Fortgange und denen Veränderungen, die sowohl in der Baukunst vorgegangen, als auch in den Künsten der Gärtnerey, Bildhauerey und Malerey, und besteht aus 10 Kapiteln. Der Verfasser geht bis auf die Erfindung und die Quellen der Kunst zurücke, d. i. zu dem Ursprunge der griechischen und römischen Ordnungen: er zeigt die Grundsätze dieser Kunst, die er aus den Proportionen dieser Ordnungen zieht: er raisonnirt über die Kunst selbst, giebt Beschreibungen von den vornehmsten Stücken der Architektur und Bildhauerey, in so ferne sie zu Fasaden dienlich sind. Bey der Zergliederung der Kunst zeigt er die Mittel die gute Architektur von der mittelmäßigen zu unterscheiden: dieses führet ihn auf die Abhandlung vom Geschmacke in derselbigen. Bey der Anwendung der Kunst redt er von der Art eine Ordnung über die andere zu setzen und stellet eine Vergleichung zwischen alten und neuern Gebäuden an: durchgängig aber sucht er durch die deutlichsten Grundsätze und einen leichten Styl auch Ungeübten in der Kunst verständlich zu werden.

Galerie Françoise, ou Portraits des Hommes & des Femmes illustres qui ont paru en France; in Fol. A Paris, chez *Hérissant*, fils. Der Herausgeber dieser Sammlung von Bildnissen, deren erste Ausgabe wir zu seiner Zeit angezeiget haben, scheint sie einer guten Aufnahme immer würdiger zu machen. Die 2te Ausgabe, die nunmehro erschienen, enthält die Bildnisse des **Stanislaus Leszczinski**: des Joli

de

de Fleuri, Franz de Chevert, Grafen Caylus, und Abbt Nollets: sie sind von Moitte, Voyez, Poletnich, de Lorraine und Mole mit vielem Fleiße gegraben und die beygefügten Lebensbeschreibungen sind angenehm und unterhaltend geschrieben. Die 3te Lage enthält die Bildnisse des Marschall de Noailles, des Abbt Olivet, Karl Vanloo, Astruc und Rameau. Diese sind von Cathelin, Levasseur, Miger, Halbou und Benoits gestochen.

L'Art du *Brodeur*, par de S. *Aubin* Dessinateur du Roi 1770. 50 pag. in Fol. avec 10 planches en taille-douce. Nachdem der Verfasser den Anfang und Fortgang der Kunst der Stickerey durch alle Zeiten und bey allen Völkern erzählet, so betrachtet er die verschiedenen Arten derselben, giebt eine Beschreibung und Erklärung des Verfahrens, der nöthigen Werkzeuge und der dabey gewöhnlichen Kunstwörter. Die Kupferstiche stellen die verschiedenen Arten von Stühlen und Rahmen zum Sticken, und die Kanten und Muster von allem vor, was nur Schönes und Prächtiges in Frankreich gestickt worden.

L'Art du *Menuisier*, seconde Partie: par M. *Roubo* le fils, Maitre Menuisier. 1770. in Fol. 300 pag. et 119 planches en taille-douce. Dieser 2te Theil der Tischlerkunst, deren ersten Theil wir zu seiner Zeit angezeigt haben, enthält das Detail der beweglichen Tischlerarbeit und derjenigen in den Kirchen, mit einer vollständigen Abhandlung über die Kunst des Schnitts.

Nichts

Nichts ist darinnen vergessen, was zur Bedürfniß so wohl als zur Zierde eines Gebäudes so wohl von innen als von aussen in Absicht auf öffentliche und Privatgebäude dienen kann. Der Verfasser, der ein bloßer Geselle gewesen, hat durch dieses Buch auf Empfehlung der Akademie der Wissenschaften und Künste das Meisterrecht erhalten. Man hat von diesem geschickten Handwerker noch die Kunst in Holz auszulegen und in Zimmerwerk und andern damit verwandten Künsten zu gewarten.

L'Art du Menuisier-Carossier, première Section de la troisiéme partie de l'Art du Menuisier. Par M. *Roubo* le fils, Maître Menuisier 1771. 145 pag. in Fol. avec 50 planches en taille-douce. Dieser dritte Abschnitt der Tischlerarbeit, betrifft die Kutschen und alle mögliche Arten von Fuhrwerk. In den folgenden verspricht der Verfasser von Tischlerarbeiten in Möbeln und in Gärten zu reden.

L'Art de la Lingère par M. de *Garsault* 1771. 58 pag. in Fol. avec 4 planches en taille douce. Man danket die Beschreibung dieser Kunst einer berühmte Leinwandhändlerinn, der Mademoiselle Merlú in Paris. Alles was zur Bekleidung von weißem Zeuge gehöret, wird darinnen abgehandelt. Die Zeichnungen sind von Herrn Garsault.

Exposition des peintures, sculptures, gravures de M. M. de l'Academie Royale &c. Der Raum erlaubt uns voritzt nicht nach diesem Vereichnisse die Malereyen, Bildhauerarbeiten

und

und Kupferstiche, die in vergangenen Jahre in Paris auf dem Louvre ausgestellt gewesen, unsern Lesern vorzulegen. Es sind uns zwo Kritiken darüber bekannt. Lettre de M. *Raphaël* le jeune, éléve des Ecoles gratuites de Dessein, neveu de M. Raphaël, peintre de l'Académie de St. Luc, à un de ses amis, architecte à Rome: sur les peintures, sculptures & gravures qui sont exposées cette année au Louvre. Die zweyte führet den Titel: L'Ombre de Raphaël, ci-devant peintre de l'académie de St. Luc, à son neveu Raphaël, éléve des Ecoles gratuites de dessein, en réponse à sa lettre sur les peintures, gravures & sculptures exposées cette année au Louvre.

Neue Kupferstiche vom Jahre 1771.

Jul. Les offres réciproques nach **Dietrich von Wille**, den Fürsten Czartorisky gewidmet. Es ist eine Wirthsstube mit der Aussicht auf die Landstrasse. Die Wirthin reicht drey Fremden etwas zu essen, die sie dafür bezahlen. Hinter ihr steht die Magd mit einem Weinglase, und ein Kind, das aus dem, auf dem Heerde stehenden Kessel ißt. Die Figuren sind im niederländischen Costume gezeichnet. Man kennt schon den vortrefflichen Grabstichel dieses großen Künstlers und wir brauchen zu seinem Lobe nicht hinzuzusetzen.

Jeune fille jouant avec son chien. Ein Blatt von 16 Zoll hoch, 12 breit, nach Greuze von **Porporati.** Das Originalgemälde erschien 1769 bey der damaligen Ausstellung. Das unschuldige Vergnügen der Kindheit ist in dem jungen Mädchen auf eine ungemein nai-

se

se Art ausgedrückt, und der Kupferstecher hat sich bemüht, die Schönheiten des Originals, so viel möglich war, auch auf seiner Platte zu erreichen.

Les Pecheurs Italiens & la Pêche au clair de la lune. Zween Kupferstiche als Gegenbilder 10 Zoll hoch 7 breit, nach Vernet, sind von der Mademoiselle Bertaud gestochen.

Bey Desnos wird verkauft die erste Ablieferung oder 72 Platten von den 1sten Bande der allgemeinen Pflanzen- und Insektengeschichte von Surinam in Folio, mit den gedruckten Erklärungen. Dieß Werk wird auf 3 verschiedene Ablieferungen und bey jeder mit 30 Liv. bezahlt: längstens zu Ende des Decembers erscheinet die letzte. Illuminirt wird jede Platte um 24 Sous besonders verkaufet. Es ist dieses das bekannte Werk der Mademoiselle Marie Sybille Merian, von dem Desnos die Platten an sich gebracht. Man versichert, daß sie noch wenig abgenutzt seyn sollen.

Troisiéme cahier de *charges*. Diese Lage enthält 6 kleine Vorstellungen mit Scheidewasser geätzt von Chevalier.

August. Bildniß des Mr. E. C. Freron, von N. Cochin gezeichnet und von Chr. E. Gaucher gestochen. Das Bild ist in Profil, wie die übrigen dieses Künstlers.

Perspective du chateau & jardins de Versailles, nebst der Vorstellung des Feuerwerks und der Illuminationen vom 15 May 1771 bey der Vermählung des Grafen von Provence.

September. Bildniß von Nicolas-Rene' Berrier, gemalt von Lyen, und von Wille

Wille gestochen. Dieß Portrait ist schon vor 12 Jahren verfertiget, aber itzt zum erstenmale bekannt gemacht worden: man findet darinne den glänzenden und reinen Stich dieses großen Künstlers. Das Blatt ist 17 Zoll hoch, 12 breit.

Das Bildniß des M. Paris de Montmartre von Pelletier gezeichnet, und von René William gestochen, in Oval, ist 12 Zoll hoch, 9 breit.

Maria Joseph Louise von Savoyen, Gräfin von Provence, ist bey Bonnet auf roth und schwarze Kreydenart gestochen zu haben.

Eben dieser Kupferstecher theilet verschiedene weibliche Akademien in Zeichnungsart, nach Lagrenee aus, wovon bereits 5 Blatt ausgegeben worden.

Bey ebendemselben zween Köpfe nach Boucher, auf Zeichnungsart mit schwarz und weißer Kreide: sie sind charakteristisch und nach Figuren von der Columna Trajana.

Ebend. Zwey kleine Stückchen, le Procureur und le Tailleur nach colorirten Zeichnungen von Marillier.

October. La Douleur & la Gaieté, zwey Gegenbilder 14 Zoll hoch 10 breit, das erste nach Lebrün, das zweyte nach Karl Vanloo, von P. C. Levesque. Das erste stellt eine Porcia vor, die um ihren Gemahl Brutus nicht zu überleben, glühende Kohlen verschluckt. Das zweyte ist die Erigone, die nach einer Weintraube greift, hinter der sich Bacchus versteckt, um sie zu überraschen.

Premier et second cahier des Cris de Paris, nach der Natur von Poisson gezeichnet. Jede Lage enthält 6 Blatt in 12.

La

La Jardiniere fleuriste, von Bonnet nach Boucher auf Zeichnungsart mit schwarzer Kreyde und durch weiß auf blau Papier erhöhet.

Ebenderselbe giebt die 6te akademische Figur einer Weibsperson von seiner Sammlung aus, auf Röthelart gestochen nach Lagrenee.

Bildniß des Herrn de François de Boyer de Foresta, von Vanloo gemalt nud von Lempereur in 8. Medaillenforme und fleißig gestochen.

Suite de six portraits d'Acteurs & d'Actrices de trois Théâtres. Diese 6 Bildnisse stellen die Mrs. Legros, Lekain und Larüette und die Demoiselle Düplan, Dümesnil und Larüette vor. Sie sind in Theaterkleidung nach verschiedenen Künstlern von Elluin gestochen. Drunter stehen Verse, die sich auf die verschiedenen Rollen beziehen, die sie vorstellen. Sie sind 9 Zoll hoch, 7 breit und kosten 9 Livres.

November. La Pêche à la ligne & le Rétour de la Pêche. Zwey Kupferstiche 23 Zoll breit, 19 hoch, nach Vernet von Benazech. In der ersten Landschaft werfen Fischer ihre Netze am Ufer eines Flußes aus, dessen Wasser durch einen Wasserfall in Bewegung gesetzt werden. Auf einem hohen Felsen liegt ein halbverfallenes Schloß mit Bäumen und Gesträuchen bedeckt. Das zweyte stellt ein stilles Wasser vor, mit vielen angenehmen Aussichten, verschiedenen Auftritten von Reisenden, Fischern und Landleuten. Die geschickte Hand des Künstlers ist schon durch die beyden schönen Blätter nach Dietrich,

les

les Roches & la Nappe d'eau bekannt. Jedes obangezeigte Blatt kostet 6 Livres.

Scène de l'acte I. de la partie de Chasse de Henri IV. von Mademoiselle H ⸗ ⸗ gestochen. Man hat den interessanten Augenblick gewählet, wo Heinrich IV. zum Sülly, der seine Knie umfaßt, saget: „Steh doch auf ⸗ ⸗ ⸗ aber, „so steh doch auf, Rosny! Sie werden glau„ben, ich verzeihe dir.“

Portrait de François de Salignac de la Motte Fénelon, von P. Savart nach J. Vivien. Dieß Bildniß ist eine kleine Miniatur, und gehöret in die Folge berühmter Männer, die Ficquet und Savard bereits geliefert haben.

Portrait de M. Jean-Jacques Rousseau, von Ficquet nach de la Tour gestochen. Ist in dem vorhergehenden Geschmacke.

Portrait de M. Jean Etienne Parent, Curé de St. Nicolas des Champs: von G. R. La Villain nach einem Gemälde von Vestie gestochen.

December. Les intrigues amoureuses. Ein Kupferstich ungefähr 17 Zoll hoch und 14 breit, von Halbou nach einem Originalgemälde von unserm Schönau in Dresden. Ein Kammermädchen führet einen jungen Menschen bey seiner Geliebten ein. Er übergiebt ihr zwey Täubchen mit einem Bande zusammen gebunden, an dem ein Brief hängt. Die junge Person bezeiget ihr Erstaunen durch ihre Miene: sie läßt ein Buch, darinnen sie las, aus der Hand fallen. Von einer andern Seite erblickt man die Mutter, die mit einer Bril-

le über einen Schirm diesem Auftritte zusieht. Es ist viel Naivetät in diesem Kupfer, und es kann demjenigen zum Gegenbilde dienen, das eben dieser Kupferstecher vor kurzem unter dem Titel: la Credulité sans reflexion herausgegeben.

Der Kupferstecher Elluin hat vor kurzem zwey Blätter la tendre Education & la belle Union, das erste nach einem Bilde von Caresme und das 2te nach einer Zeichnung von Schönau geliefert.

Ebenderselbe hat nach der Zeichnung von Macret in einem Oval gestochen: Portrait de Madame Louise Marie de France.

Von Bonnet ist auf Pastellart nach Baudoin le Rendez-Vous gestochen.

Ebenders. giebt die 7te und 8te weibliche Akademie nach de la Grenee auf Zeichnungsart in Röthel aus, und eine erste und zwote Sammlung von verschiedenen Vasen nach der Zeichnung A. Paniers.

Kupferstiche vom Jahre 1772.

Jan. Le Sommeil de Venus, nach einer Zeichnung von Fr. Boucher von L. Bonnet auf schwarze Zeichnungsart weiß erhöhet auf blau Papier.

Pouvoir de l'Amour, ein allegorisches Kupfer in Fol. von Moreau dem jüngern, nach einer Skize von Deshayes. Amor, gekrönt mit Rosen, zerbricht die Keule des Herkules. Ein Löwe, Leopard und Adler, die zu seinen Füssen liegen, scheinen seine Macht zu erkennen. Die Sturmhaube und das Schwerdt des Mars, auf denen die Tauben der Venus ruhen, liegen ihm zur Seite.

Das Bildniß des Hrn. van Swieten kayserl. Leibarztes ist nach einer Zeichnung von Augustin

de

de St. Aubin von Pruneau in Madaillenform in Profil gestochen.

Galerie poëtique, renfermant, en plusieurs parties, de cinquante planches chacune, une Suite de Sujets gravés à l'eau forte, dans lesquels on présente aux yeux les différents tableaux qu'offre à l'esprit la lecture des plus beaux Poëmes anciens & modernes; avec une courte explication en vers de chacun des Sujets, & une espéce de glose, renfermant l'analyse de Poëmes, des eclaircissemens sur l'histoire, la mythologie, la géographie de différens ages &c. A Paris chez *Costard*. Man hat diese poetische Gallerie, deren Titel den Innhalt gnugsam erkläret, mit 50 Blättern der Verwandlungen des Ovid angefangen. Sie sind blos in Kupfer geäzt, und sollen mehr das Werk eines Malers als eines Kupferstechers seyn. Man hat, sagen die Verf. das Markigte des Grabstichels durch die Leichtigkeit der Zeichnung und das Feuer des Ausdrucks zu ersetzen gesucht. Sonst wäre es nicht möglich gewesen, 50 Platten, wie man sie von dem feinen und leichten Grabstichel der Beauvarlet, Lemire und Longueil erhält, um 6 Liv. zu geben. Man wird so oft als möglich mit der Folge fortfahren, und jede Vertheilung soll 50 Blätter enthalten. Nach geendigten Verwandlungen sollen Homer und Virgil, und so bis zur Henriade folgen.

Insomnie amoureuse, nach einem Originalgemälde von Lagrenee auf rothe Zeichnungsart von Bonnet gestochen. Man sieht ein halbnackendes Mädchen, die an ihrem Bette steht, welches in einiger Unordnung ist, und den Vorhang aufzieht. Sie ver-

räth einige Unruhe bey dem Anblicke eines kleinen Amors, der sie boshaft anschauet.

Le Vieillard à la Toque. Ein Bildniß von Mr. de Marcenay nach Rembrandt. Es stellt einen Alten mit einer Art von Mütze vor. Der Charakter des Kopfes hat viel Edles und Sanftes. Es kann der Dame à la plume zum Gegenbilde dienen, die der Verf. vor zwey Jahren herausgegeben. Darunter steht eine kleine Landschaft, die man zur Suite absondern kann. Beyde machen in derselbigen die 40 und 41 Nummer. Man kennet die Feinheit und Sauberkeit seiner Platten schon, worinnen man besonders seine Einsicht in Behandlung des Helldunkeln bewundert. De Marcenay beschäfftiget sich gegenwärtig mit dem Bildnisse des berühmten Geschichtschreibers Thuanus und mit einem historischen Blatte aus der römischen Geschichte, wo sich Regulus von seiner Familie losreißt, um den Feinden sein gegebenes Wort zu halten.

Le petit Glouton & les Enfans corrigés par l'affront, zwey artige Blätter von J. Ouvrier nach Schönau. Auf dem einen ist eine Mutter von ihren Kindern umgeben, die durch einen ernsthaften Apotheker ein Mittel wider die üble Verdauung geben läßt. Das andre stellt ein Kind vor, dem man zur Strafe einer begangenen Unreinlichkeit Hörner aufgesetzt hat.

Bildniß des Mr. Prosper Joliot de Crebillon, nach Aved von F. Ficquet. Dieses Blättchen giebt den vorigen dieses Künstlers an äusserster Feinheit nichts nach.

Wegen Mangel des Raums müssen wir die Nachrichten von den französischen witzigen Schriften, und Neuigkeiten aus Italien bis zum künftigen Stücke versparen.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Dreyzehnten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
in der Dykischen Buchhandlung.
1772.

AH

Digitized by Google

Inhalt.

Vene-

Poems,

Epi-

I. Aus-

I.

Auszug eines Schreibens des P. Amiot aus Peking, vom 1. März 1769, welches Nachrichten von dem Jesuiten Attiret, einem dortigen geschickten Maler, und von dem Zustande der Malerey in China überhaupt enthält.*)

Attiret, dessen Vater ein Maler war, ist aus Dole gebürtig. Er lernte die Malerkunst von seinem Vater; in der Folge gieng er durch Unterstützung des Marquis de Broissia nach Rom, um sie ferner zu studiren. Auf seiner Rückreise gieng er durch Lyon, wo er viele Bildnisse malte, und sich dadurch rühmlich bekannt machte. Er kam wieder zu Dole an, und setzte die Malerey fort. In der Folge trat er in die Gesellschaft der Jesuiten. Er war damals etwas über dreyßig Jahr alt. Während seines Noviciats malte er vier Gemälde in der Domkirche zu Avignon, und einige andere von Kennern sehr geschätzte Stücke.

Um eben diese Zeit verlangten die Missionaren zu Peking, der P. Parennin und Chalier einen ge-

*) Dieser Auszug ist von Hrn. Deguignes, und im *Journal des Sçavans*, Juin 1771, befindlich.

geschickten Maler für das französische Haus dahin, so wie der Italiäner Castiglione es für das portugiesische Haus war. Man schickte also den **Attiret** nach China, und er reisete gegen das Ende des Jahrs 1737 dahin ab.

Bey seiner Ankunft zu Peking überreichte er dem Kaiser als ein Probestück ein Gemälde, welches die Anbetung der drey Könige vorstellte. Der Kaiser war damit so zufrieden, daß er demselben eine sehr schöne Stelle in dem Innern seines Pallastes geben ließ. **Attiret**, der bis dahin nichts als historische Gemälde und Bildnisse gemalt hatte, mußte nun in allen Gattungen malen. Sein erstes Gemälde war freylich von ihm selbst gewählt; allein der Kaiser ließ von seinem Entwurfe so viel wegnehmen, und so viel hinzu setzen, daß ein Gemische daraus wurde, das eigentlich zu gar keiner besondern Gattung gehörte, und doch von allen etwas an sich hatte. Ueberdieß war der Kaiser kein Liebhaber der Oelmalerey, weil sie ihm zu viel Glanz hatte; wenn die Schatten ein wenig stark waren, so kamen sie ihm wie Flecken vor. **Attiret** mußte sich also nach dem Geschmacke dieses Fürsten richten, der die Wassermalerey vorzog. „Sie ist weit angenehmer und gefälliger für „das Auge, sagte er, man mag sie ansehen, von „welcher Seite man will. Der neue Maler muß „also, wann dieß Gemälde fertig ist, eben so „malen, wie alle übrigen. Portraite mag er al„lenfalls mit Oelfarben malen; das kann man „ihm sagen.“ **Attiret** entsagte nicht ohne eini-

ge

ge Schwierigkeiten der europäischen Lebhaftigkeit, die den Chinesern nicht gefiel, und ihrer Meynung nach im Grunde eine Ungelehrigkeit verrieth, die man billig unterdrücken müßte.

Jemanden auf eine grausame Art kränken, ohne daß man diese Absicht zu haben scheint, ohne daß man demjenigen, den man kränkt, den geringsten Vorwand giebt, sich mit Recht zu beklagen; ihn dergestalt kränken, daß er auf allen Fall noch seinen Dank dafür abstatten muß, das ist eine Kunst, die man zu Peking recht aus dem Grunde versteht, und die man auch gar bald gegen den P. **Attiret** brauchte. Er hatte einigen Widerwillen gegen das Malen mit Wasserfarben bezeugt; man wußte tausend Gelegenheiten zu veranstalten, wo er auf diese Art malen mußte; und er war am Ende genöthigt, es denen noch Dank zu wissen, die ihm diesen Vortheil verschafften. Er schien es übel zu nehmen, daß die chinesischen Maler Befehl hatten, ihn zu unterrichten; man verschwendete den Unterricht gegen ihn, und er mußte nicht nur denselben als eine Wohlthat annehmen, sondern sich ihn gar ausbitten. Wann er eben mit einem großen Gemälde recht sehr beschäfftigt war, so brachten die Verschnittenen ihm einen Befehl des Kaisers, sogleich einige Blumen auf einen Fächer zu malen; oftmals antwortete er ihnen aus Ungeduld: ich versteh euch nicht. **Castiglione** wußte in dergleichen Fällen seine Lebhaftigkeit mehr zu mäßigen.

Bald hernach bekam er einen andern Befehl, der dem Anscheine nach rühmlicher für ihn, aber auch weit beschwerlicher war. Er sollte sich in eins von den Zimmern des Pallastes begeben, um daselbst ein chinesisches Gemälde aufzuhellen, das, wie man sagte, viel schadhafte Stellen hatte.

Er gieng mit Castiglione dahin, der den Befehl hatte, ihm das zu erklären, was er machen, und wie er es machen sollte. Er mußte nämlich neue Farben auf die alten tragen, und so dieß alte Gemälde erneuern, welches eine ganze Wand des Zimmers einnahm. Ein bloßer Tisch, worauf ein Stuhl gesetzt wurde, war das ganze Gestelle, welches man ihm erlaubte. Man kann sich leicht vorstellen, wie viel Zwang ihm dieß sowohl für den obern als untern Theil des Gemäldes verursacht habe. Er lief Gefahr zu fallen, so bald er nur ein wenig aus dem Gleichgewichte kam. Außerdem störten ihn die Verschnittenen, die unter dem Vorwande, ihm zur Hand zu gehen, eigentlich nur da waren, ihn zu bemerken und zu hüten, und für ihn Cärimonienmeister abzugeben, indem sie ihn zur rechten Zeit und zur Unzeit alle die kleinen Gebräuche anzeigten, welche zur Etikette des Pallastes gehören.

Alle Tage gegen sieben Uhr des Morgens mußte er sich an der ersten Thüre des innern Gebäudes einfinden, und so lange warten, bis die Wache seine Ankunft den Verschnittenen gemeldet hatte, welche über diesen Theil des Pallastes gesetzt waren, damit ihn einer von denselben hinein führen möch-

möchte. Sobald er eingelassen war, verschloß man hinter ihm die Thür; man ließ ihn stillschweigend über einen großen Hof gehen, an dessen Ende er wiederum so lange wartete, bis es andern Verschnittenen gemeldet war. Nachdem er endlich noch durch mehrere Thüren, immer mit dem nämlichen Cärimoniel, und eben so langsam gegangen war, kam er an den Ort, wo er malen sollte. Hier blieb er bis ungefähr gegen fünf Uhr Abends; dann wurde er mit eben den Cärimonien verabschiedet. Der Kaiser schickte ihm alle Tage Essen von seiner Tafel; ehe es aber bis zu ihm kam, war es schon kalt geworden, und konnte einem Fremden nicht schmecken, der noch nicht an die Speisen dieses Landes gewöhnt war; auch nahm er gemeiniglich, besonders zu Anfange, mit einigen Früchten und kleinem Backwerke vorlieb. Er machte das Gemälde im Pallaste fertig, vollendete hernach das, was er angefangen hatte, malte noch verschiedne andre, und gewöhnte sich an die Gebräuche der Chineser. Er nahm von ihrer Manier das Gute, was sie hatte, mit so glücklichem Erfolge an, daß jedermann begierig war, eins von seinen Stücken zu haben. Er arbeitete bey den Großen und bey den Ministern zu der Zeit, wenn er Ruhe hatte. Eine Art von abgelegenem Saale, zwischen dem Hofe und dem Garten, allen Unbequemlichkeiten der verschiednen Jahrszeiten ausgesetzt, war der Platz, wo die Maler im Pallaste arbeiteten. Hier hatte er im Winter kein andres Feuer, als auf einer kleinen Kohlpfanne, worauf

er seine Farben setzte, damit sie nicht zusammen frieren möchten, und mußte also die empfindlichste Kälte aushalten. Im Sommer hatte er eben so viel von der außerordentlichen Hitze auszustehen, an einem Orte, den die überall eindringenden Sonnenstrahlen gleichsam zum Backofen machten. Uebrigens befanden sich auch die übrigen Maler in eben dieser Lage; folglich hatte er keine Ursache, sich zu beschweren.

Da Attiret nicht alle Arbeit allein bestreiten konnte, so machte er nur die Entwürfe von seinen Gemälden und die fleischigten Theile derselben; das übrige ließ er von den chinesischen Malern unter seiner Aufsicht verfertigen. Er gestund selbst, daß in Ansehung des Kopfputzes, der Kleider, der Landschaft, der Thiere, und überhaupt des Costume des Landes, die Chineser unter seiner Aufsicht ungleich geschwinder und besser arbeiteten, als er es selbst hätte machen können. Er lernte täglich etwas neues, wovon er gelegentlich Gebrauch machte, und erhielt von diesen Malern nützliche Anweisung. Er hatte itzt in dem Pallaste ein neues Gemälde fertig gemacht, mit dem er ziemlich zufrieden war. Im Hintergrunde war eine Landschaft, und unter andern einer von denen in China sehr gewöhnlichen Bäumen, der auf einem Gemälde allemal eine sehr artige Perspektiv macht. Die Hauptfiguren stellten chinesische Damen mit einigen Kammermägdchen vor. Die Maler, die mit ihm an eben dem Orte arbeiteten, nahmen sein Gemälde von Zeit zu Zeit in Augenschein, und giengen

wie=

wieder davon, ohne ein Wort zu sagen. Attiret wunderte sich, daß sie ihm gar kein Kompliment machten, welches sie sonst bey der geringsten Kleinigkeit zu thun pflegten. Er bat sie einmal über das andre, ihm davon ihre Meynung zu sagen; endlich nahm der älteste von ihnen das Wort, und sagte: „Euer vortrefflicher Pinsel ist unstreitig viel stärker und markigter, als der unsrige; aber ihr versteht euch nicht so gut, wie wir, auf die Gebräuche und Umstände unsers Landes. Ich will also so frey seyn, euch meine Bedenklichkeiten mitzutheilen, weil ihr wissen wollt, was wir von diesem Gemälde denken. Es hat gar zu augenscheinliche Fehler gegen das Costume, als daß der Kaiser daran Geschmack finden könnte. Erstlich sind die Blätter und die Zweige dieses Baums nicht so geordnet, wie in der Natur; zweytens ist auf jedem Blatte nicht die gehörige Anzahl der vornehmsten Fasern. Es müssen so und so viel darauf seyn; und hier sind bald mehr, bald weniger darauf, wie sichs von ungefähr gefügt hat.“ Ey! ich bin kein Botaniker, antwortete Attiret, ich begnüge mich damit, die Blätter hier im Großen abzubilden; wenn das Gemälde weiter keine Fehler hat, so kann ich mir schmeicheln, daß es dem Kaiser nicht mißfallen werde. „Das wünsche ich, versetzte der Chineser; ihr werdet es gleich selbst erfahren, weil der Kaiser eben kömmt.“

Der Kaiser kam wirklich, und nahm das Gemälde in Augenschein. Er fragte, ob die auf demselben befindlichen Frauenspersonen Europäerinnen

seyn sollten; Attiret antwortete, nein. „Sie haben, antwortete er, nicht die geringste Aehnlichkeit mit chinesischem Frauenzimmer; sie müssen entweder geändert, oder wieder übermalt werden.“ Er besah noch die übrigen Gemälde, und gieng davon.

Attiret, der wirklich chinesisches Frauenzimmer hatte malen wollen, war ganz betroffen. Er wandte sich wieder an seinen chinesischen Maler, und bat ihn um fernern Unterricht. „Sehr gern, antwortete dieser, aber unter der Bedingung, daß ihr das, was ich euch sagen werde, als einen freundschaftlichen Rath ansehet. Die Anmerkung, die ich euch vorhin machte, dünkt euch eine Kleinigkeit zu seyn; meinetwegen! aber ihr werdet in der Folge anders urtheilen. Dieser Umstand ist wesentlicher.“

„Die Hauptfiguren eures Gemäldes sind Frauen in chinesischer Tracht. Einige davon sind Herrschaften, andere Bedienten. Ihr habt geglaubt beyde durch die Kleidung genugsam zu unterscheiden, durch den Kopfputz, durch mehr oder weniger Würde in der Stellung, und vielleicht durch manche andre kleine Verschiedenheiten, die wir nicht einsehen, oder nicht verstehen. Hingegen habt ihr einen wesentlichen Unterschied vergessen, welcher so zu reden den Stand der Personen ausmacht, und bey dem man sogleich auf den ersten Anblick sagen kann: das hier ist eine Dame, jenes eine Bediente. Dieser charakteristische Unterschied besteht, was die Figur betrifft, vornämlich

in

in den Händen. Nehmt mir es nicht übel, daß ich euch das ein wenig aus einander setze. Ihr seyd ein Fremder, und werdet vermuthlich in langer Zeit, oder niemals, chinesische Damen zu sehen bekommen.“

„Die Hände eines Frauenzimmers von Stande, oder eines jeden andern, das Sklavinnen oder Bediente halten kann, haben allezeit ein schönes Roth, wo nicht von Natur, doch wenigstens durch die Kunst. Ihre Finger, die ebenfalls roth sind, müssen dünne, rund, und vorne spitz seyn. Sie haben außerdem allezeit lange Nägel, die in der Breite bogenförmig sind, roth, so weit sie den Finger bedecken, und übrigens perlenfarbig; ihre Länge ist nicht ohne Unterschied einerley. Die Nägel des Daumen und des kleinen Finger sind um ein groß Theil länger, als die übrigen; daher kömmt es, daß sie gemeiniglich einen künstlichen Nagel von Gold und Silber darauf haben, um sie vor allen widrigen Zufällen zu bewahren. Es ist gut, daß ihr von dem allen unterrichtet seyd; denn ein Maler, der zum Exempel auf einem Gemälde ein vornehmes chinesisches Frauenzimmer vorstellen wollte, die eine kleine Handarbeit vor sich, oder einige kleine Kinder um sich herum flattern hätte, dieser Maler würde einen Fehler begehen, wenn er diesem Frauenzimmer Nägel von der gehörigen Länge geben, und dieselben nicht zu gleicher Zeit mit dem gedachten Fingerhute bedecken wollte. Unser Frauenzimmer ist so vorsichtig, eine von ihren größten Zierden nicht unbedachtsamer Weise aller Gefahr

bloszustellen; es weiß, wie viel Zeit und Geduld es kostet, wenn man dazu gelangen will, Nägel zu haben, die einen guten Daumen lang, und hübsch gewachsen sind. Sie müssen auf den Gemälden nicht weniger vorsichtig abgebildet werden, als sie in der That sind. Aber das alles ist beynahe noch nichts in Vergleichung mit dem, was ich euch noch zu sagen habe."

„Die Stellungen der Köpfe, welche ihr euren vermeynten chinesischen Frauen gegeben habt, sind durchaus fehlerhaft. Diese lebhaften und funkelnden Augen, diese purpurrothen Wangen, diese kühne Gesichtsbildung, diese Arme, die man fast bis an den Ellenbogen sieht, dieser Hals, der bis an die Brust unbedeckt ist, das alles ist unter uns nicht gebräuchlich, als nur, wenn wir Frauenzimmer von mittelmäßiger Tugend oder junge, noch nicht mannbare Mägdchen malen."

„Die Bescheidenheit, die Schüchternheit, die sanfte Anmuth sind die vornehmsten äußerlichen Eigenschaften, welche wir überhaupt von dem schönen Geschlechte fodern; nur durch diese können sie uns gefallen. Das wissen sie sehr wohl, und sind davon so überführt, daß sie alle ihre Kunst anwenden, um sich wenigstens einen Schein von demjenigen zu geben, was ihnen die Natur von dieser Seite versagt hat. Wenn man ihnen also auf einem Gemälde keine bescheidene, schüchterne und sanfte Miene geben wollte, so würde man sie nicht nach der Natur und mit dem gehörigen Anstande malen; und folglich einen Fehler gegen das

Co=

Costume begehen. Und dieser Fehler ist im Grunde eben so lächerlich, als die Miene eines jungen Gecken für eine Magistratsperson seyn würde."

„Soll der Kaiser, fuhr er fort, an euren Gemälden Geschmack finden, so bedeckt den Hals dieser Frauen bis an das Kinn, und ihre Arme bis an die Hand. Ein Halstuch und lange Aermel werden euch fürizt dazu behülflich seyn. Mildert das Kolorit dieser Gesichter, schwächt den Glanz derselben durch dünnere Farben, die fast gar kein Roth sehen lassen; denn wir haben nun einmal den Glauben, daß ein Frauenzimmer, die im Gesichte viel Farbe hat, den Trunk liebt. Das mag nun wahr seyn, oder nicht; genug, wir haben es nun immer so sagen hören, wir sagen es selbst mit, und es scheint, daß jedermann es als eine ausgemachte Wahrheit annimmt. Daher kömmt es, daß diejenigen von unserm Frauenzimmer, die eine etwas starke Gesichtsfarbe haben, dieselbe eben so sorgfältig zu verbergen suchen, als wenn es eine wirkliche Häßlichkeit wäre. Sie treiben dieß so weit, daß sie bey der Schminke, deren sie sich bedienen, die Kreide dem Zinnober vorziehen."

„Uebrigens gelten diese Anmerkungen nur von dem chinesischen Frauenzimmer; und ich habe sie euch bloß in der Absicht ohne alle Umschweife mitgetheilt, um euch von einem wesentlichen Umstande unsers Costume zu unterrichten, von dem ihr euch vielleicht nie durch den Augenschein zu überzeugen Gelegenheit haben werdet. Uebrigens muß der Befehl des Kaisers befolgt werden; ihr müßt ent-

entweder euer Gemälde selbst ändern, oder erlauben, daß man es für euch ändre. Ihr werdet nicht so schwere Arbeit haben, wenn ihr Frauenzimmer von einer andern Nation malt; selbst tartarisches Frauenzimmer. Denn wenn gleich die Tartarn seit langer Zeit in China, und gegenwärtig die Besitzer dieses Landes sind, so haben sie doch die chinesischen Sitten noch nicht völlig angenommen; dieß wird erst nach und nach geschehen. Was übrigens noch sonst bey uns gebräuchlich ist, das wird euch schon unvermerkt die Erfahrung lehren. Ich werde mir allemal ein wahres Vergnügen daraus machen, euch meine schwachen Einsichten mitzutheilen, besonders das, was ich wissen muß, und was ihr nicht errathen könnt."

Attiret, der dem chinesischen Maler sehr aufmerksam zugehört hatte, gab ihm in allem Recht, und stund da, wie versteinert. Die Verbesserungen, die man von ihm verlangte, dienten nur dazu, sein Gemälde zu verderben; indeß gehorchte er; und seine erzwungene Gelehrigkeit erwarb ihm den Beyfall des Kaisers und die Freundschaft der Hofmaler. Sie sahen ihn als einen sehr geschickten Mann an, zu dessen Vollkommenheit sie etwas beytragen, und durch den sie sich zugleich selbst vollkommner machen könnten. Die Malerey erhielt durch ihre erworbnen Kenntnisse bey Hofe und in der Hauptstadt eine neue Gestalt. Der Geschmack des Kaisers an dieser Kunst erweckte zuvörderst auch den Geschmack seiner Höflinge, und dieser breitete sich bald durch die Stadt aus. Es entstunden

zwo Schulen, deren Lehrer Castiglione und Attiret waren. Dieser letztere verfertigte viele schöne Gemälde in den Kirchen, eine Menge andrer für die Christen, und mehr als zweyhundert Bildnisse von Personen verschiednen Alters und Volks.

Es ist unstreitig etwas Unangenehmes und Beschwerliches, wenn man auf der Eile, in falschem Lichte, an unbequemen Oertern, die bisweilen finster, bisweilen gar zu helle sind, malen muß; mitten unter einem Haufen von Hofleuten, die allezeit etwas zu sagen haben, entweder dem Maler, um ihn in seiner Aufmerksamkeit zu stören, oder dem Modell, um dasselbe aus seiner Fassung zu bringen; wenn man geschwinde und lange Zeit malen muß, ohne dazu die gehörigen Farben und Pinsel in Ordnung zu haben, weil man es nicht vorher wußte; in den kritischen Umständen einer unvermutheten Krankheit zu malen, die dem Körper seine Kräfte, und der Seele ihre Lebhaftigkeit benimmt; endlich zu einer Zeit zu malen, wenn man am wenigsten dazu aufgelegt ist. Die Karaiben und Huronen würden vielleicht so etwas nicht verlangen. Indeß geschieht es unter diesem Volke, welches eins der gesittesten auf der Welt ist, und zwar auf Befehl eines sehr großen, weisen und einsichtvollen Fürsten.

Der Kaiser ist voller Gnade gegen die Fremden, die sich in seinem Reiche niedergelassen haben, vornämlich gegen diejenigen, welche in seinen Diensten arbeiten. Er will ihnen nichts aufbürden, was unvernünftig ist, und fodert nur so viel, als man

gut-

gutwillig thut; allein der Kaiser erfährt nicht alles, und es ist nicht möglich, ihn von allem zu unterrichten. Man muß schweigen; um entweder nicht das Glück eines von denen in Gefahr zu setzen, die sich dem Throne nähern, oder aus einer Hofetikette, welche man niemals ohne die unangenehmsten Folgen verletzen kann. Da die besten Absichten leicht übel können ausgelegt werden, so hütet man sich sehr, dieselben zu offenbaren; da man die rechtmäßigsten Entschuldigungen für Vorwand nehmen kann, so wagt man es nicht, dergleichen vorzubringen. Um dem Leser von diesen Arbeiten und von der Geschwindigkeit, mit welcher sie ausgeführt werden müssen, einen Begriff zu machen, will ich einige Anekdoten erzählen, die man nicht ungern erfahren wird.

Die Jahre von 1753 bis 1760, die glänzendsten Jahre in der Regierung des **Kien-long**, von denen jedweder Monat mit einem Siege bezeichnet war, oder durch die freywillige Unterwerfung irgend eines Anführers der Horden, und worinn die Gränzen der Herrschaft der chinesischen Tartarey bis über die Gebirge von **Badakschan** hinaus erweitert wurden, diese Jahre, sage ich, werden die Bewunderung der Nachwelt eben so sehr durch verschiedene Gemälde erregen, als durch die Nachrichten der Geschichte.

Zuerst **Taouatsi**, den man als unrechtmäßigen Besitzer des Throns der Eleuthier ansah, geschlagen, überwunden, gefangen genommen, und nach **Peking** gebracht. Seine Ankunft bey Hofe,

wo

wo er, ungeachtet seiner Ungnade, mit allen seinem Range zukommenden Ehrenbezeugungen empfangen wird, wo man ihm, um ihm den Verlust des Reichs zu versüßen, dessen man ihn beraubt hatte, den Titel eines Tsin-ouang, d. i. eines Prinzen vom ersten Range giebt, und wo man ihn doch unter dem Vorwande des Cärimoniels nie aus den Augen läßt, und folglich als einen Staatsgefangenen hält.

Zweytens, Amursana, dem man eine Armee gegeben hatte, um ihm den Taouatsi, seinen Nebenbuhler um den Thron, stürzen zu helfen, der aber selbst für einen Rebellen erklärt wurde, weil er nicht hatte an den Hof kommen wollen, um, wie man sagte, die Ehrenbezeugungen zu erhalten, die man ihm zugedacht hatte; hernach angegriffen, und bis an die russischen Gränzen verfolgt, wo er von einer Wüste zur andern, von einer Höhle zur andern das elendeste Leben führte, welches ihm so viel tausend Leute zu entreißen suchten, und endlich an den Blattern starb, verlassen von seinen getreuesten Unterthanen, denen diese schreckliche Geißel des menschlichen Geschlechts noch fürchterlicher zu seyn dünkte, als alle Armeen des weiten chinesischen Reichs.

Drittens, der große und der kleine Hotchon, die sich für die rechtmäßigen Nachfolger des Amursana ausgaben, nachdem sie alle Reste der überwundenen und in die Flucht gejagten Heere zusammengebracht, nachdem sie den Muth und die Tapferkeit einiger weniger Horden von türkischen Tartarn

karn wieder anzufeuern gesucht hatten, um unter ihrem Beystande den völligen Untergang eines Staats zu verhindern, der bis auf den Grund erschüttert war; nachdem sie Schlachten geliefert, Belagerungen ausgehalten hatten, größtentheils geschlagen, aus Usche, Jly, Jrguen und Casgar verjagt, und genöthigt waren, ihre Zuflucht zu dem Sultan von Badakschan zu nehmen, der sie weder ausliefern, noch die kaiserliche Armee verhindern wollte, in seine Stadt zu kommen, sie sich allein vertheidigen, und als tapfre Krieger, die Waffen in der Hand, sterben ließ.

Viertens, der Leichnam des erstern Hotchon, aller möglichen Schmach Preis gegeben, sein abgehauener Kopf im Triumphe nach Peking gebracht, und mit vielem Aufsehen über einer der innern Thüren des kaiserlichen Pallastes aufgesteckt, in Gegenwart des Kaisers und des ganzen Hofes; hier war er den Augen aller Welt ausgesetzt, und nicht sowohl ein Siegeszeichen für die Ueberwinder, als ein Schrecken für die Ueberwundenen. Er zeigte allen Unterthanen das traurige Schicksal, welches ihnen bevorstünde, wenn sie jemals fehlschlagende Versuche machen würden, ein Königreich aufzuheben, welches mit einer von den Provinzen des Kaiserthums so lange verknüpft war, bis man es der Gnade würdigte, eine eigne Provinz daraus zu machen.

Fünftens endlich, das Triumphgefolge des Generals Tschaohoei, des vornehmsten Werkzeuges der kaiserlichen Siege. In der Ferne, ungefähr sechs

sechs Meilen von der Hauptstadt, mitten auf einer großen Heerstraße, wo der General vorbey mußte, hatte man einen Pavillon aufgerichtet, in welchem ein Altar und ein Thron stund. Dahin gieng der Kaiser noch vor Aufgang der Sonne, um daselbst in vollem kaiserlichen Schmucke denjenigen zu erwarten, der sich um das Reich so verdient gemacht hatte. Der General, der, wie man glaubt, von dem, was vorgeht, nichts weiß, kömmt an, und ist voller Erstaunen, dem Kaiser so nahe zu seyn. Er stürzt schnell vom Pferde herunter, um sich zu den Füssen seines Herrn zu werfen; zu gleicher Zeit geht der Kaiser aus dem Pavillon hervor, reicht ihm die Hand, hält ihn von dem Fußfalle zurück, und nöthigt ihn, in den Pavillon zu gehen, um mit ihm zugleich die andächtigen Gebräuche „zur Ehre des Himmels und vor den Augen „der Geister" zu verrichten. Sie gehen beyde hinein, fallen vor dem Altare nieder, und schlagen die Stirn auf die Erde, nach der eingeführten Gewohnheit. Der Kaiser steht alleine auf, gießt Wein in drey Becher, die auf dem Altare stehen, opfert denselben der Gottheit, schenkt mit eigener Hand von neuem ein, und reicht sie nach einander dem General, der sie austrinken muß.

Nachdem dieser den letzten Becher ausgetrunken hat, steht auch er auf, und stellt sich neben den Kaiser. Er macht eine kurze Erzählung von den wesentlichsten Umständen, die währenden Krieges vorgefallen sind, um gleichsam „den Vorfahren zu „melden, daß ihre itzigen Nachkommen in ihre

„Fußtapfen zu treten suchen, und weder ihre Ta-
„pferkeit noch ihre Tugend nachzuahmen vergessen
„haben.“ Nach dieser Cärimonie fängt man eine
andre an, nämlich den Zug, in welchem der Kai-
ser selbst seinen General bis ganz nahe vor seine
Paläste bringt. Voran werden die Fahnen und
Standarten von allen Farben und Gestalten von
Reutern getragen, die ein langes Gewand bedeckt;
ferner alle Sachen, die man bey großen Feyerlich-
keiten zur Schau zu tragen pflegt, und die eben-
falls von Leuten zu Pferde in langen Kleidern ge-
tragen werden. Beyde gehen in zwey Parallelli-
nien reihenweise hinter einander, mit feyerlichen
Schritten, beym Schalle der kriegrischen Instru-
mente, die in gleichen Entfernungen dazwischen ge-
hen. Darauf folgen diejenigen, welche die ver-
schiednen Regimenter kommandiren, nach ihnen
die ersten Hofbedienten, jeder in dem Range, der
ihm zukömmt, und mit den gehörigen Unterschei-
dungszeichen seiner Würde. Einige Officiers von
der Leibwache schließen diese erste Abtheilung.

Nach einem Zwischenraume von zwanzig
Schritten fangen die Verschnittenen des Pallastes
den zweyten Theil des Zuges an. Sie sind in
derselben Ordnung, wie die vorhergehenden, und,
so wie sie, zu Pferde; denn das ist jedermann bey
dieser Cärimonie. Von diesen Verschnittenen tra-
gen einige goldne Rauchfässer, auf welchen das
köstlichste Rauchwerk brennt; andre halten goldne
Gefäße in der Hand, welche mit Thee und andern
erfrischenden Getränken angefüllt sind. Ihnen
fol-

folgen zwey Chöre Musikanten, ebenfalls Verschnittene, die mit ihren melodischen Stimmen den Schall der Instrumente begleiten, und mit einem Triumphsliede sowohl die Sieger verherrlichen, als die Siege, welche sie erhalten haben.

Der dritte Theil des Zuges fängt mit einigen Officiers von der Leibwache an; diese gehen unmittelbar vor dem Kaiser her. Der General hat einen Helm auf dem Haupte, ist in voller Rüstung, und geht dem Kaiser zur Rechten. Der erste Minister und einige Große des Reichs machen die Bedeckung aus. Die übrigen Officiers von der Garde folgen, und schließen den Zug.

Die Prinzen von allerley Range, die obersten Mandarinen des Reichs, die Vornehmsten vom Gerichte, die Gelehrten und Kriegsbedienten, die einen Rang über die vierte Ordnung haben, die Gesandten der kleinen zinsbaren Fürsten in China, die von ungefähr oder ihrer eignen Angelegenheiten wegen sich in Peking aufhalten, liegen in einer Reihe auf der einen Seite der Heerstraße auf den Knien, und sind die einzigen Zuschauer eines Triumphs, dessen majestätische Simplicität und ungemeine Ordnung unbeschreiblich sind. Da man die europäischen Missionairs als Hofbediente ansieht, so haben sie die Ehre sich bey dergleichen Feyerlichkeiten zu den Mandarinen halten zu dürfen, wo es darauf ankömmt, ihren Diensteifer gegen die Person des Kaisers, oder gegen die Ehre des Reichs zu bezeugen. Wir waren folglich mit unter den

Zuschauern, und ich sage hier nichts, als was ich mit eignen Augen gesehen habe.

Von dieser Art sind im Ganzen genommen die vornehmsten Begebenheiten, welche in den chinesischen Geschichtbüchern mit der allergrößten Genauigkeit und Umständlichkeit beschrieben, und stückweise in Gemälde gebracht sind, wenigstens denen Umständen nach, die man für die geschicktesten hielt, den Ruhm des Eroberers zu heben, oder der Eigenliebe des Kaisers zu schmeicheln.

So lange dieser Krieg mit den Eleuthern und mit den übrigen Tartarn, ihren Bundsgenossen, gedauert hat; kam sogleich, sobald der Kaiser einen Sieg erhalten, eine Stadt erobert, oder eine Horde sich unterworfen hatte, der Befehl an die Maler, ein Gemälde davon zu entwerfen. Die vornehmsten Officiere, die den meisten Antheil an dem Vorfalle genommen hatten, wurden besonders dazu gewählt, auf dem Gemälde sich so zu zeigen, wie sie es im Kriege wirklich gethan hatten. Wie konnte man aber Personen malen, die nicht gegenwärtig waren, die man niemals gesehen hatte, und von denen man sich folglich keinen hinlänglichen Begriff machen konnte, um sie wenigstens einigermaßen zu treffen? Was man anderswo überall für moralisch unmöglich halten würde, hat hier nicht die geringste Schwierigkeit. Diejenigen, die man zu malen hatte, waren abwesend, waren oft von der Hauptstadt mehr als achthundert Meilen weit entfernt; das machte nichts. Man berief sie an den Hof, und sie kamen dahin mit einer Geschwindigkeit

keit, welche nur bey den Tartarn Statt findet. Schon an dem Tage ihrer Ankunft wurden sie vorgelassen. Der Kaiser befragte sie über das, was er wissen wollte, ließ ihre Bildnisse verfertigen, und schickte sie sogleich wieder zur Armee, um ferner Dienste zu thun. Dieß alles geschah auf beyden Seiten mit einer solchen Eilfertigkeit, daß man zuweilen die Ankunft dieser Officiers bey Hofe nicht eher erfuhr, als nach ihrer Abreise. Die Maler hatten nicht mehr als höchstens eine bis zwey Stunden Zeit, um Figuren auf die Leinwand zu tragen, zu denen sie sonst wenigstens zwey oder drey Tage gebraucht hätten.

Ich darf es hierbey nicht verschweigen, daß alles dieß bloß aus Staatsklugheit geschieht. Daß man die Bildnisse von einigen, die bey verschiedenen Vorfällen sich gezeigt haben, entwerfen lassen will, ist der Vorwand; allein die wahre Absicht des Kaisers geht dahin, sich Gelegenheit zu machen, aus dem Munde mehrerer Zeugen es selbst zu erfahren, ob die Nachrichten seiner Feldherren der Wahrheit gemäß sind, oder ob seine Minister ihn hintergehen. Die bloße Furcht, entdeckt zu werden, oder sich selbst zu verrathen, erhält jedermann in seiner Pflicht, und der Kaiser, der so aufs genauste unterrichtet wird, kann nun die nöthigen Befehle geben.

Fast auf eben die Art machte man es mit einigen Staatsgefangenen, die man in der Schlacht gemacht hatte, und mit einigen Häuptern der Horden, die, ohne fechten zu wollen, freywillig ins

Joch gegangen waren. Beyde wurden nach Peking gebracht, wo man sie in einem von den kaiserlichen Pallästen über die vornehmsten Umstände des Krieges befragte, oder sie vielmehr selbst darüber reden ließ; und ohne daß sie im geringsten argwöhnen konnten, daß man es nur zum Schein thäte, malte man ihre Bildnisse, und ließ sie bey der Gelegenheit alles sehen, was ihnen Ehrfurcht für den Kaiser, und Bewunderung für die Macht, von welcher er umgeben ist, einflößen konnte. Man bat sie zu feyerlichen Gastmahlen; und wann man sie mit Ehrenbezeugungen und Geschenken überhäuft hatte, schickte man sie wieder in ihr Land zurück, um daselbst nach ihrer Art, aber allemal unter der Aufsicht kaiserlicher Befehlshaber, zu leben. —

Alle diese in solcher Eile verfertigte Bildnisse wurden an einem besondern Orte aufbewahrt, und man nahm sie hernach von dort her, wenn man sie zu den Gemälden brauchte, in welche man sie hinein bringen wollte. Es geschah oft, daß ein einziger Maler für sein Theil drey oder vier Bildnisse an einem Tage verfertigen mußte; und wenn ich sage, in einem Tage, so heißt das in fünf oder sechs Stunden, weil man die übrige Zeit entweder mit bloßen Cärimonien, oder mit Warten, oder mit Hin- und Hergehen zubrachte.

Die Auszüge aus einigen von Attirets Briefen werden das, was ich gesagt habe, vollends bestätigen. Er war von dem Kaiser in die Tartarey berufen, um seine Kunst daselbst zu üben.

„Bey

„Bey meiner Ankunft zu Gehol stieg ich vor dem Hotel des ersten Ministers ab, an den mich der Kaiser gewiesen hatte. Den 4. Julius 1754, zwey Tage nach meiner Ankunft, war dieser Minister in meinem Zimmer, und sagte mir, ich würde vermuthlich die Ta-yen-yen, das heißt, die Feyerlichkeiten des großen Gastmahls malen müssen, welches sogleich würde gegeben werden. Um eilf Uhr Abends erhielt ich Befehl, mich noch vor Anbruche des Tages in den Palast zu begeben. Man führte mich den folgenden Tag in den Garten, wo man alle Anstalten machte. Man sagte mir, die tartarischen Fürsten wären in der Nacht angekommen, und der Kaiser gäbe ihnen noch heute ein Gastmahl mit aller möglichen Pracht; ich sollte davon eine Zeichnung machen, die der Kaiser noch an eben dem Tage zu sehen verlangte. Jtzt fühlte ich die Bedürfniß dessen, was man zuweilen den Malern vorwirft, daß sie zu viel davon haben. Meine kalte Einbildungskraft stellte mir die Gegenstände, die ich gesehen hatte, bloß verwirrt und in einem Chaos dar, aus welchem ich mich nicht herauszufinden wußte. Endlich, durch die Nothwendigkeit angespornt, wählte ich den Augenblick, da der Kaiser an dem Orte des Ta-yen-yen ankam. Meine Zeichnung besteht aus mehr als hundert Figuren. Der Kaiser nahm sie mit Beyfall auf. Des folgenden Tages erhielt ich beym Aufgange der Sonne einen neuen Befehl, nach dem Palaste zu gehen, um daselbst diejenigen Mongus zu malen, welche der Kaiser zu dem Range der Fürsten von

der ersten, zweyten, dritten und vierten Ordnung erhoben, und die, welche er zu Großen des Reichs gemacht hatte. Ich habe schon fünfe davon gemalt, und muß täglich wenigstens zween davon fertig machen. Man weiß, daß die Tartarn nicht viel Geduld haben; man fürchtet, sie ungeduldig zu machen, wenn man sie gar zu lange an solchen Orten aufhält, von denen sie vermuthlich gerne weit entfernt gewesen wären. — Den 20. des fünften Monden ward ich krank; man schickte die Leibärzte des Kaisers zu mir; den 22. ward ich genöthigt, zwey Bildnisse zu malen, und den 23. drey, meiner Krankheit ungeachtet. Ich malte an eben dem Orte, wo die Fürsten und Großen versammelt waren, eine Komödie anzuhören. Sie waren mir folglich immer auf dem Halse, und verdoppelten mir die Mühe unendlich durch ihre Schmeicheleyen, ihre Höflichkeiten und Fragen. Was sie zu dieser Begegnung brachte, war die ehrenvolle Art, mit welcher mir der Kaiser selbst begegnete. Man schickte mir täglich Gerichte von seiner Tafel durch einen Mandarin, der die Aufwartung hatte."

„Den 28. ward ich gerufen, um die kleine Skizze von dem Ta-yen-yen ins Große zu bringen. Kaum war ich angekommen, als mir ein Verschnittener zwey Stücke Seide von dem Kaiser brachte. Der Kaiser kam selbst nach wenig Tagen an. Er erwies mir die Ehre, mich zu fragen, ob ich von meiner Krankheit völlig hergestellt wäre; ich mußte ihm „Ja, antworten. Er glaubte, daß der Ort meines Aufenthalts nicht bequem genug wäre, und

und ließ mich in den Ta-tien, oder großen Saal bringen. Bald hernach kam der Hu-cha-kie, oder der erste Verschnittene, mit einem Blatte von dem Papier, worauf der Kaiser zu malen pflegt, und befahl mir im Namen des Kaisers, alsobald einen Tartarn zu Pferde zu malen, der einem Tiger mit gespannten Bogen nachjagte."

„Den 29. brachte mir eben dieser Verschnittene den Befehl, vier Cheu-kuen zu zeichnen; so nennt man ein Stück von der feinsten und dichtesten Seide. Es ist ungefähr zwey Fuß breit, und von unbestimmter Länge Man rollt es auf, und hält es in der Hand; dieß bedeutet eigentlich der Name."

„Den 2. des sechsten Monden kam der Kaiser zu mir, und fand, daß die Zeichnungen, die ich von seiner Person gemacht hatte, sowohl zu Pferde, als wo er getragen wurde, alle zu weit rückwärts gebogen wären. Er setzte sich auf den Thron, der in dem Saale steht, wo ich arbeite, und befahl mir ihn so zu zeichnen. Da es sehr warm war, so erlaubte er mir, meine Mütze abzunehmen, und mich zu setzen; denn man liegt beständig auf den Knien, wenn man in seiner Gegenwart etwas thut."

„Des Morgens am folgenden Tage zeigte er mir, was er nach dem Entwurfe, den ich ihm gezeichnet, gemalt hatte, und ließ mich etwas in der Stellung des Tartars ändern, der nach dem Tiger schoß. Des Abends schickte er mir dieß Gemälde zu, um es vollends fertig zu machen. Er ließ

mich fragen, ob ich ein Pu-tize, oder eine gedruckte Leinwand, oder mit Oel getränktes Papier hätte, welches dort noch stärker und ebener ist, als die Leinwand. Da ich keines hatte, so ließ man es durch einen Courier aus dem Juikuan holen, dem Platze, wo die Maler arbeiten; und der Courier kam in einer Stunde wieder."

„Den 9. malte ich das Bildniß des Kaisers im Großen, und jedermann war damit zufrieden. Den 10. erhielt ich Befehl in den Garten zu gehen, und daselbst nach Gefallen eine Gegend zu wählen, die der Grund eines Gemäldes werden sollte, worauf der Kaiser sollte vorgestellt werden, indem er sich im Abschießen der Pfeile übte. Hernach machte mich der Kaiser aus eigner Bewegung zum Mandarin mit Gehalt; allein ungeachtet aller Ueberredung des Ministers ließ ich nicht ab, diese Ehre auszuschlagen."

Attiret hat noch verschiedne prächtige Gemälde verfertigt, die im Pallaste des Kaisers aufbewahrt werden, wo es, überhaupt genommen, niemanden erlaubt ist sie zu besehen, wenn man nicht durch einen besondern Auftrag nach dieser Seite hinkömmt. Ich habe einige davon zu sehen Gelegenheit gehabt.

Das erste ist ein Plafond, welcher den Tempel des Ruhms vorstellt; nicht desjenigen, den man durch Erobrungen und Verwüstungen erhält, sondern durch die Erfüllung seiner Pflichten gegen das menschliche Geschlecht, indem man zur Befrie-

digung

digung der Bedürfnisse, zum Wohlstande und Vergnügen desselben etwas beyträgt.

Das zweyte ist ein Gemälde, ungefähr fünf Fuß hoch, und drittehalb breit. Es stellt ein Frauenzimmer vor, die eben mit ihrem Anzuge fertig ist.

Vier andre Gemälde stellen die vier Jahrszeiten vor. Den Frühling erkennt man an einer Landschaft, mit Bäumen, die in der Blüthe stehen. Einige Frauenzimmer genießen des schönen Anblicks dieser Bäume, die schon in voller Blüthe sind; andre schneiden Zweige davon ab.

Der Sommer stellt eine stehende See vor, der zum Theil von Nenuphars bedeckt ist, von denen einige in Blüthe stehen, andre Knospen haben, und noch andre nur das schöne Grün der Blätter. Mitten auf dem See ist ein kleiner Kahn, worin ein Frauenzimmer mit zwo Mägden sitzt. Die Dame sitzt. Die eine von ihren Mägden reicht ihr eine Blume, die andre stößt den Kahn fort.

Der Herbst stellt eine Hausmutter vor, die bey einer Kelter sitzt, und verschiedne kleine Kinder um sich her hat. Eins von diesen Kindern hat eine Weintraube in der Hand, und steckt eine Beere davon in den Mund. Die Mutter giebt dem zweyten eine Traube, und dem dritten zeigt sie eine.

Der Winter ist ein auf chinesische Art ausgeziertes Zimmer. In der Mitte steht ein großes Becken mit Kohlen. Ein junges Kind liegt daneben, und schürt die Asche mit einem kleinen Stecken zusammen. Die Mutter sitzt hinten im Zimmer

mer in einem Lehnstuhle, mehr mit ihrem Kinde beschäfftigt, das sie am Feuer spielen sieht, als mit der Tasse Thee, welche sie trinkt. Ein Dienstmägdchen steht vor ihr, und hält den kleinen Teller, worauf es den Thee gebracht hat. Sie hat den Kopf ein wenig auf die Schulter gebogen, und gegen das kleine Kind gewandt. Ein andres kleines Kind, dessen Kleid mit Pelz gefüttert ist, kömmt aus dem Winkel des Zimmers, um einige Näschereyen zu holen, die auf dem Teller liegen.

Man sieht aus diesem allen, daß die Maler, welche für den Kaiser arbeiten, in der Wahl und Anordnung ihrer Stücke nicht immer freye Hand haben. Sie malen nichts, was er nicht gebilligt hat; und dann läßt er nach Gefallen wegnehmen oder hinzu setzen, so, daß die Einbildungskraft des Künstlers oftmals sehr gebunden ist. Dieser Zwang macht ihn zu einem wahren Sklaven. — **Attiret**, der während der Zeit, daß er auf diese Art beschäfftigt war, viel ausstehen mußte, starb den 8. December 1768. in einem Alter von 66 Jahren und einigen Monaten, indem er den 31. Julius 1702. geboren war.

Der Kaiser ließ 200 Taelen, oder Unzen Silbers hergeben, welches nach unserm Gelde etwa 500 Thaler macht, um die Kosten seiner Beerdigung zu bestreiten. Sein Bruder ließ sich durch seinen ältesten Sohn nach dem Tage erkundigen, an dem dieselbe vor sich gehen würde. Es kam an diesem Tage einer von seinen vornehmsten Verschnittenen, um über seinen Sarg zu weinen, und wollte

wollte ihn bis an den Ort seines Begräbnisses begleiten. Wir baten ihn, den Befehl seines Herrn nicht auszurichten; und er begnügte sich, ihm nur eine Zeitlang zu Fuße zu folgen.

II.

Reise durch Sicilien und Großgriechenland. Zürich, bey Orell rc. 1771. 272 Seiten in Octav.

Die Anzeige dieser kurzen Reisebeschreibung gehört wegen der darin vorkommenden Kunstnachrichten in unsre Bibliothek, und wir können ihrem ungenannten Verfasser unsern Dank für die Mittheilung derselben nicht verschweigen, wann wir die bisherige Seltenheit deutscher Originalschriften dieser Art, und das mit Nutzen verbundene Vergnügen bedenken, welches jeder Liebhaber der Kunst und des Alterthums empfinden wird, wenn er bey Durchlesung dieses Buchs dem Verfasser, so zu reden, nachreiset. Zwar wird ihm der Weg in diese Gegenden nicht so ganz unbetreten, und die merkwürdigen Gegenstände, welche er auf diesem Wege antrifft, werden ihm großentheils nicht mehr neu seyn. Ueber manche wird er schon umständlichere und gelehrtere Untersuchungen gelesen haben, welches insbesondere von Sicilien, in Rücksicht auf das gelehrte Werk des Dorville, gelten wird. Auch wird

wird dem Leser vom Geschmacke zuweilen die sorglose, und oft harte und ungelenkige Schreibart des Verfassers etwas anstößig seyn, die man indeß bey einem Manne leicht übersehen kann, der vermuthlich kein Schriftsteller von Profession ist.

Das Buch selbst besteht aus zwey Sendschreiben, die an den unvergeßlichen Winkelmann gerichtet sind, dessen Freundschaft schon ein günstiges Vorurtheil für den Verfasser erwecken muß. Mit Vorbeylassung mancher brauchbaren Nachrichten, die nicht unmittelbar in unser Fach gehören, wollen wir nur die interessantesten von denen, welche die Kunst betreffen, unsern Lesern mittheilen.

Vier porphyrne Urnen im Dom zu Palermo, welche Grabmäler so vieler Könige von Sicilien sind, hält der Verfasser (S. 9.) für Werke der alten Kunst, die man vielleicht in römischen Gräbern gefunden hat. In eben diesem Dom zeigt man die Statuen des Chors, von Ghagini verfertigt, deren Manier dem Verfasser nicht völlig Genüge that. Auch führt er einige dortige Gemälde an, unter andern zwey, (S. 11.) welche, wie er sagt, kein Mensch beobachtet oder schätzet, und die doch so schön sind, daß er sie für Arbeiten des Paul Veronese hält. — Acht Meilen von Alcamo sah er (S. 17.) einen Tempel von der ältesten dorischen Bauart, der unter die vollständigsten Ueberbleibsel des Alterthums und der alten Stadt Segestus zu rechnen ist. Der Verfasser beschreibt denselben nach seiner Ausmessung und Bauart. —

Gerin-

Geringer sind die Ueberbleibsel des berühmten Tempels der Venus Erycina auf dem sogenannten Monte di Trapani, der bey den Alten Eryx hieß. (S. 19.) Die vorzügliche Schönheit des zu Trapani wohnenden Frauenzimmers scheint dem Verfasser eine Veranlassung zu dem Dienste der Venus auf diesem Berge gewesen zu seyn; eine Muthmaßung, die freylich viel Unwahrscheinliches hat. — S. 25. ff. giebt der Verfasser eine mehr geometrische als kunstmäßige Beschreibung dreyer Tempel der alten Stadt Selinus, die zwar gänzlich niedergerissen sind, deren Bauart, Größe und Verhältnisse sich aber doch aus den ungeheuren Massen erkennen lassen. Der eine dieser Tempel ist kolossalisch, und scheint von einer schönern Bauart, als die andern beyden, gewesen zu seyn. „Merkwürdig ist dabey die Art, wie die Alten diese ungeheuren Massen Steine in die Höhe arbeiteten; — — ein großer Stein hat an beyden Seiten einen Einschnitt in Form einer halben Ellipsis, in welchen ein Strick gelegt wurde, vermittelst welchem derselbe durch Flaschenzüge in die Höhe gezogen wurde.“ — — An einem Bürger der Stadt Sciacca, Namens Testeni, hat der Verfasser (S. 30.) ein großes malerisches Talent entdeckt. — S. 32. erwähnt er des Basreliefs an dem Taufsteine der Domkirche zu Grigenti, (ehedem Agrigent) welches eins der schönsten aus dem Alterthume ist. Er tadelt die schlechten Abbildungen, welche Dorville und Pancrazi davon geliefert haben, und beschreibt die darauf befindlichen Figu-

ren umständlich. Eine Begräbnißurne des Königs Phintias zu Agrigent kann es freylich wohl nicht seyn; der Verfasser ist zweifelhaft, ob er es für die Geschichte des Hippolyts und der Phädra, oder für die Schleifung des Hektors nehmen soll. Die erstere Auslegung ist, der ganzen Beschreibung nach, und in Rücksicht auf das Trauerspiel des Euripides allerdings die wahrscheinlichste. — In der Schreiberey des Domkapitels daselbst wird ein sehr schätzbares antikes Gefäß aufbewahrt, dessen Abbildung und Auslegung ebenfalls beym Pancrazi zu finden ist. Die letztere scheint dem Verfasser nicht richtig zu seyn. Der Stil des Stücks ist aus dem blühendsten Zeitalter der Kunst. Ueberhaupt rühmt der Verfasser die antiken Gefäße, die er in Sicilien gefunden, vor allen andern, und hält sie für eine Nachahmung der Etrurischen und Campanischen, in Ansehung der Form, Materie und Farbe, wobey aber die Zeichnung der Figuren verbessert wurde. — An dem Hange des Berges, worauf das itzige Grigenti gelegen ist, liegt das alte Agrigentum, wo der Verfasser einen Tempel der Juno und einen andern, den man für einen ehemaligen Tempel der Concordia hält, in ihren Ruinen antraf. An den Ueberbleibseln derselben, besonders des letztern, rühmt der Verfasser die edle Einfalt der alten Baukunst. Beyder Säulen sind von dorischer Ordnung und ohne Basis. — Die Mauren der Stadt selbst sind auf einen Felsen gegründet, der besonders auf der Meerseite sehr hoch ist, so daß man dieselben weit im Meere hat erblicken

cken müssen. Hiedurch wird die Stelle beym Virgil bestätigt:

Arduus inde Agragas ostentat maxima longe
Moenia.

Auch das hier befindliche Grabmaal des **Theron** erwähnt der Verfasser (S. 44). Das Merkwürdigste an demselben ist die in ihrer Art einzige Unregelmäßigkeit, daß von diesem Gebäude das erste Stockwerk dorischer, und das zweyte jonischer Ordnung mit dorischen Tryglipyhen über den Capitälern ist. Vielleicht ist es ein Werk der römischen Kunst. Aus den Trümmern sieht man, daß um dieses viereckigte Gebäude ein großer Bau gewesen seyn muß; man kann aber unmöglich von dem Plane, Ordnung und Zeichnung desselben etwas erkennen. — — Endlich gelangte der Verfasser (S. 45.) zu den berühmten, von vielen in Zweifel gezogenen Trümmern des riesenförmigen **Tempels des olympischen Jupiters**. Die Beschreibung **Diodors** findet der Verfasser in allen Verhältnissen zutreffend, nur nicht in der von ihm angegebenen Länge und Breite. Verschiedne von den Trümmern hat er ausgemessen. Von der ehemaligen Majestät dieses Gebäudes hat er die höchsten Begriffe. — Nahe bey diesem Tempel ist ein andrer, dem Herkules gewidmet, von gleicher Größe mit dem schon erwähnten der Juno und Concordia. — Die Menge der alten Grabmäler ist hier unzählig; sie scheinen mehr römischer als griechischer Bauart zu seyn. — Eine alte Mauer, welche man in einem Weinberge unter der Erde gefun-

den hat, hält der Verfasser für Ueberbleibsel der Scena eines ehemaligen Theaters. — Von der Piscina und dem Cirkus, welche Diodor so reizend beschreibt, findet man noch einige Spuren; hingegen von den zwey Tempeln Jupiters und Minervens, welche Polybius anführt, nichts mehr, als die Lage.

Zu Ghozzo glaubt der Verfasser in der Bauart einer Mauer ein punisches Denkmaal entdeckt zu haben. Die Steine sind von ungleicher Form, und ohne Kalk, mit vieler Kunst, wie die Stadtmauer bey Fondi, gebauet. Diese letztern hält man indeß für hetrurische Arbeit. Jene hat drey punische Inschriften, und eine römische, die aber unleserlich ist.

Unter demjenigen, was dem Verfasser auf der Insel Maltha merkwürdig vorgekommen ist, gedenkt er auch (S. 74.) des Kanonikus Agius, Bibliothekars des Ordens, der eine Grammatik der malthesischen Sprache verfertigt hat, worin er die Radices der Wörter alle aus dem Arabischen herleitet und beweiset. Er setzt hinzu: „In der That verstehen sich die Malthesér und die sämmtlichen Einwohner der afrikanischen Küste, sogar Aegypten nicht ausgenommen, vollkommen, wie mir Leute versichert haben, welche ganze Jahre in Alexandria gewesen."

Bey der Einfahrt in den Hafen zu Syrakus beschreibt der Verfasser (S. 82.) seine Empfindungen über den Verfall dieses ehedem so grossen

sen und mächtigen Orts, sein vergebenes Aufsuchen des Schlosses Plemmyrium, der ehemals berühmten Tempel, der Paläste Hierons und Dionysiens, u. s. f. Er sah nichts als eine von Gebäuden entblößte Küste längst diesem einem Meere gleichenden Hafen. — In dem itzigen Syrakus ist die Domkirche merkwürdig, die man, ohne Beweis, für einen vormaligen Tempel der Minerva hält. „Die Zelle dieses Tempels hat sich erhalten, und man hat aus der Mauer derselben Pilaster gehauen, die Säulen aber mit Mauren an einander verbunden, und auf solche Art eine Haupt- und zwey Nebenavaten barbarischer Weise erschaffen.“ — Die sonst so berühmte Quelle Arethuse besteht itzt in einem schlechten Waschbehälter, dessen Wasser salzig schmeckt, weil es mit dem Seewasser Verbindung hat. — Einer der malerischsten Anblicke, die der Verfasser in ganz Sicilien angetroffen, ist das große in Felsen gehauene Theater des alten Syrakus (S. 92.). Es scheint ihm das älteste zu seyn, welches erhalten ist, und in den ersten Zeiten von Syrakus erbauet. Als etwas Besonderes und Unerklärliches merkt er an, daß an den Gradini oder Stufen dieses Theaters noch kleinere Fußtritte angebracht sind. — Die übrigen Merkwürdigkeiten, welche der Verfasser hier gefunden, sind einige einzelne Steine, und verschiedene antike Säulen, wovon einige die Ueberbleibsel des ehedem berühmten Tempels des olympischen Jupiters sind. Münzen giebt es daselbst noch in unglaublicher Menge, die meisten in Silber; geschnittene Stei-

ne finden sich sehr wenig, und von Gefäßen hat er gar nichts gehört.

Zu den merkwürdigsten Alterthümern, welche der Verfasser in Catanea antraf, gehört (S. 106.) ein unterirdisches Gebäude, in welches ihn der Prinz di Biscari führte, den er als einen vorzüglichen Kenner der Kunst rühmt; ferner die Ueberbleibsel des alten Theaters, dessen Scene ganz mit Marmor muß verziert gewesen seyn, und das mit einem andern kleinen Theater verbunden gewesen ist. „Der Prinz von Biscari wird ein schönes und vollständiges Werk von Beschreibung aller in Catania enthaltenen Alterthümer herausgeben; viele Kupfer sind schon fertig, und das meiste der Monumente mit der größten Sorgfalt gemessen und gezeichnet. Da er alles selbst besorgt, und unter seinen Augen messen läßt, auch die Beschreibung dazu selbst machen wird, so kann dieses das wahrhafteste und genaueste Werk werden, welches von erhaltenen Gebäuden des Alterthums handelt.“ Außer der Sammlung der Benediktiner rühmt der Verfasser besonders das Museum des gedachten Prinzen als eines der vollständigsten und schönsten in Italien, und vielleicht in der ganzen Welt. Unter denen in demselben befindlichen Statuen rühmt er besonders den Tronco eines Bacchus, zwo Statuen der Venus, und eine Muse. An Vasen beläuft sich der Vorrath über vierhundert Stücke, davon viele, ja fast alle, gezeichnet zu werden verdienten. Eben so wird auch die Sammlung von Bronzen, Basreliefs, alten Geräthes, Münzen, u. s. f. gerühmt.

rühmt. Gelegentlich wird (S. 119.) wiederum ein Werk angekündiget, in welchem der Prinz Torremuzza alle Inschriften von Sicilien beschreiben und erläutern will.

Wir überschlagen die sonst sehr unterhaltende Beschreibung, die der Verfasser S. 123 = 141. von seiner Besteigung des Aetna macht. S. 141. erwähnt er einen sehr schönen Cameen, welchen der Baron della Bruca in Catanea besitzt, und S. 142. f. ein paar verdiente Gelehrte daselbst.

Zu Taurominium, itzt Tavormina, fand der Verfasser das so seltne Denkmaal des Alterthums, ein vollständiges Theater mit der Scene, die den übrigen fehlt. Er beschreibt es umständlich, und legt verschiedene ihm unerklärliche Theile der Bauart seinem Freunde zur Untersuchung vor. Die Form dieses Theaters, die einen regelmäßigen halben Zirkel ausmacht, die korinthische Ordnung, und die Bauart in Backsteinen machen es zweifelhaft, ob es griechisch sey; wenigstens muß es wohl von den Römern restaurirt und geändert worden seyn. Der Verfasser fand, daß man auf den Stufen sowohl, als in dem höchsten Theile des Theaters, wo die Säulen gestanden, ungemein leicht, ja sogar, wann mit halber Stimme geredet wurde, alles verstund, was man auf der Scena sprach. Der Grund davon liegt in der Bauart und in der Kunst des Architekten.

Zu Messina besah der Verfasser die Bildergallerie des Prinzen Scaletta, die mehr Kopien als Originale hat. Das beste ist die Decke der

Gallerie von dem Cavalier Messinese, der mit einer zierlich richtigen Zeichnung sehr viel Grazie und Anmuth in der Komposition und Ausführung verband. — Von Alterthümern fand er an diesem Orte nichts Merkwürdiges, als ein Basrelief, welches ihm Andrea Gallo zeigte, der es auch in einer eigenen Dissertation beschrieben hat. „Es hat neun Figuren, und stellt eine Vergötterung vor. Die Person, welche vergöttert wird, liegt auf einem Scheiterhaufen, und ist mit einem Flügel versehen; der zweyte Flügel wird von einer stehenden Figur an dem andern Ende des Basreliefs mit einer Art von Axt oder Beile verfertigt. Erwähnter Andrea Gallo erklärt dieses als die Auflösung der Formel der Alten: Sub ascia dicauit oder posuit, welche sich auf verschiedenen Grabsteinen und andern Monumenten findet. — Die übrigen Figuren sind alle deutlich abgebildet, und jede hat ihre besondere Bedeutung.“

Das zweyte Sendschreiben betrifft die zweyte Reise des Verfassers von Sicilien ab durch das Königreich Neapel. — Zu Reggio sind von der alten Stadt fast gar keine Ueberbleibsel vorhanden, außer einige verfallene Mauren, vielleicht von Tempeln, und verschiedene in die Häuser eingemauerte griechische und römische Inschriften, die schon Gruter, Gualteri und d'Orville geliefert haben, und die Don Giuseppe Morisano, nebst andern Merkwürdigkeiten von Reggio aufs neue herauszugeben Willens ist.

Auf

Auf dem Capo di Mezzo fand der Verfasser die Ueberbleibsel einer ansehnlichen Stadt, nämlich die Mauern eines kleinen Tempels, ein viereckte Wasserbehältniß, und an dem Meere die Substruktionen und einige Fußboden von Mosaik, Ueberbleibsel von Palästen. — Auf dem Capo Colonne die Reste von dem berühmten Tempel der Juno Lacinia. Die auf der einen Seite erhaltenen Mauern der Zelle haben das Besondere, daß sie schichtweise aus Steinen und Backsteinen erbauet sind, ohne Zweifel der Leichtigkeit wegen. Nur eine einzige Säule hat sich von allen erhalten; sie ist alter dorischer Ordnung, ohne Basis, und im Verhältnisse der Größe des Tempels sehr klein. Die sogenannte Scuola di Pitagora ist nichts anders, als die Zelle dieses Tempels, welche man irrig für ein besondres Gebäude gehalten hat.

Zu Tarante, dem alten Tarent, finden sich nur lauter unbeträchtliche Ueberbleibsel des Alterthums. Ein dortiger Kenner, Don Cataldo Carducci, der dem Verfasser dieselben zeigte, wollte wissen, daß auf einem Hügel nicht weit von dieser Stadt der Tempel des Herkules gestanden, aus welchem Fabius Maximus den Herkules Farnese, von Glykon verfertigt, nach Rom gebracht habe.

Zu Gallipoli zeigte man dem Verfasser verschiedene gute Gemälde in der Domkirche, die von einem Edelmanne aus dieser Stadt, Namens Coppola, seyn sollten, dessen Familie noch existirte. Er glaubte darin die gänzliche Manier des französischen Coypel zu bemerken, und fand überaus

 viel

viel Gutes in diesen Stücken, die er genauer beschreibt. In Ansehung der Lebensumstände dieses Malers erfuhr er, daß derselbe in seiner Jugend nach Frankreich gereiset, und beynahe zwanzig Jahr daselbst geblieben sey, wo er sehr viel Arbeit hinterlassen, sein Name ins Französische übersetzt, und aus Coppola, Coypel, gemacht worden. (Mit dieser Nachricht hat es wohl schwerlich seine Richtigkeit; wenigstens wird man sie, wenn man die Lebensbeschreibung Coypels beym d'Argensville, und des Coppola in des *Domenici* Vite de' pittori Napolitani vergleicht, sehr unwahrscheinlich finden.)

Das schönste und einzige Denkmaal des alten Brundusium, itzt Brindisi, ist eine Säule von weißem Marmor, Römischer Ordnung oder Composita, welche an dem Hafen steht, und bey der eine andere, wovon das Piedestal erhalten, die Säule selbst aber in Lecce ist, befindlich war. Vielleicht dienten beyde zu einem Pharus. — Die Kirche zu St. Sepolcro daselbst wird gemeiniglich für einen alten runden Tempel ausgegeben; sie ist aber wenigstens nicht aus den guten Zeiten der Baukunst, denn der Eingang ist durch einen eignen halben Zirkel von dem ganzen Gebäude unterschieden, welches eine unangenehme Irregularität verursacht.

Nicht weit von Monopoli, nahe an dem Meere, finden sich die Ruinen der alten Stadt Egnatia, die aus verfallenen Mauren, einem alten Grabmaale, einem unterirdischen Wasserbehältnisse,

und

und einem andern viereckigten unterirdischen Gebäude bestehen. — Die übrigen Reste des Alterthums, welche der Verfasser auf seiner fernern Reise durch Apulien bis Neapel entdeckte und anführt, sind weniger beträchtlich.

III.

Idée générale d'une Collection complette d'Estampes. Avec une Dissertation sur l'Origine de la Gravûre & sur les premiers Livres d'Images. A Leipsic & Vienne chez Jean Paul Kraus. 1771. **Groß 8. S. 520 mit 32 Kupferblättern.**

Der Verfasser ist der Herr geheime Kammerrath von Heineke zu Dresden, welcher von seiner weitläuftigen Kenntniß in Kunstsachen durch die Nachrichten von Künstlern vorhin schon Proben gegeben hat. Dieß neue Werk kann auch als ein Beytrag zu diesen Nachrichten angesehen werden, und dem Käufer derselben möchte es wohl lieber gewesen seyn, wenn er die neubehandelten Materien als einen dritten Theil davon herausgeben: dasjenige aber, was er hier doppelt liefert, nämlich die Abhandlung von der Formschneiderey und von den ersten Büchern mit Bildern, (welche die Hälfte ausmachet, und, wegen der wiederholten Kupfer,

das Werk sehr vertheuert) nebst den anjetzt beygefügten Zusätzen besonders wieder abdrucken lassen wollen.

Der Gegenstand des Verfassers ist, Liebhabern eine Anweisung zu geben, wie sie eine allgemeine Kupfersammlung nach dem besten Plane anrichten können. Er leget dabey die Churfürstliche Sammlung in Dresden zum Grunde, da sie nicht nur alle andere vielleicht übertrifft, sondern auch, weil er sie lange Zeit unter seiner Aufsicht gehabt, ihm vorzüglich bekannt ist. Umständliche Beschreibungen und kritische Beurtheilungen der dahin gehörigen Stücke werden dabey übergangen, und andern Werken vorbehalten, womit der Verfasser beschäfftiget ist. Wir kennen den reichen Schatz des Dresdner Kupfersaales, insonderheit in den ersten Denkmälern der Kunst, und sind gewiß, daß alle Nachrichten davon dem Liebhaber angenehm seyn werden. Ob aber die in selbigem befolgte Ordnung überall die natürlichste sey, und als ein Muster, auch für jeden Privatsammler, möge vorgeschrieben werden, darüber ließe sich noch wohl etwas sagen. Die verschiedenen Absichten eines Sammlers geben allerdings verschiedene Plane, und es finden sich dabey allemal einige willkührliche Sätze. Hier aber ist ein ganz unbeschrenkter Grundriß, der also nur das Allgemeine von allen Absichten der Sammler fassen muß: und wenn man Regeln geben will, so ist nothwendig, daß alles Willkührliche auf eine oder die andere Weise bestimmet werde. Der Hauptendzweck einer Anordnung von jeder Art Sammlungen ist, daß man

die

die darin vorhandenen Stücke, nach einer beliebten Methode, allemal ohne Schwierigkeit finden könne. Die hier angenommenen Grundabtheilungen nach den bekannten Malerschulen sind zu solcher Absicht unverwerflich. Wir wollen auch mit dem Herrn von H. darüber nicht weiter streiten, wie denn nach selbigen die Meister am richtigsten aufzustellen seyn möchten, ob nämlich darunter auf den Ort der Geburt, oder der Lehre, oder des nachmaligen beständigen Aufenthaltes zu sehen sey. Wir fodern nur einen gewissen Satz, um nicht rathen und vergeblich suchen zu dürfen, und müssen es daher billig als einen Mangel seines Systems anmerken, wenn er darunter schwankend ist, und z. E. den Kaspar Dughet, Poußin genannt, in die französische Schule setzet, da er doch in seinem Leben nie aus Italien gekommen ist. Wann aber ferner in diesen Schulen bald nach dem Alphabete, bald nach der Chronologie der Meister verfahren, und dabey erst diejenigen, von denen man ganze Werke machen kann, abgesondert, daneben ihre Schüler und Zeitgenossen zu ihnen geleget, sodann noch die Gegenstände ihrer Arbeiten, als Landschaften, Fruchtstücke, in eigene Klassen gebracht, auch endlich sogar von den Kupferstechern, die viel, oder in besondern Manieren gearbeitet, Fächer dazwischen eingeschoben werden: so können wir dieses nicht wohl für eine Ordnung und einen weiter zu befolgenden Plan einer Kupfersammlung erkennen. Die natürlichste und auch für die weitläuftigste Sammlung zur Nachsicht bequemeste Einrich-

tung

tung scheint uns allemal diese, daß, nach vorgängiger Abtheilung der Schulen, ohne Rücksicht auf die Manier der Kupferstecher und Vorstellungen (die einzigen abzusondernden Bildnisse ausgenommen) genau nach dem Alphabete verfahren, und dann bey jedem Meister, wo es die Menge der Stücke verlohnet, solche Unterabtheilungen der behandelten Gegenstände gemacht werden, wie der Verfasser in seinen angezogenen Nachrichten, mit den Werken des Michael Angelo und Raphaels, davon selbst die Proben gegeben hat. Hat man Absichten auf das Wesen der Kunst, nämlich ihren Ursprung, Fortgang und verschiedene Arten, so muß allerdings ein ganz anderer Plan eintreten, und auf den Maler gar nicht gesehen werden. Dieß aber ist alsdann auch keine Idée générale, und dabey können nur wenige Blätter von jeder Art und von den merkwürdigsten Meistern den Zweck erfüllen. Der Anstand, daß auf jene bloß alphabetische Weise die Kupfer nicht wohl in schickliche Bände zu bringen seyn würden, kann uns um so viel weniger entgegen seyn, da, wann auch dieses in der That unthulich seyn möchte, es überhaupt nicht rathsam scheint, andere, als etwa nur ganz kleine leicht zu verwerfende Stücke bey einander aufziehen und einbinden zu lassen. Was man auch für ein Format zu den Bänden nimmt, so finden sich immer Blätter, die eingeschlagen werden müssen, und ein Liebhaber erfährt oft zu seinem Mißvergnügen, was solches nicht nur in der bloßen Beugung, sondern auch durch das bey wiederhol-

tem

tem Gebrauche unvermeidliche Einreißen, für schöne Sachen zu Grunde richte. Wie mühsam wird es nicht auch alsdann, die bessern Abdrücke mit den schlechtern umzutauschen? welcher Fall doch selbst in den größesten Sammlungen sich eräugen muß. Es hat zwar alle Aufbewahrung und Erhaltung der Ordnung bey einer weitläuftigen Sammlung ihre Beschwerde. Wir glauben aber aus der Erfahrung, daß selbige mit großen Umschlägen von starkem Papiere, oder Pappedeckeln, die in Schränken mit abgetheilten, allenfalls herauszuziehenden Fächern liegen, am mindesten vorhanden sey, und also diese Art den Vorzug verdiene. Dieß sind einige allgemeine Bemerkungen über die Absicht des Werkes, wozu wir um destomehr die Gelegenheit ergriffen haben, als wir vermuthen, daß Liebhaber, wegen bester Anordnung ihrer Sammlungen, auch anderer Vorschläge gern vernehmen werden. Wir stellen sie ihnen zu weiterer Prüfung, und wollen nunmehr den Inhalt des Werkes, sofern er eines Auszuges fähig ist, zu ihrer Belehrung und Vergnügen näher darlegen.

Vor der eigentlichen Sammlung von einzelnen Kupferstichen nach jedem Meister stellet der Verfasser diejenigen Werke voran, wo ganze Gemäldesammlungen unzertrennlich bey einander heräusgegeben worden, und theilet selbige in Gallerien, wann nämlich die Sammlung einem großen Herrn gehöret, Cabinetter, wann solche einer Privatperson zuständig, und *Recueils*, wann sie von Stücken verschiedener Besitzer zusammen getragen sind. Zu erstern, nämlich

lich den Gallerien, rechnet er 1) das sogenannte Cabinet du Roi de France, eine Sammlung von Werken, welche Ludwig XIV. auf seine Kosten veranstalten ließ, und nur an auswärtige Höfe, Gesandten und angesehene Liebhaber zum Geschenk austheilete. Sie ist also nie eigentlich in Handel gekommen, und da der Hof die Platten zurück genommen, ja viele davon gar verloren worden, jetzt desto seltener beysammen anzutreffen. Der Werth ihrer Theile ist sehr verschieden, und das wenigste in der That schätzbare gehöret eigentlich zur Kunst. Die übrigen Stücken enthalten die Festivitäten des französischen Hofes, die kriegerischen Vorstellungen und Siege Ludwig des XIV, seine Gebäude, Gärten, Marmorstücke, alte und neue Gedächtnißmünzen, auch die ersten Werke der Akademie der Wissenschaften; kurz alles was entweder auf Kosten des Königs herausgegeben worden, oder wovon er nachhero die Platten an sich gebracht hat; wobey denn das Format der Bände eben so wenig, als ihr Gegenstand zusammen trifft. Der Verfasser erzählet alle Stücke und die dabey vorkommenden Bemerkungen, nach dem, vom königlichen Bibliothekar, Abbt Bignon verfertigten und zuletzt 1747 wieder aufgelegten Verzeichnisse. Man rechnet dazu noch verschiedene, unter dem jetzigen Könige auf dessen Kosten ganz oder zum Theil herausgekommene Werke, als Le Sacre de Louis XV, la Gallerie de Versailles, les Pompes funebres & fêtes dans la Famille Royale; und so wird das Ganze auf dreyßig Bände steigen, obwohl verschiedene

ne kleine Theile und einzelne Stücke auch füglich, zusammen gebunden werden. Einiger neuen, großen Werke, als der Fêtes sur les deux Mariages du Dauphin, desgleichen sur le Mariage de Don Philippe Duc de Parme, und de la Ville de Strasbourg pour la Convalescence du Roi, hat der Verfasser hier nicht erwähnet, da sie doch auch auf öffentliche Kosten ausgegeben sind, und hinzu gefüget zu werden pflegen. 2) Die ehemalige **Brüsselsche Gallerie** des Erzherzogs Leopold. **David Teniers**, der jüngere, als Aufseher derselben, fassete den Vorsatz, sie ganz in Kupfer stechen zu lassen. Er ist aber nur mit den italiänischen Stücken zum Stande gekommen, die er anfangs einzeln, und hernach 1660, mit Vorsetzung eines Titels, in einem Bande herausgab, worauf denn noch zwo Auflagen gefolget sind. Die Anzahl der Stücke beläuft sich auf 246, von verschiedenen Niederländischen Meistern gestochen, und von verschiedener Güte. 3) Die **Wienersche Gallerie**, so größtentheils aus der Brüsselschen erwachsen ist, hat zwo Ausgaben gehabt. Die erste unternahm der Gallerieinspector **Lauch**, und bediente sich dazu des Kupferstechers **Jacob Männl**, von welchem, das Bildniß Kaiser Karls des VI. mit eingeschlossen, 31 Stück ziemlicher Größe in schwarzer Kunst erschienen sind. Sie haben sich sehr selten gemacht; um desto angenehmer ist das Verzeichniß, so hier davon gegeben wird. Ihr Werth ist mittelmäßig, doch allerdings der zwoten Sammlung vorzuziehen, welche **Anton Johann Prenner**, mit

mit Hülfe anderer Kupferstecher, in kleinem Quartformate besorget, und hernachmals durch eine besonders gestochene Einfassung in Folio vergrößert, und unter dem Titel: Theatrum artis pictoriae &c. in vier Theilen zu Wien 1728-33 herausgegeben hat, da dann jeder Theil 40 Stücke, und also das Ganze 160 ausmacht. 4) Die Gallerie von Florenz. Sie ist ohne Beschreibung, und bestehet aus 155 Kupfertafeln, außer dem bey vielen Exemplarien mangelnden historischen Titel, in sehr großem Folioformat. Das Dresdner Exemplar hat noch vier Blätter mehr, welche doppelt ausgefertigte Stücke sind. F. Petrucci hat die Zeichnungen fast alle gemacht, und Picchianti, Mogalli, Lovenzini, und Theodor Verkruys (nicht Vereréus, ein unbemerkter Druckfehler) sonst della Croce genannt, haben dieselben gestochen. Der Stich ist kräftig, aber zu einförmig, so daß die Manier der Maler daraus nicht abzunehmen steht. Der Verfasser bemerket dieses selber, und wir finden darinn einen neuen Beweis, wie sehr dergleichen Werke verlieren, wenn der Kupferstecher blos nach Zeichnungen arbeiten muß, ohne das Gemälde vor Augen zu haben. Oeffentlich ist diese große Sammlung nie verkauft worden, und auch daraus ihre Seltenheit abzunehmen. Das bekannte, zu Anfange vom Gori veranstaltete Museum Florentinum wird auch hier aufgestellet, obwohl die sechs ersten Theile besser zur Klasse der Antiquitäten zu rechnen seyn möchten, und eigentlich nur die vier letztern Bände, welche die eigenhändig

ver-

verfertigten Bildnisse der Maler enthalten, anhero gehören. Der Abt Pazzi hat dieser letztern schönen Sammlung noch zwey Bände dergleichen Bildnisse, in eben dem Formate hinzugefüget. Ferner werden angeführet Pitture del Salone Imperiale del Palazzo di Firenze. Florenz 1751, 26 Blatt des größesten Folioformats, Azione gloriose degli Uomini illustri Fiorentini - - nelle volte della Real Gallerie di Toscana. Großfolio 52 Blatt, und dann die von A. Scacciati, in Zeichnungsmanier herauszugeben angefangene Zeichnungen des Großherzoglichen Cabinets, wovon vier Hefte, jedes zu 10 Blatt, nebst einem Titel erschienen sind. 5) Die Gallerie zu Dresden, 101 Blatt Großfolio, so in zwey Bänden 1753 und 1757 unter Aufsicht des Verfassers herausgekommen, und in unserer Bibliothek hinlänglich beschrieben ist. 6) Die Gallerie zu Berlin. Sie ist von der neuen Sammlung, die der jetzige König zu Sanssouci errichtet, und wovon auch 20 Stücke gestochen, wohl zu unterscheiden. Jene gab Gottfried Bartsch, ein sehr mittelmäßiger Kupferstecher, in 25 Blättern heraus, welche nicht leicht mehr gefunden werden. 7) Die Gallerie zu Saltzdahlen. Es sind nur 18 Stücke, von J. W. Heckenauer zu Wolffenbüttel 1710 in länglichem Folio gefertiget, und der Kupferstecher hat wenig Ehre davon. 8) Die Gallerien zu Windsor und Kensington. So nennet der Verfasser eine kleine Sammlung von 6 Blättern, die Sim. Gribelin, nach italiänischen

Gemälden großer Meister, mit einer Zuschrift an die Königinn Anne, 1712 in Großquart herausgegeben. 9) Die Gallerie zu Copenhagen. Hievon sind nur wenige Stücke einzeln gestochen, welche man zu Dresden in einem Bande gesammlet hat. 10) Die Düßeldorfer Gallerie wird vom Verfasser nur in Hoffnung angekündiget, und wir haben schon gemeldet, daß solche mit dem nach van der Werf sehr schön gemachtem Anfange von 4 Blättern, wenigstens vor der Hand, wieder aufgegeben werden müssen. Endlich 11) werden die 5 Bände der herkulanischen Alterthümer hier aufgeführet, wovon aber gleichfalls in unserer Bibliothek schon umständliche Anzeige gegeben worden.

Von Cabinettern erscheinen folgende: 1) Aedes Barberinae à Comite Hieron. Tetio descriptae. Rom 1642. Folio, 50 Blatt, theils Deckenstücke, theils Bildnisse, theils allerhand Alterthümer, nebst einer ausführlichen Beschreibung. Wir besitzen eine zwote Ausgabe von 1647, durch Philipp Roßi, die für sehr vermehrt ausgegeben wird. 2) Il Clauſtro di S. Michele in Boſco di Bologna. Bologna 1696, oder vielmehr 1694. Folio. Enthält mit Einschluß des Titelkupfers 20 Blätter, welchen eine Beschreibung des Grafen Malvasia beygefüget ist. Die Gemälde sind vom Lud. Carracci und einigen seiner Schüler: die Stiche aber vom Jacob Giovannini, von mittelmäßiger Güte. Zanotti hat eine neue Ausgabe versprochen, und wir wünschen, daß sie besser seyn möge. 3) Le Pitture di Pellegri-

no

no Tibaldi e di Nicolò Abbate esistenti nell' Instituto di Bologna. Venezia 1756. Groß-folio. Eines der prächtigsten Werke, so in Italien herausgekommen, und vom Zanotti mit einer Beschreibung versehen ist. Es bestehet, das Titelkupfer und die Bildnisse des Pabstes Benedikt des XIV. und des Pellegrini eingeschlossen, aus 44 herrlichen Blättern, fast alle von Bart. Crivellari gestochen, auch 21 schönen ansehnlichen Schluß- und Anfangsleisten. 4) Die Gallerie des Marchese Gerini, wovon zu Florenz 1759 in Folio der erste Theil in 40 Blättern herausgekommen, und sowohl wegen der Gemälde, als Stiche, die Folge mit Verlangen erwartet, aber durch den Tod des Besitzers unterbrochen ist. Der Herr von H. versichert indessen, daß alle Kupferplatten zum zweyten Bande fertig liegen, und erwähnet dabey, daß die Beschreibung von Mr. Mariette verfertiget, selbige aber, zu seinem größten Misvergnügen, sehr umgeändert worden. 5) Le Cabinet des Beaux Arts. Paris 1690. länglich oder klein Folio. Sind 12 Blätter, so die schönen Künste, nach Gemälden verschiedener französischer Meister vorstellen, welche ein schönes Plafond in einem Privathause zu Paris ausmachten, und von den berühmtesten Kupferstechern der Zeit sehr wohl gestochen sind. Carl Perrault hat die Ausgabe besorget, und eine auch ganz in Kupfer gestochene Beschreibung dazu verfertiget. Man hat davon einen holländischen Nachstich durch J. van den Avele, bey P. Schenck herausgekommen. 6) Les

Peintures de Charles le Brun & d'Eustache le Sueur qui sont dans l'Hotel du Chastelet. Paris 1740. Großfolio. Bestehet aus 20 Blättern schöner Stiche, nach den Gemälden des Le Sueur aus der Göttergeschichte, mit vorgesetzter Beschreibung: von Le Brun aber ist, des Titels ungeachtet, kein Stück darinn mitgetheilet.

7) Das unter dem Namen des Cabinet de Crozat bekannte fürtreffliche Werk. Es ist, wie auch der Titel besaget, eine Sammlung der schönsten Gemälde und Zeichnungen aus dem königlichen und vielen andern Cabinettern in Frankreich, so daß es, nach der angenommenen Abtheilung des Verfassers, in die dritte Ordnung gestellet werden sollen. Mr. Crozat, dieser große Liebhaber der Kunst, dem es weder an Geschmack noch Vermögen fehlete, fassete den Entschluß, diese Sammlung nach seinen eigenen und andern Schätzen des Königreichs zu veranstalten, und bediente sich dazu der besten französischen Kupferstecher. Er versprach sich eine hinlängliche Anzahl von Unterzeichnern, und schoß die Kosten her, worauf denn auch der erste Theil in 140 Blättern 1729 zum Vorschein kam, welchem in einem zweyten Theile noch 110 Stück aus der venezianischen Schule folgen sollten. Der Eifer der Liebhaber ermüdete aber, und es kamen nur 42 Stück davon zum Stande, die Crozat den Subscribenten ablieferte, und damit das Werk aufgab. Nach seinem Tode vermochte man den Mr. Mariette, daß er sich der weitern Verbreitung des Werks annahm, da er

dann

denn die zu den letztern Stücken noch mangelnde Beschreibungen verfertigte, und es in zwey gleiche Bände, den erstern zu 90 und den andern zu 92 Blättern, vertheilete. Es sind davon nur die ersten 142 numeriret, und die letztern ohne Zahlen. Diese fallen auch in der That gegen jene merklich ab, wiewohl es allemal eins der ersten Werke seiner Art verbleibt, und ganz vortreffliche Stücke, alle aus der italiänischen Schule, darstellet. Der Kupferstecher und Händler Basan in Paris hat anjetzt die Platten an sich gebracht, und 1764 eine neue Ausgabe, eben wie die erste in zwey Großfoliobänden, nur mit dem Unterschiede veranstaltet, daß er die sonst in Holz gegrabenen Zeichnungen nun auch in Kupfer, und besser, geliefert hat. Es sind zugleich die 45 Blätter, so aus der Sammlung des Herzogs von Orleans sich darunter befinden, von ihm in ein besonderes mit eigenem Titel versehenes Werk gebracht worden. 8) Le Cabinet de M. Boyer d'Aguilles à Aix en Provence. Diese nicht minder schöne Sammlung hat der Besitzer auf seine Kosten stechen, und zuerst durch Sebastian Barras in 140 Blättern herausgeben lassen. Nicht nur dieser Barras, sondern auch M. Boyer selber hatten einige Stücke, mehrentheils in schwarzer Kunst, davon verfertiget; der größte Theil aber war von Jacob Coelemans, welchen der Besitzer aus Antwerpen zu dem Ende kommen ließ, gestochen worden. Nachher veränderte M. Boyer seinen Entschluß, und ließ die Stücke des Barras durch den Coelemans umstechen,

 auch

auch mit einigen neuen vermehren, so daß die ganze Sammlung zu 118 Blättern erwachsen ist, welche denn alle (nur zwey noch beybehaltene, vom Herrn v. H. nicht bemerkte Seestücke nach Montagne, vom Barras in schwarzer Kunst ausgenommen,) von besagten Coelemans verfertiget sind. Hieraus entstund nun im Jahre 1744 die zwote Ausgabe in zwo Abtheilungen Großfolio, mit vorgesetzter Beschreibung des Mariette, wobey jedoch die sieben Blätter von des Besitzers eigener Hand vermisset werden, und der ersten seltnen Ausgabe einen Vorzug lassen. 9) Eine durch Basan angefangene, aber nicht vollführte Sammlung von flämischen Stücken aus dem Cabinette des Grafen von Vence verdiente kaum angeführet zu werden, da sie in der Folge immer einzeln verkaufet worden. 10) Das Cabinet Gerards Reguſt, Rathsherrn zu Amsterdam, so aus zwo Abtheilungen, eine von Gemälden und die andere von antiken Büsten besteht. Es war ein herrliches Cabinet, wovon die Generalstaaten einen Theil der Gemälde der Wittwe abkauften, und dem Könige von England, Carl den II. verehreten, dem sie desto angenehmer seyn mußten, weil sie noch aus der Sammlung seines unglücklichen Vaters herrühreten, die Cromwell öffentlich versteigern lassen. Die größten Meister der Zeit haben solche gestochen, und insonderheit hat Cornelis Visscher seine Kunst darunter gezeiget. Der Herr von H. giebt die Anzahl der Kupfer zu 33 an: in unserm Exemplar aber sind ihrer 34, ob sich gleich

keines

keines von den fünfen darunter befindet, welche dem Dresdenschen noch beygefüget sind. Das Format ist größer Folio, als die zwote Sammlung von Büsten, die aus 110 Blättern besteht. 11) Die Gallerie des Grafen von Brühl, deren Ausgabe der Verfasser besorget hat. Es ist nur der erste Theil davon in eben der Größe und auf gleiche Weise, wie die Dresdner Gallerie erschienen, und enthält 50 Stücke. Zum zweyten Bande war auch schon eine hinlängliche Anzahl gestochen; der Krieg aber und das Absterben des Besitzers hat verhindert, daß solcher nicht erschienen ist. Der Verfasser versichert, daß nur 200 Exemplarien davon abgezogen worden, daher sie wohl selten werden dürfte. 12) Die Fürstl. Lichtensteinische Gallerie wird auch angeführet, und sie enthält, nach dem unlängst gedruckten Verzeichnisse, herrliche Stücke. Es sind aber davon nur drey Blätter der bekannten römischen Geschichte des Decius nach Rubens durch die Gebrüder Schmutzer gestochen, welche zwar einer, Namens Müller, fortsetzen wollen, allein sie sind so schlecht ausgefallen, daß man seine beyden Platten unterdrückt hat, und einer andern Ausarbeitung entgegen sieht. 13) Die Sammlung des Grafen von Derby in England von 20 Stücken in Großfolio, durch H. Winstanley gestochen, wozu eine gleichfalls in Kupfer gegrabene Zuschrift vom Jahre 1728 als Titel dienet. 14) Endlich geschicht des Arundelischen Cabinets Erwähnung, welches von Thomas Howard, Grafen von Arundel, mit großer

Mühe und Kosten zusammengebracht worden. Die Gemälde waren davon der minder beträchtlichste Theil, und es sind auch deren nur einzelne Stücke durch Hollar, Vorsterman, und van der Borcht gestochen, welchen Zanotti in neuern Zeiten einige Zeichnungen nachgefüget hat. Das Schätzbarste aber bestund in Alterthümern, wovon zwar vieles zerstreuet, jedoch noch ein guter Theil, wie bekannt, anjetzt zu Oxfort sich befindet, und von Selden, unter dem Titel Marmora Arundeliana beschrieben ist. Die neue, ungemein vermehrte und verschönerte Ausgabe von R. Chandler zu Oxfort 1763, muß dem Verfasser nicht bekannt gewesen seyn, weil sie sonst vorzüglich bemerkt zu werden verdient hätte. In der dritten Abtheilung von Sammlungswerken verschiedener Besitzer können wir demselben nicht umständlich folgen. Die vornehmsten, so er anführet, sind: die Tabellae selectae der Mademoiselle Patin, zu Padua 1691, das Teatro di Venezia vom Louisa, Venedig 1720, des Jackson Blätter in der Manier des Hugo da Carpi, daselbst 1745, des P. Monaco 112 Stücke aus der heiligen Geschichte, daselbst 1743, und das große Boydelsche Werk in London, von welchem letztern in unserer Bibliothek ausführliche Nachricht gegeben worden. Zum Schlusse dieses Kapitels werden noch die Sammlungen von gestochenen Handzeichnungen beygebracht, worunter die von Jabach, Pond und Knapton, Dalton, Lutti, und Ploos van Amstel herausgegebenen die merkwür-

digsten

digsten sind: das wichtige Werk aber von 82 Zeichnungen nach Guercino, aus der Sammlung des Königes von England, durch Bartolozzi gestochen, vermißt wird.

Wir haben uns bey diesem Abschnitte weitläuftig aufgehalten, weil er für einen Liebhaber die mehresten Nachrichten enthält. Der folgende Haupttheil des Werks ist, wenn man die an sich lehrreichen Digressionen ausnimmt, destoweniger eines Auszugs fähig, und wir wollen nur noch einzelne Bemerkungen davon anführen, indem wir über die Ordnung selber uns schon vorhin erklärt haben. S. 137, da der Verfasser die Landschaftmaler von den übrigen abzusondern für gut gefunden, so hätten doch die Aussichten von Städten und Oertern nicht mit darunter gebracht werden sollen. Sie gehören vielmehr zur Topographie, es sey denn, daß sie sich als Folgestücke bey andern idealen Landschaften befinden.

S. 139. Beym Schlusse der italiänischen Schule redet der Verfasser hier vom Ursprunge der Kupferstecherkunst in Italien, womit er sonst bey den andern Schulen besser den Anfang macht. Daß der Goldarbeiter, Maso Finiguerra, zu Florenz um 1460 die Kunst erfunden, ist dem Vasari überall nachgeschrieben worden. Es kann seyn, daß er, wie an andern Orten, bey seiner Profession zuerst darauf gefallen, ohne von einer vorgängigen Entdeckung der Deutschen Nachricht zu haben. Die Italiäner stunden zu dieser Zeit in keiner Handlungsverbindung mit den Deutschen, sondern viel-

mehr mit den Niederländern; und Martin Schön, ein unstreitiger Deutscher von Culmbach, wird dießfalls vom Vasari immer Martin von Antwerpen genannt, welches viele verführet hat, zween Künstler aus einem zu machen. Dem sey indessen, wie ihm wolle, so hat man noch kein Stück vorzeigen können, das dem Finiguerra mit Gewißheit zuzueignen wäre. Vom Baccio Bandini und Sandro Boticello aber, die bald nach ihm gelebet, haben wir unstreitige Stücke, und die von dem Verfasser im Nachstiche beygefügten beyden Kupfer aus der höchst seltenen Ausgabe des Dante von 1481. werden letzterm zugeschrieben. Es waren auch schon vorher bey der römischen Ausgabe des Ptolomeus von 1478. 27 wirklich in Kupfer, oder vermuthlich weicherem Metalle gestochene Landcharten erschienen, die, laut der Zuschrift, schon 1472 angefangen seyn müssen. Dergleichen befinden sich in der Geographia des Francesco Berlinghieri, welche, nach des Verfassers Meynung, um 1480 gedruckt ist. Außer diesen dreyen Büchern mit Kupferstichen sind demselben keine Italiänische vom 15ten Jahrhundert bekannt. Mit Holzschnitten aber finden sich zu dieser Zeit desto mehrere: einstheils weil die Buchdrucker mit dem Eindrucken der Kupferplatten noch nicht recht umzugehen wußten, und anderntheils, weil die Deutschen, so die Buchdruckerkunst nach Italien brachten, ihre Erfindung der Holzschnitte mit sich führten. Ulrich Hahn, Gallus, aus Wien, war der erste, der in Rom

1467

1467 des Johannis de Turrecremata meditationes mit 34 Holzschnitten heraus gab. Von Italiänern selber aber findet man keine vor dem Hugo da Carpi, Dominico Beccafumi und Balthasar Peruzzi, Malern von gleichem Zeitalter, nämlich im Anfange des 16ten Jahrhunderts, was auch Marolles, Le Comte und Papillon, einer aus dem andern, dagegen vorbringen. S. 163. Unter den Franzosen ist Noel Garnier, wofern er anders ein Franzose ist, der erste bekannte Kupferstecher; die Zeit aber, da er gelebet, nicht genau zu bestimmen, sondern nur vermuthlich zum Anfange des 16ten Jahrhunderts zu setzen. Man hat zwar schon von 1488 eine zu Lyon herausgekommene Peregrination de oultremer en terre sainte mit Kupfern, welche von einem Carmeliter Nicolas la Huen, theils aus eigenen Bemerkungen, theils aus des von Breydenbach Reisen zusammen getragen worden. Allein, da ein Deutscher, Namens Jacob Heremberck, einer der Buchdrucker ist, so hält der Verfasser dafür, daß die aus der Breydenbachischen Reise genommene Kupfer auch von ihm herrühren. Wegen der ersten französischen Holzschnitte ist gleiche Ungewißheit, wie wohl sie allem Anscheine nach von deutschen Meistern sind. Das älteste Buch mit Holzschnitten ist die Uebersetzung vom Belial, so 1484 vermuthlich zu Paris gedruckt worden. S. 170 — 179. Schönau, Weirotter und Zingg hat Deutschland nicht nur hervorgebracht, sondern auch in seinen Schooß wieder zurück bekommen,

kommen, und sollten doch, bloß wegen ihres Aufenthaltes in Paris, nicht zur französischen Schule gerechnet werden: Elias Hainzelmann, den der Verfasser unten noch der deutschen Schule läßt, gehörete sonst mit gleichem Grunde den Franzosen. Auch hätten der Graf Caylus und Wattelet nur zu der von dem Verfasser selbst abgesonderten Klasse der Liebhaber gezählet werden sollen. S. 196. Bey der niederländischen Schule wird zuförderst dem Angeben von Lorenz Costers Erfindung der Kunst widersprochen. Das älteste Buch mit Holzschnitten ist allhier des Johann Veldenaers 1476 herausgegebene Fasciculus temporum, die jedoch von deutschen Meistern zu seyn scheinen. Wie früh aber die Kupferstecherkunst in den Niederlanden ausgeübet worden, läßt der Verfasser unentschieden. Nur ist glaublich, daß da der erste bekannte deutsche Kupferstecher, Israel van Mecheln, oder Meckenem, zu Bocholt im Münsterschen, nahe an der holländischen Grenze gearbeitet, die Kunst auch bald dahin müsse gekommen seyn.

S 201. werden die Blätter erzählet, die man dem Lorenz Coster zuschreibet, aber vermuthlich untergeschoben und von spätern Zeiten sind. S. 207. Eine englische Schule erkennet der Verfasser noch nicht, sondern leget die Stücke dieser Nation bloß nach den Kupferstechern. Vor noch nicht langer Zeit hätte man nichts dawider sagen können. Da aber unter dem jetzigen Könige in diesem Lande die Kunst mit starken Schritten so hoch, als vielleicht irgendwo anjetzt, gestiegen,

und

und eine eigene königliche Mahlerakademie errichtet worden, so hätte es keiner Ausnahme von der Regel bedurft, und wenigstens für künftige Sammler eine englische Schule angenommen, auch darinnen die Ordnung nach den Malern verfolget werden sollen. Allein die neue Geschichte der Kunst scheint überhaupt dem Verfasser weniger merkwürdig oder bekannt zu seyn. Die ersten englischen Holzschnitte findet er in der von Caxton zu Westmünster 1483 herausgegebenen güldenen Legende. Wenzel Hollar, ein Böhme, brachte die eigentliche Kupferstecherey zu mehrerer Vollkommenheit, und man darf nur den vom Horaz Walpole 1763 ausgegebenen Catalogue of Engravers aufschlagen, um zu sehen, daß es dem Lande überhaupt nicht an Meistern gefehlet habe. Sie waren aber freylich lange Zeit, bis auf die schwarze Kunst, weit von der Vollkommenheit entfernet, und auch diese schwarze Kunst ist nicht, wie gemeiniglich behauptet wird, eine englische Erfindung. Sie gehöret vielmehr einem Deutschen, nämlich dem heßischen Obristlieutenant von Siegen, der zuerst im Jahre 1643 das Bildniß der Landgräfinn Amelie Elisabeth in dieser Manier verfertigte, und solche dem pfälzischen Prinzen Rupert lehrete, welcher sich dann in Engelland selbst damit beschäfftigte. Der, wegen seiner Abdrücke mit Farben bekannte, in Frankfurt geborne und in Paris gestorbne, Le Blon, findet nach dem Verfasser hier seinen Platz, weil er die Kunst eine Zeitlang in London getrieben hat.

S. 217.

§. 217. Bey der hierauf folgenden deutschen Schule ist der Herr v. H. am ausführlichsten, und es sind allerdings schätzbare Nachrichten und Untersuchungen, welche er von dem Ursprunge der Kunst und den ersten Büchern mit Holzschnitten und Kupferstichen beybringet. Es ist aber der größte Theil dieser Untersuchungen mehr litterarisch, und, wie wir vorhin erwähnet, schon in seinen Nachrichten von Künstlern zu finden. Wir wollen also daraus nur dasjenige, so die Kunst näher angeht, kürzlich bemerken. Daß die Erfindung der Kupferstecherkunst von den Goldschmieden herrühre, hält der Verfasser außer Zweifel, da sie von jeher ihre Arbeiten mit ausgegrabenen Zierrathen und ihren Namenszeichen versehen haben, welche Monogrammen denn von den ältesten Kupferstechern überall beybehalten worden. Der erste, dessen Zeitalter wir zuverläßig wissen, ist Martin Schön, sonst auch sehr ungeschickt der hübsche Marten, und von den Franzosen le beau Martin genannt. Er war zu Culmbach geboren, und starb zu Colmar 1486, so daß seine Stücke wahrscheinlich zwischen 1460 und 1486 verfertiget sind. Man hat aber schon vor ihm Kupferstecher in Deutschland gehabt, und wir können, der Ungewißheit dieser Meister ungeachtet, den Anfang der Kunst daselbst mindestens in das Jahr 1450, wo nicht gar 1440 setzen. Einige schreiben die Erfindung einem F. v. Bocholt zu, der aus dem Bergischen (Duché de Bergues, nicht païs de Mons, wie der Verfasser übersetzt) bürtig und ein Schäfer gewesen

wesen seyn soll. Es ist aber solches von einem Schäfer wohl nicht einst zu gedenken, und unter diesem Bocholt kein anderer, als Israel van Mecheln oder Meckenem * zu verstehen, welcher sich zu Bocholt im Münsterschen niedergelassen, und, nach Gewohnheit anderer Künstler, den Anfangsbuchstaben seines Namens Israel den Wohnort beygefüget hat, da dann, aus J. Bocholt, leicht F. Bocholt können gelesen werden. Nach einer Sage der Einwohner zu Bocholt haben Vater und Sohn gleiches Namens die Goldschmiedeprofeßion daselbst getrieben, und würde also der erstere nur als Vorgänger des Martin Schön zu achten seyn, weil noch lange nach diesem, nämlich von 1502, ein Kupferstich des Sohnes vorhanden ist. Ob aber auch der alte Israel für den Erfinder der Kunst anzunehmen, wird dadurch zweifelhaft, weil er so wenig, als sein Sohn, dergleichen auf einige Weise von sich angegeben, solches aber in dem Falle doch wohl nicht würde unterlassen haben. Der Mangel an Geschichten und Denkmälern läßt uns also im Dunkeln, ob wohl verschiedenene Stiche ohne Zeichen, ein höheres Alterthum vermuthlich machen, daß wir mit völliger Gewißheit über den Italiäner Finiguerra bey den Deutschen hinaus gehen können. Das erste mit Kupfern in Deutschland

* Mecheln oder Meckenem ist kein Geschlechtsname, sondern der Geburtsort, welchen der Verfasser auch im Stifte Münster, nicht weit von Bocholt, als einen Flecken angiebt, obwohl derselbe weder im Büsching, noch auf den Landcharten zu finden ist.

land gedruckte Buch, so eine Jahrzahl führet, ist das Missale Herbipolense von 1481. Daß Holzschnitte noch eher, als Kupferstiche, auch eher, als die Buchdruckerkunst gewesen, ist leicht zu begreifen. Man hat sie von den Spielkarten hergeleitet, und diese Erfindung ist von niemand, als dem Bullet, den Deutschen bestritten worden. In einem alten Werke, das güldin Spiel betitelt, so 1472 herausgekommen, heißt es, daß sie schon um 1300 in Deutschland gebräuchlich gewesen, und in Frankreich hat man von ihnen vor 1376 noch keine Nachricht finden können. Es ist freylich kein großer Schritt von den Kartenformen zu den Holzschnitten. Allein der Verfasser ist darüber noch zweifelhaft, ob es wohl höchst wahrscheinlich bleibt, daß die so genannten Briefmaler, welche nebst den Formschneidern die Karten verfertigten, da sie angefangen, statt der Kartenfiguren auch Bildnisse von Heiligen auf gleiche Weise zu machen, wo nicht die Kunst der Holzschnitte erfunden, doch dazu Gelegenheit gegeben haben. Hierauf folget eine Untersuchung von Erfindung der Buchdruckerkunst, wobey denn eine ganze Reihe der ersten Bücher mit Figuren umständlich beschrieben, auch 30 Abdrücke von solchen Figuren mitgetheilet werden. In der That ist dieses der beträchtlichste Theil des ganzen Werkes, und die Geschichte der Buchdruckerkunst enthält dadurch merkwürdige Zusätze. Wir haben aber schon erwehnet, daß diese Abhandlung bereits in den Nachrichten von Künstlern zu finden sey,

und

und können uns also, ungeachtet sie hier mit einigen Zusätzen erscheinet, dabey nicht aufhalten. Wir bemerken nur von dem System des Verfassers in Ansehung der Buchdruckerey überhaupt, daß er die beweglichen hölzernen Lettern gänzlich läugne, und nur die zweyfache Druckerey, entweder mit ganzen Holztafeln von geschnittenen Buchstaben, oder mit beweglichen gegossenen Lettern, zugestehe. Mit dieser Klasse schließt übrigens der Verfasser seine Anordnung der Kupfer nach den Schulen, und füget darauf noch folgende besondere Abtheilungen hinzu: 1) Stücke von Liebhabern und unbekannten Meistern, 2) aus der Naturgeschichte, welche jedoch wohl nicht recht hieher gehören, 3) Bildnisse, 4) Bildhauer- und Baukunst, 5) Alterthümer, 6) öffentliche Solennitäten, 7) Bücher von Kunstsachen, und 8) Handzeichnungen. Es werden aber fast von allen diesen nur die Aufschriften der dießfalls zu beobachtenden Anordnung hergesetzet, und ist also für uns davon nichts weiter anzumerken.

Wir lassen dahero nur noch den großen historischen Kenntnissen des Verfassers in diesen Sachen Lob und Gerechtigkeit wiederfahren, und sind gewiß, daß die davon gelegentlich versprochene weitere Werke, als Bibliographie des Livres d'Estampes du XV. Siecle jusqu'au Theuerdanck de 1517, sur les Chiffres ou Monogrammes, Table des Artistes, Catalogue général d'Estampes, und Catalogue des Livres de Portraits avec le dénombrement

des pieces, noch manche neue Entdeckung verschaffen werden, wobey wir nur den Wunsch äussern, daß solches doch nicht alles in fremder Sprache erscheinen möge.

IV.

Observations historiques & critiques sur es erreurs des Peintres Sculpteurs & Dessinateurs dans la représentation des sujêts tirés de l'histoire sainte, ou les peintures sacrées considerées rélativement aux dogmes, aux faits & au costume, avec tous les éclaircissemens nécessaires pour les rendre exactes, & les augmenter d'un grand nombre de sujêts, qui n'ont jamais été traités. Paris. 1771. 2 Bände in 12.

Kritische Anmerkungen über die Fehler der Maler wider die geistliche Geschichte und das Kostum. Aus dem Französischen. Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung, 1772. in 8.

Wir kündigen das Original und die Uebersetzung eines Werks zugleich an, das allen, die

die gewohnt sind, die Werke der Kunst nicht bloß obenhin, sondern mit kritischen Augen anzusehen, nicht anders als angenehm seyn kann; und das den Künstlern nicht nur zur Richtschnur bey Vorstellung biblischer Geschichte dienen wird, sondern ihnen auch zugleich einen Beweis giebt, wie viel darauf ankömmt, die Geschichte und das Kostum eines Landes zu kennen, daraus sie Bilder auf die Leinewand übertragen wollen. Wir sehen, zum Exempel, unzählige Gemälde und Kupferstiche von der Geburt Christi, von der Anbetung der Hirten und der drey Weisen, und halten sie für gut, weil wir gewohnt sind, sie allemal ohngefähr auf dieselbe Art zu sehen. Ein Maler kopirt, so zu sagen, den andern, und die Fehler werden auf die Nachwelt fortgepflanzt. Man lese gegenwärtige kleine Schrift, so wird man bald gewahr werden, wie fehlerhaft diese Bilder in manchen Stücken sind. Man wird sich wundern, wie es möglich gewesen, daß die Maler sich zum Theil selbst nicht mehr um die Genauigkeit derselben bekümmert, oder daß sich ein Freund der Kunst nicht schon längst bemühet, ihnen einen bessern Weg zu zeigen.

Der Verfasser hat sich nicht genannt, vielleicht um keine Verantwortung zu haben, wenn er über einige Punkte seine Meynung frey entdeckt. Er hat nicht unrecht, wenn er in der Einleitung sagt, daß da man von gleichgültigern Gemälden die Beobachtung des Ueblichen, des Himmelstriches und aller Nebenumstände fodert, solches in bibli-

schen Gemälden noch mehr nöthig sey. Die Wahrheit muß der erste Charakter derselben seyn. Algarotti mag es immer einen Zug des Genies nennen, wenn Raphael den Jordan beym Durchgange der Kinder Israel personificirt, und ihn als einen Flußgott, der seine Fluthen zurückhält, vorstellt: das heißt die Fabel mit der Wahrheit einer biblischen Geschichte vermischen. In der Apostelgeschichte heilt Petrus einen Lahmgebohrnen seine Beine; Raphael läßt den Apostel diesem Lahmen ein abgeschnittenes Bein wieder ansetzen, und verfälscht also die Geschichte.

Gerson wandte sich schon zu Anfange des 15ten Jahrhunderts an alle regierende Mächte, und stellte ihnen den Mißbrauch der unanständigen Gemälde in den Kirchen vor. Die tridentinische Kirchenversammlung verordnete, daß kein Gemälde in den Kirchen aufgehangen werden sollte, es sey denn zuvor von dem Bischofe gebilliget worden. Carolus Borromäus gab deswegen in der Kirchenversammlung zu Mayland im Jahr 1563 auch besondere Verordnungen. Johann Molan, ein Lehrer auf der hohen Schule zu Löwen, gab im Jahr 1570 ein besondres Werk deswegen unter dem Titel heraus: de picturis et imaginibus sacris liber unus; tractatus de vitandis circa eas abusibus et earundem significationibus. Einen Theil dieses Buchs hat der Abbt Mercy 1765 in einer freyen Uebersetzung und mit nützlichen Anmerkungen unter der Aufschrift: Théologie des Peintres geliefert, von dessen

Erschei-

Erscheinung wir in der Bibliothek der sch. Wiss. zu seiner Zeit Erwähnung gethan. Der Verfasser führt auch einen gelehrten spanischen Mönch Ayala häufig an, der ein in unsern Gegenden ganz unbekanntes, aber nützliches Buch von den Irrthümern der Maler geschrieben, welches zu Madrit im Jahr 1730 gedruckt ist.

Die Wiederherstellung der Künste hatte auch ihren Einfluß auf die geistlichen Gemälde. Der schöne Geschmack verbreitete sich über sie; aber die Augen wurden durch die meisterhafte Ausführung jener großen Meister geblendet, man ließ sich durch das Schöne hinreissen, man sah nur auf die Kunst, und vernachläßigte die Genauigkeit und die Wahrheit. Die Nachfolger sind bey den Irrthümern geblieben, daher finden wir in den neuesten Gemälden beynahe noch dieselben Fehler der Mode jener Zeiten vor 300 Jahren.

Ohne den Maler zum Gelehrten zu machen, kann man doch von ihm fodern, daß er die Bibel, als Christ, liest, und sich um das Kostum einer Nation bekümmert, die ehemals das Volk Gottes war, und zumal denjenigen Zeitpunkt untersuchet, da der Stifter unsers Glaubens lebte. Wann man ihn aber auch nicht als einen Christen betrachtet, so sollte er es doch seiner Kunst halben thun, da man selten einen Geschichtmaler findet, von dem nicht die Ausarbeitung verschiedener Gegenstände des neuen Testaments wären gefordert worden, oder der solche nicht aus eignem Triebe ausgeführt hätte.

Der Verfasser hat ihnen solches durch sein kleines Werk zu erleichtern gesucht. Er geht aber nur bloß die Begebenheiten durch, welche sich kurz vor der Geburt Christi und in den ersten zwölf Jahren seines Lebens zugetragen haben. Seine beyden Hauptendzwecke sind, die Wahrheit der heiligen Schrift und das Kostum der Juden zu bestimmen. Er zeigt bey jedem Gegenstande die Fehler der bisherigen Gemälde und die Mittel, solche inskünftige zu verbessern. Es werden bey dieser Gelegenheit allenthalben sehr brauchbare Nachrichten, z. E. von der Kleidung der Juden beyderley Geschlechts, von ihren heutigen Religionsgebräuchen u. s. w. eingestreuet, welche den Künstlern auch bey andern biblischen Gegenständen, die in diesem Buche nicht berührt werden, sehr nützlich sind.

Man kann nicht läugnen, daß vieles doch nur Muthmaßung bleibt; allein der Maler soll doch allemal das wahrscheinlichste wählen, und keine widersprechende Dinge anbringen: er soll nicht auf alte Ueberlieferungen bauen, und immer bey der ewigen Leyer bleiben, wann gleich die größten Meister seine Vorgänger gewesen.

Um die Reihe der Gemälde zur Geschichte des Heilandes vollständiger zu machen, finden wir in diesem Buche viel Entwürfe zu neuen bisher noch nicht ausgeführten Gegenständen. Wir möchten aber hiebey wohl erinnern, daß, wenn man die Geschichte gar zu sehr zergliedert, das Charakteristische undeutlich wird. Außer der Folge einer Kupferbibel würde man bey manchen Gemälden, die der

Verfasser

Verfasser vorschlägt, des Meisters Absicht nicht allemal errathen, oder wenigstens leicht mit andern verwechseln. Dieß Schicksal würde z. E. die Gemälde von der Flucht nach Egypten, von der Ruhe oder dem Aufenthalte daselbst und von der Rückkehr leicht betreffen. Die Entwürfe sind verschieden, aber sollte der Zuschauer außer der Folge die Absicht des Malers allemal entdecken?

Interessant sind die Kapitel von der Anbetung der Weisen und von dem Simeon im Tempel. Man muß sich wundern, wie sehr die Maler diese Gegenstände durch falsche Zusätze verwirrt haben. Man nennt Gemälde vom Simeon oft sehr unrichtig Darstellungen im Tempel, weil die Maler mit dem Simeon, welcher den Heiland erkennt, die Darstellung Christi und die Reinigung der Maria vermischen, und den Simeon oft gar zum Priester machen, welches alles widersinnig und unwahr ist.

Wir müssen noch etwas wegen der Uebersetzung hinzusetzen. Sie ist frey, und hin und wieder mehr ein Auszug des Originals: und dieß war bey diesem Buche nöthig. Der Verfasser hält sich oft zu sehr und lange bey Kleinigkeiten auf, er wird für die Künstler und Liebhaber zu gelehrt, und mischt Dinge ein, die nicht unmittelbar für den Künstler sind. Dahin gehören die Beweise aus den Kirchenvätern, die Stellen aus den apokryphischen Büchern, welche die römische Kirche selbst verwirft, als das Buch von der Kindheit Christi, das Protoevangelium des Jakobus u. a. m. Sie

 enthalten

enthalten Fabeln, welche zu abgeschmackt sind, als daß ein Maler sie jemals gebraucht hat, oder brauchen wird. Inzwischen haben sich doch einige in den Gemälden eingeschlichen, diese sind zur Erklärung derselben nöthig, und also in der Uebersetzung beybehalten.

Der Verfasser sucht viel Fehler der Maler daher zu leiten, daß sie solche aus den alten Mysteres angenommen haben. Diese Mysteres waren eine Art von dramatischen Stücken, darinn die Dichter damaliger Zeit biblische Gegenstände auf die Bühne brachten. Sie nahmen den Stoff darzu nicht bloß aus der heiligen Schrift, sondern auch aus den fabelhaften Ueberlieferungen und obgedachten apokryphischen Büchern. Daraus entstund ein wunderbares Gemisch vom Wahren und Falschen, vom Komischen und Ernsthaften, welches die Einfalt damaliger Zeiten mit heiliger Andacht ansah und bewunderte. Diese Schauspiele waren vornehmlich in Frankreich und Spanien üblich, bis man endlich das Unanständige und Aergerliche derselben einsah, und sie untersagte. Die Stellen, welche im Originale aus diesen Mysteres angeführt werden, können einem, der sehr geübt im Französischen ist, nur blos wegen des ungemein naiven Ausdrucks gefallen, weil ihr ganzer Werth bloß in der komischen Naivität der alten Sprache besteht, welche man durch keine Uebersetzung erreichen kann, ohne ins Matte und zum Theil Anstößige zu fallen.

Hier

Hier ist eine Probe davon. Bey Gelegenheit der Geburt Mariä werden die alten Fabeln erzählt, daß Joachim und Anna sich wegen ihrer unfruchtbaren Ehe eine Zeitlang getrennt, endlich sey dem Joachim ein Engel erschienen, und habe ihm angekündigt, daß sein Gebet erhört worden: zum Zeichen solle er in den Tempel gehen, wo sich Anna bey der vergoldeten Thüre finden und durch seinen Kuß fruchtbar werden würde. Diese Fabel hat ein alter Dichter gar erbaulich auf die Bühne gebracht. Anna und Joachim treffen sich bey der goldnen Thüre an, und freuen sich beyderseits über ihre Zusammenkunft.

Anne.

Joachin, mon amy très-doulx
Honneur vous fais et révérence.

Joachin.

Anne, ma mye, vôtre présence
Me plaits très-forts, approchez-vous.

Anne.

Hélas! que j'ai eu de couroux
Et de souci pour vôtre absence!
Joachin, mon amy très-doulx
Honneur vous fais et révérence &c.

Diese Scene wurde auch in Gemälde gebraucht. Der Verfasser führet eines an, wo Joachim die Anna bey der Tempelthür küßt, mit der Unterschrift: ainsi fut conçue la Vierge Marie. Solche offenbare Fabeln und anstößige Dinge wird ein Künstler in unsern aufgeklärten Zeiten nicht

 leicht

leicht in ein Gemälde bringen; es sind aber manche Fehler, die in ihrer Art eben so schlimm sind, eingeschlichen, und durch die Länge der Zeit gleichsam dergestalt autorisirt worden, daß ein Maler den andern kopirt, als wenn er das größte Recht dazu hätte.

V.

Versuch eines Farbensystems, entworfen von Ignaz Schiffermüller, aus der Ges. Jesu. Wien 1772. 82 Seiten in groß 4.

Wann wir jemanden die Farbe eines gewissen Gegenstandes anzeigen wollen, nennen wir sie roth, blau, gelb, grün u. s. w. und der andere weiß ungefähr, was er sich dabey denken soll. Wollen wir sie noch genauer beschreiben, so sagen wir, nach dem viel Licht oder Schatten darinn ist, hellgrün, dunkelgrün, hellblau, dunkelblau ꝛc. oder setzen zwey Farben zusammen, braunroth; oder umschreiben sie, es fällt ins Blaue, es ist grünlich, röthlich und was dergleichen mehr ist. Mit diesen Begriffen kann man im gemeinen Leben zufrieden seyn, wo es nicht auf eine genaue Bestimmung ankömmt. Allein bey den Künsten, bey den Wissenschaften und bey den Manufakturen sind diese Benennungen zu dunkel und unbestimmt. Wie arm und wenig zureichend sind unsere jetzlebenden

Spra=

Sprachen, wenn der Maler alle seine Mitteltinten, oder der Fabrikant alle Schattirungen seiner seidenen Zeuge und Tücher angeben sollte. In die größte Verlegenheit kömmt aber der Naturkündiger, will er eine Bluhme, einen Vogel, ein Insekt, einen Schmetterling, eine Muschel, ein Mineral beschreiben. Sobald es auf Genauigkeit ankömmt, um den Gegenstand durch die Beschreibung kenntlich zu machen, so fehlet es ihm an Worten, sich auszudrücken; findet er nach seiner Meynung einen Namen für die Farbe; so fragt sich, ob andere denselben Begriff, oder eine tiefere oder höhere Nüanze damit verknüpfen.

Herr S. hat die Unzulänglichkeit unserer gewöhnlichen Farbennamen und ihre weitschweifende Bestimmung bey der Gelegenheit empfunden, da er ein systematisches Werk von den Schmetterlingen der Wiener Gegend ausarbeitete, dem wir mit Verlangen entgegen sehen. Dieß gab ihm Gelegenheit ein Farbensystem zu entwerfen, wodurch er versuchen will, die ungewissen Benennungen der Farben auf solche Art zu bestimmen, daß unsere Begriffe allgemein und einförmig werden. Dieser Versuch enthält bloß die blaue Farbe, und er macht uns Hoffnung, die übrigen Farben auf eben diese Art auszuführen.

Im 1. Abschnitt trägt der Verfasser seinen Endzweck vor. Man findet 50erley Farbenstoff in den Specereybuden, daraus der Maler unendliche Nüanzen zubereitet, gleichwohl wird es ihm schwer, die Schönheit der Mischungen in der Natur

tur zu erreichen; und eben so schwer fällt es dem Naturalisten, solche deutlich zu beschreiben. Rösel nennt z. E. eine Farbe dunkelbräunlichtgrauschwarz, eine andere dunkelröthlichschwarzbraun. Wie unbestimmt und undeutlich! Wäre es also nicht von großem Nutzen, wenn man die Benennung der Farben besser bestimmte? Er würde nicht bloß für den Gelehrten seyn, sondern sich auch auf die Künste des gesellschaftlichen Lebens erstrecken, und einen nicht geringen Einfluß auf die Manufakturen haben. Der Verf. handelt von den Farben so wohl in Absicht auf die Oel-Pastell- und Emailmalerey, als in Absicht auf das Färben der Zeuge. Man hat hier keine neue Erfindungen und Versuche zu erwarten; sondern die Absicht ist bloß, die Farben deutlich auseinander zu setzen. Es kommen aber hin und wieder so viel artige praktische Anmerkungen vor, daß ein jeder diesen Versuch mit Nutzen und Vergnügen lesen wird, und daß auch der Sachen Kundige, da die Farben hier aus so vielerley Gesichtspunkten betrachtet sind, manches finden werden, das sie mit Vortheil gebrauchen können, und ihnen vorher nicht so bekannt gewesen.

Der 2. Abschnitt enthält einen Entwurf einer ordentlichen Sammlung der Farben. Die Farben werden hier als ein Material betrachtet, und in diesem Verstande nimmt der Verf. drey einfache oder Hauptfarben an, die niemals durch Vermischung anderer entstehen, aus deren Vermischung hingegen alle übrigen können hervor-

gebracht

gebracht werden; diese sind gelb, roth und blau. Aus gelb und roth entsteht orange- oder safrangelb, aus roth und blau violett, aus blau und gelb grün. Das sind die hohen und lebhaften Farben, die wir im Regenbogen und im Prisma bewundern. Die gedachten drey gemischten Farben heißen Mittel- und Nebenfarben. Der P. Castell nimmt in seiner Farbenoptik neun Mittelfarben an, und daraus entsteht der Farbenzirkel, der hier illuminirt abgebildet ist, und zeigt, wie eine Farbe in die andre übergeht. Den Anfang macht 1) blau, zwischen dieser und der 2ten Hauptfarbe stehen die drey Mischungen mit gelb, nämlich 2) meergrün, welches das meiste blau hat, alsdann folgt 3) grün, und 4) olivengrün, 5) gelb, als die 2te Hauptfarbe, welche mit der 3ten roth, zwo Mischungen giebt. 6) orangegelb und 7) feuerroth; alsdann folgt 8) roth. Zwischen diesem und blau stehen vier Mittelfarben, 9) carmosin, welches am meisten blau hat, 10) veilchenroth, 11) veilchenblau, und endlich 12) feuerblau, welches dem Blau sehr nahe kömmt, und den Zirkel schließt.

Weiß und schwarz werden in der Optik nicht für eigentliche Farben, sondern nur als die äußern Grenzen angenommen. Weiß hat das ganze Licht und die oberste Stelle über die Farben, und schwarz, als der vollkommene Schatten, die unterste Stelle. Der Verfasser erinnert aber gar billig, daß sie im gemeinen Leben und in der Malerey nicht wohl aus der Zahl der Farben auszuschließen sind.

Weiß

Weiß ist allein fähig, alle andere Farben anzunehmen; es giebt einen Grund ab, darauf man die Farben trägt, und konnte aus diesem Grunde für keine Farbe gehalten werden.

Schwarz ist deswegen keine Hauptfarbe, weil man sie, durch Vermischung anderer Farben, die auch angezeigt wird, hervorbringen kann. Er hält es nicht für unmöglich, auch eine Mischung von bunten Farben zuwege zu bringen, deren Oberfläche alle Lichtstrahlen zurückwirft, so wie weiß in der Optik durch Vermengung aller gefärbten Sonnenstrahlen entsteht, welches alsdann ein neuer Beweis für diejenigen wäre, welche das Weiß nicht unter die Hauptfarben aufnehmen wollen.

Im 3. Abschnitte suchet Herr Schiffermüller einige Regeln von Farbenzusammensetzungen zu geben, um zu zeigen, welche Farben in Zusammensetzungen der Gemälde, oder sonst sich am besten für einander schicken. Weiß ist durchaus gesellig, und schickt sich zu allen Farben. Die Farbenscheibe wird hier wieder zum Grunde gelegt. Farben, die in diesem Zirkel nur eine zwischen sich haben, als blau und Grasgrün, roth und violett u. s. w. schicken sich weder im Gemälde noch auf einem Kleide: liegen zwo Gattungen dazwischen, so stechen sie gut und angenehm ab, als pfirsichblüt (10. Gattung) und blau (1. Gattung) bey drey darzwischen liegenden Gattungen wird der Kontrast noch merklicher. Z. E. carmosin (9. Gatt.) und blau,

blau, (1. Gatt.) ohne daß er das Auge beleidigt. Werden zwo Farben in dem Zirkel durch fünf zwischen ihnen stehende Gattungen abgesondert, so wird dadurch nur ein Auge gerührt, welches das Bunte liebet; z. E. blau (1. Gattung) mit ziegelroth (7. Gattung) u. s. w. „Man muß aber doch bekennen, (heißt es) daß hier Ausnahmen Platz haben, und daß sich solche sehr entgegengesetzte Farben, wenn sie, um grobe Stoffe zu entwerfen, trübe, gebrochen, oder in verschiedenen Graden des Lichts und Schattens angewendet werden, wohl mit einander vereinbaren lassen. Nach diesen Regeln kann man beurtheilen, welche Farben sich zu den schielichten Taften schicken, die einen geraden Faden von einer Farbe und eine andere Farbe zum Eintrage haben, und dadurch eine dritte Farbe darstellen. Man muß nämlich, um eine Farbe herauszubringen, allemal die zunächst an derselben stoßenden Farben in dem Farbenzirkel suchen; z. E. gelbe und feuerrothe Faden geben orangengelb, blau und roth oder carmosin geben veilchenblau u. s. w.

Der Verfasser kömmt nunmehr im 4. Abschn. auf die Mischung mehrerer als zwoer Farben, welche er die trüben nennt, weil sie etwas mattes haben, und nicht so lebhaft scheinen, als die bisher abgehandelten, welche nur aus zwo Gattungen entstehen. Wir übergehen diese der Kürze halben. Die Benennung derselben hat die größte Schwierigkeit. Man lasse sich z. E. Proben von Tüchern oder seidenen Zeugen geben, der Kaufmann wird

einen vier oder fünf verschiedene Sorten zeigen, die er alle Pompadur nennt. Dieses sollte genauer bestimmt seyn, weil es im Handel, und wenn man eine Farbe beschreiben will, die größte Verwirrung verursacht.

Dieß hat der Verfasser zur Probe mit einer Farbe, nämlich durch Ordnung aller Schattirung von blau, zu bewerkstelligen gesucht. Er stellt auf einer illuminirten Platte 36 Arten vor, die er in 12 Klassen, jede zu drey Arten, eintheilt, und jeder einen besondern, aber doch in Deutschland üblichen Namen beylegt. * Allein so löblich

* Hier ist die Tabelle des Verfassers:

Klassen:	Schattirungen:	
A. a. Weiß.	b. Silberweiß.	c. Milchweiß.
B. a. Blauweiß, (porcellainfarbe)	b. Perlenfarbe.	c. Blaulichtweiß
C. a. Weisl.blau.	b. Silberblau.	c. Wasserblau.
D. a. Mattblau, (glockenbl.farbe.)	b. Graublau, (Hechtblau)	c. Blaßblau, (bleumourant)
E. a. Feinblau, (sächsischblau)	b. Aschblau.	c. Lieblichblau, (azurin)
F a. Himmelblau.	b. Lichtblau.	c. Sapphirblau.
G. a. Lazurblau.	b. Blau, (gemeinblau)	c. Hochblau. (Kornblumenbl.)
H. a. Vollblau.	b. Blankblau, (glänzendblau)	c. Türkisblau.
I. a. Dunkelblau, (franzblau)	b. Stahlblau.	c. Indigblau.
K. a. Beerblau, (dunkelfranzblau)	b. Schlackenblau, (schmelzblau)	c. Braunblau.
L. a. Eisenblau.	b. Wolkenschwarz.	c. Schwarzblau.
M. a. Blauschw. (kohlenschwarz)	b. Sammet-schwarz.	c. Gagatschwarz, (glänzendschw.)

lich und nützlich des Verfassers Absicht ist, so scheint es uns doch, wegen der Sache selbst, daß dadurch der Verwirrung nicht völlig abgeholfen werde, weil es gar zu schwer hält, den Uebergang von einer Klasse zur andern, geschweige die Arten einer Klasse unter sich genau zu bestimmen. Z. E. wenn man die drey Arten der Klasse F. nämlich Himmelblau, Lichtblau und Saphirblau auf der Probekarte bey einander sieht, so unterscheidet man wohl eine verschiedene Mischung, wer wird aber geschickt genug seyn, wenn ihm eine dieser Nüanzen z. E. bey einem seidenen Stoffe oder bey einem Papillon vorkömmt, zu sagen, ob es Lichtblau oder Saphirblau sey, wenn man nicht die illuminirte Charte daneben legt; und selbst da würde es schwer fallen.

Nachdem der Verf. im 5. Abschn. die Ursachen angegeben, warum er die Farben so benennt, so zeigt er im sechsten die Mischungen an, wie sie entstanden. Die erste Reihe hinunter aa. soll sich mehr dem Violetten, welches in dem Farbenzirkel vorhergeht, nähern, und die dritte cc. fällt ins grünblaue, welche im Farbenzirkel folgt. Jenes kann auf dem Papiere mit Ultramarin oder feiner Schmalte nebst dem Bergblau am füglichsten zuwege gebracht und dadurch jeder Grad der blauen Farbe, wie sie an wollenen Tüchern erscheint, nachgeahmt werden. Letzteres wird mit einem geringen Zusatze von aufgelöstem blaulichten Spangrün erhalten. Die mittlere Kolonne bb. soll zwischen den beyden andern, die sich dem Feuerblau und

dem Meerblau nähern, ein genaues Mittel halten. Es könnte dieß mit Bergblau geschehen. Allein, man würde die Abänderungen nicht leicht unterscheiden, und die Farben würden zu lichte ausfallen, deswegen ist grün darzu genommen, um ein trübes Blau hervorzubringen, wovon man in der Natur, zumal bey den Schmetterlingen, viel Nüanzen hat. — Wir müssen die Leser auf alle diese Mischungen selbst verweisen.

Die folgenden Abschnitte werden nunmehro sehr praktisch; und zeigen, was für Materialien gebraucht werden müssen, um die jetzt festgesetzten Schattirungen von Blau in Fresko- Pastell- Oel- und Emailmalerey anzubringen. Sie beweisen des Verfassers praktische Kenntniß in der Chymie, Naturhistorie und in den Handgriffen der Künstler, und enthalten so viel lesenswürdige Anmerkungen, daß wir sie dem Leser selbst zum Gebrauche empfehlen, da sie ohnehin nicht wohl eines Auszugs fähig sind.

Der 7. Abschnitt handelt von der Malerey auf nassen Kalk, bey welcher Gelegenheit von den Farben der Alten und ihrer Malerey kurz, aber gründlich gehandelt wird, vom Theatermalen, der Email- und Pastellmalerey.

Der 8. Abschn. zeigt die blauen Farben an, welche zur Oelmalerey geschickt sind, weil hierzu häufig schwarz gebraucht wird. Der Verf. kömmt bey dieser Gelegenheit auf die schwarzen mit Oel vermengten Farben, welche die Buch- und Kupferdrucker gebrauchen. Daß es auf die Schönheit der Schwärze bey den letztern ankömmt, ist bekannt.

Der

Der beste Meister muß seine Platten verdorben sehen, wenn sie einem ungeschickten Drucker in die Hände gerathen. Hierinn that es Frankreich den Deutschen bisher sehr zuvor; theils war die Ungeschicklichkeit unserer Drucker, theils eine verkehrte Sparsamkeit daran schuld, da man statt des Nußöls das wohlfeilere Leinöl zur Schwärze nimmt, welches bey guten Platten nicht seyn sollte. Ueberdieses erfordert Nußöl mehr Zeit zum Abdrucken, weil die Platte immer warm gehalten werden muß. Der Verfasser rühmt in diesem Stücke die Vorsorge der kaiserl. Akademie, welche fremde tüchtige Drucker dazu verschrieben hat.

Im 9. und letzten Abschnitte werden die Materialien, deren sich die Färber zur blauen Farbe und ihren Schattirungen bedienen, untersuchet. Es fehlt diesem Kapitel auch nicht an einer Menge nutzbaren Anmerkungen, die wir aber um so mehr übergehen, da sie eigentlich nicht für unsre Bibliothek gehören. Am Schlusse können wir nicht umhin, zu wünschen, daß der Herr Verfasser, der hier eine so mühsame Sache unternommen und sie so vortrefflich ausgeführet, fortfahren möge, auch die andern Farben so zu behandeln, weil wir glauben, daß seine Bemühungen nicht bloß angenehm, sondern auch für Künste und Manufakturen von großem Nutzen seyn können.

VI.

Voyage litteraire de la Grece, ou Lettres sur les Grecs anciens et modernes, avec un parallèle de leurs moeurs, par Mr. *Guys*, Negociant, de l'Academie de Marseille. à Paris, chez la Veuve *Duchesne*, MDCCLXXI. Tome I. pp. 420. T. II. pp. 244. med. 12.

Ungeachtet verschiedner sehr schätzbaren Beyträge, welche uns schon manche gelehrte Reisende zur Kenntniß der jetzigen Beschaffenheit Griechenlandes und der daselbst noch befindlichen Reste des Alterthums gegeben haben, sind doch ohne Zweifel diejenigen Nachrichten, welche dem Liebhaber der Kunst und dem gelehrten Forscher interessant werden können, noch lange nicht erschöpft, und besonders die sehr fruchtbaren Vergleichungen, welche man zwischen den ehemaligen und jetzigen Umständen dieses Landes anstellen kann, noch nicht so sehr genutzt, daß uns ein jeder in dieser Absicht dargebotener Beytrag nicht ungemein willkommen seyn müßte. Von dem gegenwärtigen versprach uns freylich der Titel, unsre Erwartung, und die Aufschriften der einzelnen Abschnitte noch mehr, als wir gefunden haben; indeß ist es auch billig, auf den Verfasser selbst und die nächste Bestimmung seiner Briefe einige Rücksicht zu nehmen.

Der

Der Verf. ist, wie auch auf dem Titel angegeben wird, ein Kaufmann, der sich aber, dem Vorberichte zufolge, durch seine Einsichten und Kenntnisse sehr unterscheidet, die schönen Wissenschaften fleißig studirt und schon mehrere Werke geliefert hat. Die nächste Bestimmung dieser Briefe war zum Gebrauche seiner Kinder, die einmal eben diese Reisen thun sollten. Auf Anrathen seiner Freunde übergab er sie dem Drucke. Sie sind an den Herrn **Bourlat de Montredon** gerichtet, und von Konstantinopel aus geschrieben.

Nur ein Theil dieser Briefe gehört für den Zweck dieser Bibliothek, und nur bey diesem wollen wir uns verweilen, um dem Leser das Merkwürdigste derselben anzuzeigen. Wir übergehen daher gleich die zwölf ersten Briefe, welche Anmerkungen über die Griechen überhaupt, ihre bürgerliche und häusliche Lebensart, ihre Kleidertrachten u. s. f. enthalten, die sich ungemein angenehm lesen lassen.

Im **dreyzehnten** Briefe werden die vornehmsten **Tänze** angeführt, welche jetzt in Griechenland üblich sind, und mit denen verglichen, von welchen uns die alten Schriftsteller Beschreibungen machen. Der Verf. verweilt sich hier, wie fast durchgehends, zu sehr bey einer Reihe aus den letztern genommenen Anekdoten, die für sich ganz unterhaltend sind; sed nunc non erat his locus. Gemeiniglich läßt er darüber die Nachrichten, die wir von der jetzigen Beschaffenheit der Sachen erwarten, zu sehr aus der Acht. Auch

fallen die Vergleichungen oft sehr unbestimmt aus, weil er sie auf zu wenig entscheidende Merkmale gründet. So ist es besonders hier mit den Tänzen. Denn es sollte uns nicht schwer werden, nach denen hier gegebenen Beschreibungen beynahe in den Tänzen einer jeden Nation Aehnlichkeiten mit den alten griechischen zu finden, zu geschweigen, daß der Begriff, den wir aus den Beschreibungen der alten Schriftsteller davon abziehen können, doch nicht bestimmt und charakteristisch genug werden kann. — Den eigentlichen kriegerischen so genannten **pyrrhischen** Tanz hat der Verf. nicht mehr bey den Griechen, sondern nur bey ihren Beherrschern, den Türken und den Einwohnern Thraziens angetroffen, bey denen auch jetzt das Wettrennen, die Kampfspiele u. s. f. allein noch üblich sind. „Es scheint also, daß sie bey Unterwerfung der Griechen sie auch gezwungen haben, ihnen alles das allein zu überlassen, was ehemals dazu diente, die Neigung zu kriegerischen Uebungen bey ihnen zu bilden und zu unterhalten.“ (S. 191.) — Einen dem alten jonischen ähnlichen Tanz fand er in Smyrna und klein Asien, wo noch der Geschmack an üppigen und wollüstigen Tanzarten herrscht.

Die übrigen Briefe des ersten Bandes betreffen lauter Materien, welche nicht für unsern Zweck gehören; als: von den Spielen, den Bädern, den Hochzeiten, Begräbnissen, Gräbern und Grabschriften u. s. f. — Vielleicht denken unsre Leser, daß sich doch wohl unter demjenigen, was über die Spiele und Grabmäler gesagt wird, eins und

das

das andre auch für die schöne Litteratur Merkwürdige finden werde; und das erwarteten auch wir. Allein, wir sind in dieser Erwartung betrogen worden, und haben nichts, als theils bekannte, theils gar nicht hieher gehörige und mehr das alte als das neue Griechenland betreffende Anmerkungen gefunden; theils auch müßige Betrachtungen über die Hinfälligkeit aller Dinge, dergleichen z. B. den ganzen Brief anfüllen, der die Aufschrift: **von den Ruinen** hat.

Im zweyten Bande handeln gleich die vier ersten Briefe **von den Künsten**; aber auch hier finden wir wenig neue Bemerkungen. Denn die Lobsprüche auf die Kunst des Alterthums, die Herleitung der griechischen Vortrefflichkeit in den bildenden Künsten, von der Beschaffenheit ihres Himmelsstrichs, ihrer körperlichen Bildung u. s. f. dürfen wir wohl nicht für Dinge ansehen, die dem Liebhaber fremd wären. Uebrigens bestätiget der Verf. das, was ebenfalls schon andre vor ihm angemerkt haben, daß noch itzt in Griechenland ungemein viel weibliche Schönheiten anzutreffen sind. Er äußerte gegen den berühmten **Mariette** die Meynung, die Griechen hätten die Natur näher, als wir in dem Glanze ihrer ersten blühenden Jugend sehen können; wir hingegen sähen nur ihre Runzeln. **Mariette** antwortete sehr richtig: Die Natur altert nicht. Man irrt, setzte er hinzu, wenn man glaubt, die griechischen Künstler hätten nur deswegen so vollkommne Werke geliefert, weil sie gemeiniglich vollkommnere Muster vor Augen

gehabt hätten, als man in denen Ländern antrifft, welche wir bewohnen. Wenn das wäre, so müßte man es an allen griechischen Kunstwerken ohne Ausnahme wahrnehmen können. Man muß nicht glauben, das alte Griechenland habe lauter Meisterstücke geliefert. Was wir noch davon besitzen, ist sehr wenig, und kömmt doch an Menge bey weitem der Anzahl mittelmäßiger Stücke nicht gleich, deren die Zeit geschont hat. An diesen letztern sieht man nichts, was uns die Nachahmung einer nach allen ihren Theilen vollkommenen Natur in die Gedanken bringen könnte. Wodurch gelangten denn aber die großen Künstler des Alterthums dazu, so vorzügliche Arbeiten zu liefern? Bloß durch Geschmack, durch Empfindung, durch einen richtigen Begriff von der wahren Schönheit, durch eine reiche und feurige Einbildungskraft, und durch die glückliche Gabe, dasjenige unverändert darstellen zu können, was ihr Genie noch glücklicher gedacht hatte. So haben in neuern Zeiten ein Correggio, Guido und andre Maler, die so glücklich gewesen sind, den wahren Grad der Schönheit zu erreichen, und davon gerührt zu werden, dieselbe sehr oft bloß in ihrer Einbildungskraft gesucht, und nicht in lebenden Mustern, die ganz gewiß den großen und göttlichen Begriffen niemals entsprochen hätten, von welchen sie beseelt waren. Es ist bekannt, daß Guido, als er jene weiblichen Köpfe malte, die an Schönheit selbst mit der Venus des Alterthums wetteifern, zuweilen nur Frauenzimmer von mittelmäßiger

gelmäßiger Schönheit vor sich hatte; ganz gewiß verfuhren auch die Alten eben so. — Dieß Urtheil, das in vielen Fällen sehr gegründet seyn kann, leidet doch unstreitig im Allgemeinen eine gewisse Einschränkung; unser Verf. verweilt sich daher noch in der Folge bey dem Lobe der griechischen Schönheit; und macht eine Schilderung von den verschiednen Reizen einer jungen Griechinn, und den Gelegenheiten, bey denen sich dieselben am vortheilhaftesten zeigen, die freylich in einem Romane mehr an ihrem Orte seyn würde, als in historischen Briefen, wo sie die Stelle interessanter Bemerkungen vertritt, nach denen der Leser begierig ist.

Auch der fünf und dreyßigste Brief über die neuere griechische Architektur hat nicht genug Erhebliches. Denn von den Ueberbleibseln des Alterthums, die man jetzt noch in Griechenland findet, haben wir schon weit bessere und vollständigere Nachrichten. — Unter den Wasserleitungen gedenkt der Verf. einer nicht weit von Konstantinopel befindlichen, die vermuthlich zu den Zeiten der griechischen Kaiser gebauet ist, und, nach dem Urtheile der Kenner, alles übertrifft, was man noch sonst von dieser Art in Italien und anderswo findet. Die Wasserleitung zu Nismes, die man sonst für das schönste Ueberbleibsel dieser Art zu halten pflegt, hat weder die Höhe noch die Regelmäßigkeit, die jene hat. Der Verf. verspricht sie nach einer genauen Zeichnung, nebst andern in

seinen Briefen erwähnten Denkmälern, in Kupfer stechen zu lassen.

Keiner von diesen Briefen hat unsre Erwartung weniger befriedigt, als der folgende, der von der Musik bey den Griechen und Morgenländern überschrieben ist. Lauter einzelne, grossentheils bekannte Anekdoten aus alten Schriftstellern oder neuern Reisebeschreibungen vertreten hier wiederum die Stelle neuer Nachrichten, und fast möchten wir sagen, daß dieser Brief, so wie die meisten übrigen, eben so gut von Jemanden hätten geschrieben werden können, der das alles nicht so, wie der Verfasser, in der Nähe gesehen haben dürfte, was er zu beschreiben verspricht. — Eins von den neuen griechischen Liedern, welche er einrückt, wollen wir übersetzen:

„Ich kämpfe mit allen möglichen Widerwärtigkeiten, versenkt in einen Abgrund des Unglücks. Verirrt treibe ich auf dem Ocean des Elendes umher; mein zerbrechliches Schiff wird bald untersinken. Widrige, stürmische Winde erheben wider mich die aufgebrachten Fluthen, die mich umgeben; und ich seufze mitten unter einem dichten Nebel. Das empörte und schäumende Meer tönt von lautem Geheule wieder; es antwortet den verdoppelten Schlägen, die aus den Wolken hervor kommen, die sich über meinem Haupte zusammen häufen.“

„Wo werde ich ein wenig Licht finden, um das Land zu entdecken, welches ich verloren habe? Wo werde ich ein ruhiges Gewissen, einen sichern

„Hafen

„Hafen finden, um daselbst meinen Anker werfen zu können? Voll Verzweiflung eile ich zu meinen Segeln, und umfasse den Mast, um mich mit denselben hinabzustürzen, oder zu retten.“

Unter den folgenden Briefen enthält der vierzigste die Nachricht von einer alten Inschrift, die der Verfasser an einem von den Thoren Konstantinopels entdeckt hat. Er theilte sie dem Herrn Peyssonel mit, und rückt hier die von demselben gemachte Beschreibung und historische Erläuterung ein. Sie ist aus den Zeiten des jüngern Kaisers Theodosius, und betrifft einen Triumph des Konstantins, der Präfektus Prätorii war, und dieß Thor mit der angränzenden Mauer erbauete.

Den letzten von allen Briefen hat der Verf. an seine Kinder gerichtet, die er, wie wir schon oben gesagt haben, zu einer gleichen Reise bestimmt hat.

Ungeachtet der Bemerkungen, die wir, vornehmlich in Rücksicht auf die Künste, über diese Briefe überhaupt gemacht; ungeachtet sie für den Gelehrten weit interessanter seyn könnten, so bleiben sie doch eine angenehme und unterhaltende Lektüre, und auch durch die Vergleichung, die der Verfasser zwischen den Sitten der alten und neuern Griechen aus den Schriften der ersten angestellet, für Künstler, die das Costume studiren, und eben keine tiefgelehrte Kenntniß von dieser Nation haben wollen, unterrichtend.

Man hat daher nicht übel gethan, daß man in der Schwickertschen Handlung davon eine Ue-

berseʒung

bersetzung geliefert. Diese ist auch in sehr gute Hände gerathen, und hat, wie wir aus der Zusammenhaltung gefunden, einen großen Vorzug vor dem Originale. Man weis schon, wie die Franzosen bey Anführung und Abschreibung von Stellen der Alten leichtsinnig verfahren, dieß haben wir auch hier gefunden: und selbst die Bekanntschaft des Verfassers mit den alten und neuern Griechen, mit ihren und der Römer Schriften, hat ihn vor eine Menge Fehlern der Unrichtigkeit nicht gerettet. Falsche Namen, unrichtig geschriebene Worte und Beziehungen, übel angebrachte Stellen als Beweise u. s. w.„ Diesen Fehlern, sagt der Uebersetzer in der Vorrede, hat man bey der Uebersetzung gleich im Texte selbst, oder wo solches nicht möglich war, durch eine kleine Anmerkung abzuhelfen gesucht. Hauptsächlich war die Rechtschreibung des alten so wohl als des neuern Griechischen, wo dergleichen angeführet wird, im Abdrucke sehr verstellt und beynahe unverständlich. Man sehe nur die angeführten griechischen Liederchen nach, wo das Maaß in den funfzehnsylbigen gereimten Versen und die Rechtschreibung der Wörter selbst auf das äußerste gemißhandelt waren: Man hat darüber einen gelehrten Griechen zu Rathe gezogen, und sie berichtiget; und da die französische Uebersetzung sehr oft bloß den Sinn überhaupt ausdrückte, aber oft ganz von den Worten abgieng, so hat man sich in der deutschen Uebersetzung ganz an das Original gehalten. Denn die Farbe, d. i. der Ausdruck und die Wendung der Gedanken, scheint in diesem

Falle

Falle so wichtig, und noch wichtiger als der Gedanke selber zu seyn, der unter gleichen Umständen und Leidenschaften bey allen Nationen sich immer gleich ist. Man hat dieses auch bey andern altgriechischen Stellen gethan, wo etwas auf den Ausdruck des Originals ankam, und es nicht gleichgültig war, wie und in welcher Sprache es gesagt wurde. Endlich sind auch die Citata genauer berichtiget worden u. s. w.

Diese Bemühung des deutschen Uebersetzers verdiente also vorzüglich hier noch von uns angezeigt zu werden.

VII.

Homers Iliade, erster Band, Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung, 1771. 234 Seit. 8.

Für den Liebhaber der Litteratur bleibt es immer angenehm, wann er die vortrefflichen Werke der Alten durch die Bemühungen geschickter Ausleger aufgeklärter und durch geschmackvolle Uebersetzungen gemeinnütziger gemacht sieht. Wir sind diese Hochachtung den Schriften der Alten überhaupt schuldig, und der Einfluß, den sie auf den Geschmack haben, machet diese Bemühung noch wichtiger. Daß aber Homer, als der erste Dichter, diese Achtung vorzüglich verdiene, dürfen wir wohl

wohl hier in Deutschland, wo wir keine Perraults haben, nicht erst sorgfältig beweisen. Seine mannigfaltigen und eigenthümlichen Schönheiten haben ihm nicht nur in allen Jahrhunderten eine große Menge von Lesern und Bewunderern, sondern auch in den neuern Zeiten von Uebersetzern verschafft. Die Begierde, den Homer zu lesen, wurde bald so allgemein, daß in kurzer Zeit die Anzahl der letztern den noch so geringen Haufen seiner Ausleger weit übertraf. Für den beobachtenden Gelehrten, der nicht nur die Geschichte von der Kultur seines Vaterlandes, sondern auch die Schicksale der Wissenschaften bey fremden Nationen studirt, muß es die angenehmste Beschäfftigung seyn, die verschiednen Bemühungen verschiedener Völker in der Uebersetzung eines einzigen Dichters genau gegen einander abzuwägen, und den verschiednen Werth derselben mit Geschmack und Einsicht zu bestimmen. In dem Genie und dem mechanischen Baue einer jeden Sprache finden sich Ursachen, warum diese oder jene weit bequemer und geschickter zu Uebersetzungen der Alten ist, als eine andre. Denn so sehr auch gewisse Eigenschaften allen Sprachen gemein sind; so ist es doch gewiß, daß die eine weit biegsamer und geschmeidiger ist, als die andre, und daß sich in diese fremde Gedanken und Ausdrücke weit leichter übertragen lassen. So ist z. B. unsre und auch die englische Sprache gewiß zu Uebersetzungen weit geschickter, als die französische. Die Ursachen fallen, auch bey einer flüchtigen

tigen Betrachtung über die Natur einer jeden, leicht in die Augen. Aber woher kömmt es gleichwohl, daß wir noch so wenig gute Uebersetzungen in unsrer Sprache haben? Der Fehler lag gewiß darin, daß vormals die Gelehrten unter uns ihre Muttersprache verachteten, und diejenigen, die sich darinnen übten, zu wenig Kenntniß der gelehrten Sprache hatten. Jetzt, da die Gelehrten es nicht mehr unter ihrer Würde zu halten anfangen, in ihrer Muttersprache zu schreiben, haben wir die angenehme Hoffnung, auch bessere Uebersetzungen der Alten zu bekommen. Schon hin und wieder ist dazu ein glücklicher Anfang gemacht, und wir dürfen die obangezeigte Uebersetzung wohl auch dazu rechnen.

Wir wollen dem Leser mit dem Werthe derselben bekannt machen. Wir sind weit entfernt, dem Verfasser Vorwürfe zu machen, daß er in Prosa übersetzt, ob wir gleich wissen, daß die Harmonie des griechischen Verses auch durch die wohlklingendste Prosa niemals ganz erreicht werden wird. Wir beurtheilen dahero den Uebersetzer als Prosaisten; und hier müssen wir ihm schon das Lob geben, daß er meistens in den Sinn seines Originals eingedrungen, daß er größtentheils richtig, ja selbst oft stark und harmonisch übersetzt habe, daß also diese Uebersetzung, im Ganzen genommen, gut und für die meisten Leser sehr brauchbar seyn kann. Im Deutschen wissen wir jetzt wenigstens ihm keine an die Seite zu setzen. Einige wenige Exempel werden solches beweisen. So scheint uns gleich

die Stelle im ersten Buche, wo Achilles bey seinem Zepter schwört, sehr gut übersetzt zu seyn. „Ich sage dieß, und schwöre noch einen großen „Swur dazu; bey diesem meinem Scepter schwöre ich, welcher, da er er einmal seinen Stamm „auf dem Gebirge verlassen, und ihn das Messer „seiner Blätter und Schaale beraubt hat, nie „wieder Knospen gewinnen und Blätter und Zweige treiben wird; den jetzt die Richter der Achiver, die Jupiters Gesetze handhaben, in den „Händen tragen; bey dem schwöre ich: — ein „theurer Schwur ists — einst werden die Söhne „der Achäer ꝛc. Wir übergehen noch einige vorzügliche Stellen, die wir aus dem dritten und vierten Buche, als S. 46, 69 und 74 angemerkt hatten; und wollen nur noch eine Stelle des sechsten Buchs anführen. S. 119. „So sprach er, „(nämlich Hektor mit seiner Gemahlinn) und „streckte die Arme nach seinem Sohne aus; aber „der Knabe scheuete den Anblick seines Vaters, „das Erz und den Mähnenbusch, der den Helm „fürchterlich herabwallte, und schmiegte sich weinend an den Busen der Nähreriun. Da lächelte der Vater und die zärtliche Mutter; Hektor nahm den strahlenden Helm vom Haupte, und „legte ihn auf die Erde, küßte den kleinen Sohn, „wiegte ihn sanft in den Armen, und flehete Jupitern und allen Göttern: Zevs, sprach er, und „ihr Unsterblichen alle, laßt diesen meinen Erzeugten, wie mich, unter den Trojanern berühmt, „muthig und stark werden, und mächtig über Ilium „herrschen!

„herrschen! Einer, der ihn einst aus dem Streite
„kehren sieht, sage: er ist tapferer, als sein Va-
„ter war! Blutigen Raub trage er vom erschla-
„genen Feinde zurück, und die Mutter freue sich
„seiner! Er sprachs, und gab den kleinen Sohn
„wieder in die Hände seiner geliebten Gemahlinn ꝛc.
Das kurz darauf folgende Gleichniß, das der Dich-
ter bey Gelegenheit des Paris macht, wo er ihn
mit einem muntern Rosse vergleicht, das stolz in
seiner Schönheit sich bäumt, den Nacken, von der
Mähne umflattert, munter empor wirft, hat uns
in der Uebersetzung eben so wohl gefallen. Wir
empfehlen auch noch einige übersetzte Gleichnisse
aus dem zwölften Buche, als S. 221, 224,
228 und andre Stellen mehr zum Nachlesen. Un-
sre Leser werden aus diesen leicht sehen, daß der Ue-
bersetzer an einigen Orten, wo er aufmerksam ge-
nug war, sehr gut übersetzt hat. Indessen ist er
selbst viel zu bescheiden, als daß er seine Ar-
beit von allen Fehlern der Nachläßigkeit frey
sprechen sollte. Die meisten sind theils aus
der Wahl gewisser Wörter, theils aus der harten
und ungewöhnlichen Stellung ganzer Redens-
arten und Perioden entstanden. Der Ver-
fasser scheint es selbst empfunden zu haben, wann
er in seiner Zueignungsschrift gesteht: „daß seine
Rede noch nicht griechisch genug binde.“ Eine
mehrere Ausbildung und Befeilung würden
ihn meistens diese Fehler haben vermeiden lassen.
Die Sprache des Uebersetzers ist an vielen Orten

 noch

noch nicht rein, nicht gut genug gewählt und gehörig ausgebildet: Ja bisweilen scheint es uns, als ob er das eigentliche Wort, daß sich ihm gleich bey der Uebersetzung darbieten mußte, mit Fleiß verworfen, und ein weniger gebräuchliches und unbekannteres Wort gesucht habe, um ihm vermuthlich ein poetischer Ansehn zu geben. Wir wollen einige aus dem ersten Buche hier anführen. S. 15. „Dem Apollo zu Ehren, der ob ihrem Gesange „sich freuete. S. 3. „Ist aber ein mächtiger König einem geringern Manne einmal aufsäßig. Weit natürlicher klingt uns hier die wörtliche Uebersetzung des Wortes χώσεται: „Zürnt aber ein mächtiger König einmal auf den geringern" rc. Auf eben der Seite hat der Verf. die Worte des griechischen Textes V. 83. σὺ δὲ φράσαι, ἔι με σαώσεις, zu schleppend also übersetzt: „Darum sage, ob „du unbeschadet mich bewahren willst? War es nicht leichter: „Darum sage, ob du mich schü„tzen willst?" S. 4. Sondern um des Priesters willen, den Agamemnon verunglimpfte. Warum nicht das bekannte Wort, beschimpfte? S. 16. Du hast ja nichts zu befahren, warum nicht zu befürchten? S. 164. Damit auch andre Achäer ihn anfeinden, warum nicht hassen? S. 115. Mit Fug Vorwürfe machen, ist wohl weiter nichts, als gerechte Vorwürfe machen? Das feiste Pythia für das fruchtbare hat uns S. 6. auch nicht gefallen; denn das griechische Wort ἐριβώλαξ ist wohl eben das, was bey dem Virgil campus

glebo-

glebosus ist, fruchtbar. Am allermeisten aber hätte sich der Uebersetzer vor solchen ungewöhnlichen Worten in jenen sanften Stellen hüten sollen, wo der Grieche selbst die leichtesten Worte wählte. So hätten wir z. E. die zärtliche Anrede der Thetis an ihren Sohn Achill nach dem Griechischen des 362. u. folg. V. ganz simpel so übersetzt: „Warum weinst du, mein Sohn? Warum bist du so betrübt? Sage es, verschweige nichts, damit wir es beyde wissen.“ Unserm Uebersetzer schien vielleicht das griechische Wort κλαίειν zu plan und deutlich. Daher übersetzte er: „Sohn, **was stöhnst du?** Warum beklemmt Schwermuth dein Herz? rc. Kurz vorher steht auch noch ein besondres Wort, nämlich, **urplötzlich.** Oft aber liegt auch das Unnatürliche nicht in einzelnen Worten, sondern in gewissen eignen, aber ungewöhnlichen Wendungen. Besonders hat der Uebersetzer durch Häufung der Participien manche Perioden schleppend und unangenehm gemacht. Z. B. S. 16. „Achilles nährte noch fort, bey seinen Schiffen ru„hend, den Zorn im Herzen — und wünschte „sehnend Geschrey und Krieg. S. 18. „Er „sprachs, und die schönäugigte Juno fürchtete „sich, und saß gebeugt im Herzen schwei„gend da. Außer dem Uebelklange der beyden Participien ist auch der Sinn der griechischen Redensart nicht getroffen. Das ἐπιγνάμπτειν κῆρ ist nichts mehr, als κάμπτειν κῆρ, d. i. flectere animum in aliam sententiam, und bedeu-

tet das, was bey den guten Griechen, als dem Xenophon, das μετανοεῖν ist. Der Scholiast setzt dafür: πραΰνειν, emollire, placare animum, sich beruhigen. S. 117. ist eine gute Stelle durch ein übel angebrachtes Participium verunstaltet worden: „Wie bald werden die Achäer, „alle in dich einen wüthend, dich ermorden!“ Warum nicht mit vereinter Wuth? Einige kleine Unrichtigkeiten wollen wir bemerken, um unsere Aufmerksamkeit zu zeigen. In dem ersten Buche V. 146. scheint uns ἔκπλαγος unrichtig durch furchtbar übersetzt zu seyn. Es heißt mehr admirandus, und ist ein Lob des Mannes, den man ἔκπλαγον nennt. Die horrenda Sibylla im VI. Aen. ist nichts mehr als veneranda. Es ist dieses selbst die Sprache des Orients gewesen, deren Spuren wir am meisten in diesem Dichter antreffen. Denn das Wort furchtbar druckt bey den H. Schriftstellern den Begriff des Grossen und Bewunderswürdigen mit aus. So wird Gott in den Psalmen an den Orten, wo seiner Güte Erwähnung geschieht, נוֹרָא genannt, welches unmöglich durch terribilis, sondern durch admirandus zu übersetzen ist. Hesychius erklärt ἐκπλαγῶς auch durch egregie und mirabiliter. Ferner haben wir gefunden, daß der Uebersetzer in Ansehung der Beywörter nicht allemal genau und sorgfältig gewesen ist. So ist οἶνος αἴθου durch schwarzen Wein übersetzt worden. Der Scholiast sagt weit richtiger, λαμπρὸς, καυστικὸς, glänzenden

zenden Wein. Daß dieses Wort wirklich diese Bedeutung habe, könnten wir mit vielen Beyspielen erläutern. Plutarch im VI. Symp und Eustathius geben die Ursache von dieser Benennung an. In einer Stelle gleich aus dem Anfange des ersten Buchs S. 6. vermissen wir den Sinn des Originals. Es ist der 170. und 171. V. „Darum will ich nun wieder nach „Phtia: mir deucht es ersprießlicher, mit den „Schiffen heimzuziehn, als hier, wo ich ungeehrt „bleibe, das meine selbst aufzuopfern.“ Die griechischen Worte sind:

οὐ δέ σε οἴω

Ἐνθάδ' ἄτιμος ἐὼν, ἄφενος, καὶ πλοῦτον ἀφύξειν;

und müssen natürlich so übersetzt werden: „Auch du wirst hier, wie ich glaube, nach meiner Beschimpfung weder Schätze noch Reichthümer sammlen.“ Selbst der neue französische Uebersetzer, Herr Bitaube, der sonst den Sinn seines Originals nicht allemal genau ausdrückt, hat diese Stelle ziemlich getreu übersetzt: „après cette cruelle „insulte ne crois pas recevoir içi de nouveaux „honneurs, ni recueillir de nouvelles richesses. S. 19. wo Vulkan den Göttern den mit Nektar gefüllten Pokal reicht, glauben wir nicht, daß ἐνδέξια mit Clarken von der Rechten an zu übersetzen, sondern vielmehr geschickt, mit Anstand. Denn wer weiß nicht, daß die Neutra bey den Griechen sehr oft adverbialiter stehn?

Doch diesen und andere kleinen Fehlern wird der Herr Uebersetzer durch eine fleißige Befeilung bey einer neuen Ausgabe leicht abhelfen. Und sollte er, wie wir wünschen, uns bald die zwote Hälfte der Iliade liefern, so würden wir ihn rathen, statt aller künstlich gewundenen Perioden den natürlichsten Gang unserer Sprache zu wählen: jene erhabne Einfalt und kunstlose Leichtigkeit des griechischen Dichters nicht durch ungewöhnliche Worte zu verdrängen, und den Gedanken des Originals in der Uebersetzung die gehörige Ausdehnung zu geben, nie sie ohne Noth zu erweitern, und eben so wenig zusammen zu drängen. Gesetzt auch, daß diese Uebersetzung niemals die Kopie eines Gemäldes werden dürfte, welche die Stelle seines Originals vertreten könnte, so kann sie doch wenigstens durch gehörige Verbesserungen den Werth eines getreuen Kupferstichs erhalten.

VIII.

Ueber die Gemäldeausstellung der Akademie der bildenden Künste in Dresden, am 5. März 1770, im Verfolg der im vorigen Stücke enthaltenen Beschreibung vom Jahre 1769.

So weit hatte ich die Beschreibung der (1769) Gemäldeausstellung entworfen. Vergeblich ersuchte ich meinen Freund, um sein Urtheil darüber. Eine kleine Reise hatte ihn entfernt, und immittelst war eine neue Gemäldeausstellung am 5. März 1770 herangerückt. Gut, dachte ich, nachdem ich solche besucht hatte, jetzt kann ich zugleich, wenn mein Freund wiedergekommen, seine Meynung von des Herrn Hütin historischem Gemälde, wie Elisa den Sohn der Sunamitinn erweckt, und von einem andern Gemälde, das ein sitzendes Mägdchen vorstellt, vernehmen. Von dem Amor des Herrn Casanova, und der Liebe des Volks vom Herrn Oeser, einem zwar nicht ausgeführten, aber wohlgedachten Gemälde, darinn eine Frauensperson, wie eine Caritas, von Kindern umgeben, diesen das Bild des Churfürsten vorhält, wird mir mein Freund ebenfalls seine Gedanken sagen; so wie von des Herrn Knöflers Euterpe, und von des Herrn Dieterichs zwo Landschaften mit Wasserfällen im Mittelgrunde. —

In einem dieser letztern stürzt sich das Wasser an zween unterschiedenen Orten des Felsen linker Hand herab, auf welchem Gebäude zu sehen sind. Aus einer fast ähnlichen im Jahr 1744 radirten Landschaft des Künstlers wird man diese Partie oder auch aus einer Gegend um Rom *) kennen, die derselbe wieder bey einer dieser gemalten Landschaften angebracht hat. Die Heerden des Horn- und Wollenviehes dienen in diesen beyden nunmehr in der churfürstl. Gallerie befindlichen Landschaften zur Staffirung; in den beyden felsigten Landschaften unsers Roos geben sie ihm gewöhnlichermaßen das Hauptwerk ab. Angenehm ist es für manche Liebhaber, wenn der Künstler, so bald er der Landschaft- wie der Thiermalerey mächtig ist, mit Unterordnungen dieser Art wechselt. Jacob Ruisdael war an die Landschaft gebunden, und die Staffirung in der Landschaft oder die Jagd in dem Walde, dessen Stich uns Herr Zingg diesesmal zu sehen gegeben, ist von Adrian van den Velde.

Das Bildniß des Herrn Kabinetsministers, Grafen Einsiedel, dem die Akademie so viel zu verdanken hat, war, wie man spricht, ähnlich zum reden, und die gelassene Stellung und die Kleidung ohne Pracht und Geräusche sollten, wie es scheint, das Urbild mehr nach dem Innern, als nach den äußern Vorzügen abbilden. Mehrere

Frey-

*) Im Jahr 1743 war er in Rom. Die Landschaft mit einer Höhle und einem eingemauerten Steine zur Inscription über dem Eingange, ist nach der Natur in Kärnthen genommen.

Freyheit hatte der Künstler (und wer erräth hier nicht unsern Graff?) an einem Kniestücke gehabt, das den Herrn Kammerherrn, Grafen von Dallwitz, einen Freund der Künste, sitzend vorstellt. Das Bildniß des königl. spanischen Minister-Resident, Herrn d'Onis, gehört an Aehnlichkeit, Rundung und Wahrheit mit unter die besten Gemälde des Künstlers.

Madame Weydmüllerinn hatte ein hinter Glas gemaltes Blumenstück ausgestellt, das den Eindruck ihrer vorjährigen Nachahmung des Johann von Huisum nicht bey mir verdrang, aber vielen, als ein Original, noch mehr gefallen mochte. (Es ist wegen ihrer auf höchsten Befehl geschehenen Aufnahme bey der Akademie geblieben.) Unsere neuern Reisenden werden sich bey dieser Gelegenheit der Bemühungen des Fürsten San-Severo in Neapolis, (Journ. encycl. Dec. 1768. T. VIII. part. II. u. Hrn. D. Volkmanns Hist. krit. Nachr. von Italien B. III. S. 97.) andere aber der Schrift des Herrn le B*** erinnern, der sowohl einen Traktat von der Malerey auf Glas unter der Feder gehabt, als den Essai sur la Peinture en mosaique (à Paris chez Vente 1768 in 12.) wirklich geschrieben hat. Der englische Maler Godfroy in Paris ahmet eigentlich den Geschmack der alten Kirchfenster nach: mit welchem Glücke, kann ich nicht sagen. Wenn einmal eine kleine Ausschweifung vergönnt, und es erlaubt wäre, den Herausgeber der n. Bibl. der sch. Wiss. Ihm selbst zu citiren, (XI. B. S. 294) so würde der noch le-

(vielleicht mit unter auch nach einigen andern Meistern, die in diesem Geschmacke gearbeitet haben) für einen Engländer, Herr Gaven, unter Händen. Des Herrn Zucchi beyde Kupferstiche, die Buße und die letzte Oelung nach Crespi beschlossen das ganze Werk: es lag auch gebunden auf einem Tische ausgebreitet.

Meine Aufmerksamkeit vermehrte sich bey dem schon erwähnten Jacob Ruisdael. Ein Wald, (die Jagd) Bäume verschiedener Art und deren Verbindung, deren Wiederschein im Wasser nach eben so verschiedenem Abstande, eine im ganzen Gemälde ausgebreitete Dämmerung durch angenehme schleichende Lichter unterbrochen, die den stillen Beobachter vergnügten; alles dieses mochte dem Herrn Zingg, in Vergleichung mit andern von ihm herausgegebenen Landschaften, doppelte Schwierigkeit vorgelegt haben. Diese zu überwinden war des Unternehmers würdig. Einige wünschten, Herr Zingg möchte von seinem ersten Vorhaben, unsere ersten Erwartungen an einem Claude Lorrain zu erfüllen, nicht abgegangen seyn. Sie setzen voraus, daß die Gemälde des Malers mit den Stücken, darinn der Kupferstecher schon so viel Stärke gezeigt, mehrere Verwandtschaft, und für ganze und halbe Kenner Reizungen habe. Ich muthmaße bloß einen Aufschub: die Freunde des Claude Lorrain werden nur für ihr Verlangen etwas später befriediget werden.

Einer von Herrn Boetius nachgeahmten Zeichnung mit der Feder, Cimon und Pero, ist schon

schon in der n. Bibl. der sch. Wiss. *) Erwähnung geschehen. Dem Gerhard Segers, einem Lehrlinge des Rubens, ist diese Zeichnung nach der Ueberlieferung beygemessen; des letztern Schule kann man hier nicht verkennen. Ist der Gedanke ursprünglich, so ist die Zeichnung von Rubens selbst; wo nicht, so hat wenigstens ein Gemälde des letztern dem meisterhaften Lehrlinge zum Urbilde gedient. Ein in Wien **) für Jacob Jordans und in Düsseldorf †) für Rubens hängendes Soldatenfest giebt einen ähnlichen Anstand. Aber ein mit jener Zeichnung in der Stellung und Anordnung der Figuren vollkommen übereintreffendes Gemälde von Rubens ist von C. v. Caukerken sehr gut in Kupfer gestochen. ††) Der Kupferstich zeigt dieselbigen Gegenstände, nur von einer andern Seite, als in der Zeichnung oder deren gegenwärtigen auch in diesem Stücke genauen Nachahmung.

Herr Boetius, dessen Fleiße die zunehmenden Jahre keinen Abbruch thun, (und dieß kann man auch von dem in seinem 66sten Jahre damals stehenden Herrn Zucchi sagen) ist noch immer geneigt, durch Vermittelung seiner Kunst frühere

und

*) 10. B. 1stes St. S. 131.

**) Auf der kaiserl. Gallerie, die in Kupfer ausgeht.

†) In der churfürstl. pfälz. Gallerie.

††) Alex. Voet jun. und Wilh. Panneels haben auch die Geschichte von Cimon und Pero nach Rubens in Kupferblättern herausgegeben.

und spätere Zeichnungen des Herrn Dieterichs zu vervielfältigen. Zu jenen gehört ein Bacchantenköpfchen, nach des Herrn Dieterichs Zeichnung, so er im zwölften Jahre gemacht hat; und zu den spätern Werken dessen blinder Bettler nach mehrerwähnten Künstlers Originalzeichnung mit dem Holzstock und dreyen Farben, schwarz, weiß und gelb dargestellt.

Die schönen architektonischen Risse des Herrn Hofbaumeisters Krubsacius und des Herrn Ritters in Bern unterhielten die Aufmerksamkeit mehr, als eines Kenners dieser angenehmen, nunmehr hier blühenden Kunst, die mit den schönsten Verhältnissen vertraut, auf Grundsätze und Erfahrungen gebauet, und, wo es nöthig, durch mannichfaltige Hülfsmittel der Natur- und Größenlehre aufgeklärt, das bloß Empirische gewissen Aerzten und denen, die ihnen in der Baukunst gleichen, überläßt. — Ich berühre es nur im Vorbeygehen. — Wie aber, wenn in der Malerey — denn die Materialien der Bauleute muß wenigstens der Baumeister kennen — wie wenn der Maler weder die Mischung freundschaftlicher Farben, noch die Kunstgriffe ihres Auftrages versteht, mit welchen er doch ewige Werke, Gemälde für die Nachkommen, auf die Tafel zu bringen sich vornimmt? Unter seinem Pinsel ersterben gequälte Farben wie Blumen in erhitzten fieberhaften Händen. Ich verließ das Zimmer, schickte noch einen Blick auf des Herrn Graffs Bildnisse, und gleich beym Eintritte in dem ersten so genannten leipziger

ger Zimmer fand ich, oder vielmehr belauschte ich meinen Freund.

Fast erstaunt stund er hier vor einem Kupferstiche, über welchen aller Stimme nur Eine Stimme ist, vor der Artemisia des Herrn Bause nach Guido. Mir war es lieb, meinen Freund, der, bey aller Vertraulichkeit mit Werken der Kunst, insgemein nur von bildenden Künsten, insofern sie das Gewerbe beleben, und allgemeinen Nutzen stiften, mit einer Art von Begeisterung spricht, in derjenigen Fassung einmal selbst angetroffen zu haben, die er mir mehrmals für die Güte eines Kunstwerks als entscheidend angegeben, die aber mit dem Kaltsinne, womit er so manches gerühmtes Gemälde ansah, nicht wohl zu vereinigen war. Der patriotische Eifer hat in jenem Fall lautere, die Entzückung über ein Kunstwerk stillere Rechte an unserm Gemüthe. Ich erinnerte meinen Freund an beyde — So könnte ich aber auch, wenn es hier anders der Ort wäre, die lauteren geltend machen, erwiederte mein Freund, indem er auf verschiedene Vignetten des Herrn Geysers, zum Diogenes und zu andern Büchern wies — Die Bemühungen der leipziger Künstler, unter Aufmunterung einsichtsvoller Buchhändler, die Bücher zu verschönern, haben gleiche Verdienste um den Geschmack und um einen neuen Handlungszweig. Vielleicht finden andere Buchhändler ihre Rechnung nicht bey Verschönerung der Bücher, wenn sie zugleich vertheuert werden. Möchten sie

daher

daher nur jenen überflüßigen Zierrath, so bald er elend ist, so bald er zu jenen Kupfern in schlechtern Verhältnisse steht, als die Holzschnitte zu der schönen Melusina, zu den Holzschnitten, die ehemals Herr Gesner zu seinen Idyllen angegeben hat; möchten sie dieses Spielwerk doch nur gar weglassen. — In der besten Welt will freylich der unwissende Künstler auch leben. Er setze nur denjenigen Theil des Erdbodens, den er in eine Vignette bringen will, weder auf Muschelwerk, noch auf Wandconsolen: und arbeite dann immerhin; der gute Geschmack wird doch endlich den schlechten überleben. Dann wird auch selbst ein so wohl gerathnes Bildniß, als das Bild des berühmten Malers Seybold von Herrn Geyser, für eine Monatsschrift von keiner unerwarteten Schönheit seyn. Die geistigen Drucke in demselben rechtfertigen den Wunsch, noch mehr in dieser Art von Herr Geysern, und selbst nach Seybold zu sehen, der mehr als bloß fleißige Köpfe auf dennerische Art malen konnte. In Rembrand- oder spagnolettischen Geschmacke haben seine Schatten diejenige Klarheit, die dem Kupferstecher die Vorsichtigkeit auflegt, aber ihn auch mit mehrerer Lust arbeiten läßt, als wo gar zu körperliche Farben so genannte taube Stellen im Schatten und dessen Nachahmung wirken.

Hierauf verglichen wir an der Artemisia die Züge, dergleichen sich Strange eigen gemacht zu haben schien, mit derjenigen Manier, womit das darne-

ben

ben stehende Bildniß unsers nunmehr verewigten Rabeners kurz vorher von Herrn Bause behandelt worden. Der eine bewunderte die Biegsamkeit des Geistes und der Hand des Künstlers, ein anderer sah ihn im Geiste in das historische Fach übergehen, und Uebungen im Zeichnen nach der Natur, jeden Umdreher, jeden sichtbaren Muskel in den Figuren der historischen Gemälde aufs neue beleben. Ich gebe es zu, ich wünsche es so gar, sagte ich meinem Freunde, wenn es bloß ein Wechsel, und kein Zusatz der Arbeit für den unermüdeten Künstler ist. Den fleißigsten schickte ich oft lieber, selbst der Kunst zum Vortheile, wenn es von mir abhienge, drey Wochen aufs Land. Den heitern griechischen Himmel, den uns Winkelmann für die Kunst mit Recht rühmt, müssen wir in Sachsen nicht vermissen; weil selbst der Himmel griechisch wird, wo nur erst die Künste blühen. —

Unser Gebirge könnte, so bald nur erst der Geschmack der griechischen Kunst unsere bildenden Künstler beseelte, in Ansehung des zu Statuen brauchbaren weißen Marmors für Deutschland, wenn wir uns einmal auf Vergleichungen einlassen wollen, ein zweytes Paros seyn. Von dem nachher verstorbenen Herrn Professor Coudray war zwar diesesmal nichts ausgestellt; es war aber, nach einzelnen Proben, der Marmor von Grünhayn vorläufig von ihm untersucht worden. Er schätzte denselben, wenn er anders in großen Stücken so gut als in kleinen ausfiele, dem von Carrara wenigstens

nigstens gleich. *) Diese großen Stücke liefert jetzo das, jenem Orte benachbarte Crottendorf; und, vermöge einer der Beförderung der Kunst beytretenden höchstrühmlichen Verfügung, ist auch der Preis dieses Marmors, wo er gebrochen wird, auf die Hälfte herunter gesetzt worden. Ich erinnere dieses nur bey Gelegenheit des Modells, das Herr Schlegel zu einem Monumente für den unlängst verstorbenen stillen und verborgenen Wohlthäter vieler

*) Zu Enzweyhingen, eine halbe Stunde von Vaysingen, im Würtembergischen gelegen, bricht man einen durchsichtigen Marmor mit der gelben Folie, welchen im Jahre 1754 viele Marmorierer in Rom für Alabastro Orientale hielten, und den Palm 50 Scudi sollen geschätzt haben. Ein in eben diesem Jahre dem berühmten Kenner der Alterthümer, Borrioni, von einem Reisenden gezeigtes Stück Marmor von Mühlader, anderthalb Stunde von Vaysingen, bekam den Namen Lumachello orientale antico. Borrioni glaubte nicht, daß es große Stücke davon gäbe. Das Gegentheil ist gewiß, und kann auch dadurch, daß, vermuthlich vor eingezogener Nachricht von dem Werthe dieses Marmors, ein über zwo Meilen langer Damm davon gemacht worden, bewiesen werden. Nur in Rücksicht auf Werke der Kunst, wenn deren Beförderung eine genauere Kenntniß solcher Schätze Deutschlandes erfodern sollte, auch da die Stücke allemal vorgezeigt werden könnten, hat diese Anmerkung hier Platz gefunden.

vieler Nothleidenden, den Grafen von Hoymb auf Droyßig, diesesmal im leipziger Zimmer ausgestellet hat. Der würdige Charakter dieses Herrn, und die Geschicklichkeit, die sich Herr Schlegel erworben, in Marmor zu arbeiten, erzeugten bey mir den Wunsch, dieses Werk von inländischem Marmor zu sehen.*) Die Erfindung, so Herr Dir. Oeser angegeben, zielte auf mehrere menschenfreundliche Eigenschaften: (wie schwer wird es, hier kurz zu seyn!) An dem Fußgestelle der Pyramide, daran das Bild des verstorbenen Grafen war, sah man die Religion und Mildthätigkeit stehend: ein alter Mann, eine halb liegende Figur, wagt auch einen Palmzweig ans Monument zu bringen — Denkmäler dieser Art empfehlen den Erfinder den Marmor des Landes, und die Hand, die ihn geschickt verarbeitet. — Durch Kunst und Geschmack in verkäuflichen Kunstwerken hat sich manches Gewerbe empor geschwungen, zum Vortheil derer, die oft nur vom Gewerbe reden. Umgekehrt würde ohne Betrieb der Handlung mancher Zweig der Kunst in dem ersten Keim erstickt seyn. Zu beyder Geselligkeit und Achtung scheint die Natur eingeladen, oder wenigstens die wechselsweise Abhängigkeit das erste Band geknüpft zu haben. Ich setze diese und ähnliche Anmerkungen auf Rechnung meines alten Freundes, als er das Gesehene auf dem Rückwege mit mir wieder überlief. Für diesesmal, (denn wir waren noch im

 so

*) Auch dieser Wunsch ist glücklich erfüllet, und dieses Monument im vergangenen Jahre auf der gräfl. Hoymbischen Herrschaft Droyßig in der Kirche errichtet worden.

so genannten leipziger Zimmer,) führte er mich zu gewissen auf Tuschart in Kupfer nachgeahmten Zeichnungen.

Solche neue Erfindungen — für uns sind sie es wenigstens — und die Herbeyziehung fremder Künstler sind abermals Früchte einer blühenden Kunst. Zu jenen, nicht ohne Rücksicht auf den Vertrieb, gehören die Versuche zweener geschickter Künstler in Leipzig, unter Anleitung des Herrn Dir. **Oesers**, die Manier des le **Prince**, seine Zeichnungen in ihrer vollen Kraft auf Kupferplatten zu vervielfältigen, auf mehr als eine Weise nachzuahmen. Der erste Versuch des Herrn **Dauthe**, eines geschickten jungen Baumeisters, war eine Landschaft mit Gebäuden und Bruchstücken nach **Breenberg**. Herr **Gottlob** hatte eine Landschaft nach **Rembrand** gewählt. *)

Wie aber die Herbeyziehung fremder Künstler? — der fast neunmonatliche Aufenthalt eines königl. dänischen Malers und Pensionairs des Herrn **Cornelius Hoyer** in Dresden, wird hier nur berührt: der Aufenthalt des Künstlers ist aber hinlänglich gewesen, seinen in Frankreich und Italien in der angenehmsten Miniaturmalerey erworbenen Ruhm auch in unsern Gegenden zu bestätigen. Er ist so wohl bey der hiesigen, als auch bey der königl. dänischen Akademie der Künste als Mitglied, besonders auch bey jener, wie er gesucht, als Rath aufgenommen worden. **) Gegen-

*) Siehe 10. B. 2tes St. S. 332 und 33 dieser Bibl.

**) Sein aus Copenhagen hergesandtes Receptions-stück

Gegenwärtig zeichnete sich in dem leipziger Zimmer eine Miniatur von Herrn **Füger** aus Heilbrunn, der sich damals in Leipzig, der Akademie wegen, aufhielt, *) vorzüglich aus. Es war das den Gelehrten doppelt willkommne sehr ähnliche Bildniß des berühmten Herrn geheimen Raths von **Segner** in Halle, in einem nächtlichen Anzuge, warm, harmonisch und verschmolzen gemalt: Eigenschaften, die solchen sonst richtig gezeichneten Bildnissen den Werth eigentlicher Kabinetsstücke geben können. Es ist dieses die so genannte geschwemmte und dem äußerlichen Scheine nach der zärtesten Oelmalerey ähnliche Manier, welche vorgedachter Herr **Hoyer**, und in Wien der Herr **Alwen** **) mit Vorzug sich eigen gemacht haben, und welchen einige in Dresden folgen.

stück soll dem Verlaut nach die Psyche, wie sie den schlafenden Amor beleuchtet, vorstellen, der Amor soll in einer schönen Verkürzung liegen, und das Bild ist dem durchlauchtigsten Beschützer der Akademie überreicht worden.

*) Gegenwärtig ist sein Aufenthalt in Dresden, wie im vorigen Stücke der n. Bibl. angezeigt worden. Er hat den ersten Grund bey Herrn Guibal gelegt, der, als ein Zögling des Herrn A. R. Mengs, dessen Schule, als Direktor der herzogl. würtemberg. Akademie in Ludwigsburg, mit Ruhm fortpflanzt. Herr **Guibal** ist aus Lothringen. Sein Vater war ein Bildhauer.

**) Er ist, so viel wir vernommen, aus Wien gebürtig,

Der Verfertiger jenes Miniaturbildes und Herr **Mechau** hatten zwo reiche Zusammensetzungen, Zeichnungen von einer Größe, gleichsam um die Wette ausgearbeitet. Vom Herrn **Füger** war die Kreuzigung, und die Vorstellung des Heilandes schien der vom Bynäus untersuchten Geschichte gemäß. Wegen eines Crucifixes, das **Philipp Sauerland**, ein Thiermaler, ehemals in Breslau nach seiner Zeichnung in Kupfer stechen lassen, bey welchem er den **Bynäus** zu Rathe gezogen und zu einiger Haltung des Körpers ein Queerholz angebracht, ward, als der Kupferstich an einer vornehmen Tafel in Beysenn des Künstlers herumgieng, von einem Capuciner, der zugegen war, und die ihm ungewöhnliche Vorstellung in der ersten Hitze nach dem Trunk nicht zu beurtheilen vermochte, ein Verdruß, so gar gerichtlich, erwecket, den nur des Künstlers Beschützer, der Graf **von Hatzfeld**, ein Freund der Künste und Vater des jetzigen Fürsten, mit Mühe stillen konnte. Der Künstler versicherte, daß, als er nachmals durch Halle gereiset, der berühmte A. H. **Franke** ihn darüber, daß er ein Märtyrer der wahren Vorstellung geworden, mit recht rührenden Worten getröstet. Wer noch weiter als dieser Künstler gehen wollte, müßte vielleicht auch das Kreuz kleiner und tragbarer annehmen.

bürtig, hält sich gegenwärtig in Rom auf, und soll willens seyn, nach Frankreich zu gehen. Vermuthlich wird Deutschland diesen geschickten Mann nicht verlieren dürfen.

nehmen. Ob indessen dergleichen Aenderungen in solchem Falle, und wo eine an sich unverfängliche Vorstellung zur Gewohnheit geworden, von grossem Nutzen seyn, lasse ich diejenigen beurtheilen, die dazu berufen sind. Vorstellungen dieser Art nach le Poußin oder le Brün werden mehr Liebhaber finden. Jener Kupferstich, der sonst geringe genug, ist gleichwohl darüber selten geworden. Zu unsern Zeiten würde man Crucifixe von Thiermalern verbitten. Herr Mechau,*) von dem auch ein schönes Bachanal nach Carpioni radiret,**) zu sehen war, hatte den Apostel Paulus, wie er die Otter von der Hand schleudert, in der Originalzeichnung glücklich entworfen. Wer solcher Zusammensetzungen fähig ist, täglich große Meister studiert, und unterdessen fort arbeitet, kann sich in wenig Jahren zum Geschichtmaler bilden. Des großen Endzwecks eingedenk dringt er, wie der Strom zum Meere, ohne sich in kleine Bäche zu zertheilen. Das Bildniß eines armenischen Kaufmanns in seiner Landestracht war von Herrn Schmid aus Hildburgshausen,***) in Oel und ziemlich kräftig

 gemalt.

*) Er hält sich jetzt mit Herrn Füger in Dresden auf, um die churfürstl. Gallerie zu studiren.

**) S. n. Bibl. der sch. Wiss. B. X. St. I. S. 152.

***) Bald darauf ist er nach Dresden gegangen, wo er Gelegenheit gehabt, viele kleine Bildnisse in Pastel, der ihm geglückten Aehnlichkeit wegen, für den Hof zu malen. Er hat sich wieder von Dresden weggewandt, und nach Frankreich gehen wollen.

gemalt. Der Künstler hat viel Anlage zu einem guten Bildnißmaler. Die Ausführung kömmt auf die Art an, wie man die großen Muster zu nutzen weiß. Die dresdner Gallerie ist zu diesem Ende dem Künstler geöffnet.

Vom Herrn Liebe war eine von den so genannten nordalbingischen Gegenden, wo man die Stadt Altona zur Rechten des Elbstroms sieht, in Kupfer ausgestellt worden. Die Folge wird allemal dem Beobachter willkommen seyn. Von Herrn Stein, Unterlehrer bey der leipziger Akademie, ist noch ein radirter Kopf, ingleichen sind von Herrn Richter einige radirte Blätter *) zu bemerken.

Von dem fortgesetzten Fleiße in anatomischen Zeichnungen nach dem Leben gaben des jüngern Herrn Oesers, von dem auch eine gut in Oel gemalte Flucht in Aegypten nach Dietrich, so wie von Herrn Wiese drey Apostel nach Michel Angelo da Carravaggio zu bemerken waren, und einiger andern Arbeiten einen unläugbarer Beweis: und zwo ziemlich große Brustbilder im Pastel zeugten von dem sorgfältigen Unterrichte des Herrn Steins. Das eine von der Hand der Fräulein Tochter des Herrn General von Plötz, stellt eine heilige Familie nach Palma vor. Das andere war von der Mademoiselle Born, einer Tochter des Herrn Stiftskanzlers in Wurzen und Bürgermeisters in Leipzig, und die Kleopatra des Herrn Tischbeins, aus der Sammlung des Herrn

*) S. n. Bibl. der sch. Wiss. B. X. St. 1. S. 153.

Herrn Gottfried Winklers aus Leipzig. Beyde Gemälde hatten in Dresden den Beyfall, der bey Freunden der Künste die Aufmunterung zur Folge hat.

Ein Schritt aus dem Zimmer, darinn wir uns befanden, brachte uns ins so genannte meißnische Zimmer. In diesem hatte Herr Schönheit, ein bey der Fabrik beliebter Künstler, einen Merkur ausgesetzt, den er nach Pigale aufs sauberste modelliret hatte. Was der französische Künstler mit so viel Empfindung ins Original gebracht; was von der Leichtigkeit und schönen Führung des Meissels dem Abguß mitgetheilt schien, das hatte die glückliche Nachbildung des zu sanften Zügen aufgelegten meißnischen Künstlers erweckt, und ihm vielen Beyfall zugezogen. Jedoch mit so viel Empfindung und Sicherheit der Arbeit, aus eigenem Geiste des geschickten Verfertigers ein Modell zu sehen, war der meisten Liebhaber Wunsch, dem mein Freund aus mehr als aus einer Absicht beytrat. Der Reiz der Neuheit und der Werth der Originalität sind Vorzüge, die ihren Einfluß in Fabriken dieser Art niemals verkennen lassen. Sie werden sich auch dem mit Ruhm genannten Künstler, als Bewegungsgründe zeigen, den Beyfall der Kenner künftig auch von dieser ihm noch vortheilhaftern Seite einzuärndten.

Wenn überhaupt unsere Künstler, zumal wann sie schon die Festigkeit der Meisterhand gewonnen haben, auf ihre eigne Fähigkeiten aufmerksam wären, wenn sie, ihres edlen Endzweckes sich bewußt,

von diesem unabwendig, frey dächten, da sie es in den Künsten dürfen, wie wohl, wie original würden sie denken! Selbst in den Nachbildungen gewisser rosalbischer Köpfe in Pastell, welche Herr Lindner diesesmal dem Beobachter zu beurtheilen gegeben, findet man ein gewisses Gepräge der Originalität, welches beweiset, wie weit es noch dieser Künstler unter jenen Anleitungen und vermöge der Einsicht, mit welcher er auf der churfürstlichen Gallerie studiret, in Stellung, Wendung und Belebung eigener Originalbildnisse bringen könne. Nicht der Zwang der Mode, insonderheit beym weiblichen Putze, darf dem Geiste des Malers zu viel Gewalt anthun. Denn der Geschmack, mit welchem derselbe die Wendung der Köpfe zu wählen und die Geheimnisse der Beleuchtung in seiner Gewalt hat, kann selbst einer Mode, wenn sie auch nicht viel angenehme Seiten hat, doch wenigstens eine Seite absehen, welche sich für die malerische Wirkung schicket, und vielleicht selbst dem Originale vor seinem gesetzgebenden Spiegel nicht unangenehm ist. Allenfalls findet auch der Künstler bey historischen Köpfen und einem willkührlich angenommenen Anzuge, den die edle Einfalt reizend macht, seine Rechnung. Vormals hatte Herr Lindner schon Originalbildnisse in Pastell ausgesetzt. Hätte er sich nicht vorzüglich dieser Art Malerey, wenigstens für Bildnisse, gewidmet; so möchten dergleichen in Oel unter gleich großen Mustern (und wer bedarf sie zu nennen?) mit der Zeit in eben der Stärke von ihm zu erwarten

ten seyn. Ich gestehe, sagte mein Freund, daß dieses außerordentlich genug wäre, weil der Künstler noch ein Talent besitzt, zu welchem ihn die Natur vorzüglich aufgefodert zu haben scheint. Das ist die Geflügelmalerey, davon sich, und zwar mit Oelfarben gemalt, zwey Stücke mit so genannten wälschen und andern Hünern, Enten und dergleichen in diesem Zimmer auszeichnen. Wir näherten uns darauf diesen unterhaltenden Gemälden. Die Heiterkeit, welche Herr Lindner denselben giebt, ist in der That den angenehmsten Gegenständen höchst angemessen: doch läßt sich vielleicht zwischen dieser Heiterkeit und der Wärme, die in niederländischen Stücken so sanft, so anziehend für unser, (ich möchte bald sagen,) verwöhntes Auge ist, ein Mittel treffen, das der Beleuchtung, und vermittelst derselben der vereinigenden Haltung des ganzen Gemäldes zu statten käme. Rege Gegenstände, die uns gewissermaßen an die Scenen, die Herr Zachariä so angenehm beschrieben, zurücksehend erinnern, sind so vielerley Wendungen fähig, deren Ausdruck, unter so mannichfaltigen Absichten, die Kenntniß der Perspektiv voraus setzt. Solche Gemälde verschönern, sie der Vollkommenheit näher bringen, ihnen die Nachbarschaft eines Fyts oder Hondecoeters *) erträglich machen; das ist der

*) Der Künstler hat nach der Zeit dergleichen Stücke nach Melchior von Hondecoeter auf der Gallerie kopirt, und ein recht artiges Gegenbild aus eigner Erfindung dazu gemacht. Beyde sind im Jahr 1771. ausgestellt worden.

der Weg, den strengsten Kenner zu befriedigen, und in die besten Kabinette aufgenommen zu werden.

Sonst hatte Meißen an Zeichnungen junger Künstler diesesmal weniger als das vorige Jahr gegeben. Vermuthlich waren einige inzwischen zu einträglichern Beschäfftigungen bey der Fabrik gezogen worden. Eingeschränkte Begriffe von dem Nutzen solcher Ausstellungen sind wohl bey den wenigsten zu vermuthen. Von Zeit zu Zeit schien Herr Ehrlich bey Landschaften, die er selber nach der Natur gezeichnet, der Manier des verstorbenen Wagners rühmlich nachgeeifert zu haben. Wir wünschen mehr von seinen Landschaften nach solchen angenehmen Gegenden zu sehen.

Das Lob, das dem Erfinder, daran es auch in Meißen nicht fehlt, gegeben wird, ist nicht demüthigend für den nachahmenden Künstler, der die Bahn seiner Vorgänger selbst betreten und sich in der nächstfolgenden Ausstellung mit neuen Vorzügen zeigen kann. In dieser Absicht gehören öffentliche Ausstellungen der Kunstwerke selbst zu den angenehmsten Veranlassungen, die dem Gebiete der Künste eigen und des tiefsten Eindrucks auf Klugheit und Talente fähig sind.

(Der Beschluß folgt künftig.)

IX.

Vermischte Nachrichten.

Deutschland.

Leipzig. Herr Bause hat die Bildnisse zwey verstorbener Mitglieder des hiesigen Raths, des Herrn Baumeister Kaspar Richter und des Herrn Hofraths und Bürgermeisters Rudolph August Schubart, für ihre hinterlassene Freunde in Kupfer gebracht. Das erstere, nach Hausmann, ist eines seiner größten Blätter, und man wird vorzüglich den Grabstichel in den Gewändern bewundern. Das zweyte, nach einem vortrefflichen Gemälde von Herrn Oeser, und eben so vortrefflich in der Ausführung. Den Kopf sollte man von Wille, und das Kind, welches im Vorgrunde sitzt, und einen Schild mit der Innschrift: Carus omnibus, nemini molestus, hält, von Strange gearbeitet glauben.

Für die dießjährige Ausstellung hat eben derselbe die Köpfe dreyer Apostel, die an ihren Attributen zu erkennen sind, geätzt und mit dem Grabstichel geendiget. Herr Oeser hat das Original nach einem Gemälde von Michael Angelus Merigi, da Carravaggio genannt, welches sich in der Sammlung des Herrn Gottfried Winklers befindet, mit bunten Bleystiften gezeichnet. Ihm sind wir in diesen Köpfen den Ausdruck

druck schuldig, der sich über das Original erhebt, und im Kupferstiche nicht verloren gegangen ist.

In der Suite der Bildnisse deutscher Gelehrten, welchem Unternehmen wir schon oft unser Lob gegeben haben, hat Herr Bause das Bildniß des Herrn Gotthold Ephraim Leßings, nach einem Gemälde von Anton Graff geliefert. Den scharfsinnigen Geist dieses großen Schriftstellers wird man auch in dem Bilde nicht verkennen. Mit nächsten haben wir von diesem fleißigen Künstler das Bildniß des Herrn Moses Mendelssohn zu erwarten: eines der schönsten Köpfe unsers Graff.

Frankfurt am Mayn. Herr Joh. Andr. Benjamin Nothnagel, senior, Fabrikant in Frankfurt am Mayn, ein Kunstliebhaber, beschäfftigt sich, bey der wenigen Muße, die ihm seine vielen Geschäffte verstatten, mit der Kunst, und hat einige kleine Blätter in Rembrands Manier sehr fleißig und glücklich geätzet. Er wird uns mehrere Blätter von seiner Hand bekannt machen, und wir wünschen, daß er damit so wohl fortfahren, als auch solche in einem etwas größern Formate herausgeben möge.

Berlin. Herr Chodowieckу hat uns wieder ein schönes großes geätztes Blatt, welches eine Aussicht von dem Platze im dasigen Park, worinnen die Zelter stehen, unter dem Titel geliefert: Premiére promenade de Berlin. La Place des Tentes au Parc: dessinée d'aprés nature & gravée à l'eau forte par D. *Chodowieki.* Vermuthlich dürfen wir eine Fortsetzung dieser Vorstellun-

stellungen erwarten. Das Ganze ist mit vielen Figuren in verschiedenen Situationen verzieret, und man weiß schon, wie sehr dieser Künstler den Ausdruck des gesellschaftlichen Lebens in Stellungen und Anordnungen in seiner Gewalt hat.

Anspach. Herr Albrecht Heinrich Baumgärtner, Hochfürstl. Brandenburg-Onolz- und Culmbachischer Sekretair, hat eine umständliche Nachricht von einer zu liefernden Sammlung aller merkwürdigen Ruinen des Orients und der gesammten griechischen und benachbarten Staaten, die er zu Anspach veranstalten wird, ausgegeben.

Des ersten Bandes erster Theil soll die Ruinen von Poßidonia nach Herrn Major, mit vier und zwanzig Kupferplatten und dazu gehörigen Abhandlung enthalten: dessen 2ter Theil die Ruinen von Spalatro in Dalmatien nach Robert Adams, mit ein und sechzig Kupfern.

Des 2ten Bandes 1ster Theil die Ruinen Griechenlands, nach Herrn Le Roy, und der 2te Theil die Alterthümer von Athen, nach Stuart und Revett.

Der dritte Band enthält in zween Theilen die jonischen Alterthümer des Herrn Gandler.

Der vierte Band die Ruinen von Palmyra und Balbec.

Der fünfte Band die prächtigen Ueberbleibsel des Herkulans.

Der sechste Band die Alterthümer von Persepolis, von Aegypten und andern merkwürdigen Gegen-

Gegenden, von welchen noch keine ganzen Werke erschienen.

Auf den ersten Theil verlangt der Herausgeber einen halben Marxd'or wofür sie in vier Monaten die erste **Abhandlung** des Werks, von dem Ursprunge der Stadt Poßidonia, nebst acht Kupfern erhalten sollen. So soll es auch bey der 2ten und 3ten Lieferung gehalten werden. Nach Erscheinung des ersten Theils wird Herr B. Nachricht ertheilen, wie es mit den folgenden soll gehalten werden. Herr **Winterschmidt** zu Nürnberg wird die Kupfer dazu liefern. Das Werk wird in Folio seyn. So löblich das Unternehmen ist, so sehr fürchten wir die Ausführung desselbigen. Wir kennen unser Vaterland, wenn es darauf ankömmt, etwas zu großen, weitläuftigen und kostbaren Werken herzuschießen: und der Herausgeber scheint uns auf Einmal zu viel Gutes zu versprechen. Unter den angezeigten Gönnern und Freunden, die Subscription darauf annehmen, möchten wir wohl den Herrn geheimden Legationsrath von **Hagedorn** ausstreichen, weil wir zuversichtlich wissen, daß derselbe bey seinen übrigen Geschäfften sich solcher nicht unterziehen kann.

Augsburg. Hier sind bey Conrad Heinr. Stage 1772 auf 144 Seiten herausgekommen: **Die vornehmsten Merkwürdigkeiten der Stadt Augsburg.** Ungeachtet dieses eine bloße Nomenclatur ist, so verdient sie doch wegen der guten und vollständigen Anzeige der sehenswürdigen Dinge in dieser alten und berühmten Stadt, die die Mutter so vieler Künstler und Kunstwerke ist, bekannt gemacht zu werden.

Wir

Wir wollen bloß die Hauptabschnitte anzeigen. Umfang und Eintheilung der Stadt, worinnen eine kurze Nachricht von allen öffentlichen und Privatgebäuden, nebst Verzierungen und andern Merkwürdigkeiten beygebracht wird. Beschreibung des Rathhauses nach seinem Aeußern und Innern. Verzeichniß von augsburgischen Grundrissen, Prospekten, Grund- und Aufrissen von Gebäuden; historischen Vorstellungen, Kunststücken rc. Verzeichniß augsburgischer in Kupfer gestochener Bildnisse. Anhang. Augsburgische Portrait-Medaillen und Schaustücke.

Litterarische Neuigkeiten aus Italien.

Catanea in Sicilien. Allhier hat Herr Sebastiano Zappala unter folgendem Titel ans Licht gestellt: ΕΚΛΕΧΘΕΝΤΑ ΕΚ ΤΟΥ ΛΟΥΚΙΑΝΟΥ ΣΑΜΟΣΑΤΕΩΣ. Excerpta ex Luciano Samosatensi notis ac Lexico illustrata, ad usum Seminarii Catinensis. ΤΟΜΟΣ ΠΡΩΤΟΣ. Catinae 1770. in groß 8. S. 331. Druck und Papier sind sehr schön; noch mehr aber empfiehlt dieses Werk die Richtigkeit des Abdrucks, auf welche der Herausgeber alle mögliche Mühe verwandt hat. Zur Seite der gewählten Gespräche steht die benediktinische Uebersetzung, aber sorgfältig verbessert. Unter dem Texte stehen die Anmerkungen der besten Ausgaben, sonderlich der Londner, die Kent besorget hat. Andre philologische Anmerkungen sind aus dem Vi-

gerus, Hogeveen und Budäus entlehnt; und die besondern Bedeutungen und Idiotismen darinn erklärt.

Florenz. Serie degli Uomini i più illustri in Pittura, Scultura ed Architettura: con i loro Elogi, e Ritratti incisi in rame dalla prima restaurazione delle nominate belle Arti fino ai tempi presenti. Tomo III. & IV. Die erste Abtheilung des dritten Bandes enthält die Bildnisse und Elogien des Luka Signorelli, eines Malers von Cortona, des Antonia Rossellino, eines Bildhauers und Architekts aus Florenz gebürtig; des Gherardo Miniatore, eines Florentiners; des Benedetto da Majano, eines Bildhauers und Architekts; des Bramante Lazzeri von Urbino, eines Architekts; und des Leonardo da Vinci, eines Malers, Bildhauers und Architekts. In den beyden andern Abtheilungen dieses dritten Bandes stehen die Bildnisse und Elogien des Domenico del Ghirlandajo, eines Florentiner Malers; des Andre da Fiesole, eines Bildhauers; des Francesco Francia, eines Bolognesers; des Liberale Veronese; des Hercole da Ferrara; des Andrea Montegna von Padua; des Bernardino Pinturicchio von Perugia, lauter Maler; des Giuliano da S. Gallo, eines florentinischen Architekts; des Baccio da Monte Lupo, und des Desiderio da Settignano, Bildhauer; des Lorenzo di Credi, eines florentiner Malers; des

Si-

Simone genannt Cronaca, eines Architekts; des Micio da Fiesole, eines Bildhauers; des Filippo Lippi, eines Malers; des Baccio d' Agnolo, eines Bildhauers; des Andrea Contucci, eines Bildhauers und Architekts; des Baccio della Porta, genannt Fra Bartolommeo di S. Marco, eines Florentiners; des Vincenzio da San Gemignano; und endlich des Vittore Carpaccio, eines Venetianers; welche alle Maler waren.

Die in dem vierten Bande vorkommenden Elogien und Bildnisse sind folgende, nämlich: Albert Dürers, Lukas Kranachs, des Gvintino Messis, Guglielmo Marscilla, Michel Angiolo Buonarotti, Domenico Puligo, Galeazzo Campi, Mariotto Albertinelli, Raffaellino del Garbo, Girolamo Genga, Giorgione da Castelfranco, Francesco Granacci, Andrea del Sarto, Lorenzo Costa, Jakopo Sansovino, Jakopo Razzi, Antonio da S. Gallo, Tiziano Vecelli, Giuliano Bugiardini, Baldassare Peruzzi, Giovanantonio Sogliani, Marcantonio Raimondi, Jakopo Palma il Vecchio, Marcantonio Franciabigio, und Raffaello d' Urbino. Die Bildnisse dieser berühmten Männer sind von Colombini und Cecchi gestochen; und unter ihnen verdienet des Raffaello d' Urbino seines vorzüglich betrachtet zu werden, welches von dem letztern nach einer Zeichnung des Ignaz Hug-

 ford

ford gestochen worden, der sie nach einem vortrefflichen Originalstücke gezeichnet, welches von dem Hause Altoviti als ein kostbarer Schatz unter andern Schildereyen, die es hat, aufbehalten wird. Einen vorzüglichen Werth hat auch das Bildniß des Michelangiolo Buonaroti, von Francesco Salviati gemalt, und von Cecchi gestochen, weil es unter allen bisher verfertigten Stichen die größte Aehnlichkeit haben soll. Die Schreibart in den Elogien ist rein und zierlich.

Neapel. De Palaestra Neopolitana Commentarius in inscriptionem Athleticam Neapoli anno MDCCLXIIII detectam. Vbi Iuri Coloniae Romanae a Neapolitanis media ferme Antoninorum Imperatt. tempestate acquisito, tribuitur, quod Palaestra Neapoli cessarit. Ad calcem operis adnectitur de Buthysiae Agone Puteolano Dissertatio. Neapoli ann. 1770 ex Typographia Donati Campi in 4. S. 331. Der Verfasser ist Niccola Ignarra, erster Professor an der königl. Universität zu Neapel, und sein Werk hat in Italien bey Kennern Beyfall erhalten.

Palermo. Alla Sicilia Numismatica di *Filippo Paruta* pubblicata da *Sigeberto Avercampio*, Correzzioni ed Aggiunte di *Gabriele Lancilloto Castello* P. di F. In Palermo 1770 per *Gaetano M. Bentivenga*, in 8. mit zwo Kupfertafeln. Der Verfasser will die

die havercampische Ausgabe des Paruta verbessern, oder vielmehr eine recht vollständige Sammlung aller alten sicilianischen Münzen veranstalten, in drey Klassen abgetheilet: wovon die erste die Münzen der Städte und freyen Völker; die zwote die Münzen der Fürsten, Könige und Tyrannen; die dritte solche Münzen enthalten soll, die zwar nicht eigentliche sicilianische sind, aber doch eine Beziehung auf die sicilianische Geschichte haben. Weil aber hierzu Zeit gehöret, um etwas vollständiges liefern zu können; so will er seine Anmerkungen und neuen Beyträge zum voraus theils in solchen kleinen Schriften, theils in den Opuscoli di Autori Siciliani (in deren XI. Bande eben diese Schrift auch abgedruckt ist) bekannt machen, damit Kenner ihm auch mit Rath, Münzen oder Zusätzen an die Hand gehen.

Eben dieser Verfasser hat geschrieben: Siciliae et obiacentium insularum veterum inscriptionum nova collectio prolegomenis et notis illustrata, Panormi 1769. welches sehr gute Nachrichten und Erklärungen enthält. Der Verfasser ist der *Principe di Torremuzza.*

Rom. Der Kardinal Stoppani läßt zu Palestrina, wo er Bischof ist, seit einiger Zeit eine Höle ausgraben, vermittelst welcher man hoffet, die Statue, und noch vielmehr die Fasti des Verrius Flaccus zu finden, weil Sveton, de illustr.

lustr. Grammat. c. 18, wo er davon redet, schreibt, statuam habet Praeneste, in inferiori fori parte contra hemicyclum: man hofft dieß um so viel eher, da man seit dem verflossenen Jahre einige beschriebene Marmorsteine gefunden, von welchen man aller Wahrscheinlichkeit nach vermuthen kann, daß sie ein Theil dieser Fastorum sind.

Florenz. Die Buchhändler Gio. Batista Stecchi und Anton Giuseppe Pagani lassen die Notizie dei Professori del Disegno compilate da *Filippo Baldinucci* wieder abdrucken, und es ist bereits der achte Band davon erschienen, welcher zuletzt von dem Maler Hendrick di Strenwyck, der gegen das Jahr 1580 sonderlich berühmt war, handelt. Diese neue Ausgabe erhält Anmerkungen vom Herrn Domenico Maria Manni.

Venedig. Von dem March. Francesco Albergati Capacelli wird von hier aus ein Theatro Comico in etlichen Bänden von dem Buchdrucker Luigi Pavini in einem Avertissement vom 29. Jun. 1770 angekündiget. Seine komischen Arbeiten werden sehr gerühmt.

Florenz. Hier ist vor kurzem Herr Andrea Scacciati, welcher die Kunst erfunden, in den von ihm gestochenen Kupferplatten alle die Farben des Originalgemäldes anzubringen, im sechs und vierzig-

vierzigsten Jahre seines Alters, an einem Schlagflusse gestorben.

Rom. Der Buchhändler **Gregorio Settari** hat hier ein Avertissement bekannt gemacht, worinn er den Liebhabern der Malerey, Bildhauerey und Baukunst zu wissen thut, es sey ihm zufälliger Weise ein Manuscript in die Hände gefallen, welches einsmals dem berühmten Maler **Benedotti Luti** gehöret, und die Leben von sechs und dreyßig großen Künstlern enthalte, die von 1641 bis 1673 berühmt gewesen. Dieser Aufsatz ist von den Händen des gelehrten Malers **Giambatista Passeri**, und der gedachte Buchhändler hat die Absicht, ihn durch den Druck gemeinnütziger zu machen. Diese Arbeit setzet gewissermaßen den Plan des **Baglioni** fort, welcher die Geschichte der Maler, die von 1572 an bis 1642 in Rom gearbeitet haben, beschrieben hat; und sie verdienet folglich ans Licht zu treten. Die Lebensbeschreibungen sind indessen nicht alle aus des **Passeri** Feder geflossen, sondern einige stammen von andern einsichtsvollen Personen her. Am Ende sollen einige malerische Anmerkungen zu stehen kommen, die von geschickten Männern aufgesetzt worden; ingleichen sehr brauchbare und richtige Register. Das Verzeichniß der darinnen enthaltenen Lebensbeschreibungen ist folgendes:

Domenico Zampieri, genannt **Domenicchino**, ein Maler und Architekt, † 1641.

Baccio Carpi, Maler, † 1641.

Pietro van der Laer, genannt Bamboccio, Maler, † 1642.

Guido Reni, Maler, † 1642.

Francesco Fiammingo, Bildhauer, † 1643.

Agostino Tassi, Maler, † 1644.

Francesco Mochi, Bildhauer, † 1646.

Giovanni Lanfranco, Maler, † 1647.

Andrea Camassei, Maler, † 1648.

Giambattista Calandra, Arbeiter in Mosaik, † 1648.

Vincenzo Armanno, Maler, † 1649.

Alessandro Turco, Maler, † 1650.

Pietro Testa, Maler, † 1650.

Angelo Caroselli, Maler, † 1653.

Alessandro Algardi, Bildhauer, † 1654.

Girolamo Rainaldi, Architekt, † 1655.

Giovanni Miele, Maler, † 1656.

Martino Lunghi, Architekt, † 1656.

Guido Ubaldo Abatini, Maler, † 1656.

Luigi Gentile, Maler, † 1657.

Giuliano Finelli, Bildhauer, † 1657.

Agostino Mitelli, Maler, † 1660.

Francesco Albani, Maler, † 1660.

Michelangelo Cerquozzi, Maler, † 1660.

Caterina Ginnasi, Maler, † 1660.

Andrea Sacchi, Maler, † 1661.

Gio. Francesco Romanelli, Maler, † 1662.

Giu=

Giuseppe Peroni, Bildhauer, † 1663.
Niccolo Poussino, Maler, † 1665.
Francesco Baratta, Maler, † 1666.
Gio. Angelo Canini, Maler, † 1666.
Gio. Francesco Barbieri, genannt Guercino, Maler, † 1667.
Francesco Baromino, Architekt, † 1667.
Pier Francesco Mola, Maler, † 1668.
Pieto Berettini von Cortona, Maler und Architekt, † 1670.
Salvator Rosa, Maler und Dichter, † 1673.

Neapel. Dell' Architettura di *Maria Gioffredo* Architetto Napoletano Parte prima, nella quale si tratta dell' architettura de' Greci e degl' Italiani, e si danno le regole più spedite per disegnare. Vorstehendes Werk ist hier in Folio abgedruckt, und dem Könige beyder Sicilien zugeeignet. Es enthält ein und dreyßig Kupfertafeln, die gut gestochen sind, und eine Abhandlung in zwölf Hauptstücken, über die verschiedenen Säulenordnungen der Architektur.

Vor dieser Abhandlung findet man eine Einleitung, worinnen der Verfasser behauptet, er habe seinen Aufsatz über das Studium der fünf Ordnungen, in Vergleichung mit Originalwerken der Künste, geschrieben, und sich in Person nicht nur nach Rom, sondern auch an andre Oerter Italiens,

wo sich noch Ueberreste alter römischer Gebäude finden, begeben. Er glaubt, er sey der erste Neapolitaner, der von dieser Kunst geschrieben habe: allein in der Büchersammlung des florentinischen Cavaliere und Senatore Giov. Batista Nelli liegt ein Sendschreiben von Giov. Mario Stelliola an den Galileo Galilei, worinnen er eine Abhandlung über die bürgerliche Baukunst geschrieben zu haben vorgiebt: vielleicht ist aber diese niemals ans Licht getreten. Dieser Gio. Mario Stelliola war einer von den Linceischen Akademikern, ein berühmter Naturforscher, und schrieb verschiedene Werke, welche nie gedruckt worden sind.

Im ersten Hauptstücke redet unser Verfasser von den fünf architektonischen Ordnungen überhaupt. Er setzet voraus, daß der Architekt in der Zeichnungskunst wohl bewandert seyn müsse: und giebt es als die Ursache an, warum die Unwissenheit der neuern Architekten in Italien zu einem so hohen Grade gestiegen sey.

Hierauf handelt er von den verschiedenen Ordnungen der Architektur insbesondere, von dem Ursprunge dieser Wissenschaft, und von den Zeiten, worinnen sie in der größten Vollkommenheit oder Verfalle gewesen ist. — Er glaubt, die Architektur sey anfänglich höchst einfach und ungekünstelt, und die Gebäude der Aegyptier, Meder, Assyrier und Perser, der Majestät ihres Reichs angemessen gewesen; man finde aber dennoch keine Spuren von den gegenwärtigen Ordnungen der Architektur in denselben.

Viel-

Vielleicht hätte er dieß nicht behauptet, wenn er die Reise des Capitain Norden durch Aegypten aufmerksam gelesen, und die beygefügten Kupferstiche betrachtet hätte, wo man auf verschiedenen alten ägyptischen Gebäuden eine der toskanischen fast gleiche Ordnung sieht. Bey der Untersuchung vom Ursprunge der fünf architektonischen Ordnungen erweiset er sehr wahrscheinlich, daß die Etruscische Ordnung die alleräleste sey, so daß nicht allein die Griechen, sondern auch die Römer das meiste in der Architektur davon entlehnt haben. Den Anfang der gothischen Architektur und ihren Ursprung setzet er schon in die Zeiten des Kaisers Konstantin, und behauptet, sie sey in den rohen und wilden Jahrhunderten Italiens, da es von den mitternächtlichen Nationen, nämlich den Gothen und den Longobarden eingenommen war, vollends ausgebildet worden: allein andre finden ihren Ursprung drey Jahrhunderte später, da das gothische und longobardische Reich schon zerstört war. Denn wenn man diese Art von Architektur betrachtet, die man sehr uneigentlich die gothische nennet, so ist sie im Grunde nichts anders, als eine Verderbniß aller und jeglicher Theile der fünf Ordnungen, in welchen die gehörige Symmetrie und Verhältnisse ihrer Glieder nicht beobachtet, sondern ein jedwedes ohne Regel und nur nach einer Caprice zusammen gesetzt wird. Von diesem unregelmäßigen Verfahren in der Architektur findet man im Toskanischen, daß es seinen Ursprung erst nach dem zwölften Jahrhundert, d. i. nachdem das

das gothische Reich schon zu Ende gegangen, und dieses Land den deutschen Kaisern unterworfen war, gehabt habe; weil man, ohne daß man aus dem Toskanischen gehen darf, vermuthet, die Kirche des S. Giovanni selbst sey im sechsten Jahrhunderte unter der Regierung der Teodolinda, Königinn der Longobarden, erbauet worden. Dieses Gebäude aber ist mit korinthischen Säulen, welche attische Basen nebst ziemlich proportionirten Kapitälchen derselbigen Ordnung, und mit Architraven, Friesen und Cornischen, so mit eben derselben harmoniren, geschmücket. Man bemerket zwar an dieser Kirche, daß alle Basen ein wenig von einander unterschieden sind, daß aber eine jegliche derselben besonders die vom Vitruv vorgeschriebenen Regeln beobachtet; daß die Säulen selbst auch verschieden sind, obgleich eine jegliche derselben in ihrer Symmetrie wohl modellirt, und das Verhältniß davon eine Canellirung und die Kapitälchen von verschiednem Laubwerke, die Köpfe aber von einander unterschieden sind. Diese Verschiedenheit beweiset augenscheinlich, daß beym Erbauen dieser Kirche ihr Schmuck aus Ueberbleibseln, Stücken und Ruinen alter römischer Gebäude zusammen gesetzt worden. Eben diese Verschiedenheit und Unähnlichkeit sieht man in den verschiedenen Ausschmückungen der Kirche di S. Apostolo, in derselbigen Stadt Florenz, die im neunten Jahrhunderte aufgeführt worden; in der Kirche di S. Miniato al Monte, vom Jahre 1010; an der Domkirche zu Fiesole, im Jahr 1028 erbauet;

erbauet; in der innerlichen Einrichtung der Kirche di S. Michele in Borgo in der Stadt Pisa, und di S. Paulo all'Orto, die um gleiche Zeit erbauet worden; und endlich im Dom zu Pisa, vom Jahre 1060. In einem jeglichen dieser Gebäude sieht man Basen, Säulen und Kapitäler von einer ganz verschiedenen Struktur und verschiedenen Verhältnissen unter einander; da indeß doch die einen wie die andern für sich genommen, die richtigen Verhältnisse haben, welche von guten römischen Architekten sind vorgeschrieben worden. Diese Anmerkung also zeigt augenscheinlich, daß die gothische Architektur, wenigstens im Toskanischen, nicht vor dem zwölften Jahrhunderte sich angefangen habe, und daß, nach dem Abzuge der Kaiser aus Italien, und nach jener ihr so nachtheiligen Zeit, da die Kaiser ihren Wohnsitz von Rom nach Byzanz verlegten, die schönen Künste verfielen, indem niemand daselbst war, der die Regeln und Vorschriften der Alten in der Architektur vortrug; und weil man, so oft ein neues Gebäude aufgeführt wurde, seine Zuflucht zu den Ueberresten und Bruchstücken der alten römischen Gebäude, und zu den Ueberbleibseln der Tempel des Heidenthums, der Termen, oder Grenzsteine, der Schaubühnen und der Amphitheater nahm, welche von den Christen waren zerstöret worden.

Nach Verlauf dieser Zeit, da dergleichen nicht mehr vorhanden waren, die Zeichnungs=

nungskunst, Malerey und Architektur aber sich in einem beweinenswürdigen Zustande befanden, und man doch den Gebäuden gewisse Zierrathen geben sollte; so machte man dergleichen nach einer Erfindung, die wider alle Regeln war, weil es an Geschmack in allen bildenden Künsten fehlte. Es kann seyn, daß außerhalb dem Toskanischen, und vielleicht auch außerhalb Italien, diejenige Gattung von Architektur, die man uneigentlich die gothische nennet, schon vor Ablauf des zwölften Jahrhunderts entstanden; weil man besonders zu Konstantinopel ein Gebäude in einem dem gothischen sehr ähnlichen Geschmacke antrifft, welches noch vor dieser Epoche aufgeführet worden ist, und wovon man die Erfindung den Griechen zuschreibt. Hierzu nehme man ferner, daß die Architektur in Italien erst nach Ablauf des achten Jahrhunderts in Verfall gerieth, weil in diesen Zeiten die Mönche und die Geistlichen die Meynung verbreiteten, daß mit dem Ende des tausenden Jahres nach der christlichen Zeitrechnung auch das Ende der Welt erfolgen würde. Der gemeine Mann, der diese Weißagung für wahr hielt, unterließ es, während der Zeit nicht nur neue Gebäude aufzuführen, sondern zerstörte auch die schon fertigen; da aber diese Zeit verflossen und das Volk aus seinem Irrthume gerissen war, so fieng es endlich wieder an, die in Gefahr stehenden Gebäude zu erneuern und neue aufzuführen. Und man findet wirklich, daß nach dieser Epoche die schönsten Gebäude im Toskanischen sind aufgeführet worden, als: die Kirche

Sam-

Samminiato al Monte, der Dom zu Fiesole, S. Michele und S. Paolo zu Pisa, und der Dom zu Florenz. Man lese hierüber, was im Jahre 1756 Herr Senator Caval. Gio. Batista Nelli von Florenz, im Anhange zum vierten Bande der Opere di Architettura del *Ferdinando Ruggieri* hiervon geschrieben, die in erwähnter Stadt und gedachtem Jahre bey Giuseppe Bouchard abgedruckt worden ist. Kurz man sieht, daß die sechswinklichten Bogen, welche man die gothischen nennet, erst kurz nach dem Jahre 1000 aufgekommen; denn man findet dergleichen schon im Dom zu Pisa, und besonders diejenigen, worauf die Kuppel ruhet. Dieses Gebäude wurde nach dem Entwurf eines griechischen Architeks, Boschetto da Dulicchio genannt, aufgeführet; und man kann daraus abnehmen, daß die gothische Bauart ihren Ursprung unter den Griechen in den spätern Zeiten gehabt habe. Auch dieses können wir nicht unberührt lassen, daß der Herr Gioffredo sich zu behaupten getrauet, die gute Bauart habe in Rom um die Zeiten Nicolaus V. gegen das Jahr 1447 ihr Haupt wieder empor gehoben. Allein die Florentiner waren es, welche im Anfang des funfzehnten Jahrhunderts die Architektur nach guten und richtigen Grundsätzen wieder herstellten. Die Kirche S. Spirito zu Florenz, im Jahr 1429 nach dem Plan des Brunellesco aufgeführt, die Kirche S. Lorenzo eben daselbst, und ebenfalls nach der Zeichnung des gedachten Architekten, im Jahr 1419 erbauet,

dienen

dienen hierinnen zum augenscheinlichen Beweise, weil diese zwey Gebäude nach den Gesetzen eines Vitruvs angelegt sind, und man weder in Italien noch anderswo ältere Kirchen findet, die mit einer so einsichtsvollen Symmetrie aufgeführet wären; aber dagegen findet man Gebäude, die zwar viel neuer, und doch in einem viel schlechtern Geschmacke sind. Unfehlbar war also der Wiederhersteller einer guten Architektur Filippo Brunelleschi, der im Jahr 1444 starb, und Leo Battista Alberti, jünger als jener, ob er gleich von dieser Kunst vortrefflich geschrieben hat, und in Ansehung der Wissenschaften, der Zierlichkeit und des Geschmacks dem Brunelleschi weit nachstehet: denn wenn man die Facciata von S. Maria Novella und dem Pallast der Rucellai, welche Alberti entworfen, mit den Kirchen S. Spirito und S. Lorenzo, nach den Zeichnungen des Brunelleschi angelegt, zusammenhält; so begreifet man, daß der Geschmack und die guten Regeln viel richtiger und gründlicher vom Brunelleschi als vom Alberti sind befolget worden.

Der Verf. fährt in den folgenden Kapiteln fort, gut von den fünf Ordnungen der Baukunst zu handeln, die er nach ihren gehörigen Regeln erkläret und bestimmet hat, doch so, daß er sich einigermaßen von den Grundsätzen entfernet, welche Vignola, Palladio, Serlio, Scamozzi und andre berühmte Meister vorgeschrieben haben.

Siena. Narrazione delle Gesta di Enea Silvio Piccolomini, poi Pio II. rappresen-

presentate nelle pareti della Libreria Corale del Duomo di Siena dal Pinturicchio con gli schizzi e cartoni di Raffaello d'Urbino in dieci gran Quadri colle loro respettive Iscrizioni. Siena 1771. per *Francesco Rossi*, in 4. di pag. 25.

Wir führen dieses kleine Werk wegen des prächtigen Denkmals an, welches dem Andenken Pius des II. von Siena, seiner Vaterstadt, in einem erhabnen Zimmer, das an den Dom stößt, in der Figur eines Parallelogramms errichtet wurde. Die Gemälde, welche es schmücken, sind in zehn Abtheilungen vertheilet, und stellen die vornehmsten Handlungen im Leben des Pabsts Piccolomini vor. Die Zeichnungen sind zufolge des Vasari, von Raffael, die Ausführung aber vom Pinturicchio; eine vortreffliche Arbeit, welche bis auf unsre Tage so frisch erhalten worden, als wenn sie erst itzt aus des Künstlers Hand käme. Diese Tafeln verdienten also durch einen Abdruck bekannt gemacht zu werden, und der Buchdrucker Franz Rossi hat sie auf seine Kosten abzeichnen, auf zehn Platten in Folio stechen lassen, und eine historische Erläuterung hinzugefüget. Dieß ist das erstemal, daß diese Gemälde sind gestochen worden: aber es wäre zu wünschen, daß sie es nicht das letztemal seyn möchten, weil sie eines bessern Grabstichels würdig sind.

Florenz. Raccolta di Poesie Teatrali dell' Abbate *Antoni Landi* poeta aulico di S. M. Federico II. Rè di Prussia, Tom. I.

In Firenze 1771 presso *Domenico Marzi* e Compagni.

So viel Gutes auch diese dramatischen Gedichte haben mögen, so ist doch der Verfasser weder ein Apostolo Zeno, noch ein Metastasio.

In diesem ersten Bande sind drey dramatische Aufsätze, die Polissena, der Cammillo und der Sevaneto, nebst einer Tragödie, Aspasia betitelt. Der zweyte Band soll vier dramatische Stücke, nämlich den Edipo, die Psyche, den Erkole und Adone, nebst einem Trauerspiel, Rodrigo, enthalten. In dem dritten sollen der M. Aurelio Filosofo, ein Drama, der Giob, ein Oratorium, der Maresciallo d'Ancre und die Italiani, Trauerspiele, nebst verschiedenen Kantaten sich befinden.

Siena. Notizie storiche degl' Intagliatori. Opera di *Giovanni Gori Gandellini*, Sanese, Tom. I. & II. presso *Vincenzio Pazzini Carli*, e figli. Siena, 1771.

Dieses Werk ist eigentlich eine Art von Lexikon. Der Verfasser geht in alphabetischer Ordnung die Künstler durch, die mit dem Grabstichel, oder der Radiernadel, oder auch in Holz gearbeitet haben, und breitet sich auch über die wichtigsten Vorfälle ihres Lebens aus; außerdem giebt er eine weitläuftige Beschreibung der Gemälde und Statuen, welche aus den berühmtesten Schulen der verflossenen und des itzigen Jahrhunderts, vermittelst der gedachten Künste vervielfältiget worden. Da wir dieses Wörterbuch noch nicht gesehen haben,

ben, so können wir noch nicht von dessen Werthe urtheilen.

Florenz. La Semiramide del Sig. *de Voltaire*, trasportata in versi Italiani dal Sig. Abbate *Melchiore Cesarotti*. 1771. ist zu Florenz in der Handlung Allegrini und Comp. zu haben.

Der Uebersetzer dieses voltairischen Trauerspiels, Herr Cesarotti, hat sich schon mehrmalen auf eine sich rühmliche Art bekannt gemacht, daß man nothwendig eine gute Vermuthung für diese Uebersetzung haben muß.

Siena. Zaffira, Tragedia di *Maria Fortuna* frà gli Arcadi Isidèa Egirena, e frà gl' Intronati l'Armonica, alla Maestà di Federico III. Rè di Prussia ce. ce. ce. In Siena 1771 per *Francesco Rossi*.

Dieses Trauerspiel einer Dichterinn, die ihrem Geschlechte Ehre machet, hat lebhafte Situationen, und ist wohl versificiret.

Auszug eines Briefs aus Rom, unter dem 8. Jun. des vorigen Jahres geschrieben.

Gestern früh hat der Herr Abbt Don Mattia Zurillo, ein Neapolitaner, und Mitglied der königl. herkulenensischen Akademie, dem itztregierenden Pabste einen sehr schönen und wohl erhaltenen Cod. Mspt. von Pergamen übergeben. Derselbe enthält die berühmte Sammlung der alten römischen Steinschriften, welche der Fra Giovanni Giocondo, ein Dominikaner, vermöge eines Auftrags von dem Lorenzo dei Medici, (dem

diese Sammlung von Steinen auch in einer sehr zierlichen lateinischen Epistel zugeeignet ist,) ehemals besorget hat. Dieser Codex ist prächtig geschrieben, mit Miniaturgemälden geziert, sehr kostbar und nett gebunden, und zeigt zugleich den Stammbaum des mediceischen Hauses: welche Umstände, nebst einigen andern, es wahrscheinlich machen, daß dieß eben der Codex sey, den der Fra Giocondo an Lorenzo dei Medici überschickte. Dieser Religiose war im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts in Ansehen, und zugleich Theolog, Philosoph, Philolog und vieler Sprachen Kenner. Er that eine Reise nach Rom, wo er Untersuchungen über die Alterthümer, die Bau- und Bildhauerkunst anstellte, und wo er auch die genannte Sammlung machte, Commentarien über den Cäsar schrieb, zuerst eine Zeichnung von der Brücke entwarf, die dieser Feldherr über den Rhein schlagen ließ; vom Kaiser Maximilian, dem Jul. Cäsar Scaliger zum Lehrer gegeben ward, der auch, als er 1507 sich zu Paris befand, die Brücke de Notre Dame, und noch eine zweyte kleinere angab und ausführte, worüber man noch das Distichon des Sannazar hat:

Iucundus geminum imposuit tibi, Sequana, pontem,
Hunc tu iure potes dicere Pontificem.

Er hat auch Commentarien über den Vitruv geschrieben. Zu Venedig sieht man noch den Plan, den er von dem Platze Rialto gemacht hatte, welcher ungemein prächtig ist. Ja man versichert, er sey nach dem Tode des Bramante

mante der einzige gewesen, der Fähigkeit genug besessen, seine Entwürfe zu begreifen, und die Ausführung der Peterskirche in Rom zu übernehmen. Man hat von ihm Ausgaben des **Cäsars**, des **Vitruvs** und des **Frontins**. Die obgenannte Sammlung ist nachmals nicht ans Licht getreten, obgleich der größere Theil der darinn enthaltenen Aufschriften bereits von **Gruter**, **Fabretti**, **Muratorio** und **Maffei** bekannt gemacht worden, welche die Handschrift des **Giov. Giovanni** vor Augen gehabt zu haben vorgeben. **Polizian** macht ihm die große Lobrede: Vir unus, titulorum, monumentorum veterum supra ceteros, non diligentissimus solum, sed etiam sine controversia peritissimus. Man weiß die Zeit von seinem Tode nicht recht genau, doch muß er in einem ziemlich hohen Alter gestorben seyn. Denn noch vor dem Jahre 1500 hatte er das Dominikanerkleid verlassen, und lebte von der Zeit an als ein Weltgeistlicher; 1517 stellte er die Commentarien über den Cäsar ans Licht. Aus diesem allen erhellet, daß dieser Codex in gute Hände zu fallen verdiente. In der Magliabecchianischen Büchersammlung, Kl. 28. Num. 5. wird von eben diesem Werke ein sehr zierlich auf Pergamen geschriebenes und mit Miniaturmalereyen geschmücktes Exemplar aufbehalten. Voran stehen die Sigla und Abkürzungen in alphabetischer Ordnung, welche zwanzig Seiten einnehmen. Hierauf folget ein zierlich ausgearbeitetes Anfangsblatt, mit dem unten stehenden von zweyen treff-

lich gezeichneten Satyren gehaltenen Wappen der Person, der das Werk zugeeignet worden ist. Man liest in goldenen, rothen, himmelblauen und gelben Buchstaben folgende Zuschrift: FRATER. IOANNES. IVCVNDVS. VERONEN. REVEREN. IN. CHRISTO. P. ET. DOMINO. D. LVD. DE. AGNELLIS. MATVAN. DIVINI. MVNERIS. GRATIA. CONSENTINO. ARCHIEPISCOPO. SAL. PL. D. Sie fänget sich so an: Prisca Vrbis Romae facies, Venerande Pontifex, adeo est immutata, ut quae in veterum auctorum libris legimus, vix intelligere possimus; und endiget sich also: in quo omnes bonae artes conquiescunt. Vale feliciter humani generis amor et deliciae. Die Steinschriften selbst, an der Zahl 1486, nehmen 214 Seiten ein. Auf der ersten Seite dieses Codex stehet der Name des alten Besitzers also angezeiget: Pallantis Oricellarii et Amicorum. Er wurde vom Caval. Anton. Francesco Marmi erhandelt, welcher ihn dem berühmten Herrn Anton. Francesco Gori mittheilte, um die nie abgedruckten Steinschriften seiner Donianischen Sammlung, die er zu Florenz besorgte, einzuverleiben; und die übrigen ließ er dem berühmten Lodovico Antonio Muratori zukommen, welcher in seinem Nuovo tesoro d'antiche Iscrizioni davon Gebrauch machte. Er schreibt auch eben daselbst von diesem Codex, und schaltet das Zueignungsschreiben, welches ihm Gori mitgetheilet hatte, vollkommen ein; und berichtet außerdem, das ein andres

andres Exemplar der Sammlung des Fra Giocondo bey dem berühmten Marchese Scipione Maffei zu Verona aufbehalten worden sey u. s. w.

Rom. Der Pabst ist vor kurzen von Franz Carrara, aus Bergamo, mit einer sehr schönen kleinen Statue aus Bronze beschenket worden. Sie stellt einen schönen etruscischen Knaben sitzend vor, der eine Bulle am Halse hängend, und eine etruscische Aufschrift am linken Arme trägt, welche aber, weil die ganze Hand abgebrochen ist, ebenfalls zerstümmelt ist. Der Ueberrest lautet nach dem Alphabet des Gori also:

..... vas. Veluma
.... is. Celvansl
..... es. Cuer. tuhethli
...... Clan.

Der Abbt Gio. Batista Passeri von Pesaro, (wie wir aus einem Werkchen über das etruscische Alphabet ersehen, das erst neulich aus der Druckerey der Congregation de propaganda fide in Rom, von ihrem Aufseher, dem Abbt Gio. Christofano Amaduzzi geschrieben, ans Licht getreten ist, welcher die besagte Aufschrift da mit angeführt und erklärt hat) ist der Meynung, daß der Ausdruck Veluma ein Geschlechtsnamen, von Velia abgeleitet sey; daß Celvans, anstatt Selvans, die von dem vorgestellten vornehmen Knaben wieder erlangte Gesundheit anzeige, die er durch ein Wunderwerk entweder des kleinen Jupiters, (Giove bambino) oder des Jupiter Anxur, oder auch des Tagetes wieder erhalten

 habe,

habe, als welcher, kaum von der Erde geboren, Wunder zu thun anfieng: dahero sey diese kleine Statue nichts anders, als ein bey der Gelegenheit gebrachtes Geschenk (Donario): daß das Cuer, gleichsam Κογος, das puer der Lateiner sey, und Clan so viel sage, als natus oder filius, doch in Beziehung auf dessen Mutter, weil die Etruscer Freunde von metronymischen Ausdrücken gewesen wären. Diese kleine Statue ist drey römische Palmen hoch; daher ist sie nach der Statue des Augur, die unter Cosmo I. im Perusinischen gefunden und ihm geschenkt wurde, und welche Buanarroti in den Zusätzen zu der Etruria regale des Dempster, Bl. 40. anführet, und über sechs Palmen hoch ist, die größte unter allen itzt bekannten. Bey dieser Gelegenheit hat der Herr Carrara diesem Knaben ein Fußgestell machen lassen, worauf diese Aufschrift stehet:

CLEMENTI XIIII
PONT. OPT. MAX
SIMVLACRVM. AENEVM. NOBILIS. PVERI. ETRVSCI
EX. GENTE. VOLVMA
REPERTVM. ANNO. MDCCLXX
IN. AGRO. VRBIS. TARQVINIAE. PROPE. CORNETVM
FRANCISCVS. CARRARA. BERGOMAS
V. S. REF. A. C. LOCVMTENENS
PRINCIPI. PROVIDENTISSIMO
CVSTODI. VETERVM. MONVMENTORVM
D. D.
AN. MDCCLXX

Dieses

Dieses Geschenk ist von Clemens XIIII. für das vatikanische Musäum profanum der Bronzen bestimmt, worinnen auch eine Folge silberner Münzen, ungefähr achtzig an der Zahl, welche Arsaciden und andere barbarische Könige vorstellen, ihren Platz bekommen wird; diese ist demselben vom P. Lanza, einem Dominikaner und Mißionar im Oriente geschenket worden. So hat auch der Pabst für dasselbe den Jupiter für 1500 Scudi erkaufet, der bisher im Hofe des Palasts Verospi zu Rom gewesen ist.

Ebend. Bey Venazio Monaldini ist herausgekommen: *Istituzione Antiquario Lapidaria*, o sia Introduzione allo studio delle antiche Latine Iscrizioni in trè Libri proposta 8vo. gran carta in Roma 1770. 532 Seiten ohne die Vorrede. Der Unterricht, den der Verfasser zu einer genauen Kenntniß der römischen Aufschriften giebt, ist auf die besten Grundsätze gebauet und durch die trefflichsten Beyspiele erläutert. In der Einleitung redet er von den verschiedenen Klassen der Inscriptionen. Im ersten Buche von dem großen Nutzen, den alle Theile der Gelehrsamkeit von der Kenntniß derselben ziehen. Im zweyten von der Behutsamkeit, die man dabey in Absicht auf die Namen und Zeichen vonnöthen hat, und was die verschiedenen Klassen, in so ferne es öffentliche oder Privatdenkmäler sind, Eigenthümliches haben. Das dritte begreift die Erklärungskunst der Inscriptionen selbst. Es kommen dabey eine Menge gelehrter Anmerkungen

und Ausschweifungen vor. Eben dieser Verfasser verspricht mit nächstem eine gleiche Anweisung für die Münzwissenschaft.

Litterarische Nachrichten aus Engelland.

The Works of *Williams Browne*. With the Life of the Author, with Notes and Observations by the rev. *W. Thompson*. Three Vols. 8vo. *Davies*. W. Browne ist ein Dichter, der selbst unter seinen Landsleuten ganz in Vergessenheit gerathen. Er war 1590 gebohren, und starb ungefähr 1646. Der erste Theil seiner Gedichte ist 1613, der zweyte 1616 gedruckt; und hat sich darauf gänzlich verlohren, so daß der itzige Herausgeber mit vieler Mühe dieselben in öffentlichen Bibliotheken aufsuchen müssen. Das vornehmste Gedichte ist Britannia's Pastorals, welches mit Spencers Hexenköniginn eine Aehnlichkeit hat. Mirina, ein schönes Mägdchen, hat einen Liebhaber und eine Menge seltsamer Begebenheiten zu überstehen, ehe sie ihrer Wünsche theilhaftig wird. Es ist mit viel Episoden und Digressionen angefüllet, hat viel allegorische Personen, enthält aber viel zärtliche Auftritte, lebhafte Schilderungen und romantische Beschreibungen. Die Pfeife des Hirten (The Shepherd's Pipe) besteht aus sieben Eklogen, die nicht ohne Anmuth, Naivetät und Laune sind. Ueberhaupt verdienen sie aufbehalten und gelesen zu werden. Denn wenn man auch bisweilen trockne Wüsten und Wildnisse antrifft, so findet man auch anmuthige

thige Thäler, paradisische Wälder und romantische Grotten.

The English Garden: a Poem. Book the first. By *W. Masen*, M. A. 4to. *Horsfield*. Dieß ist ein vortreffliches Lehrgedichte von Pflanzung der Gärten, dem wahren Geschmacke in Anlegung derselbigen, und dem Fortgange in Engelland. Es ist zugleich voller anmuthiger Bilder und reizender Schilderungen von einem der besten itztlebenden Dichter. Die Liebhaber der Kunst finden zugleich Unterricht in den Anmerkungen: in einer derselbigen kündiget er eine Geschichte der neuern Gartenkunst vom Herrn Walpole an.

The Ancient Buildings of Rome, by *Anthony Desgodetz*. Publiſhed in 2 Vols, by *G. Marſhall* Architect. Vol. I. Fol. Royal Paper. *Robſon*. 1771. Dieß Werk ist schon im Französischen aus dem vorigen Jahrhunderte bekannt. Der Verfasser wurde von Colbert nebst andern Akademisten 1674 nach Rom geschickt, die Architektur, Malerey und Bildhauerkunst daselbst zu studiren. Dieß Buch war eine Frucht seiner Reise, welches nebst den dazu gehörigen Zeichnungen auf königliche Kosten gedruckt wurde. Der Uebersetzer hat das französische Original dem englischen gegen über drucken lassen. Die hier befindlichen Kupfer sind 1) das Pantheon in drey und zwanzig Platten; 2) der Tempel des Bacchus in Rom, fünf Platten; 3) der Tempel des Faunus, ebend. zwo Platten; 4) Tempel der Vesta, ebend. drey Platten; 5) derselbe zu Tivoli, vier

Platten; 6) der Tempel der Fortuna Virilis in Rom, vier Platten; 7) Tempel des Friedens in Rom, zwo Platten; 8) Tempel des Antonin und der Faustina in Rom, fünf Platten; 9) der Tempel der Concordia in Rom, drey Platten; 10) der Tempel des Jupiter Stator in Rom, drey Platten; 11) der Tempel des donnernden Jupiter in Rom, drey Platten; 12) der Tempel des Mars in Rom, vier Platten.

The fashionable Lover: a Comedy: *Griffin.* 1772. Dieses Lustspiel hat einen gleichen Verfasser mit dem Westindier, den Herrn Cumberland, und er behauptet auch hierdurch den Ruhm eines der besten itztlebenden dramatischen Schriftsteller in Engelland.

The Grecian Daughter: a Tragedy: As it is acted at the Theatre-Royal in *Drury-Lane.* 8vo. *Griffith.* Zu dem Innhalte dieses Trauerspiels hat eine Stelle aus dem Valerius Maximus L. V. c. 4. de pietate in parentes Anlaß gegeben, wo eine Griechinn ihren im Kerker verschlossenen Vater, der vor Hunger zu sterben verdammt ist, mit ihrer Brust nähret. Hierauf hat der Verfasser eine rührende Fabel gebaut, die er in die Zeit des Dyonys des jüngern setzet, als Timoleon Syrakus belagerte. Es sind gute Situationen und viel Wärme in der Poesie dieses Trauerspiels. Der Verf. ist Herr Murphy, der schon den Orphan of China und die Zenobia geliefert hat.

Socrates

Socrates out of his Senses. Or Dialogues of *Diogenes* of *Sinope*. Translated from the *German* of *Wieland*, by Mr. *Winterfled*. Two Vols. *Davies*. Eine Uebersetzung der Dialogen unsers Herrn Wielands, die in dieser englischen Einkleidung gewiß nicht mißfallen wird.

Indolence: a Poem. By the Author of *Almida*. 4to. *Becket*. Dieses schöne Gedichte ist voller richtigen philosophischen Gedanken, warmen Empfindungen von Tugend, lebhaften und malerischen Beschreibungen, und machet der Verfasserinn viel Ehre.

The Architecture of *M. Vitruvius Pollio*, translated from the Original Latin, by W. *Newton*, Architect. Fol. Royal Paper. *Dodsley*. 1771. Diese Uebersetzung, die nur voritzt die ersten fünf Bücher enthält, ist mit ungemeinem Fleiße gemacht. Der Verfasser, der in der Vorrede eine Nachricht von den verschiedenen Ausgaben giebt, und diejenigen hauptsächlich anzeiget, die er vorzüglich dabey gebraucht, hat sie mit einer Menge theils eignen, theils anderer Commentatoren brauchbaren Anmerkungen begleitet. Am Ende sind auch gute Kupfer hinzugefüget, die zur Erläuterungen der in dem Buche befindlichen Beschreibungen dienen.

The Elements of Linear Perspective demonstrated by Geometrical Principles, and applied to the most general and concise Modes of Practice. With an Introduction,

ction, containing so much of the Elements of Geometry as will render the whole Rationale of Perspective intelligible, without any other previous Mathematical Knowledge. By *Edward Noble*. 8vo. *Davies*. Wenn auch dieses Buch nicht viel Neues enthält, so hat es doch das Verdienst, daß es diese Materie auf eine einleuchtende Art abhandelt.

Poems consisting chiefly of Translations from the Asiatic Languages. To which are added, two Essays, 8vo. *Elmsley* 1772. Das erste Gedichte in dieser schätzbaren Sammlung ist eine Ecloge, Solima betitelt, zum Lobe einer arabischen Prinzeßinn, die eine Caravansera erbauet hat, mit lieblichen Gärten, zur Erquickung der Reisenden und Pilgrimme. Dieß Gedicht ist, wie der Verfasser sagt, keine eigentliche Uebersetzung aus dem Arabischen: aber alle Bilder, Empfindungen und Beschreibungen sind aus den Dichtern dieses Landes genommen. Hier ist eine kleine Probe dieses Gedichts:

Ihr Mägdchen von Aden, hört eine erhabenere Geschichte, als jemals auf Wiesen, in Lauben und Thälern gesungen worden. Das Lächeln der Abela und die Augen der Maja, wo die Schönheit spielet und die Liebe im Schlummer liegt; die wohlriechenden Hyacinthen von der Azza Haar, mit dem die lachende Sommerluft spielet; der Liebe gefärbte Wangen, wovon die Rosen ihre Blüte holen, und die Lippen, von denen der Zephyr seinen Wohlgeruch stiehlt, laden nicht mehr den wilden ungekünstelten Gesang ein, sondern fliehen wie Träume vor dem Morgenstrahl.

strahl. Lebe also wohl, lebe! leb wohl, jugendliches Feuer; denn kühnere Lieder sollen den horchenden Wald füllen. Fließet sanft, ihr Bäche, und ihr Weste seyd stille.

Siehe jene schönen Wälder, die sich über Amana erheben, und mit ihrem wohlriechenden Haupte die Wolken balsamiren: wo jedes Lüftchen Weihrauch über die Thäler herabschicket, und jedes Büschchen den Duft von Muskaten ausathmet! Siehe durch jenen sich offenbarenden Wald eine glänzende Scene, immer heitere Fluren und ewig grüne Wiesen! Dann frage die Wälder, und frage die tonreichen Lauben, wer ihre hohen Wipfel mit blühenden Blumen deckte, die blauen Ströme über sandichte Thäler fließen und die braune Wildniß von den lebhaftesten Farben glühen lehrte? Die schöne Solima! werden Berge und Thäler singen, die schöne Solima! die entfernten Echo wiederhallen. Aber nicht, um mit leerem Spielwerk eitler Freude die Seele zu reizen, oder das Gesichte zu hintergehn: nicht um Mittag auf Sitzen der Wollust zu ruhen, wo Lilien, Nelken und Rosen ihre Blumen in einander weben.

Nicht auf stolzen Säulen das nächtliche Fest zu sammeln, bis der Morgen den glühenden Ost mit Perlen bedeckt: ach nein! für diese ließ sie nicht diese Lauben empor steigen, und gebot dem ganzen Eden vor unsern Augen zu blühen: denn andere Gedanken beschäfftigen ihre himmlische Seele. (Weg von ihr, du eitler Stolz! weg von ihr, du täuschende Freude!) Nein, sondern mit einer süßen Mahlzeit den schmachtenden Gast zu erquicken, den Müden auf dem Bette der Ruhe einzuschläfern, den von Winterkälte erstarrten Wanderer zu erwärmen: den Jüngling zu ermuntern, den Greis zu unterstützen: den Traurigen zu trösten, und den Schwachen zu unterstützen: den Armen

zu bedecken und den Verirrten zurechte zu leiten; dieß sind ihre Sorgen, dieß ihr glorreiches Geschäffte: kann der Himmel ein edleres geben, oder Sterbliche ein höheres begehren?

Kommt in diese Büsche, in diese Lebenathmenden, beschatteten Oerter, ihr freundlosen Waisen und ihr unausgestatteten Jungfrauen! Verlaßt mit gieriger Eil eure traurigen Wohnungen, ihr Schwachen, die ihr zittert, und ihr Kranken, die ihr wehklaget. Hier sollen sanfte Zelte sich über blühende Fluren spannen, des Nachts euch schützen, und des Mittags überschatten: hier wird die rosenfarbene Gesundheit die Süssigkeiten des Lebens herab schütten, und neue Freude jede abwechselnde Stunde beflügeln? Trauert hier eine Wittwe in Strömen von Thränen gebadet? Seufzt hier ein Greis unter der Last der Jahre? Weint hier ein Mägdchen in nagendem Kummer, von zärtlichen Aeltern verlassen und ihrer Hoffnung beraubt? Sie weinen der Solima ihren Kummer, sie gießen ihre klägliche Geschichte der Solima aus. Sie hörts: und glänzend, wie der Stern des Tages, bahnt sie sich ihren leichten Weg durch den dichtesten Wald: sie fragt, was für Sorgen den freudenlosen Haufen unterdrücken, welche Krankheit sie verzehret, oder was für ein Mangel sie ängstiget; und indem sie klagen, hebt ihren Busen ein zärtlicher Seufzer, indessen, daß ihre ganze Seele schmelzend in ihrem Auge sitzt: dann ergießt sie mit einem freundlichen Lächeln den heilenden Balsam, und läßt eine Thräne des Mitleids über ihr Weh fallen, die, indem sie fällt, ein zärtlicher Engel in eine Perle verwandelt, auffaßt, und an seinen Busen trägt.

Die Ueberschrift des zweyten ist: der **Palast des Glücks**; die Idee ist dazu aus einer der Erzählungen des **Inatulla** genommen. Der Verf.

hat

hat damit einige Veränderungen vorgenommen, und verschiedene Beschreibungen und Episoden aus den morgenländischen Dichtern hinzu gethan. Das folgende heißt, die sieben Brunnen, und ist eine Episode aus den arabischen Erzählungen: sie gründet sich auf eine Allegorie in den Werken des Ebn Arbschah, von Damascus, der im funfzehnten Jahrhunderte lebte. Eine Ode auf den Frühling, aus den Werken des Meribi, einem angesehenen Dichter unter der Regierung Soliman II. Eine Pastorale und ein Gedicht auf das Schach. Nachahmungen des Petrarch. Alle Gedichte sind voll von den reichsten und vortrefflichsten poetischen Beschreibungen, und in einer so schönen Versifikation und geschmeidigen Sprache, als wenige der neuen englischen Dichter sich rühmen können. Die angehängten Versuche sind voll scharfsinniger und nützlicher Anmerkungen. Im ersten bemüht er sich zu zeigen, daß die morgenländischen Dichter mehr Genie als wir besitzen, mehr Zeit haben, es zu bearbeiten, und einiger eigenthümlicher Vortheile vor uns genießen. Im zweyten sucht er diejenigen zu bestreiten, die die Dicht- und Tonkunst als bloße nachahmende Künste betrachten. Er sucht ihren Grund in den innersten Tiefen des menschlichen Herzens.

Miscellaneous Poems, consisting of Originals and Translations. By *Vincent Bourne*, M. A. 4to. *Dodsley*. Der Verfasser dieser sehr angenehmen Sammlung von Gedichten starb 1747, wie sein vorgesetztes Leben besagt.

Es ist eine ungemeine Feinheit und Delikatesse des Ausdrucks darinnen, und er hat verschiedene kleine lateinische Gedichte so glücklich übersetzt, daß man sie für Originale halten sollte. Auch seine eignen lateinischen haben eine außerordentliche Leichtigkeit. Man lese folgende Beschreibung der Gesellschaft auf einer Landkutsche:

In curru conduco locum, visurus amicum,
Millia qui decies distat ab urbe novem.
Impatiens auriga morae nos urget, et, hora
Cum nondum sonuit tertia, jungit equos.
Vix experrectus, media inter somnia, surgo,
Per longum misere discutiendus iter.
Ingredior, sedeo; cubitumque coarctor utrumque;
Atque duas pingues comprimor inter anus.
Cum matre e contra puer est, milesque proteruus;
Distento hos inter corpore caupo sedet.
Nec vix illuxit, quin hinc agitamur et illinc,
Aspera qua ducit, qua salebrosa via.
Altera tussit anus, rixatur et altera: jurat
Miles, ῥογκίζει caupo, vomitque puer.
Dulce sodalitium! si sint haec usque quadrigis
Commoda, maluerim longius ire pedes.

An Essay towards a rational System of Music. By *John Holden*. 4to. *Baldwin*. Die Absicht, wie der Verfasser in seiner Vorrede sagt, ist: „auf eine vernünftige und leichte Art die Dinge, die derjenige wissen muß, der entweder selbst sich auf die Musik legt, oder sie doch mit Verstande und Geschmack hören will, zu erklären und in eine systematische Ordnung zu bringen.“ Er hat

hat dieses auf eine Art gethan, die seinen Kenntnissen Ehre macht.

Killarney: a Poem. By *John Leslie*. 4to. *Robinson*. Ob sich gleich lokale Schönheiten besser durch den Pinsel als die Feder ausdrücken lassen; so hat doch dieses Gedichte wegen der lebhaften Schilderungen, von denen es voll ist, ungemeine Verdienste: auch hat der Dichter angenehme Fabeln und Episoden eingewebt.

The Epocha, or the Review. MDCCLXXII. 4to. *Bladon*. Dieß Gedichte ist eine satyrische Vorstellung der Sitten dieser Zeit, die meistens sehr richtig, mit Lebhaftigkeit geschildert und in eine angenehme Versifikation eingekleidet ist.

Theatrical Biography. Two Vols. 8vo. *Kearsly*. Diese zween Bände enthalten Lebensbeschreibungen von den vornehmsten Schauspielern und Schauspielerinnen zu Coventgarden und Drurylane. Wären auch manche Anekdoten wahr, die hier erzählet werden: so scheint es doch unverzeihlich, gehäßige Dinge aus der Privatgeschichte einzelner Personen dem Publiko vorzulegen, und zu verlangen, daß man sie aufs Wort glauben soll.

Wensley Dale; or Rural Contemplation. A Poem. 4to. *Davies*. Dieß Gedicht zeiget von einer ungemein reichen Einbildungskraft und Genie zur malerischen Poesie. Die eingestreueten Episoden sind wohl gewählt, und die Verse sehr harmonisch.

Curae Posteriores, sive Appendicula Notarum atque Emendationum in *Theocritum Oxonii* nuperrime publicatum. 4to. *Nourse*. Da wir die mehr prächtige, als wichtige Ausgabe des Theokrit von Warton zu seiner Zeit angezeiget, so können wir diese Verbesserungen, die Herr Toupe hier noch hinzuthut, nicht mit Stillschweigen übergehen.

A Dissertation on Oriental Gardening. By Sir *William Chambers*. 4to. Davies. Die Absicht dieser Abhandlung ist, zweyen entgegengesetzten Fehlern in Anlegung der Gärten zu begegnen: nämlich einer zu gewissenhaften Anhänglichkeit an die Natur, und einer gänzlichen Abweichung von derselbigen. Der Verfasser, der deswegen nach China gegangen, wo die Kunst, mit der Natur vereiniget, so glückliche Wirkungen hervorgebracht, der sich bey ihren Künstlern unterrichtet und alle Anmerkungen daher genützt hat, sucht gewisse Grundsätze für eine so reizende Kunst, als die Gärtnerey ist, feste zu setzen. Die schönen Scenen, die er hier beschreibt, geben eine hohe Vorstellung von dem asiatischen Geschmacke. Das Werkchen ist mit zwey Kupfern gezieret.

Essays on Song-writing. With a Collection of such English Songs as are most eminent for poetical Merit. To which are added some original Pieces. 8vo. *Johnson*. 1772. Der Verfasser hat die Dichtungsart der Lieder mit viel Geschmack und kritischer Einsicht behandelt. Er betrachtet sein Subjekt unter

folgen=

folgenden Hauptabschnitten: 1) von der Liederdichterey überhaupt; 2) von Gesängen und Schäferliedern; 3) von Liebesliedern und Gemälden in Liedern; 4) von witzigen und scherzhaften Liedern. Die Wahl selbst machet ihm Ehre.

Neue Französische Kupferstiche.

März. Jupiter und Antiope, nach **Le Barbier**, dem ältern, von **Düflos** gestochen: zwanzig Zoll hoch und vierzehn breit; macht das Gegenbild von **Jupiter und Semele**.

Galerie Françoise, oder Bildnisse berühmter Personen beyderley Geschlechts in Frankreich, in Folio. No. IV. V. VI. Diese Lagen enthalten, wie die vorhergehenden, jede fünf Bildnisse: No. IV. Den Marschall **Bellisle**; **Paul Charles Lorry**, Professor der Rechte; **Prosper Joliot de Crebillon**; **François Boucher** und **Charles François Panard**, komischen Operndichter. Diese sind gestochen von **Mellini, Ingouf, Moitte, Bosse'** und **Miger**. No. V. Den Kanzler **Dagvesseau**, Madame **de Grasigny**, **M. Clairaut**, **Racine**, der Sohn, und **Mr. Servandoni**, ebenfalls von den besten Meistern gestochen. No. VI. den Grafen von **Argenson**, **Gilbert de Voisins**, die Marquise von **Chatelet**, **Claude Nicolas le Cat** und den Abbt **Prevot**, von den Kupferstechern **Le Vasseur, Levesque, Henriquez** und **Therese Devaux**.

Angelique & Medor, Venus & l'Amour, zwey Blätter achtzehn Zoll breit und dreyzehn hoch.

Die Vorstellung des ersten ist aus der Stelle des Ariost genommen, wo die schöne Angelica und ihr geliebter Medor neben einander wollüstig sitzend ihre Empfindungen in die Bäume graben. Auf dem zweyten unterrichtet Venus den ältesten der Liebesgötter, die sie umgeben, von dem Gebrauche des Bogens, den er in den Händen hat. Das erste ist von Voyez, dem ältern, nach einem Gemälde von Jacques Blanchard, das letztere von Levesque nach Pierre; ein paar angenehme Blätter.

Estampe allegorique sur la naissance du Fils du Prince des Asturies, von Halle' entworfen, und P. P. Moles, einem Spanier, gegraben: achtzehntehalb Zoll hoch und zwölftehalb breit. Der König von Spanien erscheint im Tempel der Unsterblichkeit, mit Lorbeern gekrönet, und in einer antiken Heldenkleidung. Der Prinz und die Prinzeßinn von Asturien bringen ihm durch die Hände der Fruchtbarkeit die Frucht ihrer Verbindung dar. Der in der Luft schwebende Ruhm kündiget es den erfreuten Galliern an.

Johann Racine, nach dem Gemälde J. B. Santerre, von P. Savart. Gehört in die Folge der saubern Miniaturstiche dieses Künstlers.

Christoph von Beaumont, Erzbischof von Paris, ein Bildniß in Medaillenform, von Romanet nach Duhamel.

April. L'Hommage à l'Amour, vier und zwanzig Zoll hoch und siebzehn breit, nach Karl Vanloo von de Lorraine gestochen. Ein junges

junges Mägdchen, daß die ersten Flammen der Liebe fühlt, huldiget dem Amor, den sie als eine Bildsäule in einem Walde findet, und opfert ihm einen Blumenkranz.

Le Festin espagnol, ein Stück von einer sehr reichen Zusammensetzung, nach einem Gemälde des Palame de Stevens von Louis Lempereur; siebzehntehalb Zoll hoch und zwey und zwanzig breit. Der Auftritt dieses Festes, im spanischen Costume behandelt, ist ein prächtiger Saal, der an einen Garten stößt. Die Handlung ist das Ende der Mahlzeit, wo die Gäste, vom Weine erhitzet, sich der Freude überlassen. Einige singen, andere sagen ihren Schönen Süßigkeiten vor. Zigeuner, die man in den Saal kommen läßt, sagen einem jungen Spanier wahr, der sein Glück noch mehr in den Augen seiner Geliebten suchet, die ihm zur Seite steht. Es kann dem Jardin d'amour, das eben dieser Künstler 1769 nach Rubens gestochen, zum Gegenbilde dienen.

Eben dieser Kupferstecher verkaufet zwey andere Blätter. 1) Les Suites du naufrage, nach Vernet, von Katharine Elisabeth Cousinet, Herrn Lempereurs Ehegattinn. 2) Départ pour le Marché, nach einem Gemälde von J. Vangoyen, gestochen von Anne Philiberte Coulet.

Ein kleines Bildniß des Königs von Preussen, Friedrich II. in Medaillenform von M. B. gestochen.

Die zweyte Lieferung der Gemälde des Grafen von Choiseul ist nunmehro auch erschienen. Die erste enthält funfzig Stücke mit dem Titel: die zwote fünf und siebzig Stücke mit dem Bildnisse des Herzogs, also zusammen 130 Blatt in 4. nebst einer Erklärung jedes Gemäldes, das dem Werke voransteht. Das Ganze kostet 75 Livr. als 36 Liv. die ersten funfzig Blatt, die letzten 39 Livr. Die meisten Gemälde sind aus der niederländischen Schule. Diese Gemäldesammlung ist den 6ten April in Paris an die Meistbietenden verkauft worden.

Saint Jean Baptiste dans le désert, ein Kupferstich von zwanzig Zoll hoch und vierzehn breit, von Moles gestochen, nach einem Originalgemälde des Guido. Der Heilige sitzt auf einem Felsen bey einer lebendigen Quelle. Sein Schaf steht ihm zur Seite, mit einer Hand hält er einen Rohrstab, der die Figur eines Kreuzes hat: die andere hebt er gen Himmel. Der Ausdruck in seinem Charakter und der halb offne Mund scheinen die Stimme desjenigen anzuzeigen, der in der Wüsten predigt. Die Grazie und Harmonie des Originals ist gut ausgedrückt.

Le Fanal exhaussé. Ein schönes Seestück von Byrne nach Vernet, zwanzig Zoll breit und siebzehn hoch.

Bonnet hat nach Zeichnungsart mit Röthel drey Kinderköpfe in Lebensgröße nach Zeichnungen von Bouchardon gestochen; zwey Akademien von weiblichen Figuren nach Lagrenee; La Jardiniére

diniére fleuriste, nach Boucher, und Tête de fille couronnée de fleurs, nach Carl Vanloo.

L'heureux Retour, ein Blatt, das dem dédommagement d'Absence, welches vor zwey Jahren erschien, zum Gegenbilde dienet, nach Schönau von Vidal mit vielem Fleiße gestochen. Der Innhalt ist in folgenden Zeilen darunter ausgedrückt:

Le ciel enfin te rend à ma vive tendresse,
Qu'il soit béni cent fois de ton heureux rétour,
Cher époux, chers enfans, que ce jour d'allégresse
Dans nos coeurs réunis fasse briller l'Amour.

May. Jean Charles le Vasseur hat nach einem Originalgemälde von Jean Restout ein großes Bild, drey und zwanzig Zoll breit und siebzehn hoch, unter dem Titel gestochen: Confiance d'Alexandre en son médecin Philippe. Die Geschichte ist bekannt: dieser Kupferstich dienet demjenigen zum Gegenbilde, welches eben dieser Künstler unter dem Titel: le medecin Erasistrate, découvrant la passion du jeune prince Antiochus pour sa belle mere, gestochen. Preiß 6 Livr.

Le Lever & la Toilette. Zwey angenehme Blätter von einer artigen Zusammensetzung: beyde nach Baudouin. Das erste ist von Massart, das zweyte von Ponce gestochen. Das erste stellt eine junge Schönheit bey ihrem Aufstehen vor: sie spielt mit ihrer Katze, und ihre Kammerweiber bedienen sie. Auf dem andern

sitzt eine junge Schöne vor ihrem Spiegel, und ein junger Mensch sieht ihr zu, mit dem Ausdruck der Liebe und Bewunderung. Jedes kostet 4 Liv.

Jun. Le Temple de Gnide; nouvelle édition: A Paris chez *le Mire*, Graveur 1772. gr. in 8vo. & in 4to. Wir zeigen diese schöne Ausgabe wegen der saubern Kupfer, zwölfe an der Zahl an: ein historischer Medaillon mit dem Portraite des M. de Montesquieu zieret das Frontispitz. Auch der Text ist in Kupfer gestochen.

Le Modèle honnête, ein Kupferstich siebzehn Zoll hoch und dreyzehn breit, radiret von J. M. Moreau, und mit dem Grabstichel ausgeführet von J. B. Simonet, nach P. A. Baudouin. Das Gemälde befand sich 1769 bey der Ausstellung im Louvre. Man bemerkt an einem jungen Mägdchen die Gewalt, die sie ihrer Schamhaftigkeit anthun muß, sich nackend zu zeigen, da sie die Armuth gezwungen, als Modell zu einer Akademie zu stehen. Kostet 8 Liv.

L'Espagnol. Ein junger Spanier, von Flipart, nach einem Gemälde von Grimou.

Chenû hat nach Le Süeur das Bild des Mr. Jacques Dûmont des Valdajon, Wundarztes des Grafen von Provence, gestochen.

Costume des anciens peuples. Dieses Werk ist von dem M. Dandre Bardon, königl. Professor der Maler- und Bildhauerkunst. Er kündigte den Entwurf in seinem Werke über die Male-

Malerey 1765 an, und ist gesonnen, ihn itzt auf Subscription auszuführen. In dieser Absicht hat er alle Monumente des Alterthums, die Werke großer Schriftsteller, die Kabinette der Liebhaber und Portefeuilles der Gelehrten durchsucht. Hieraus ist eine Sammlung von dreyhundert Zeichnungen entstanden, die alles in sich schließt, was nur in Absicht des Ueblichen interessant seyn kann. Das Werk wird aus zwo Abtheilungen bestehen. Die erstere wird die Gebräuche der Griechen und Römer, die zwote der Israeliten, Aegypter, Perser und anderer: ferner der Scythen, Amazonen, Parthen, Deutschen ꝛc. ihre enthalten.

Dieser ihre Gebräuche wird er in gottesdienstliche, bürgerliche und militarische abtheilen; zu den Kupferstichen hat er die besten Künstler gewählet, die sie unter der Aufsicht des M. Cochin stechen werden. Von sechs zu sechs Wochen wird allezeit eine Lage in groß 4. herausgegeben: wovon er schon im Monate April die erste Probe geliefert, die den Beyfall der Kenner erhalten. Jede Lage kostet für die, die nicht subscribiret haben, 6 Liv. Die Subscribenten bezahlen bey der ersten Lieferung 4 Liv. und 40 Sous auf die künftige: alsdann bey jeder folgenden Lieferung 4 Liv. als 40 Sous für die gegenwärtige, und eben so viel für die künftige. Es werden in allem 300 Blatt werden, die auch Mr. Bardon mit einer Erklärung begleiten wird. Es läßt sich schließen, wie interessant dieses Werk für die Künstler seyn werde.

L'Art

L'Art du Coutelier, premiere Partie, par M. *Jean Jacques Perret*, Maître Coutelier de Paris 1771. 239 pag. in fol. mit 72 Kupferplatten. Die Kunst des Messerschmidts ist wieder eine von denjenigen, die unter der Aufsicht der Akademisten bekannt gemacht wird. Der Verf. theilet sie in drey Abschnitte. In dem ersten handelt er von dieser Kunst, in so fern sie bloß besteht, allerhand Messerwerk, Scheeren, Korkzieher, Lichtputzen und Uhrketten zu verfertigen. In dem zweyten wird er von Verfertigung chirurgischer Instrumente, in dem dritten von den Schleifmitteln, den Werkzeugen der Scheerenschleifer, der Stecher in verschiedene Metalle, Schwerdtfeger u. s w. handeln.

L'Art de la Porcelaine, par M. le Comte *de Milly* 1771. 60 pag. in fol. avec 8 planches en taille-douce. Diese Beschreibung, die auch die Akademie der Wissenschaft angenommen, dienet der Suite zur Fortsetzung, die sie seit 1758 bekannt gemacht. Man findet in der Einleitung eine Geschichte von verschiedenen Porcellainen: in der Folge giebt er eine umständliche Beschreibung vom meißnischen Porcellain und dessen Verfertigung: von der Composition, der Zubereitung, der Auftragung der Farben und Behandlung derselbigen u. s. w.

Neue witzige Schriften aus Frankreich.

Lettres Athéniennes extraites du portefeuille d'Alcibiade: 4 Vol. in 12. A Paris chez *Delalain*. Verschiedene französische moralische

lische Schriftsteller haben gesagt, die Pariser hätten viel Aehnliches mit den Atheniensern. Dieses hat sich ein sinnreicher Schriftsteller zu Nutze gemacht, und seine Absicht ist, die ausschweifenden Sitten durch lebhafte Gemälde solcher Auftritte zu bessern, die die Mode und Lebensart veranlassen. Er stellt also den Alcibiades, nicht als einen Schüler des Sokrates, oder als einen Feldherrn der Athenienser, sondern als einen artigen Wüstling auf, der sich zu einem Hauptverdienste anrechnet, daß er die galantesten Damen besuchet, Liebesgeschichtchen anzeddelt, und von nichts anders als Thorheiten sich zu unterhalten weiß. Die Lektüre dieser Briefe ist unterhaltend: sie sind lebhaft geschrieben, und der Verf. zeiget, daß er die Welt kennet.

Les Tableaux, suivis de l'histoire de Mlle. de Syane & du Comte de Mancy. A Paris chez *Delalain*. Der Verfasser sammelt hierinnen verschiedene wollüstige und pathetische Gemälde, die er den Künstlern zur Ausführung vorlegt. Es sind ihrer vierzehn.

Traduction en prose de *Catulle*, *Tibulle & Gallus*; par l'auteur des Soirées Helvétiennes & des Tableaux. A Paris chez *Delalain*. Wenn man eine strenge Untersuchung anstellen wollte, in wie ferne diese Uebersetzung getreu ist, so möchte der Uebersetzer sehr zu kurz kommen: inzwischen sieht man, daß er ein Mann von Geschmack ist, dessen Uebersetzung sich immer angenehm lesen läßt. In den Anmerkungen stellet

er

er oft Vergleichungen mit Nachahmungen und Uebersetzungen anderer französischer Dichter an.

Opuscules poëtiques & philologiques de M. *Tentry* in 8vo. A Paris chez *Delalain*. Viele dieser schönen Gedichte sind schon zum Theil aus verschiedenen Journalen bekannt. Mit vorzüglichem Beyfall sind der Tempel des Todes, die Gräber und die Ruinen aufgenommen worden. Außer den poetischen Stücken stehen auch viele prosaische Stücke und zum Theil Uebersetzungen darinnen.

La fausse statue, Comédie en un Acte & en Prose. Par M. le *Chevalier de Laures*, in 8vo. Dieses Stück hat viel Delikatesse und Naivetät, und ist eine Nachahmung des Orakels und der Zeneide.

Clarisse, Drame en V actes & en Prose. Par *J. A. P.* in 8vo. A Paris chez *Le-Jay*. 1771. Dieses Schauspiel hat rührende Auftritte, indem es eine Familie, wo sich ein Mann und Frau durch eine Verbindung wider ihres Vaters Willen, nebst einem Kinde im äußersten Elende befinden, vorstellet. Dem Innhalte nach hat es viel Aehnlichkeit mit Herrn Geßners Eraft, nur daß die Auflösung romanhafter und unwahrscheinlicher herbey geführet ist.

Observations sur la statue de Marc Aurele & sur d'autres objets rélatifs aux Beaux Arts. Par *Etienne Falconet*. A Amsterdam, chez *Marc-Michel-Rey*. 1771. in 12. Die Bildsäule des Marcus Aurelius zu Pferde, die

Mr.

Mr. Falconet weit weniger schön als andere findet, veranlaßt ihn, verschiedene wichtige Anmerkungen über die Künste zu machen, und die Meynungen anderer Schriftsteller in Ansehung derselbigen zu untersuchen.

L'art de faire différentes sortes de colles. Par M. *Duhamel du Monceau*, 1771. 27 pag. in fol. avec 3 planches en taille-douce. A Paris, chez *Desaint*. Die Kunst Leime zu machen scheint sehr eingeschränkt zu seyn: indessen hat sie dem M. Duhamel wichtig genug geschienen, sie für die Sammlung, die die Akademie herausgiebt, auszuarbeiten, und sie ist es auch, wenn man auf den großen Nutzen sieht, den sie für den Gebrauch so viel nöthiger Dinge im menschlichen Leben, und selbst für die Künste hat.

L'art de l'Indigotier, par M. de *Beauvais Raseau*. A Paris, chez *Desaint*. 1770. 118 pag. grand in fol. avec 11 planches en taille douce. Der Indig, dessen man sich blau zu färben bedienet, ist ein wichtiger Gegenstand für die Handlung. Der Verf. zeigt, wie die Pflanze, dessen Produkt er ist, wächst, an welchen Orten und wie er zubereitet wird, die Vorsicht, die dabey zu gebrauchen ist, und ihr Nutzen in der Färberey, wobey hauptsächlich M. Hellot und Macqver zu Rathe gezogen werden, die die L'Art du Teinturier herausgegeben haben.

Maniére de bien juger des ouvrages de peinture. Par feu M. l'Abbé *Laugier*; mise au jour & augmentée de plusieurs notes intéressantes, par *M.****. A Paris, chez *Jombert*.

Jombert. 1771. Der verstorbene Abbt Laugier hat sich durch verschiedene wichtige Bücher, die Künste und hauptsächlich die Architektur betreffend, bekannt gemacht: das obangezeigte, das nach dessen Tode erscheint, ist nicht weniger seiner würdig. Er untersucht darinnen die Eigenschaften, die man haben müsse, um richtig von den Verdiensten und Fehlern in Werken der Malerey zu urtheilen. Dieß machet den ersten Abschnitt aus. Er erfodert dazu fünferley: 1) eine heftige Liebe für die Kunst, 2) einen feinen und durchdringenden Verstand, 3) eine gründliche Beurtheilungskraft, 4) eine empfindliche Seele, 5) eine unpartheische Gerechtigkeit. Im zweyten Abschnitte untersucht er die Kenntnisse, die man erlangt haben muß. In dem dritten die Art und Weise, wie ein Kenner urtheilen müsse. Am Ende kömmt noch eine Zugabe hinzu: **von denen Begierden, die die Liebe zur Malerey erzeugen.** Er eifert darinnen hauptsächlich wider die Arten von Verzierungen der Zimmer und Mobilien, die die guten Malereyen verdrängen. Das Werk selbst so wohl als die Noten enthalten vortreffliche Anmerkungen, und können den so genannten Kennern zu einem sichern Wegweiser dienen, über Gemälde zu urtheilen.

Histoire de la rivalité de la France & de l'Angleterre. Par M. *Gaillard.* 3 Vol. in 12. Des Verfassers Absicht in diesem Buche ist, den Engelländern und Franzosen, diesen beyden wetteifernden Nationen, das Schwerdt aus den Händen zu winden, und ihnen zu zeigen, wie sehr ihr

ihr gegenseitiger Vortheil mehr Einigkeit erfodert. Da er dieses nicht bloß von der Seite der Eroberungen und Kriege, sondern auch in Absicht auf den Wetteifer in der Philosophie, in Künsten und Wissenschaften untersuchet, so verdienet es auch, von uns angezeiget zu werden.

Poëtique élémentaire. Par M. *la Serre*. A Lyon, chez les freres *Perisse*. 1771. Der Verfasser liefert hier eine kleine Poetik von allen Gattungen der Poesie. Seine Lehren sind aus der Kunst selbst und aus den besten Meistern seiner Nation geschöpft. Das Werk ist voll guter Anmerkungen und gesunder Urtheile, obgleich manches auch einen Widerspruch finden möchte.

Mes reveries, contenant *Erato* & *l'Amour*. Poëme suivi des *Riens*. A Paris, chez *Costard*, in 8vo. 1771. Das erste Gedichte, welches das längste ist, und aus 350 Versen besteht, ist allegorisch. Die Musen hatten den Amor von dem Parnaß verbannt; durch eine artige Erdichtung bemächtigte er sich des Herzens der Erato, und es wird am Ende eine Verbindung zwischen beyden gestiftet, die die Musen genehmigen. Es folget eine große Menge kleiner flüchtiger Poesien. Man findet darinnen viel jugendliche Lebhaftigkeit, muntere und wollüstige Gemälde, Leichtigkeit des Ausdrucks und Harmonie des Verses. Nur Schade, daß er den Reichthum seiner Einbildungskraft der Präcision und Stärke aufopfert.

Les Comédies de Térence. Traduction nouvelle avec le Texte Latin à coté, & des notes. Par M. l'Abbé *le Monnier* 3 vol. in 8vo. Grand & petit papier avec de très belles gravures, & in 12. sans figure. A Paris, chez *Jombert.* 1771. Diese neue Uebersetzung ist, in Absicht der Eleganz der französischen Sprache, der Madame Dacier ihrer weit vorzuziehen, und ob der V. gleich niemals sein Original verläßt, so sucht er doch mehr den Geist des Terenz, als bloß seine Worte auszudrücken. Ueberdieß hat er nach den besten Ausgaben den Text zu berichtigen gesucht, und in Noten voller Geschmack und Gelehrsamkeit seine Ursachen angeführet, warum er eine Lesart der andern vorgezogen. Endlich hat er zu Ende eines jeden Stücks die Stellen beurtheilet, die neuere komische Dichter seiner Nation nachgeahmet oder übersetzet haben.

Ma *Philosophie* in 8vo. Paris chez *Delalain*, 1771. Dieß ist ein sehr lebhaftes und munteres Gedichte des Herrn Dorat, dessen angenehme Muse schon bekannt ist. Er machet sich darinnen hauptsächlich über die Streitigkeiten, die auf dem französischen Parnasse herrschen, und über die Kunstrichter lustig, deren Kritiken er ziemlich empfunden hat; endlich entdecket er seine Philosophie, die darinnen besteht, sich um nichts zu bekümmern, was das Vergnügen des Lebens stören könne.

D'une

D'une rêverie inquiéte
Ne ſuivons point l'égarement.
Dans l'avenir dès qu'on ſe jette,
On fait un larçin au préſent.
Songeons, lorsque le jour commence,
A l'embellir jusqu'à la fin;
Gardons toûjours une eſpérance,
Pour l'oppoſer au noir chagrin,
Pour les revers un front ſerein,
Pour l'inſtant une jouiſſance,
Un déſir pour le lendemain.

Satyres de *Perſe.* Traduction nouvelle. Par M. *Carron le Gibert* &c. 1771. Man lobt dieſe Ueberſetzung des Perſius ungemein. Der Verfaſſer hat ſie mit erläuternden Anmerkungen begleitet, und am Ende einige Gedichte von ſich ſelbſt hinzu gethan. Eben dieſen Dichter hat auch itzt der Abbt le Monnier mit einer Ueberſetzung unter folgenden Titel herausgegeben:

Satyres de *Perſe;* avec le texte Latin à côté, in 8vo. grand & petit papier, chez *Jombert.* 1771. Es ſind ebenfalls Anmerkungen hinzu gekommen, die den Text erläutern.

Théâtre du Prince Clenerzow Ruſſe, traduit en François par le Baron *de Blening*, Saxon, 2 Vol. in 8vo. à Paris chez *Jorry.* Dieſes Theater enthält acht kleine proſaiſche Komödien: die falſchen Unbeſtändigen, oder die Heurath nach der Mode; das verlorne Billet; die Schauſpieler der Geſellſchaft und die guten Freundinnen; der Ehemann, ein Arzt; die heutigen Freund-

schaften, oder die Menschen nach der Mode. Der Verfasser giebt vor, sie wären von einem Russen, der sich drey Jahre in Paris aufgehalten, und ein Gemälde der französischen Sitten geben wollen: aber es verräth sich bald, daß der Verfasser ein Franzose ist. Sie sind für kleine Gesellschaften bestimmt, die Lust haben, unter einander zu spielen, und das Lächerliche der heutigen Sitten ist der Gegenstand des Komischen. Der Dialog ist leicht und angenehm, und der französische gesellschaftliche Ton ist hin und wieder ziemlich gut getroffen: doch fehlt es auch nicht an langweiligen Auftritten.

Contes comiques traduits de l'Allemand, par M. M. ***. A Paris, chez *Fetil.* Eine prosaische Uebersetzung der bekannten komischen Erzählungen.

Théatre Allemand, ou, Recueil de diverses pieces traduites de l'Allemand, en prose & en vers, avec des remarques. Par M. *C. D.* A Amsterdam. Der Uebersetzer will einen Versuch machen, wie das Publikum ein deutsches Theater im Französischen nach der Art des englischen von M. de la Place, aufnehmen würde. Er fängt mit Gottscheds sterbenden Kato, Gellerts Betschwester und kranker Frau an, und wir sagen nichts weiter. Ein Glück ist es noch für das erste Stück, daß man das Niedrige und Platte des Ausdrucks, daß der Uebersetzer gewiß nicht gefühlt hat, in der veränderten Sprache weniger empfindet.

Les

Les Graces, imitation de l'Allemand, par M. *d'Ussieux* in 8vo. A Paris chez *Fetil* 1771. Dieß ist eine Nachahmung der Grazien des Herrn Wielands. Wer aber dieses Gedicht einmal französisch lesen will, dem empfehlen wir lieber die getreuere Uebersetzung, die ebenfalls unter folgenden Titel in Paris erschienen ist: Les Graces & Psyché entre les Graces, traduite de l'Allemand de M. *Wieland*, par M. *Junker*. A Paris, chez de *Hansy*.

Hygieine sive ars sanitatem conservandi, poëma Vol. in 8vo. Parisiis. Dieß große lateinische Gedichte von M. Geoffroy, Doktor und Professor der Arzneykunst in Paris, besteht aus sieben Büchern oder Gesängen. Es enthält eben so nützliche Lehren, als angenehme Beschreibungen und Gemälde. Sein Vers ist voll, fließsend und wohlklingend.

Almanach des Muses, ou choix des poësies fugitives de 1771. A Paris, chez *Delalain*. 1772. Etrennes du Parnasse, poesies, chez *Fétil*. Diese beyden Musenalmanache haben einerley Absichten, und beyde enthalten sehr angenehme Gedichte, die im vorigen Jahre zum Vorschein gekommen: doch scheint die Wahl in dem ersten noch besser, als in dem letzten.

Poésies Pastorales. Par M. *Leonard*. in 8vo. A Geneve, & à Paris, chez *le Jay*. 1771. Der Verfasser dieser Idyllen hat in der Vorrede eine kleine Geschichte der Schäferpoesie vorgesetzt. Er ist ein Bewunderer unsers Geßners,

ners, und man findet auch überall den Nachahmer desselbigen. Zwey davon sind außer den Veränderungen, die die französische Versifikation foderte, Uebersetzungen. Man findet darinnen viel angenehme Schilderungen aus der Natur, und einen leichten und sanften Ausdruck. Am Ende des ersten Buchs steht ein Gedicht über **die Unsterblichkeit der Seele**: das zweyte schließt sich mit einem didaktischen Gedichte in drey kurzen Gesängen, unter dem Titel: la voix de la Nature. Der erste betrifft das **Daseyn Gottes**: der 2te **die Tugend**: der dritte **die Unsterblichkeit der Seele**.

Romeo & *Juliette*, Drame en cinq actes, en vers libres, in 8vo. A Paris, chez *le Jay*. 1771. Der französische Verfasser dieses Trauerspiels, welcher auch vor einiger Zeit den Belisar herausgegeben, hat fast nichts gethan, als daß er den deutschen **Romeo** matt genug versificiret hat.

Epitres sur la Vieillesse & sur la Verité, suivies de quelques pieces fugitives en vers & d'une Comedie nouvelle en prose & en un acte, qui a pour titre, le *Mariage de Julie*, par M. *Saurin*. A Paris, chez la Veuve *Duchesne*. Diese beyden poetischen Sendschreiben so wohl als die flüchtigen Gedichte sind voller schönen Stellen: auch das kleine Lustspiel hat seine Verdienste.

Les Pelopides, tragédie de M. *Voltaire*. A Paris, chez *Valade*. Der Herausgeber meldet,

meldet, daß dieses neue Trauerspiel von Voltaire aus der neuen Ausgabe seiner Werke ist, die Grasset in Lausanne veranstaltet. Der Innhalt ist die bekannte schreckliche Geschichte des Atreus und Thyest, und es scheint, daß er mit seinem Nebenbuhler, dem Crebillon, noch nach seinem Tode um den Vorzug streiten wolle. Bey allen Fehlern, die der Kunstrichter bemerken wird, muß man immer den Geist des achtzigjährigen Dichters bewundern.

Elégies de Properce, traduites par M. *de Longchamps*, in 8vo. A Paris chez *le Jay*. 1771. Der Verfasser hat den Geist des Dichters gut ausgedrückt. Die Uebersetzung ist prosaisch, mit Anmerkungen und Erläuterungen begleitet, und der lateinische Text gegen über abgedruckt.

Théâtre lyrique de M. *de la J.* 2 Vol. in 8vo. (Jeder Band 400 Seiten.) A Paris, chez *Barbou*. Diese Sammlung enthält einen Versuch über die Oper, acht Opern, und kritische Briefe über einige neue Werke, die Musik und Nachahmung der Künste betreffend. Der Versuch ist in fünf Abschnitte getheilet: welche die Poesie, die Musik, den Gesang und die Deklamation, den Tanz, die Maschinerey, und alles, was die Pracht dieses Schauspiels angeht, zum Gegenstande haben. Es folgen sieben dramatische Gedichte, die in heroischen Balleten und Opern bestehen.

Les Odes pythiques de Pindare, traduites avec des rémarques, par M. *Chabanon*. A

Paris, chez *Lacombe*. 1772. in 8vo. Dieser Uebersetzung der pythischen Oden des Pindars ist das Original beygedruckt. Jeder ist eine Einleitung vorgesetzt, und die Anmerkungen erklären die schweren Stellen und Anspielungen des Dichters. Die Vorrede ist eine Einleitung zum Pindar, und überhaupt zur Lesung der lyrischen Dichter.

De l'Art de la Comédie etc. par M. *de Cailhava*, 4 Vol. in 8vo. A Paris, chez *Didot*. Der Verfasser, der sich durch einige kleine Versuche auf dem französischen Theater bekannt gemacht, hat sein Werk über die Komödie in vier Bücher abgetheilet. Im ersten handelt er von den verschiedenen Theilen der Komödie, von der Wahl des Innhalts, der Fabel und dem Titel an, bis zur Entwickelung. Im zweyten von den verschiedenen Gattungen der Komödie. Im dritten und vierten von der Kunst des Nachahmers. In den ersten dieser beyden, die er den Nachahmungen des Moliere gewidmet, zeiget er, mit wie vielem Geschmacke dieser große komische Dichter Einheimische und Fremde nachgeahmet. Im vierten, wie man ihn wieder nachgeahmet habe. Er beschließt mit einem Kapitel, von den Ursachen des Verfalles des Theaters, und den Mitteln, ihm wieder aufzuhelfen. Er hat seine Grundsätze, die von Kunstrichtern geprüfet zu werden verdienen, mit wohlgewählten Beyspielen unterstützet, und seine Kritiken sind bescheiden.

Théâ-

Théâtre allemand, ou Recueil des meilleures piéces dramatiques, tant anciennes que modernes, qui ont paru en langue allemande, précédé d'une dissertation sur l'origine, les progrès & l'étât actuel de la poésie théâtrale en Allemagne. Par MM. *Junker & Liebault*, 2 Vols. in 12. A Paris chez *Costard*. 1772. Wenn ein Deutscher, der der französischen Sprache vollkommen mächtig ist, uns in Paris übersetzt, so werden wir immer mehr dabey gewinnen, als wenn dieß von einem französischen Sprachmeister in Deutschland geschieht. Die Ursachen sind leicht zu errathen. Herr Junker hat sich schon durch seine deutsche Grammatik und verschiedene andere glückliche Uebersetzungen um uns verdient gemacht, und gezeigt, wie mächtig er beyder Sprachen sey. Das obangezeigte deutsche Theater enthält sechs Stücke. 1. Miß Sara Samson. 2. Die Juden, beyde von Herrn Leßing. 3. Die geprüfte Treue, von Herr Gärtner. 4. Den Freygeist, von Herrn Leßing. 5. Das Loos in der Lotterie, von Gellert. 6. Den Schatz, von Herrn Leßing. Die Uebersetzer haben eine Abhandlung über das deutsche Theater vorgesetzt, die eine kleine Geschichte des deutschen Theaters enthält, und von ihren kritischen Einsichten zeigt.

Phedon, ou Entretiens sur la spiritualité & l'immortalité de l'ame, par M. *Moses Mendels-Sohn*. Traduit de l'Allemand, par M. *Junker*. in 8vo. A Paris, chez *Saillant*

etc. 1772. Wir haben von Herrn Junker die französische Uebersetzung der sämmtlichen Werke des Herrn Moses in vier Bändchen zu gewarten.

Bey dem vorhergehenden Buchhändler ist erschienen: *L'Iliade d'Homére.* Traduite en vers, avec des remarques, & un Discours sur *Homére.* Nouvelle edition, par M. de *Rochefort*, augmentée d'un examen de la philosophie *d'Homére.* 3 Vol. in 8vo. Diese neue Ausgabe der poetischen Uebersetzung des Homer von M. de Rochefort hat so wohl in Ansehung der Zusätze, als der unzähligen Verbesserungen vieles gewonnen.

Les élémens, Poeme. *Nos Venerem tutam, concessaque furta canemus; Igne meo nullum carmine crimen erit. Ovid.* Paris, chez *Costard.* 1770. in 8vo. 32 pages. Dieß Gedichte ist in vier Abschnitten. Der Dichter sammelt in einem kurzen Raume alles, was ihm die Fabel von jedem der Elemente an die Hand giebt. Alles hat eine Beziehung auf die Liebe. Sie entwickelt das Chaos, und ordnet und beseelet die Elemente, so wie den Dichter, in welchem dieses Gedichte viel Talente zur leichten Poesie ankündiget.

Neue französische Schauspiele.

Den 7ten März haben die französischen Komödianten die erste Vorstellung von den Druiden, einem neuen Trauerspiele des M. Le Blanc gegeben. Der Beyfall dieses Stücks war bey der ersten

Vor-

Vorstellung zweifelhaft. Doch hat es nach einigen Veränderungen, die der Verfasser nach derselbigen vorgenommen, desto mehr erhalten.

Den 19ten März ist auf dem italiänischen Theater eine neue komische Oper von M. Sedaine, Le faucon, aufgeführet worden. Die Fabel aus dem Bocaz ist bekannt. Die Musik ist von M. Moncini, und hat mehr Beyfall, als das Stück selbst erhalten.

Den 14ten May hat man eben daselbst l'Ami de la Maison in drey Akten und in Versen mit viel Beyfall aufgeführet. Die Musik ist von Mr. Gretri.

Den 6ten Jul. ist auf dem französischen Theater zum erstenmale vorgestellet worden: Les Amans sans le sçavoir, eine neue Komödie in Prose und drey Aufzügen. Man schreibt dieses Stück einer Dame zu. Es hat einen leichten Stil und lebhaften Dialog: aber die Fabel bedeutet nicht viel; die einzelnen Theile stimmen nicht allezeit wohl zum Ganzen, die Handlung ist nicht sonderlich vorbereitet, und überhaupt wenig Handlung darinnen. Das Stück ist gedruckt.

Den 4ten Nov. ist eben daselbst von Herrn Goldoni ein Stück, le Bourru bienfaisant, in drey Akten in Prosa aufgeführet worden. Dieses Stück hat Beyfall erhalten. Es ist wohl dialogiret, und die Charaktere sind in guten komischen Situationen entwickelt. Es ist ebenfalls schon gedruckt.

La Mère jalouse, ein Lustspiel in drey Aufzügen, in Versen, von Mr. Barthe, wurde den 23sten Decemb. 1771 auf der französischen Schaubühne aufgeführet. Unstreitig ist es eines der besten Stücke, die seit langer Zeit, daselbst erschienen sind. Es sind gute Situationen und einige neue wohl ausgeführte Charaktere darinnen. Vielleicht würde durch eine bessere Verbindung der Scenen, die an sich lebhaft genug sind, auch die Handlung noch lebhafter geworden seyn. Es ist bey Duchesne gedruckt zu haben.

Register.

A.

B. B., M.

B.

Bisca-

Rey-

Fortuna,

L.

sem

M.

Male-

N.

Satyres

R.

Remy,

S.

Siciliae

T.

U.

van

LeB 20

Lippert

Digitized by Google

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Vierzehnten Bandes Erstes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1773.

Digitized by Google

Inhalt.

Aus Deutschland.

Berlin.

England.

I.

Ueber den Einfluß einiger besondern Umstände auf die Bildung unserer Sprache und Litteratur.

Eine Vorlesung.

Meine Herren,

Wann wir die Fähigkeiten eines Menschen kennen, um zu wissen, was er thun kann, und seine besondern Umstände, um zu wissen, was er zu thun Gelegenheit und Bewegungsgründe gehabt: so können wir ungefähr voraussehen, welche Werke er unternehmen wird; wenigstens können wir diejenigen, die er bereits geliefert hat, uns erklären. Eben so, wie mit einzelnen Menschen, verhält es sich auch mit ganzen Nationen. Was man die Litteratur eines Volks nennt, ist der Inbegriff der Werke, die es in seiner eigenen Sprache besitzt: und die Gestalt derselben hängt theils von dem Eigenthümlichen in dem Geiste der Nation, theils von den besondern Umständen ab, durch welche dieser Geist seine Richtung gegen gewisse Gegenstände, und mehr Hülfsmittel zu der einen als zu der andern Gattung erhalten. Das Eigenthümliche in dem Geiste der Nation

 selbst

selbst ist ausnehmend verborgen; es ist schwer, das Gemeinschaftliche in der Denkungsart eines Volks aus einer so unendlichen Menge von einzelnen Verschiedenheiten herauszubringen: und da man nur immer eine sehr kleine Anzahl von Fällen vor sich hat, so kann man fast nie einen allgemeinen Schluß machen, der nicht durch gegenseitige Beyspiele wankend würde. Die besondern Umstände aber, unter welchen die Aufklärung eines Volks sich angefangen, liegen mehr vor Augen, und lassen sich mehr außer Streit setzen: oder wann auch hier eine so vielfältige Verbindung mannichfach wirkender Ursachen statt fände, daß die Geschichte sie nicht alle angeben, noch die Philosophie sie alle errathen könnte; so giebt es doch einige darunter so merkliche und so mächtige, daß sich ihr Einfluß weder verkennen, noch auch unrecht verstehen läßt.

Sie sehen leicht, meine Herren, daß diese Umstände von doppelter Art sind; daß sie entweder außer der Nation, von der die Rede ist, oder in ihrer eigenen innerlichen Verfassung liegen. Zu jenen gehört vornehmlich die Zeit, in der eine Nation an Wissenschaft überhaupt, und besonders an ihrer eigenen Sprache, Geschmack gewinnt, und dann die Beschaffenheit der Litteratur bey andern Nationen, die vor ihr aufgeklärt wurden, und ihr Licht ihr mittheilten.

Was war es für ein Zeitpunkt, wo die Barbarey sich zuerst in Deutschland zu zerstreuen anfieng? Ein späterer allerdings, als bey den mittäglichen und westlichen Völkern. Italien ist das erste

und

und fast das einzige Land, das zu eben der Zeit, wo es die Meisterstücke der alten Sprachen mit Mühe wieder kennen lernte, zugleich Meisterstücke in seiner eigenen schuf. Das Licht, das dort aufgegangen war, kam in nicht gar langer Zeit darauf auch zu uns; aber es war ein fremdes Feuer, das uns nur erleuchtete, ohne zugleich unser eigenes anzuzünden. Wir lasen und lernten, ja wir schrieben so gar lateinisch und griechisch; viele gut, einige so gar vortrefflich: aber doch konnte das noch lange keine Litteratur geben, keine uns eigene Litteratur, die ein treues Gemälde unsers besondern Geistes, unserer unterscheidenden Denkungsart gewesen wäre. Die Gelehrten machten in diesem Jahrhunderte gleichsam eine eigene, unter die andern zerstreute Nation aus, die allenthalben ungefähr dieselbige Denkungsart, denselbigen Ton hatte: und zwar deswegen, weil sie durchgängig auf einerley Art war gebildet worden. Da sie ihre eigene, dem übrigen Theil des Volks unverständliche Sprache redeten und schrieben; so hatten sie zwar unter sich selbst eine nähere, mehr unmittelbare Gemeinschaft, als die Gelehrten unsers Jahrhunderts: aber auf die übrigen der Nation hatten sie wenig Einfluß; auch nahmen sie eben so wenig von der besondern Denkungsart derselben und der eigenthümlichen Wendung ihres Geistes an. Denn sie schrieben nicht allein, sondern sie faßten auch ihre Ideen in einer fremden Sprache.

Was damals Luther für die deutsche Sprache gethan hat, darf ich Ihnen, meine Herren, nicht sagen. Es ist wahr, seine Sorgfalt, seine Richtigkeit

tigkeit im Ausdrucke, seine Genauigkeit in der Wortfügung haben unsre Grammatik und unser Wörterbuch in einer größern Reinigkeit erhalten, vielleicht auch vollständiger gemacht, als es ohne ihn würde geschehen seyn: aber bey alle dem haben doch seine Werke unsre Litteratur nicht angefangen; sie haben es uns nicht leichter gemacht, Werke der Gelehrsamkeit oder Schriften zum Vergnügen in unserer Sprache zu liefern. Wer diese hervorbringen wollte, hatte noch alles zu thun; er mußte noch selbst die Ausdrücke, die Wendungen, die Zierrathen aus dem zerstreuten Reichthume der Sprache zusammenlesen; mußte noch selbst unbestimmte Wörter bestimmen, oder wenn er für seine Ideen gar keines hatte, bald durch Zusammensetzung und Abänderung neue finden, bald sich dadurch helfen, daß er fremde entlehnte; mußte noch selbst neue Verbindungen, neue Wendungen wagen, wo die Sprache zu ungelenk war: kurz, er mußte sich seinen Styl noch erschaffen. — Doch war das nachfolgende Jahrhundert in aller Absicht weit dunkler und barbarischer, als das, worinn Luther lebte. Man vergaß sein Bischen ächtes altes Latein über den Zänkereyen, zu welchen sich eine verderbte, mit spitzfündigen Begriffen überladene Latinität am besten schickte; und deutsch lernte man auch nicht. Mit einem Worte: man hatte eigentlich gar keine Sprache.

In dieser Zwischenzeit, am Ende des vorigen Jahrhunderts, machten unsre westlichen Nachbarn, die Franzosen, auf einmal ein gewaltiges Aufsehen.

Sie

Sie eroberten und schrieben: und wer durch die Pracht des Königs und den Muth der Truppen auf die Nation war aufmerksam gemacht worden, der fand, wenn er näher mit ihr bekannt ward, Schriftsteller und Künstler, die Hochachtung und Bewunderung verdienten. Die Veränderung war so plötzlich, so groß, daß sie nothwendig so wohl die Franzosen selbst, als auch ihre Nachbarn in eine Art von Betäubung setzen mußte, in welcher beyde nicht wußten, was sie von sich und was sie von den andern zu halten hätten. Jene glaubten getrost, daß sie die erste Nation auf der Welt wären, und in der That hatten sie einigen Anspruch auf diesen Namen.

Die deutsche Nation war damals noch ein so zusammengesetztes, ungleichartiges Ganze, daß das Urtheil über jene sehr verschieden ausfiel. Alle, die durch ihren Rang oder ihre Theilnehmung an den öffentlichen Staatsgeschäfften den Glanz dieses erobernden und witzigen Volks mehr in der Nähe sahen, und ihn mit der traurigen Dunkelheit ihrer eigenen Nation verglichen, welche nichts als Schulgelehrte aufweisen konnte; die alle beeiferten sich, an diesem Glanze Theil zu nehmen, suchten sich, so viel als möglich, dieser fremden Nation einzuverleiben, sich von ihrer eigenen durch Sprache und Sitten zu unterscheiden: und so waren sie herzlich zufrieden, daß die Deutschen von den Franzosen verachtet wurden, weil sie selbst glaubten, halbe Franzosen zu seyn. — Unsre Gelehrten hingegen, die dem Spiel sehr in der Ferne zusahn, ließen sich noch wenig durch diese Verachtung der Fremden und

 ihrer

ihrer eigenen Landsleute rühren, oder sie trösteten sich durch eine gegenseitige innige Verachtung der elenden Tändeleyen eines Volks, bey welchem, nach ihrer Meynung, die wahre Gelehrsamkeit auszusterben anfing. Von dieser Seite also war es nicht zu hoffen, daß Ehrgeiz und Eifersucht sehr rege werden und deutsche Schriftsteller mit den französischen um den Preis kämpfen sollten. Unterdessen verbreitete sich der Geschmack an dem Ausländischen in Sprache, Sitten und Schriften von den Großen bis zum wohlhabenden Bürger, und endlich bis zu der Klasse von Leuten, die zwischen den Gelehrten und dem Weltmanne in der Mitte stehen. Begierde, den Großen zu gefallen und sein Glück zu machen, Theilnehmung an ihrer Arbeit in gelehrten Bedienungen, Ehrgeiz, ihres Umganges gewürdiget zu werden, Handel mit den Franzosen, die die nützlichen Künste zugleich mit den angenehmen und schönen zur Vollkommenheit brachten: alles das trug zu der allgemeinen Ausbreitung dieses fremden Geschmacks bey. Nun dachten endlich auch wir Deutschen daran, daß wir eine Sprache hätten, die sich schreiben ließe; aber da wir hieran nicht eher dachten, als bis wir schon von den Schönheiten einer fremden Sprache gerührt, schon von der Politur fremder Schriftsteller eingenommen waren, so konnte es gar nicht anders seyn, wir mußten ihnen nachahmen, auch ohne die Absicht zu haben. Lassen Sie uns doch sehen, meine Herren, wie weit ungefähr diese Nachahmung sich erstreckt hat.

Man muß hier die Gestalt unsrer Wissenschaften und den Charakter unsrer jetzigen Schriftstellersprache wohl unterscheiden. In jenen steckt, wenn ich so reden darf, mehr lateinischer Geist, in dieser hingegen mehr französischer und englischer. Beyde zusammen machen eine Mischung, die, wenn man sie recht aus einander scheiden könnte, den Zustand unsrer Köpfe und unsrer Schriften am besten erklären würde.

Wissenschaften und Philosophie fiengen nicht erst da bey uns an, wo wir anfiengen, deutsche Schriftsteller zu haben. Wir hatten schon einen großen Vorrath von Gelehrsamkeit, und zur Philosophie hatten wir viele und uns eigene Anlage. — Den Stoff dazu hatten wir, wie alle europäische Nationen, von den Alten, theils unmittelbar durch ihre eigene Werke, theils mittelbar durch die unreinen Kanäle der neuern scholastischen Theologie und Philosophie bekommen. Sokrates, Aristoteles und Cicero, sammt dem guten Thomas Magister, haben vielleicht auf die Art und Weise, wie wir die Wissenschaften lehren, auf die Abtheilung und Hauptörter unserer Systeme, auf die Fragen, die wir vorzüglich untersuchen, die Schwierigkeiten, die wir auflösen, und die Streitigkeiten, die sich immer von neuem bey uns entspinnen, weit mehr Einfluß, als wir uns vorstellen mögen.

Aber nun unsre eigene Sprache. Die Unterscheidung dessen, was in ihr schön, edel, anständig seyn sollte, die Beeiferung, sich über allerhand Arten von Gegenständen in ihr auszudrücken, und gut

 auszu-

auszudrücken; diese hat sich erst angefangen, als sich das jetzige Jahrhundert anfing. Und woher haben wir da unsre Regeln und unsre Muster genommen? — Die alten Sprachen sind von der unsrigen zu entfernt, als daß sie viel zu ihrer Ausbildung beytragen könnten: überdies sind die, welche deutsch schreiben, und gut zu schreiben sich Mühe geben, gerade nicht die größten Kenner der alten Sprachen. Es war also ganz natürlich, daß die schon verfeinerte Sprache unsrer Nachbarn, die wir alle eher gelernet hatten, ehe wir in der unsrigen arbeiteten, und deren eingebildete oder wahre Vortrefflichkeit uns zuerst gereizt hatte, auf eine Verbesserung unserer eigenen zu denken; daß, sage ich, diese unsern Ausdruck oft ohne unsern Vorsatz bildete und bestimmte. Das Französische kam zuerst; das Englische folgte. Man merkt den Uebergang von jenem zu diesem gar deutlich in unsern Schriftstellern. Unser Styl ist in der neuesten Zeit gedrungener, körnichter, reicher geworden, aber auch oft gewagter und zuweilen ausschweifender. Man drückt seine Gedanken vielleicht freyer und eigenthümlicher aus, und bey guten Köpfen gewinnt der Leser dabey allemal: aber man verzeiht sich auch seltsame Zusammensetzungen von Wörtern, ungewöhnliche Redensarten, und das artet dann bey schlechten Schriftstellern sehr oft ins Sinnlose und Abentheuerliche aus. Kurz, diese Art von Freyheit hat, so wie jede andere, ihren Vortheil und ihren Nachtheil. Die guten Schriftsteller werden dadurch vortrefflich und die mittelmäßigen elend.

Viel-

Vielleicht, meine Herren, halten Sie es der Mühe werth, daß ich von dem Einflusse dieser fremden Litteratur auf die unsrige noch etwas genauer rede, und zwar besonders, insofern er sich auf die Sprache erstreckt hat.

Eine sich bildende Sprache nimmt von einer andern entweder einzelne Wörter, oder Wendungen, oder eine gewisse allgemeine Farbe an, die sich eher empfinden, als deutlich erklären läßt. Einzelne Wörter kann eine Sprache, wie die unsrige, eigentlich von keiner fremden borgen, die gar nicht mit ihr verwandt ist, die ihren Wörtern ganz andre Endungen giebt, sie mit ganz andern Tönen ausspricht, sie nach ganz andern Gesetzen abändert. Und doch hat sie dergleichen nicht wenige aus der französischen und englischen herübergenommen; oft, weil sie wirklich zu arm war, noch öfter aber, weil die Schriftsteller ihren ganzen Reichthum nicht kannten, oder aus Trägheit nicht erst lange durchsuchen wollten. Armuth ist es in einem doppelten Falle: einmal, wenn für die Sachen, die wir sagen wollen, ganz und gar keine Wörter in der Sprache vorhanden sind, entweder weil die Sache bey der ersten Bildung der Sprache noch gar nicht da, oder weil sie der Nation noch nicht bekannt war; und dieser Fall kömmt in allen Sprachen vor, wo sich jeder, der von unbekannten Dingen zum erstenmal spricht, des Rechts bedient, ein neues ausländisches Wort zu brauchen: zweytens, wenn zwar die Sprache ein Wort hat, die Sache im Ganzen auszudrücken, aber keins, das edel und zu dem jetztgewählten Tone der Schreibart passend

passend wäre, oder keins, das zugleich alle Nebenbegriffe ausdrückte, die wir eben jetzt zu unserer besondern Absicht glauben nöthig zu haben. Dieses letztere ist es, was so viel fremde Wörter auch in unsre guten Schriftsteller gebracht hat. In der That muß der Fall bey einem guten Schriftsteller öfter vorkommen, weil bey diesem immer die Ideen genauer bestimmt sind, und er mehr auf die kleinen Schattirungen Acht hat, die ganz gleichscheinende Wörter noch unterscheiden. Schreibt er besonders über eine Materie, worinn die Ausländer viel gearbeitet und viel von ihm sind gelesen worden; so wird sich ihm mancher Begriff gar unter keinem andern Worte, als unter dem fremden darbieten; mancher wird ihm nicht genau und stark genug gesagt scheinen, so bald er nicht mit eben demjenigen Worte gesagt wird, womit er zuerst ihn bekommen hat. Oft ist es bloße Einbildung, wenn uns das nicht mehr vollgültig dünkt, was durch den langen Gebrauch unscheinbar geworden, obgleich das Fremde und Neugeprägte in der That von keinem größern innern Gehalte ist. Oft aber ist es wahre Empfindung, und dann ist dessen Ohr nicht so wohl zärtlich, als verzärtelt, der weniger ein fremdes Wort, als eine halbgesagte, übel passende Idee dulden kann, weniger von der feinen Richtigkeit in den Gedanken, als von einer pedantischen Reinigkeit der Sprache gerührt wird.

Eine Sprache, wenn sie für alle Klassen von Werken bequem seyn soll, muß einerley Sache auf mehr als einerley Art, nach den verschiednen Gattungen

kungen der Materie und den verschiedenen Absichten des Schriftstellers, ausdrücken können. In diesen Gattungen der Schreibart giebt es unzählige mittlere Stufen: doch lassen sie sich überhaupt auf dreye bringen. Diese sind die eigentlich poetische und malerische, die populäre und dialogische, und die didaktische.

Sehen wir unsere Sprache an, so finden wir sie an Wörtern der ersten Art reicher, als vielleicht irgend eine andre. Namen, die die Dinge oder die Veränderungen von ihrer sinnlichsten Seite vorstellen, die so zu sagen, nur die sichtbare Erscheinung der Sache, nicht ihre innre Natur ausdrücken, solche Namen haben wir in Menge: und oft sind wir auch im Stande, neue zu machen, ohne daß wir der Sprache Gewalt thäten. Diesen Reichthum unsrer Sprache hat wohl niemand besser gekannt, besser genutzt, als **Klopstock** und **Geßner**, obgleich in zwo ganz verschiedenen Arten. Wie weit hier die französische hinter der unsrigen bleibe, das zeigen ihre eigenen Originalwerke, die immer, so bald es auf Schilderung der sichtbaren Natur ankömmt, zu allgemein sind, und der Imagination das Bild mit zu wenig Bestimmung, zu wenig Lebhaftigkeit vormalen; noch mehr aber zeigen es ihre Uebersetzungen unsrer deutschen Dichter, besonders der beyden, die wir oben genannt haben. **Klopstock** verliert im Französischen ganz unendlich. Tausend im Deutschen genau bestimmte Wörter werden dort zu allgemeinen, denen die bedeutungsvolle Nüance fehlt; eine unzähliche Menge der malerischsten, aus-

druck-

druckvollsten Beywörter, die aus der schwachen dunklen Ferne dem Auge der Imagination das Bild näher und in die rechte Lage rückten, geht zum Theil ganz verloren, zum Theil werden sie durch solche ersetzt, die weit abstrakter und eben deswegen weit leerer sind, zum Theil werden sie mit einem Schwalle von Wörtern umschrieben, worunter die ganze Idee erstickt. Oder wenn man die Uebersetzung der Messiade für zu unvollkommen hält, um sie bey der Vergleichung zum Grunde zu legen; so vergleiche man die Uebersetzung Geßners, die von so ausgemachter und vorzüglicher Güte ist, mit dem Originale.

Was Wörter im gesellschaftlichen Style betrifft, so wie er im Lustspiele, in der Erzählung, in andern zur Ergötzung geschriebenen Werken vorkömmt, so möchten wir sie in hinlänglicher Anzahl haben; nur daß die Grenze zwischen dem Niedrigen, dem Komischen, dem Vertraulichen u. s. w. weniger genau bestimmt ist, oder oft das alte sehr ausdrückende Wort verächtlich und pöbelhaft geworden, ohne daß ein andres an seine Stelle gekommen. Bey einigen solcher Wörter ist alle Rettung verloren; besonders wenn man sich einmal bey ihnen an gewisse unanständige oder ekelhafte Nebenbegriffe gewöhnt hat: bey andern ist die Rettung noch möglich, wenn sich ihrer ein Schriftsteller vom ersten Range annimmt. Ein Mann, von dem schon die ganze Nation überzeugt ist, daß er mit der feinsten Auswahl und sorgfältigsten Ueberlegung schreibt; wenn so ein Mann ein mit Unrecht verachtetes Wort wieder gebraucht: so wird man

vielleicht

vielleicht in dem ersten Augenblicke anstoßen; aber bald wird man auf Gründe zu seiner Entschuldigung denken; man wird das Wort an Stellen hingesetzt finden, wo es so eigenthümlich und passend ist, daß man es für unentbehrlich halten muß; von dem Ansehen dieses Mannes unterstützt, werden es andre Schriftsteller ihm nachgebrauchen, und bald werden wir eben so gewohnt seyn, es zu hören, als ob wir uns niemals davon entwöhnt hätten. Auf diese Art hat uns Ramler und Leßing schon manches Wort, manchen Ausdruck gerettet, und andre Schriftsteller von gleichem Ansehen, wie sie, sollten es auch thun. Die meiste Unbequemlichkeit findet man, wenn man Gespräche schreibt. Man möchte so gerne die Sprache rein erhalten, so gerne alles das deutsch sagen, was wirklich deutsch gesagt werden kann; und doch möchte man auch der Nachahmung das völlige Ansehen der Natur geben; man möchte gerne die Redensarten beybehalten, wie sie im Gespräche wirklich gehört werden. Wie will man aber beyde Endzwecke vereinigen, wann sich von den unglücklichen Zeiten her, wo man weder Französisch noch Deutsch, sondern ein Gemengsel von beyden Sprachen redete, noch eine so große Menge fremder Wörter und Redensarten, besonders unter den Vornehmen, erhalten hat, wofür schlechterdings kein gleichgeltender deutscher Ausdruck da ist, der gemein und gebräuchlich wäre? Diese Unart hat indessen an den meisten Orten schon ziemlich nachgelassen; man bedienet sich schon weit mehr, als vordem, der Ausdrücke der

Muttersprache: und wo diese noch nicht gewöhnlich sind, da hat der Schriftsteller das Recht, sie gewöhnlich zu machen. Er bildet, wenn er nur sonst vortrefflich ist, die Sprache des Umgangs, wie die Sprache der Bücher; und schreibt der Nation vor, wie sie reden soll, wenn er ihr nicht nachschreiben kann, wie sie wirklich redet.

Wenn es den Deutschen in irgend einer Gattung der Schreibart an Wörtern fehlt, so fehlt es ihnen in der didaktischen Gattung. Daher kömmt es, daß unsre Philosophen, oder die, welche auch in Werken andrer Art gerne philosophiren, entweder immer in Metaphern schreiben, oder eine Menge fremder Wörter gebrauchen. Hier nun hat die französische und englische Sprache einen augenscheinlichen Vorzug. Da unsre Wissenschaften, wie ich bereits gesagt habe, von den Lateinern zu uns gekommen sind, oder uns durch lateinisch geschriebene Bücher sind überliefert worden; so sind die meisten Wörter, die wir in den abstrakten Theilen der Wissenschaften nöthig haben, lateinisch. Diese haben nun natürlicher Weise in Sprachen, die von der lateinischen abstammten, leicht können aufgenommen werden: und die Franzosen, die sonst für die Reinigkeit ihrer Sprache so sehr besorgt sind, nehmen in dieser Art alle Tage noch mehr auf. Wir, die wir eine eigne Stammsprache haben, konnten diese Wörter durchaus nicht in deutsche verwandeln. Wir mußten also deutsche suchen oder machen, die mit jenen einerley Ideen bezeichnen sollten. So haben wir uns freylich zu helfen gesucht; aber wer in

in dieser Gattung schreibt, und noch mehr, wer darinn übersetzt, der wird finden, daß für eine Menge von Begriffen immer nur Ein Wort vorhanden ist, wo die philosophische Genauigkeit deren mehrere verlangt, und unsre Nachbarn auch wirklich deren mehrere haben.

Dieß, meine Herren, sey genug von den einzelnen Wörtern gesagt. Das Zweyte, was eine Sprache von der andern entlehnen kann, sind Redensarten, gewisse Verbindungen von Wörtern, die schon ganze vollständige Gedanken bezeichnen: gewisse eigene Wendungen und Uebergänge. Und hier ist es nun, wo unsre Sprache unstreitig sehr viel von ihren Nachbarinnen angenommen hat, und auch künftig noch annehmen wird, so wie wir uns mit neuen Nationen bekannt machen, oder neue Bücher lesen und bewundern werden. Wie weit darinn der Gebrauch gehe, und wo der Mißbrauch anfange; das ist auch hier, wie in allen andern Dingen, unendlich schwer zu bestimmen. Zum Unglücke hilft das Eifern sehr wenig, wann auch der Mißbrauch augenscheinlich wäre. Die Sprachen haben ihre Revolutionen, wie die Völker, die sie reden; und diese Revolutionen mögen nun zur Verbesserung oder Verschlimmerung gereichen, so werden sie demjenigen allemal Verderbnisse scheinen, der an die Neuerungen noch nicht gewöhnt ist. Freylich würde unsre Sprache ganz anders seyn, wenn unsre Nation, als die erste an Kultur und Künsten, alles das aus sich selbst hervorgebracht hätte, was ihr jetzt von andern ist überliefert worden; anders

würde sie seyn, wenn die Griechen und Römer so unsre Nachbarn wären, wie jetzt die Franzosen und Engländer; anders endlich, wenn die Sprachverwandten nordischen Nationen entweder vor uns oder mit uns zu gleicher Zeit durch ihre Schriftsteller Aufsehn gemacht hätten. Vielleicht, wenn bey der Sache ja etwas zu bedauren ist, so ist es dieß, daß wir gerade am meisten mit Völkern in Verbindung gestanden, deren Sprache so wenig mit der unsrigen gemein hat, und uns niemals um diejenigen bekümmert, die unsre eigne älteste Sprache oder einen Dialekt derselben reden.

Unter der Menge besonderer Anmerkungen, die ich machen könnte, will ich nur eine einzige machen, die mir vorzüglich wichtig scheint. Die französische Sprache gebraucht sich lange nicht so vieler Verbindungswörter, als die unsrige; sie bringt die Ideen in keinen so genauen Zusammenhang, als die unsrige. Dadurch hat sie eine abgerissene sentenziöse Schreibart veranlaßt, worinn man Satz auf Satz einzeln hinwirft, und es dem Leser selbst überläßt, sich die Verbindung hinzuzudenken. Wenn der Mann, der so schreibt, in der That ein bündiger Kopf ist, der sich an eine strenge und genaue Ordnung seiner Gedanken gewöhnt hat, so mag für einen auch denkenden Kopf in einer solchen Schreibart viel leichte und schmeichelhafte Beschäfftigung, und mithin viel Reizendes seyn. Aber so bald sich ihrer ein nicht so bündiger Schriftsteller bedient, so leitet sie ihn ohne Unterlaß von dem geraden Wege seiner Ideen ab; sie führt ihn in Versuchung, Sätze zusammen zu häufen,

häufen, die keine richtige Folge machen: und dann verliert sich der Schriftsteller oft völlig von seinem Ziele, scheint uns die scharfsinnigsten Sachen zu sagen, und sagt uns im Grunde so viel als nichts. Die so geschriebenen schlechten Bücher sollten gar nicht übersetzt werden; die so geschriebenen guten Bücher sollte der Uebersetzer eben dadurch am meisten verdeutschen, daß er die wirklich vorhandene Verbindung der Ideen so viel als möglich angäbe: und keiner unsrer Originalautoren sollte der Sprache Gewalt thun, um sie eben so zerrissen und unzusammenhängend in ihren Gliedern zu machen, als die französische es geworden ist. Nichts ist einem guten Werke so wesentlich, als ein richtiger Gang und eine genaue Verbindung der Gedanken; und nichts an einer Sprache so schätzbar, als wenn sie durch ihr Genie diesen richtigen Gang und diese genaue Verbindung begünstiget.

Sie sehen, meine Herren, daß meine Materie kaum angefangen, und nichts weniger als erschöpft ist; ich kann Ihnen daher aus den übrigen Theilen nur einige zerstreute Gedanken vorlegen, deren Ausführung ich mir aufs Künftige vorbehalte.

Die Provinz, in welcher die guten Schriftsteller zuerst zum Vorscheine gekommen sind, und der Dialekt dieser Provinz muß nothwendig mit in Betrachtung gezogen werden, wenn man wissen will, warum unsre Denkungsart und unsre Sprache gerade diesen und keinen andern Schwung genommen haben? Wäre die Dichtkunst in Schwa-

 ben,

ben, wo sie aufzublühen anfieng, zur völligen Reife gediehen, so würde sich unser Geschmack ganz anders gewöhnt haben; wir würden uns unstreitig von dem, was gut deutsch heißt, von dem, was in den Ausdrücken edel oder lächerlich seyn soll, ganz andre Begriffe machen, als jetzt. — Alle Sprachen, die in großen Reichen gesprochen werden, müssen Dialekte haben; aber nicht bey allen haben diese Dialekte gleiche Wirkung. Wann jedermann, oder wann wenigstens der Mann von Erziehung die Hauptdialekte seines Landes versteht, wie das in Griechenland war, und noch jetzt in Italien ist; wann nicht jede Provinz den Dialekt der andern durchaus und absolut lächerlich findet; wann der Athenienser, seines feinen und verwöhnten Ohrs ungeachtet, doch die Delikatesse und den Wohlklang des jonischen Herodots nicht verkennt; so kann davon die Dichtkunst und Beredsamkeit Vortheil ziehen. Uns aber, bey denen jene Bedingungen nicht Statt finden, würde ein Dichter, wie **Homer**, der die verschiedenen Dialekte unsers Landes vereinigen wollte, nicht anders als abentheuerlich und abgeschmackt scheinen.

Ueber den Mangel einer allgemeinen Hauptstadt ist schon vielfältig geklagt worden. Halb ist diese Klage gerecht, und halb ist sie ungerecht. Auf die Künste hat freylich eine allgemeine Hauptstadt einen sehr großen Einfluß; denn nur durch die gegenseitige Mittheilung der Einsichten und Erfindungen und durch den Ehrgeiz, den die Nebenbuhlschaft erregt, können die Menschen ihre Werke zur

Vollkom-

Vollkommenheit bringen; und bey den Künsten findet diese Mittheilung anders nicht statt, als durch die Gegenwart und den Anblick. Zur Kultur der schönen Wissenschaften ist es in gewisser Absicht nützlich, daß die Schriftsteller beysammen wohnen, sich ihre Gedanken und Entwürfe mündlich mittheilen, einer des andern Rath hören, einer den andern entflammen und aufmuntern; aber so nothwendig ist es bey weitem nicht, als bey den Künsten. Es giebt hier schon Wege, wodurch sich Kenntnisse und Geschmack auch in entfernte Gegenden verbreiten können. Ja, vielleicht besäßen wir einige unsrer schönsten Werke nicht, die sich durch den originellen Charakter der einfältigsten und liebenswürdigsten Natur empfehlen, wenn unsre Schriftsteller nur dem üppigen Publikum einer allgemeinen Hauptstadt hätten gefallen wollen, und der gekünstelte Ton der vornehmen Welt einmal Mode geworden wäre. — Wer am meisten Recht hat, über den Mangel einer Hauptstadt zu klagen, das ist der theatralische Dichter. Denn dieser vermißt damit ein gebildetes, bestimmtes, überall bekanntes Publikum, dessen Sitten er kopiren und das ihn hinlänglich belohnen könnte; er vermißt eine Bühne, die reich genug wäre, alle guten Schauspieler der Nation an sich zu ziehn, und eben dadurch vollkommen genug, ihn über das Praktische seiner Kunst zu belehren, und ihm Muth zur Ueberwindung ihrer unzähligen Schwierigkeiten zu geben.

Es scheint, als wenn es unsern Schriftstellern bisher noch an der Beharrlichkeit gefehlt hätte, lange Zeit an einem Werke im Verborgenen zu arbeiten, und viele Jahre lang einen weitläuftigen Plan zu verfolgen, ohne die Frucht des Ruhms von der Bekanntmachung desselben zu genießen. Und doch sind die Werke der Montesquieu und der Ferguson nur auf diese Weise entstanden. Eine Hauptursache davon ist wohl die, daß bey den meisten unsrer jungen Köpfe der Ruf, den sie als Schriftsteller suchen, bloß das Mittel seyn soll, ihr Glück zu machen. Freylich können sie alsdann nicht genug eilen, diesen Ruf zu erhalten; und es wäre sehr unnatürlich, wenn sie nicht mit einer kleinern Vollkommenheit ihrer Werke zufrieden wären, wofern dieselben nur gut genug sind, Leute, die ihre Umstände verbessern können, auf sie aufmerksam zu machen.

Man klagt darüber, daß unsre Großen unsre Bücher nicht lesen, und man hat Recht, darüber zu klagen. Aber auch dieß hängt so natürlich mit den Umständen unsrer Nation und selbst mit der Beschaffenheit unsrer Litteratur zusammen, daß man sich wenigstens nicht wundern darf, wenn man auch klagt. Keine Werke der Philosophie erlauben mehr Erhabenheit im Ausdrucke, mit mehr Scharfsinn in der Untersuchung verbunden, als die, welche von Verwaltung der Staaten handeln. Keine ziehen die Aufmerksamkeit der Staatsmänner und der Großen mehr auf sich. Wir haben bisher noch kein einziges Werk dieser Art, das wir den Schrif-

ten

ten unsrer Nachbarn an die Seite setzen könnten. — Wenn es uns gelänge, unsern Fürsten einen deutschen Montesquieu in die Hände zu geben, vielleicht würden sie dann auch unsre Klopstocke und Geßner und Leßinge und Moses lesen.

II.

Ueber die moralische Schönheit und Philosophie des Lebens, Reden und Versuche. Altenb. 1772. in der Richterischen Buchhandlung. 247 Octavseiten.

Den Anfang machen zwo Vorreden. Die letzte, welche als der erste dieser Aufsätze gezählt wird, erinnert, daß schön so viel als gut, nützlich heissen könne; und daß, die Tugend als Schönheit zu zeigen, wenigstens eine neuere Philosophie sey als des Sokrates und Plato seine. II. Eine Rede von der moralischen Schönheit überhaupt wider diejenigen, welche die Moral nur durch Theorie und Systeme lehren wollen. Der Verfasser vergleicht sie mit Anatomikern, die nach Skeletten demonstriren, und Skelette, sagt er, liebt niemand weiter, als Muskeln und Bau zu untersuchen. (Muskeln an Skeletten eben nicht, wenn dieses Wort und Todtengerippe ihm nicht etwa Leichname bedeutet; eine Probe, daß die Definitionen, die der Verfasser mit Skeletten

 vergleicht,

vergleicht, doch immer dazu gut sind, zu verhüten, daß man nicht Knochen mit Muskeln verwechselt.) Die Rede zeigt, daß alle Eigenschaften, die man zu etwas Schönen erfodert, bey der Tugend befindlich sind. Uebereinstimmende Mannichfaltigkeit, Harmonie, edle Einfalt, Erhabenheit u. s. w. III. Von der Bildung der Selbstliebe wider Hutchesons Voraussetzung eines wesentlichen Triebes der Seele, welcher die größte Vollkommenheit und Glückseligkeit der ganzen bekannten Welt suche. Die Liebe gegen andere kann kein Grundtrieb seyn, sagt der V. denn nur wenige empfinden sie. Gott könnte uns etwas nicht befehlen, das er schon als einen Trieb in uns gesetzt hätte, diese Sympathie entspringt eigentlich aus der Selbstliebe. Hierauf betrachtet der V. die Selbstliebe umständlicher. Die erste Folge aus ihr ist die Begierde, unser gegenwärtiges Daseyn fortzusetzen, die Liebe zum Leben. Durch sie machen öffentliche Todesstrafen einen heilsamen Eindruck, obgleich der Verbrecher vielleicht mit weniger Schmerzen stirbt, als mancher auf dem Bette, oder im Schlachtfelde. Ehrbegierde, eine Folge der Selbstliebe, empfindet der roheste Bauer; Schimpf beleidigt ihn, und er sucht die Ehrenstellen seines Dorfes. Wie viel Gutes könnte sein Prediger stiften, wenn er ihm wahre Begriffe von der ächten Ehre, Gott ähnlich zu werden, beybrächte, den Trieb der Selbstliebe, der nach Ehre trachtet, zur Tugend bildete. Dem kultivirten Menschen müsse Nachdenken das seyn, was dem Bauer der Prediger seyn soll. Die Ehrbegierde

begierde wird geadelt, wenn wir mit Anstrengung unserer Kräftr nach Verdienste streben. Die wahre Ehre ist die Empfindung eines gewissen Werthes; diese Empfindung wird von der Begierde, seinen Werth zu erhöhen, d. i. die Menschen glücklicher zu machen, begleitet, nicht Lob ist ihr Ziel, sondern Verdienst, und die Billigung eines Höhern, der die Handlung mit ihren Triebfedern durchschaut, wenn auch kein Mensch ihm Gerechtigkeit wiederfahren ließe. Noch stärker als die Begierde nach Ehre ist der Trieb nach Vergnügen, und auch für diese Bildung giebt der Verf. Vorschriften. IV. Vom Charakter, und was ein schöner Charakter ist? Zum Charakter rechnet der H. V. alles, was einen Menschen als einzeln von andern unterscheidet, also, wie billig, nicht nur, was dem Urtheile der Moral unterworfen ist, sondern auch die Fähigkeiten des Verstandes. Gleichwohl giebt das Moralische allein den Grund zum Charakter und dessen Bestimmung; die übrigen Eigenschaften werden darauf bezogen, und erhöhen oder vermindern den Werth desselben. Der moralische Charakter wird nach und nach durch Umstände, Alter u. s. w. gebildet, und jeder Mensch hat, Ausnahmen abgerechnet, drey Perioden seines Lebens: flüchtige Phantasie, ernste Geschäfftigkeit, weises Phlegma. (Unter die Ausnahmen gehört vielleicht Voltaire, denn bey ihm zeigt sich noch kein weises Phlegma.) Daß Carl V. Torstenson und Conde schon im zwanzigsten Jahre waren, was sie im späten Alter waren, erhöht ihre Merkwürdigkeit außerordentlich.

sich. (Insofern diese Aenderungen durch Alter und Umstände in der allgemeinen Ordnung der Natur sind, gehören sie wohl nicht zum bestimmten Charakter eines einzelnen Menschen; aber das möchte wohl dazu gehören, wie sich ein Mensch seinem Charakter gemäß in einem gewissen Alter, in gewissen Umständen anders verhält, als einer der nicht denselben Charakter hätte, in eben dem Alter, in eben den Umständen würde verhalten haben.) Der schöne Charakter besteht in der Lenkung alles dessen, was Leben heißt, zu einem guten moralischen Endzwecke. Ein ganzes, Millionen Stunden dauerndes Leben, in allen millionfachen Verhältnissen auf den einzigen großen Grundsatz, aus Pflicht Tugend zu üben, angewandt, verdient dieß nicht den Namen eines schönen Lebens? (In diesem Satze ist alles wahr, bis auf das, was doch sonst am ersten und schärfsten wahr seyn könnte, das Arithmetische. Ein julianisches Jahr hat 8766 Stunden, also haben selbst hundert Jahre, und so viel denkt man doch zuverläßig bey eines Menschen Leben nicht, noch lange nicht eine Million Stunden, geschweige denn Millionen. Statt dieses arithmetischen Wortes wäre das gelehrtere, sanftere, zehnmal weniger bedeutende, Dichtern, oft ohne Kenntniß seiner Bedeutung, gewöhnliche, hier an gehöriger Stelle gewesen: Myriaden.) V. Von Urtheilen über andere. Ueber andere zu urtheilen ist allen Menschen gewöhnlich, und ohne Bildung der Selbstliebe, ohne feste moralische Grundsätze geschieht es immer zu anderer Nachtheile.

theile. Gutes spricht Einer von andern, oft nicht aus untadelhaften Gründen; jener aus Feigheit, um sich den, von dem er wirklich übel denkt, nicht zum Feinde zu machen, dieser, um das Lob eines guten Herzens zu erlangen. Zwo Gattungen von Menschen lassen uns in ihren Urtheilen gemeiniglich Gerechtigkeit wiederfahren; die, welche weit über uns erhoben, und die, welche tief unter uns erniedrigt sind. Bey unsers Gleichen wird diese Gerechtigkeit durch Neid und Eifersucht unterdrückt. VI. Von der Philosophie des Lebens. Es wird empfohlen, die Kräfte und Eigenschaften der Seele, nach den Erscheinungen im menschlichen Leben, mit Beyhülfe der Geschichte, sorgfältig zu bemerken. Man kann schon von seiner eignen viel lernen, wenn man vertraut mit ihr umgeht. Was soll man also von dem denken, welcher Psychologie in Pneumatologie verwandelt, von der wir nichts als Hypothesen wissen? Das Physische und Mechanische des Menschen muß mehr in Betrachtung gezogen werden, die Seele immer als ein mit dem Körper verbundener Geist betrachtet werden. Locke hat bisher noch unter den Philosophen die der V. kennt, die besten vorläufigen Versuche angestellt, es ist aber noch zu wenig Specielles. (Sollte dem V. nicht Wolfs empirische Psychologie bekannt seyn? Freylich haben nicht alle Wolfianer, sie weder als Lehrbuch, noch als Anleitung weiter zu gehen, hinlänglich gebraucht; aber wann haben je die Nachfolger eines großen Mannes alles, was er geleistet und angezeigt hatte, gehörig gebraucht? Proben von der Fruchtbarkeit

dieser

dieser Psychologie sind **Baumgartens** und **Men-delssohns** Werke. Vielleicht ist ihr bey dem Verf. die systematische Einkleidung nachtheilig. Aber der Philosoph, der sich durch Einkleidung nicht einnehmen läßt, läßt sich auch durch sie nicht abschrecken. Und **Leibnitz**, der sich nie die Geduld nahm, sein System methodisch zu ordnen, hat, wann er mit **Locken** einerley Gegenstände betrachtete, immer viel feinere Bemerkungen gemacht, als der Britte. Ein Beyspiel, das aus den ersten Anfangsgründen der Logik erinnerlich seyn muß, ist seine Abtheilung der Begriffe; und mehrere geben seine Anmerkungen über **Locken**, in seinen Oeuvres philosophiques, deren Ausgabe Herr Raspe besorgt hat. Amsterd. und Leipzig 1765.) **Yoriks** und **Wielands** Schriften empfiehlt der Verf. einem aufmerksamen Forscher, zu sehen, wie viel feinere, noch nicht bekannte Bemerkungen sich machen lassen. Mit den systematischen Philosophen ist er desto weniger zufrieden. Den Streit: **ob diese Welt die beste sey?** beyzulegen, schlägt er vor; jeder der Streitenden sollte sich statt dessen nur bemühen, **in dieser Welt der Beste zu seyn.** (Was der Verf. hier spaßhaft empfiehlt, das wird er, als eine Frucht der Lehre von der besten Welt, mit anständigem Ernste angezeigt, in **Leibnitzens** bekannter Fortsetzung von des **Valla** Gespräche finden. Die Lehre von der besten Welt macht uns besser, weil sie uns, mit der Vorsicht zufrieden, eifrig ihre Werkzeuge zu seyn macht. Sie sollte also nicht für eine philosophische Grille angesehn wer-

werden, wenigstens ist ihre Behauptung das nicht, was auch etwa ihre Bestreitung seyn mag.) Der Philosoph nach des Verf. Maaßstabe hält die Metaphysik bloß für einen Kommentar der sokratischen Weisheit: Ich weiß, daß ich nichts weiß. Er lebt wie die Akademiker, die jeden Augenblick eine bessere Meynung annahmen, als sie selbst hatten. (Anstatt eine so schwach unterstützte Meynung zu haben, daß man sie alle Augenblicke ändern kann, wäre es besser, gar keine zu haben. Das wäre eigentlich nicht nur sokratisch, sondern überhaupt dem gesunden Menschenverstande gemäß, zu bekennen: das verstehe ich nicht, und kann davon gar nicht urtheilen. Aber wenn man heute ein Urtheil fällt, und es morgen ändert, so bedeutet dieses nunmehr aus den Akten so viel zu befinden, ja offenbar so viel, daß man das erste V. R. W. übereilt habe, ehe man die Akten recht angesehen hatte. Den Herren Urtheilsverfassern werden beyde Urtheile bezahlt, aber der Philosoph hat keinen Vortheil von einem Spruche, der durch eine Leuterung umgestoßen wird. Also thut er am besten, solchen gleich anfangs nicht zu fällen.) Der Verf. empfiehlt zur Philosophie des Lebens, statt Theorien und Systeme, die Dichter. (Mit grossem Rechte hat der Recensent immer geglaubt, des Ovidius Kunst zu lieben enthalte mehr Kenntniß des menschlichen Herzens als die Telematologie. Aber die Dichter, die man mit Nutzen lesen soll, müssen selbst Philosophen seyn. Es giebt Versmacher und Abschreiber, aus denen eben so wenig

zu

zu lernen ist, als nach des Verf. Ausspruche aus Systemen. Nämlich solche unbrauchbare Systeme sind auch abgeschrieben, oder wenn ihr Verfasser sie aus sich selbst gesponnen hat, so sind sie so Etwas, wie ein Liebeslied an eine Iris in der Luft. Also hätte der Verf. nicht überhaupt Systemen verwerfen und Dichter empfehlen sollen; sondern Schriftsteller ohne Erfahrung und Kenntniß des Menschen taugen nichts, sie mögen demonstriren oder singen. Aus des Verf. Ausdrückungen sollte man schlüßen, unter den demonstrirenden dienten keine zur Philosophie des Lebens, und unter den singenden Alle. Es ist vermuthlich seine Meynung nicht; aber eben solche unvorsichtige und Misdeutungen ausgesetzte Ausdrücke vermindert man leichte, wenn man die Lebhaftigkeit des Witzes durch eine trockene systematische Philosophie etwas gemässiget hat.) VII. Von der Laune. Der Verf. erkennt, daß es schwer sey, von ihr eine vollkommen passende Vorstellung zu machen. Sie scheint ihm eine solche Fassung des Gemüths zu seyn, welche entsteht, wann die Lebensgeister, von aller Anstrengung frey, sich bey Betrachtung eines Gegenstandes so ergießen, daß sie nichts Anders jetzo aufhält, und wobey die Betrachtung eine naivernsthafte Wendung nimmt, welche komisch wird, d. i. die Aufmerksamkeit auf Kosten des Urhebers reizt. Die Theile dieser Art von Erklärung erläutert der Verf. im Folgenden, hält aber doch für besser, anstatt sich ängstlich um eine Definition der Laune zu bemühen, daß man sich die, welche sie besitzen, bekannt

kannt mache. Daß Laune auch für Deutschland sey, zeigt er aus der allgemeinen guten Aufnahme, die Gleims Romanzen, Zacharias Renommiste, Wielands Schriften dieser Art, und ähnliche erhalten. (Rabener hätte doch wohl vornehmlich sollen genannt werden, er verdient wenigstens eben so gut eine Stelle unter den ähnlichen, inter ceteros.) Das flatterhafte, weichliche, französischgestimmte Lied hat in Deutschland einen schweren Eintritt zur allgemeinen Bewunderung. Uns ekelt schon vor den anakreontischen Sängern, da die Franzosen, bey einer ungleich größern Anzahl, jeden neuen Sänger des Scherzes mit Freude bewillkommen. Der Verf. sieht die ächte Laune als ein Zeichen eines guten Herzens an; Schwärze des Herzens verdunkelt Miene und Reden. VIII. Vom Stolz. Eine Erzählung, von der nur die ersten fünf Worte abgedruckt sind. IX. Vom Frauenzimmer, verlorne Gedanken. Das sogenannte schwache Geschlecht erhält, sagt der Verf., seinen Werth in der Welt bloß von den Schwachheiten desjenigen Geschlechts, welches das stärkere heißt. In den rohen Zeitaltern hatte das weibliche Geschlecht bey keiner Nation einen besondern Vorzug, es gab keine Prädilektion, und man erzeigte den Weibern, ehe sie Damen wurden, nicht die außerordentliche Verehrung, die man nachher erfand. Sie stunden unter der Autorität, welche der Stärkere über den Schwächern ausübt; noch jetzo herrscht bey den unkultivirten Völkern eben die Sitte; (aber ist das Verhalten gesitteter Völker eben Schwachheit? Sind

Sind die Nationen, bey denen das weibliche Geschlecht Sklavinnen sind, glücklicher, tapferer, als die, wo ihm äußerliche Ehrenbezeugungen erwiesen werden? Und würde sich des Verf. Satz durchgängig historisch rechtfertigen lassen? Bezeugten die alten Deutschen ihrem Frauenzimmer keine Achtung? Endlich ist es überhaupt eine Schwachheit, dem Frauenzimmer gewisse äußerliche Ehrenbezeugungen zu erzeigen, die es lange nicht für die Ausschließung von öffentlichen Aemtern und andere wesentlichere Vorzüge, die sich die Mannspersonen zugeeignet haben, schadlos halten? Sind nicht eben diese Ehrenbezeugungen Merkmale, daß man es für schwächer hält, und ihm deswegen mit einer vorzüglichen Schonung und Achtung begegnet? Der Türke erweist seinen eingesperrten Weibern öffentlich keine solche Höflichkeit; er ist aber, nach der Reisenden Berichte, ihnen dienstbarer, als der Europäer seinen freyen Schönen, und das Schicksal der ottomannischen Pforte wird oft so gut im Serail entschieden, wie das Schicksal manches europäischen Reichs von einer Maitresse. Also sollte der Verf. uns galante Europäer deswegen nicht für schwächer erklären, weil wir ein Frauenzimmer obenan gehn lassen, und ihr den Handschuh küssen.) Der V. leitet diese Art von neuer Galanterie aus den Ritterzeiten her; (im Hauptwerke richtig, aber der Ausdruck: wer ein edler Ritter seyn wollen, sey in die weite Welt auf Abentheuer ausgegangen, gehört wohl mehr in die Welt der Ritterbücher, als in die mittleren Zeiten.) Weil in selbigen Zeiten

noch

noch alles voll Raubbegier und Frechheit war, so suchten sich die edlen Ritter durch das Gelübde auszuzeichnen, das Schwächere gegen das Stärkere zu vertheidigen. Die größte Ehre für einen solchen war, angegriffene oder unglückliche Frauenzimmer zu beschützen oder zu erretten. Um sich vor den Verführungen seiner eignen Leidenschaften zu bewahren, sorgten er und seine Freunde dafür, daß er seine Neigung, seine Person und ganzes Leben vorher, ehe er in die Entfernung gieng, einem Frauenzimmer seines Ortes und Gegend widmete, weil man wußte, wie kräftig dieses Mittel zur Tugend sey. Das Frauenzimmer durfte ihm deswegen noch nicht ihre Gegenliebe erklären, das hieng von ihm und seinen Thaten ab, wodurch er sie verdiente. Die Romane breiteten solche Gesinnungen auch unter denen aus, welche keine Ritter waren. So erlangte das Frauenzimmer, eine Verehrung, die es nachdem wohl beyzubehalten wußte. Der Verf. erklärt sich, er rede hiebey nicht von der Schuldigkeit der Hochachtung, noch von persönlicher Verehrung und Liebe, sondern von der ceremoniellen Achtung überhaupt, wodurch das Frauenzimmer ein besondrer eigner Stand der bürgerlichen Gesellschaft ist, wie der gelehrte oder Militairstand, und von dem Kostume in Absicht des daher entstehenden Vorzugs. Noch folgen andere Bemerkungen vom Frauenzimmer; daß es seinen Charakter erst nach der Heurath zeige; daß dasselbe drey Eigenschaften zur Grundlage habe: Eitelkeit, Trieb zu gefallen, Herrschsucht; daß es durch seine Schwäche bey

tugendhaften Gesinnungen liebenswürdig werde, weil es das Herz leichter den Eindrücken der Menschenliebe öffnet u. d. g. Im übrigen versichert er die Schönen, was er geschrieben habe, werde ihnen nichts schaden, man werde es lesen und das Gegentheil thun. (Er hätte die Versicherung noch stärker machen können: Man hat es schon oft gelesen, und immer das Gegentheil gethan. In diesem Aufsatze scheint er das wenigste Neue, auch nur in Absicht auf die Wendung gesagt zu haben, und in der That gegen das Frauenzimmer zu ungerecht zu seyn.) X. Vergebliche Anmerkungen. Z. E. der Deutsche ist mehr Mensch, als alle andere Nationen, denn Aristoteles nennt den Menschen das nachahmende Thier, worüber viel Gutes gesagt wird. XI. Nachrede: in welcher einiges erinnert wird, daß der Verf. beym Lesen und Beurtheilen seiner Schrift zu beobachten wünscht. Z. E. weil es unmöglich ist, so viel Neues zu sagen, daß daraus ein ganzes Buch entstünde, so ist er zufrieden, nur einiges Neue gesagt zu haben. Das übrige sollte bloß nützlich seyn, und er hofft, man werde ihn nicht tadeln, wenn er nur nützliche Sachen vorgetragen hat. Dieses ist gerade das, was bey gegenwärtigem Auszuge überhaupt von dem Buche würde seyn gesagt worden. Die vorkommenden Sätze sind alle, ihrem Innhalte und ihrer Ausführung nach, ganz nützlich; und da es grossentheils wirkliche Vorlesungen, zum Theil für junge Leute, zu seyn scheinen, so enthalten sie auch für solche Zuhörer und Leser noch mehr Neues, als sie für

einen

einen Belesenern enthalten können. Aber auch der Belesene wird allemal noch gute Gedanken gern wiederholt sehen, manchmal Berichtigung der Gedanken für nöthig halten, und öfters in solchen Fällen mehr den Ausdruck als den Gedanken der Verbesserung fähig finden.

III.

Joh. Caspar Füeslin raisonnirendes Verzeichniß der vornehmsten Kupferstecher und ihrer Werke, zum Gebrauch der Sammler und Liebhaber. Zürch 1771. 8.

Herr Füeßlin, den wir die bereits zum zweytenmale in drey Bänden in 8. aufgelegte Geschichte der Künstler in der Schweiz zu danken haben, den man aber nicht mit dem durch sein Künstlerlexikon nicht weniger um die Kunst verdienten Herrn Johann Rudolph Fueßlin verwechseln muß, hat allen Liebhabern und Sammlern mit dieser kleinen Abhandlung ein angenehmes Geschenk gemacht. Der Verfasser ist selbst so bescheiden, sein Buch für einen unvollkommnen Versuch auszugeben; und wenn wir ihm dieses auch in manchen Betrachtungen einräumen, so bleibt ihm doch allemal der Ruhm, den Sammlern, und zumal Anfängern, und auch Reisenden ein ungemein brauchbares Handbuch in die Hände gegeben zu haben. Ein Verzeichniß von Kupferstechern, und einige Nachrich-

ten von ihnen zu liefern, findet um so mehr Schwierigkeiten, da dieses Fach noch lange nicht so bearbeitet ist, als die Lebensbeschreibungen der Maler.

Herr F. muß den Mangel eines solchen Buches längst eingesehen haben, da er sich damit beschäfftigt, junge Leute zur Kunst anzuführen und ihren Geschmack zu bilden. Er beklagt sich, daß die Sammler in Zürch sich zu sehr nach dem herrschenden Geschmacke richten, und daß auch bey dem Sammeln der Kupferstiche eine Mode statt finde. Sonst galten allein französische, jetzt soll alles englisch seyn. Es ließe sich dieses mit einiger Einschränkung auch wohl von manchen deutschen Liebhabern sagen. Aber ist es ihnen zu verdenken, da England uns so viele herrliche und edle historische Blätter liefert; Paris hingegen, wo der Geschmack immer mehr zu Kleinigkeiten und Tändeleyen herabzusinken scheint, uns mit ewigen galanten Gegenständen, oder höchstens mit niederländischen Gemälden überhäuft?

Der Verf. hat Recht, wenn er die von großen Künstlern radirten Blätter, wo auch geringscheinende Kleinigkeiten das Gepräge des Genies haben, vorzüglich schätzt, und kein Bedenken trägt, das Kühne und Geistvolle derselben dem Schönen und Feinen des geübtesten Grabstichels vorzuziehen. So denken wahre Kenner, und es ist uns angenehm gewesen, zu bemerken, daß der Verf. sein meistes Augenmerk darauf gerichtet hat. Er wird vermuthlich sein Verzeichniß in diesem Stücke immer vollständiger zu machen suchen, um bey einer neuen

Ausga-

Ausgabe die nöthigen Ergänzungen hinzu zu setzen. Dieses möchte hauptsächlich in Ansehung etlicher alten deutschen Meister statt finden. Wir wollen einige Anmerkungen, die uns bey der flüchtigen Durchblätterung des Buchs beygefallen, hersetzen.

Sachtleven hat kleine geistreiche Landschaften radirt, welche so wohl, als die von Everdingen, eine Anzeige verdient hätten. Wer kennt nicht die vor einigen Jahren herausgekommenen und schön ausgeführten Landschaften von Weirotter? Da H. F. auch diejenigen, welche als Liebhaber gearbeitet, z. E. den Graf Caylus, nicht ausgeschlossen, so möchten wir auch dem Abbt St. Non, der allerley kleine Landschaften und Gegenstände mit so vielem Geschmack herausgegeben, hier einen Platz anweisen; nur Schade, daß seine gar zu feine Radiernadel nicht viele Abdrücke der Platten leidet. Unter den Deutschen hat der Herr von Hagedorn gezeigt, daß auch ein Liebhaber einen Baumschlag liefern könne, dessen Waterlo sich als Künstler nicht schämen dürfte. Seine Landschaften verrathen die Einsichten ins Innere der Kunst, die man in seinem Buche von der Malerey antrifft.

Wie sehr hätte le Prince eine Anzeige verdient? mit wie vielem Geiste und mit was für einer lieblichen Manier sind nicht seine Blätter ausgeführt! Er ist gleichsam der Schöpfer einer ganz neuen Manier, nach Art der gelben getuschten Zeichnungen, die zwar nicht viel Abdrücke leidet, aber in ihrer Art doch eine vortreffliche Wirkung thut. Unter den neuen Italiänern wünschten wir dem

Thiermaler, **Londonio**, wegen seines vortrefflich radirten Viehes, auch einen Platz: Zumal diejenigen Platten, welche auf blau Papier abgedruckt, und nachgehends, wie eine Zeichnung, mit Weiß gehöhet sind. Vielleicht kannte H. F. die acht seltnen Blättchen von **Franz Ferg** nicht, welche er in London unter den Titel Caprici fatti per F. F. radirt hat. Wer des Meisters kleine artigen Figuren aus seinen Gemälden kennt, der wird sie völlig in diesen Blättern finden, und sie deswegen sehr hoch schätzen.

Der Titel des Buchs sagt zwar, daß es nur ein Verzeichniß der vornehmsten Künstler seyn solle, allein da z. E. unter den Franzosen **Desrochers** hier einen Platz gefunden, so hätten wohl manche Künstler mit demselben, wo nicht mit grössерem Rechte, Anspruch darauf machen können. Ohne ein Verzeichniß davon zu geben, fallen uns nur **Johann Collaert, Spierre, Utenbrock, Johann van der Velde, Wandelaar, Punt** bey.

In dem Artikel von **Hollar** hätte zur Nachricht dem Sammler angezeigt werden können, daß das fleißig gemachte Verzeichniß aller seiner Werke einen mäßigen Band in Quart ausmacht, und daß solches in England herausgekommen ist. Bey der Seite 81. erinnern wir, daß **Johann Wilhelm Baur** zwar wohl schöne Prospekte in der Vigna Madama, außerhalb Rom, wegen ihrer vortheilhaften Lage auf einem Berge, von dem man ganz Rom und die umliegende Gegend übersieht, abzeichnen konnte, aber keine Wasserfälle und Spring-

brunnen,

brunnen, weil sie deren keine hat, und auch damals, als Baur lebte, keine gehabt hat, wie man aus ihrer Anlage urtheilen kann.

Bey dem Marc Antonio wird erinnert, daß das Verzeichniß seiner Platten in des Florent le Comte Kabinet sehr unvollständig sey; aber warum wird nicht das viel bessere und fleißiger gemachte in H. v. Heineckens Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen angeführt? Wenn wir uns nicht fürchteten, den größten Haufen der Liebhaber gegen uns aufzubringen, so möchten wir fast mit Herrn Füeslin sagen, daß Marc Anton einen Theil seines Verdienstes dem Vorurtheile und dem Alter zu danken habe, und daß seine Ausführung hart und ängstlich sey. „Wenn wir, heißt es, auf „keine andre Art von Raphaels Werken Begriffe „bekommen sollten, als durch des Raymondi „Stiche, so möchte man sich wohl wundern, wie „Picart bereits angemerkt, daß dieser Maler einen so großen Ruf in der Welt habe erwerben „können.“

Der Verf. widerräth aus sehr vernünftigen Gründen, keine ganze Werke der Meister zu sammlen, nicht nur, weil es die Kräfte der meisten Liebhaber übersteiget, sondern auch, weil man sich mit einer gar zu großen Menge Sachen überhäuft, und viel mittelmäßige Blätter, deren jeder Künstler etliche geliefert hat, in seiner Sammlung aufbewahren muß. Es ist daher viel besser und zur Bildung und Unterhaltung des Geschmacks zuträglicher, eine kluge Wahl zu treffen, und sich damit zu

begnügen. Welches sind aber die besten Blätter eines jeden Meisters? Das hat H. F. bey jedem Artikel angezeigt, und dadurch allen, die sammlen wollen, einen großen Dienst gethan. Auch Kennern wird es angenehm seyn, sich hier zuweilen Raths erholen zu können. Die Wahl verräth einen Mann, der alle Blätter eines Meisters aufmerksam durchgesehen, und das beste ausgesucht hat. Inzwischen wünschten wir, daß in mehrern Artikeln, wo man es weiß, angezeigt wäre, aus wie viel Blättern das Werk eines jeden Meisters ungefehr besteht, und wie viel er darunter nach andern Meistern oder nach seinen eigenen Erfindungen gestochen. Die Familie der Audrans hat sich um die Kunst so verdient gemacht, und insonderheit das Kupferstechen so fleißig getrieben, daß wir wünschten, außer den drey berühmtesten, Gerhard, Johann und Benedict, auch die übrigen angeführt zu sehen, so wie man sie in der deutschen Ausgabe des Dargensville B. 4. S. 181. antrifft.

Einigen Artikeln hat der Verf. durch artige Anekdoten eine angenehme Abwechselung gegeben. So lesen wir z. B. in dem von Callot, daß die Mutter der durch ihre witzigen und dramatischen Schriften bekannten Frau von Graffigny, als Erbinn der Familie von Callot, die Kupferplatten dieses Künstlers an einen Kupferschmidt verkauft, und in Küchengeschirr verwandelt habe.

Das Verzeichniß ist nach Schulen eingerichtet, und in jeder derselben sind die Meister nach chronologischer

nologischer Ordnung ihrer Geburtsjahre gestellet. Der Schulen sind fünfe. 1) Die Deutschen und Schweizer, 2) die Niederländer, 3) die Italiener, 4) die Franzosen und 5) die Engländer. Die vornehmsten Bücher, welche dabey gebraucht worden, sind der deutsche Dargensville und das Füeslinsche Künstlerlexikon. So viel von dem Verzeichnisse selbst; wir müssen aber auch noch der Einleitung mit ein paar Worten gedenken.

Herr F. hat in derselben die im Jahr 1768 zu Leipzig übersetzte artige Abhandlung von Kupferstichen zum Grunde gelegt, und ist, wie er selbst sagt, den Engländern nicht Schritt vor Schritt gefolgt, weil er es für besser gehalten, als mit andern Worten schlechter zu schreiben. Doch ist manches weggelassen, andre Dinge hingegen sind hinzugekommen, oder verbessert worden. Zuerst stehen einige Grundsätze der Malerey, in so weit sie auf die Kupferstiche angewandt werden können. Zu einem schönen Kupferstiche gehören eben so wohl, als zu einem Gemälde, die Regeln der Zeichnung, der Anordnung, der Vertheilung von Licht und Schatten, des Ausdrucks, der Grazie, der Perspektive u. s. w. Bey allen diesen Stücken ist die Natur vorzüglich zu Rathe zu ziehen. Diese muß der Künstler unaufhörlich vor Augen haben, wenn er gleich nach einer besondern Manier arbeitet, die ihm allein eigen ist. Doch muß er sich hüten, kein manirter Künstler zu werden, welches geschieht, wenn er die Natur verläßt, und bloß seinen Gedanken und den Begriffen folgt, die er sich einmal

von einer Sache gemacht hat. Alsdann bekömmt jede Figur, jeder Baum, jedes Thier beständig einen einförmigen Charakter, anstatt daß die Natur unzählige Abwechselungen an die Hand giebt. Auf diese Art ist **Callot** in seinen Figuren und **Perelle** in Landschaften manirt.

Ein Meister, der in Kopirung der Natur eine schlechte Wahl trifft, wie **Rembrand**, ist nach dem Verf. noch unangenehmer, als ein manirter Maler, der seine eignen aber mehr oder weniger edel gewählten Ideen mit Geist ausführt, und ihnen einen schönen Charakter giebt, wenn sie gleich der Wahrheit nicht vollkommen gemäß sind. Der wahre große Künstler kopirt die Natur, und hebt sie durch seine Begriffe vom Schönen da, wo er sie unedel findet.

Zuletzt lieset man noch eine kurze Vergleichung, was so wohl die Gemälde als die Kupferstiche, jedwede vor sich, für Vorzüge haben. In der **Zeichnung** und **Zusammensetzung** sind die Wirkungen bey beyden einerley. In der **Haltung** hat ein Gemälde den Vorzug, ein Kupferstich kann solche nur einigermaßen ausdrücken. Z. E. den Duft, den die Entfernung einer Sache giebt. Bey der **Vertheilung des Lichts** kann der Maler durch unzählige Tinten den Uebergang vom Lichte zum Schatten ausdrücken. Der Kupferstecher muß sich bloß durch weiß und schwarz helfen, da ein harmonisches Kolorit selbst schon die Wirkung der Vertheilung des Lichts thut. Jedoch erinnert H. F. sehr richtig, daß sich die Regeln von Licht und Schatten

gewisser-

gewissermaßen bey Kupferstichen noch unzweydeutiger anbringen lassen, als bey Gemälden, weil der Pinsel das Auge verführt, und schon ein Kenner erfordert wird, um die Wirkung des Lichts von der Wirkung des Kolorits zu unterscheiden.

Die Regeln der **Perspektiv** lassen sich in Kupferstichen vielleicht noch genauer beobachten, weil die Schrafirungen alle auf einen Punkt oder auf eine Seite laufen. Im **Ausdrucke** hat der Maler einen unendlichen Vorzug; die Stärke desselben liegt eben so sehr im Kolorit als in der Veränderung der Züge. Daher gab der so geschickte Frey dem sterbenden Hieronymus widrige ängstliche Züge, anstatt daß man in dem berühmten Gemälde des Domenichino, in der Peterskirche zu Rom, einen schmachtenden und sich nach der Auflösung sehnenden Heiligen bemerkt. Man muß aber dem Kupferstecher die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er gethan, was er gekonnt, und die Züge seines Urbildes genau ausgedrückt hat. Eben so unvollkommen deutet der Kupferstecher in Landschaften entfernte Gegenstände an, da der Maler ihnen die durch den Zwischenraum der Luft empfangene Veränderung mit dem Pinsel geben kann. In Ansehung der **Ausführung** ist der Vortheil ganz auf der Seite der Malerey. Die sanften Pinselstriche drücken die Oberfläche eines Gegenstandes weit natürlicher aus, als die zartesten Schraffirungen des schönsten Kupferstichs. Inzwischen kann ein geschickter Kupferstecher doch allemal viel ausrichten.

Es folgen kurze Anmerkungen über die verschiedenen Arten der Kupferstiche, Holzschnitte, schwarze Kunst u. s. w. und endlich machen einige nützliche Regeln bey Sammlung der Kupferstiche den Beschluß, wovon zumal Anfänger sehr guten Gebrauch machen können. Der Verf. tadelt mit Recht den sonderbaren Geschmack mancher Liebhaber, die bey Kleinigkeiten stehen bleiben, und oft zwanzig bis dreyßig Gulden für einen Rembrand geben, wo nur eine kleine Veränderung von dem Meister gemacht ist, da sie dasselbe Blatt ohne diese Veränderung für etliche Gulden kaufen können. So geht es mit Hollars Schnecken, mit einigen Blättern von le Clerc, Marc Antonio u. s. w. Der wahre Kenner sieht auf die Schönheit des Abdrucks, und bleibt nicht an Kleinigkeiten hängen. Dreyerley Dinge machen aber einen Abdruck schlecht, erstlich wenn die Platte schlecht abgezogen ist, zum andern wenn sie abgenutzt ist, und drittens wenn sie aufgekratzt ist. Thut der Meister es selbst, so bleibt doch der Geist mehrentheils darinn, fallen sie aber mit der Zeit mittelmäßigen Künstlern in die Hände, so werden sie ganz verdorben. In diesem Fall ist eine abgenutzte aber unveränderte Platte noch vorzuziehen.

IV.

Biblische Erzählungen für die Jugend. Altes Testament. Zürch, bey Orell, Geßner, Füeßli und Comp. 1772. 8.

Es muß einem jeden, dem die Vermehrung der Tugend und Glückseligkeit unter dem menschlichen Geschlechte wichtig ist, angenehm seyn, daß zu unsern Zeiten sich so viele vortreffliche Männer damit beschäfftigen, die Grundsätze der Religion und Rechtschaffenheit und gemeinnützige Kenntnisse auch unter den zahlreichen Ständen des gemeinen Mannes zu verbreiten, und besonders die Lehrbücher des ersten Unterrichts nützlicher, fruchtbarer, und der Jugend angenehmer und interessanter zu machen. Daß die bisherigen Methoden und Hülfsmittel des Unterrichts sehr fehlerhaft sind, ist schon oft gezeigt worden. Von allen Mitteln des Unterrichts aber scheint fast keines einer neuen Bearbeitung mehr zu bedürfen, als die biblische Geschichte. Da dieselbe als eine nöthige Vorbereitung zur Kenntniß der Religion angesehn wird; da sie die gewöhnlichste Lektüre und beynahe die Hauptquelle der Moralität des gemeinen Mannes geworden ist; und unsrer Jugend durch sie die ersten moralischen Begriffe beygebracht werden: so verdiente sie in der That lehrreicher und unterhaltender zu werden, als sie bisher gewesen ist. Mit Recht klagen die Verf. des Buchs, welches wir hier an-

kündi-

kündigen, „daß die **erste historische Religionskenntniß**, welche gemeiniglich zu allen nachfolgenden Unterweisungen in der Religion den Grund legt, bisher nicht aus solchen Quellen geschöpft sey, die uns die biblische Geschichte so gesund und lauter, als sie an sich selbst ist, zu genießen gäben. „Oft, sagen sie, waren es bloße Abrisse und gleichsam Gerippe der biblischen Geschichte, welche zu einer Uebung des Gedächtnisses dienen konnten, aber nicht viel Anziehendes für das Herz, und nicht viel Lehrreiches für den Verstand hatten. Zuweilen waren es gar verstellte mährchenähnliche Erzählungen, die wohl die Neugier des Kindes befriedigen konnten, aber ihm dabey auch früh den Kopf mit seltsamen Bildern erfüllen und seinen Geschmack verderben mußten. Die schönen lehrreichen Auftritte des patriarchalischen Lebens, wie übel sind sie bisweilen in solchen Erzählungen verstellt worden? Irren wir wohl, wenn wir sagen: die Verachtung, in welche die Bibel bey vielen fällt, oder daß man wenigstens bey reiferem Alter nicht mehr so viel Geschmack daran findet, komme größtentheils daher, weil man sich des vielen ungereimten Zeuges, womit die biblische Erzählung etwa verunstaltet wird, noch allzuviel erinnert, und es wohl gar auf Rechnung der Bibel selbst setzt." Fast alle Handbücher der biblischen Geschicht, deren man sich bisher bedienet, beweisen die Richtigkeit dieser Gedanken. Vielleicht wäre es, wie unsre Verf. sagen, besser, lieber die Schrift selbst, die ihre Geschichte ohne Zweifel am besten erzählt, der Jugend

in

in die Hände zu geben. Allein so viel ist auch wahr, daß diese gar nicht mit der Absicht geschrieben ist, die Jugend und den gemeinen Mann unsrer Zeiten zu unterrichten; daß das Lehrreiche nicht jedem Auge auffallend genug ist, sondern daß es, um so nützlich zu seyn, als es seyn kann, von den nicht für uns interessanten und zu anderer Absicht geschriebenen Theilen abgesondert und in sein wahres Licht gesetzt werden müsse; daß ferner gewisse Begebenheiten, theils wegen der Dunkelheiten, die ein so großes Alterthum und Verschiedenheit der Sitten und Denkart allemal verursachen muß, theils wegen des, wenigstens scheinbaren, Anstößigen, nicht ohne Vorsicht dürfen erzählt werden; daß auch der moralische Unterricht einen weit stärkern Eindrück machen werde, wann er in der Sprache, die man im gemeinen Leben täglich gewohnt ist, vorgetragen wird, welches von der heil. Schrift, die zunächst für ihre Menschen schrieb und schreiben mußte, zu verlangen eine Ungereimtheit seyn würde; daß ein Buch, welches dem mit seinem Unterhalte beschäfftigten Menschen täglich an seine Pflicht erinnern soll, nicht zu weitläuftig seyn dürfe, weil er sonst nie recht bekannt mit ihm werden kann; daß endlich auch bey den Menschen der großen Welt aus dem Mangel der Geschmeidigkeit sich in ein von dem unsrigen ganz verschiedenes Zeitalter zu versetzen, und zu begreifen, daß man vor viertausend Jahren unter ganz andern Umständen auch ganz anders sprechen und die Dinge ansehen mußte, als itzt, viele Zweifel und Schwierigkeiten gegen die Religion herrühren. Alles dieses

 sind

sind Ursachen genug, warum man es beynahe für ein Bedürfniß unsrer Zeiten halten konnte, daß ein Mann von Verstande, Empfindung, Geschmack, und besonders feinem Gefühle des für uns Nützlichen und Interessanten, eine biblische Geschichte für die Jugend und den gemeinen Mann, mit beständiger Rücksicht so wohl auf den moralischen Unterricht, als auf die Bildung des Geschmacks und Veredelung der Empfindungen, schriebe. Die Verfasser dieser biblischen Erzählungen haben diesen Wunsch auf eine Art erfüllt, die, wenn sie auch nicht ganz vollkommen seyn sollte, doch ungemein nützlich seyn kann, und uns wenigstens für ihren Charakter und die edle Absicht, eine nur Nutzen, aber nicht Ruhm bringende, und doch gewiß schwere Arbeit zu übernehmen, ungemeine Hochachtung einflößt. Wir bitten unsere Leser, die Vorrede dieser Männer selbst zu lesen, noch mehr aber wünschen wir, daß alle, die künftig unsre Jugend die biblische Geschichte lehren wollen, sich vorzüglich dieses Buches bedienen mögen.

Die Verfasser haben die Regeln selbst angegeben, die sie sich bey ihrer Arbeit vorgeschrieben hatten. Wir sind gewiß, daß ihnen eine kurze Vergleichung derselben und der Ausführung, und die Anzeige einiger Bedenklichkeiten, die uns dagegen aufgestoßen sind, nicht mißfallen werde. Die erste Vorschrift, sagen sie, sey eine geschickte **Auswahl der historischen Stücke** gewesen. Sie wollten nichts, das nicht einigermaßen lehrreich für die Jugend wäre, mit einfließen lassen, und doch auch die bibli-

sche

sche Geschichte nicht nach einzelnen Stücken, sondern, so viel als möglich, im Zusammenhange und als ein Ganzes vorlegen. Die Verbindung dieser beyden Absichten mußte ohne Zweifel manche Schwierigkeiten verursachen. Oft mußte eine Geschichte als Verbindungsmittel des Ganzen erzählt werden, die ihres Inhalts wegen weggeblieben wäre. Und hier glauben wir, hätten die Verf. das, wenigstens für die Jugend, Anstößige oder Dunkle solcher Geschichte noch mehr vermindern, und in der Weglassung derselben strenger seyn sollen. S. 52. wird die Geschichte von Abrahams Fürbitte für Sodom erzählt. Wenn hier von Gott gesagt wird, daß er mit Abraham wie ein Freund mit dem andern umgegangen sey, daß er es ihm vorher zu entdecken pflegte, wenn er etwas Wichtiges auf Erden vornehmen wollte; wenn er selbst zu Abraham sagt, er glaube, daß die Einwohner Sodoms sehr gottlos wären, es würde ihm aber lieb seyn, zu vernehmen, daß dem nicht so wäre; wenn hierauf Abraham ihm den Gedanken, die Stadt zu zerstören, ausreden will, und sich so ausdrückt, als wenn er Gott seine Pflichten vorhalten wollte: so wird ein jeder, der sich Gott als das erste, höchstvollkommenste Wesen denkt, fühlen, daß diese zu menschliche Vorstellungen seine Empfindung beleidigen, so lange er sich dieselben nicht aus der Denkungsart und dem Geschmack der Zeiten, für die sie geschrieben sind, erklärt. Wir glauben, daß sie daraus gerechtfertigt und der heil. Schrift selbst nicht zum Vorwurfe gemacht werden können. Aber, dem sinnlichen ge-

meinen Manne, der sich solche Rechtfertigungen nicht machen kann, und der Jugend, die ihre Begriffe von Gott sich erst bilden soll, diesen, glauben wir, müßten solche Vorstellungen entweder gar nicht beygebracht, oder doch so einleuchtend gerechtfertigt werden, daß allen unwürdigen, falschen Begriffen von Gott vorgebauet würde. Denn wahre und richtige Vorstellungen von der Gottheit sind für die Glückseligkeit und Ruhe der Menschen äusserst wichtig. Wenn z. B. Gott nicht alles weiß, nicht alles sieht, (und wie kann er es, wird der gemeine Mann denken, wenn er sich bey einem Menschen unterrichten will, ob eine Sache sich so verhält, wie er glaubt?) so ist ihm der Gedanke an diesen Gott nicht mehr Trost im Leiden, nicht Aufmunterung zur Tugend. Bey erwähnter Geschichte hätten also die Verf. z. B. zeigen müssen, daß dergleichen Vorstellungsarten bey noch ganz sinnlichen, rohen Menschen nöthig waren, oder auch, daß sie bey einem Volke, welches Offenbarungen gewöhnt war, und hierüber vielleicht Einsichten besaß, die uns ganz unbekannt sind, weniger mißverstanden werden konnten. In eben dieser Geschichte scheint noch gelehrt zu werden, daß Gott oft vielen Gottlosen, um einiger guten Menschen willen, die verdiente Strafe schenke. Hier hätten die Fragen aufgelöset werden sollen: Wie kann Gott eine Strafe, die zur Besserung der Leidenden oder andrer nöthig ist, schenken? Wie kann er auch nur Einen Unschuldigen mit dem Schuldigen zugleich strafen? Und ist das wohl eine Strafe zu nennen,

nennen, wenn dieser beym Untergange einer ganzen Stadt mit umkömmt, und kann diese Todesart ihn unglücklicher machen, als eine andere? Ueberhaupt wünschten wir, daß diese Erzählungen noch mehr mit moralischem Unterrichte durchflochten wären, weil dieser in einer solchen Verbindung am tiefsten eindringen würde. So hätte z. E. hier ganz bequem etwas davon gesagt werden können, in wiefern öffentliche Landplagen, die oft nur schädlich scheinen, für göttliche Strafen und Drohungsmittel können angesehn werden; da hierüber oft so falsch und verworren, auch auf Kanzeln, gelehrt wird. Wir haben uns etwas lange bey diesem Beyspiele aufgehalten, um unsre Ideen deutlich zu machen. Jetzt zeigen wir nur einige andre Stücke an, die unsrer Meynung nach die Verf. entweder ganz weglassen oder durch Erklärungen vor Mißverstand hätten bewahren sollen: Die Geschichte des Segens Esaus und Jacobs, wo die Verf. den Betrug der Rebecca nicht, wie unter andern Herr Hofr. Michaelis uns mit Recht zu thun scheint, mißbilligen; das Kunststück Jacobs, seinen Schwiegervater Laban zu hintergehen, und sich selbst unrechtmäßiger Weise zu bereichern, welches auch selbst wegen seiner Geringfügigkeit nicht verdient hätte, erzählt zu werden; die Geschichte Esaus, der Rahel, und besonders des Simsons, welche letztere wohl ganz, ohne Nachtheil des Zusammenhanges, hätte wegbleiben können, wie auch noch einige andre.

Die übrigen Eigenschaften, welche die Verf. sich bey ihrer Arbeit vorgeschrieben haben, sind Richtigkeit im Erzählen; Faßlichkeit und Einfalt; das Interessante und Lehrreiche: wir glauben, daß sie dieselben durchgehends in ihren Erzählungen beobachtet haben. Die kunstlose Einfalt ihrer Schreibart; die Hervorziehung wichtiger und rührender Umstände; die richtige und lebhafte Schilderung der Charaktere; die erregte Erwartung und die Mannichfaltigkeit und das Interessante der Bebenheiten selbst werden gewiß dieses Buch allen Kindern sehr angenehm machen, und auch zur Bildung des Geschmacks ihnen nützlich seyn. Wir haben bemerkt, daß oft einzelne Umstände gewisser Begebenheiten mit Vorsicht und aus guten Gründen weggelassen sind, weil die Hebung des Anstößigen oder der wahre Gesichtspunkt der Sache zu weitläuftige und schwere Erklärungen erfodert hätte. Was das Lehrreiche betrifft, so hätten außer dem öftern moralischen Unterrichte, den wir oben gewünscht, vielleicht bey bequemen Gelegenheiten (wenns auch nur einer angenehmen Abwechselung wegen geschehen wäre) auch andre nützliche Kenntnisse, die auch nicht gerade zur Religion oder Moral gehören, eingemischt werden können. So hätte z. B. S. 15. von dem ersten Zustande des menschlichen Geschlechts etwas mehr gesagt werden können. In den Versen, welche den Erzählungen angehängt sind, und die gemeiniglich eine moralische Anwendung auf jetzige Menschen und Christen enthalten, hätten wir zuweilen eine andre Wendung

oder

oder mehr Bestimmung gewünscht. Z. B. nach der Geschichte vom Elias, der die Priester Baals tödtet, finden wir:

Wen Gottes Geist beseelt, darf Lästrer Gottes würgen.

Wie zweydeutig, wie sehr eines Mißverständnisses fähig ist dieses! Hätte nicht hier vielmehr in der Erzählung gesagt werden sollen, daß ein so sonderbarer Fall, wie des Elias, wo Gott selbst einen Mord gebietet, gar nicht mehr erwartet, und niemand sich vom Geiste Gottes zum Würgen beseelt glauben dürfe?

Wir müssen noch etwas erinnern. Es werden in unsern Zeiten nicht nur über den Ursprung und äußern Werth der Geschichte, von welcher wir reden, sondern auch über ihren innern Gehalt und moralische Brauchbarkeit für unsere Zeiten, sehr verschiedne Untersuchungen angestellt, denen wir ihren Nutzen gar nicht absprechen wollen. Aber es könnte vielleicht jemand durch sie veranlaßt werden, zu glauben, daß diese Geschichte zum moralischen Unterrichte unsrer Zeit gar nicht brauchbar wäre, daß sie der Jugend und dem gemeinen Manne vielmehr ganz aus den Händen gebracht, als durch eine neue Bearbeitung, oder Ueberkleidung des Anstößigen in ihrem Ansehn befestigt werden sollte. Wir wollen mit denen, die unsern Verf. aus guter Absicht diesen Einwurf machen können, nicht über die Richtigkeit ihrer Behauptungen streiten. Wir fragen sie nur, ob sie es ohne Gewalt oder ohne die schädlichsten Folgen für möglich halten, Vor-

stellungsarten, die seit Jahrhunderten mit dem religiösen oder moralischen System eines ganzen Volks durchwebt und bey demselben geheiligt sind, auf einmal wegzunehmen? ob es nicht anzurathen sey, gewisse Dinge bloß darum auf die bestmöglichste Weise zu lehren, weil sie, wenn der öffentliche Lehrer davon schweigt, der Vater gewiß dem Sohne schlechter beybringen wird, als er sie selbst lernte? Ob also diejenigen, welche wegen einzelner anstößiger oder unverständlicher Theile nicht wollen, daß die biblischen Geschichte der Jugend oder dem gemeinen Manne gelehrt werden, nicht noch unsern Verf. es verdanken müssen, daß sie sich bemüht haben, das Anstößige und Schädliche dieser Geschichte zu vermindern; und sie nützlicher und lehrreicher zu machen? Es bleibt uns nichts übrig, als das uns sehr angenehme Versprechen der Verf. hinzuzufügen, daß sie eine auserlesene Sammlung überlegter Zeichnungen der merkwürdigsten, lehrreichsten biblischen Geschichte, bey welcher alle Sorgfalt so wohl auf die Richtigkeit der Zeichnung, als die Erfindung und Ausführung in Kupfer gewandt werden wird, veranstalten wollen. Da man schon eine Menge von den größten Künstlern und nach den größten Meistern gestochen hat, so vermuthen wir, daß sie mit einer sorgfältigen Auswahl dieselben zu Rathe ziehen werden. Die Verf. werden sich hiedurch ein neues, wichtiges Verdienst um den Unterricht der Jugend erwerben. Eine Hauptabsicht, sagen sie, wird ihnen auch die seyn, alle abgeschmackte, oder der Jugend schädliche Vorstellungen und Eindrücke zu

verban-

verbannen, und den Geschmack der Jugend zu bilden. Und wir hoffen, daß durch diese Sammlung so manche elende und abgeschmackte Vorstellungen biblischer Geschichte, die so oft unrichtige Begriffe von den Sachen selbst veranlasset haben, mögen verdrungen werden.

V.

Observations on the Pictures now in exhibition at the Royal Academy, Spring gardens, and Mr. Christie's. By the Author of the Remarks on the English Language. London, Printed for John Bell, 1771. 4. 31 pag.

Die bey den Akademien der bildenden Künste angenommene Gewohnheit, jährlich die Ausarbeitungen ihrer Mitglieder und Schüler der Neugier und Kritik eine Zeitlang öffentlich darzustellen, wird auch von der königlichen Akademie zu London befolget. Der Nutzen davon ist außer Zweifel, und würde sich noch mehr zeigen, wenn einsichtsvolle Kenner, oder die Lehrer der Akademie selbst, wenn es ganz ohne Partheilichkeit geschehen könnte, ihre Beurtheilungen gleichfalls öffentlich bekannt machen wollten. Der Verfasser gegenwärtiger Anmerkungen, R. Backer, ist noch zur Zeit der

einzige, der in London diesen Weg betreten hat. Er gab zuerst im Jahre 1770 Anmerkungen über die englische Sprache, nach der Manier des Vaugelas über die französische, heraus, in deren Vorrede er verschiedene der besten englischen Maler aus ihren Werken der ersten öffentlichen Ausstellung beurtheilete. Jetzt geht derselbe einen Schritt weiter, und liefert eine vollständige Kritik der merkwürdigsten Stücke von der zwoten Ausstellung des Jahrs 1771, wobey er denn jene erste Bemerkungen wörtlich wiederholet, so daß man beydes hier beysammen hat. Er zeiget darinn allerdings Geschmack und Kenntnisse, und diejenigen Kupferstiche, welche uns von verschiedenen der behandelten Werke seitdem zu Gesichte gekommen sind, bestätigen sein Urtheil größtentheils. Man müßte aber doch die Urbilder selbst gesehen und studiret haben, um sich von der Richtigkeit seiner Aussprüche vollkommen überzeugen zu können. So wenig wir also im Stande sind, unsern Lesern einen mit Gründen bestätigten Auszug davon vorzulegen, so wenig würde es dieselben befriedigen, wenn wir seine Gedanken über die, ihren Augen verborgene Gegenstände schlechterdings abschreiben wollten. Angenehmer für sie und dem Zweck unserer Bibliothek gemäßer wird es seyn, daß wir aus diesen Blättern ihnen die Meister bekannt machen, welche sich bisher in Engelland sa vortheilhaft gezeiget, und den bewundernswürdigen schnellen Fortgang der Kunst befördert haben. Die Nachrichten davon sind noch zur Zeit nicht gesammlet, und bey uns neu, so daß die Geschichte der Kunst alle-

mal

mal daraus einigen Beytrag nehmen kann. Wir wollen darunter zu mehrerer Bequemlichkeit der alphabetischen Ordnung folgen, und des Verfassers Urtheile beyfügen, auch seine Nachrichten aus andern Quellen zu erweitern suchen.

Allen, ein junger Maler, der sich jetzo zu Rom aufhält, giebt gute Hoffnung. Von seinen gelieferten Stücken ist die Cleopatra, so über der Asche des Marc Anton weinet, unbedeutend; der Pompejus aber, vom Kratippus angeredet, von vielem Ausdrucke.

C. W. Bamfylde, ein begüterter Edelmann, der die Malerey nur zum Vergnügen treibt, hat eine schöne Aussicht von der Gegend in Devonshire geliefert.

C. Barber, ein verdienter Miniaturmaler.

Georg Barret, ein Landschaftsmaler.

Hugh Barron, ein guter Portraitist.

F. Bartolozzi ist hauptsächlich als Kupferstecher bekannt; zeiget sich aber auch als Zeichner in Crayons, und zwar hauptsächlich in Madonnen, die mit vielem Reize, und schön ausgeführet sind. Er scheint sich nunmehr auf beständig in London niedergelassen zu haben.

Daniel Bond, von Birmingham, ist einer der besten Landschaftenmaler, angenehm und von gutem Kolorite.

R. Brom-

R. Brompton, schildert mit Geiste und Aehnlichkeit.

Joh. Bapt. Cipriani, der sein Vaterland, Italien, mit Engelland auch auf immer vertauschet zu haben scheint, ist nicht unbekannt. Er bearbeitet hauptsächlich historische Figuren mit einem guten Kolorite und einer richtigen Zeichnung.

C. Clerisseau, ein Franzose, ist auch seit einiger Zeit in London wohnhaft, und einer der vorzüglichsten Maler von Aussichten Architekturstücken und Alterthümern, in welchen er die größeste Genauigkeit mit vielem Geschmacke und schönen Tinten verbindet.

Inigo Collet hat sich dem niedrig Komischen des Hogarths gewidmet: fehlet aber an Wahrheit und fällt in das Uebertriebene, wobey sein Kolorit getadelt wird.

F. Cotes, der im vorigen Jahre gestorben, war einer der besten Portraitmaler, so wohl in Oel als Kreide, und besonders in Kindern glücklich.

Nathanael Dance hat sich so wohl in Bildnissen als historischen Stücken sehr vortheilhaft gezeiget. In seinen Werken ist Wahrheit und Natur, auch ein fester Pinsel.

Mistriß Denham malet sehr gut in Miniatur.

Dodd, ein Landschaftmaler, bildet seine Figuren mit vieler Anmuth.

Elmer,

Elmer, von Farnham, ist einer der grössesten Koloristen, nur daß er bisweilen im Helldunkeln fehlet. Sein Pinsel ist leicht, doch etwas zu flüchtig. Es glücken ihm alle Arten: vorzüglich aber Fruchtstücke, todtes Wildpret und stilles Leben. Wenn er erst die Anordnungen gefälliger machet, und seinen Geschmack zu verfeinern Gelegenheit findet, so wird er es weit bringen.

Peter Falcourt, hat historische Stücke und gute Portraite geliefert.

Joseph Farington, malet schöne Landschaften.

Thomas Gainsborough, ist nächst dem Reynolds jetzt der beste Portraitmaler.

Edmund Garvey, malet gute Aussichten.

S. Gilpin, ist ein Meister in Pferden und hohem Wildpret. Wir haben sein Stück, da Gulliver von dem Herrn der Houhynhims Abschied nimmt, nach einem schönen Kupferstiche angezeiget.

Wilhelm Hoare hat sich besonders mit historischen Bildnissen beschäfftiget.

N. Hone, malet Köpfe und Bildnisse, mit einem guten Kolorit und feinem Pinsel.

Wilhelm Humphry, ist anjetzt der beste Miniaturmaler in London.

Thomas Jones, zeiget sich sehr glücklich in Landschaften.

Maria Angelika Kauffmann, die nach des Herrn Füesli Künstlerlexikon aus Chur in Pündten gebürtig ist, und also uns angehöret, machet ihrem Vaterlande Ehre. Sie hat anfänglich

Por=

Portraite gemalet, leget sich aber jetzt hauptsächlich auf die Geschichte, und wir haben von ihr den Abschied des **Hektors** und der **Andromache** schon angerühmet. *) Hier wird noch der Unterredung des Königs **Edgar** mit der **Elfrida**, und des verwundeten **Tankreds** mit der **Erminia** erwähnet, und dabey die doch nicht ganz gegründete Kritik angebracht, daß sie ihre Gegenstände aus unbekannten und romantischen Geschichten nehme. Man preiset sonst ihre Anordnung, Zeichnung, Geschmack in den Stellungen und Ausdrucke, und erinnert nur, daß ihr Kolorit etwas in das Graue und Erdhafte falle, welches den Gemälden eine gewisse Kälte gäbe.

Johann Kitchingman, malet in Miniatur:

Lambert, von Lowes, Landschaften.

Marlow, desgleichen, und würde dieser für einen der besten Meister gelten, wenn er seine Gewässer durchscheinender machte, und die Wirkung des Helldunkeln in der Luft stärker anbrächte.

J. Meyer, ein berühmter deutscher Miniaturmaler.

Johann Mortimers gesellschaftliche Stücke sind von Werthe. Er führt einen feinen Pinsel, und die mehresten seiner Figuren, einzeln betrachtet, sind untadelhaft. Nur fehlet er noch in der Anordnung und Wahl seiner Gegenstände.

Marie

*) Wir berichtigen hiedurch die im 9ten Bande, S. 151. gegebene Nachricht, da die Verfasserinn nur Angelika genennet, und für eine Italiänerinn angegeben worden.

Marie Moser, (vielleicht eine Deutsche) hat in Fruchtstücken wenig ihres gleichen.

G. Mullin ist ein guter Landschaftmaler.

Nixon scheint in der Miniatur den Humphry fast zu erreichen.

Von Edward Penney haben wir schon das Stück des Schmiedes, dem der Schneider neue Zeitung erzählet, nach dem Kupferstiche angezeiget. Er übertrifft den Hogarth in der Zeichnung und dem Kolorit, auch ist der Ausdruck stark und richtig: nur könnten, diesem unbeschadet, die Figuren zuweilen minder häslich seyn.

Peters hat in seinen Bildnissen Geschmack und eine große Manier: in der Fleischfarbe aber ist er noch zu allgemein.

Robert Edge Pine, ist ein großer Portraitmaler, der auch historische Gegenstände mit Freyheit und Ausdruck behandelt.

Miß Catharine Read, malet in Kreide und Oel, mit Anmuth, Leichtigkeit und Wahrheit. Sie beschäfftiget sich allein mit Bildnissen von Frauenspersonen und Kindern, in welchen letztern es ihr vorzüglich glücket.

Der Ritter Josua Reynolds, Präsident der Akademie, ist bekannt. Seine Arbeiten gehen auf Bildnisse, Köpfe und einzelne Figuren. Er hat den englischen Portraiten die Einförmigkeit und Steifigkeit benommen, welche seit Knellers Zeiten fast ihr eigenthümlicher Charakter geworden war. Die Verschiedenheit seiner Stellungen ist unendlich, natürlich, charakteristisch, malerisch

malerisch und reizend. In der Farbenmischung könnte er wohl besser seyn, und insonderheit weiß er die Luft nicht allemal gnug zu vertreiben, so, daß sie mehrentheils wie ein Rauch in den Vordergrund dringet, und der Rundung, auch Haltung nachtheilig wird. Bey seinen übrigen Verdiensten müßte es ihm ein Leichtes seyn, diese Mängel zu vermeiden, wenn er seine Aufmerksamkeit nicht bloß auf das Ganze, sondern auch auf die einzelnen Theile richten wollte.

Richards und

Michael Rooker haben sehr gute Aussichten geliefert.

Paul Sandby dergleichen, auch schöne Landschaften, wovon er eine Menge selbst geätzet hat.

Sanders ist ein guter Portraitmaler.

Scott, malet fürtreffliche Wasser und Seestücke, daran nichts, als der Himmel zu verbessern ist.

Scouler, ein Miniaturmaler.

Dominico Serres, vermuthlich ein Italiäner, malet schöne Seestücke.

George Smith, von Chichester, der brittische Geßner, ist als ein reizender Landschaftenmaler und Dichter bekannt.

George Stubbs, malet allerhand Thiere, besonders Pferde, worinn er auch der Wahrheit am näheſten kommt, ob wohl die Farbenmischung besser seyn könnte. Es sind auch angenehme Landschaften und Schmelzstücke von ihm vorhanden.

Franz

Franz Swaine, ist vorzüglich stark in Seestücken, besonders bey Mondenscheine, und es ist Schade, daß er diese Arbeiten, darinn er einer der größten Meister seyn könnte, gegen andere, die mehr gesucht werden, und nicht für ihn sind, aufgeben muß.

William Tomkins, malet gute Aussichten.

Waldegrave, Landschaften, worauf die Bäume vorzüglich Lob verdienen.

Walton ist ein Portraitmaler, hauptsächlich in Familienstücken, von gutem Kolorit, fertiger Hand und vieler Aehnlichkeit.

Benjamin West, hat, bey noch jungen Jahren, sich schon als Meister gezeiget, und verspricht, einer der größesten Historienmaler unserer Zeit zu werden. Die Wahl seiner Gegenstände und ihre Anordnung zeugen von einem Genie, das in das Innere der Kunst eingedrungen ist. Sein Ausdruck ist edel, stark und angemessen; der Pinsel leicht und meisterhaft; Zeichnung und Kolorit zwar noch nicht äußerst vollkommen, doch mehrentheils untadelhaft. Stücke von mittlerer Größe glücken ihm am besten: in den ganz großen und kleinern ist er etwas trocken, und die Farbenmischung minder angenehm. Wir haben schon seiner Semele und des Regulus gedacht. In der letzten Ausstellung hat er die Geschichte des Hannibals, da er auf dem Altare des Jupiters den Römern ewige Feindschaft schwöret, geliefert, und man behauptet

 hier,

hier, daß es unter die schönsten Gemälde der Welt gerechnet werden könne.

Robert Wilkins, ist in Seestücken berühmt.

Richard Wilson, einer der besten Landschaftsmaler, zumal was die Anordnung betrifft.

Josua Wright, von Derby, hat sich vorzüglich in Nachtstücken gezeiget. Sie haben allerdings ihr Verdienst, zumal im Ausdrucke, der Farbengebung, dem Helldunkeln und der Fertigkeit des Pinsels. Nur sind die Figuren schwer, und nie aus der schönen Natur, welches einen Mangel des Geschmacks verräth. Sein Orrery und eine Schmiedecesse sind von uns vorhin angezeiget.

Richard Wright, von Pimlico, kömmt im Mondenscheine dem Swaine sehr nahe.

J. Zoffany, ist schon, nach Kupferstichen, von uns bekannt gemacht. *) Er malet historische Bild-

*) Er ist von Geburt ein Deutscher, aus Regensburg gebürtig, wo die Mutter noch lebt, und der Vater erst in vorigem Jahre gestorben. Dieser schrieb sich Zauffely, war aus Prag gebürtig, und eigentlich ein Tischler. Wegen seiner geschickten Arbeiten kam er zu verschiedenen Herrschaften, und ward endlich Baumeister am fürstl. Thurn-und Taxischen Hofe. Der Sohn lernte in Deutschland an verschiedenen Orten, und wurde auch von seinem Vater nach Italien geschickt. Nach seiner Rückkehr malte er hin und wieder, besonders zu Coblenz, wo er eine Gallerie gemalt hat. Von da gieng er nach Engelland, wo seine Arbeit

Bildnisse, Familienstücke und theatralische Auftritte, mit fertiger Hand, Wahrheit und guter Anordnung. In seiner Farbengebung aber ist er zu einfach, und da er vielleicht den Grundsatz der Einstimmigkeit befolgen will, verfällt er in eine unangenehme Einfärbigkeit. Stücke von mittelmäßigem Gehalt gerathen ihm besser, als Lebensgröße.

Franz Zuccarelli, ein lieblicher italiänischer Maler, ist bereits genugsam bekannt. Wir bemerken nur, daß er seinen Aufenthalt in London festgesetzt zu haben scheint, und zu dortiger Akademie gehöret.

Uebrigens muß diese große Anzahl von Meistern, wenn schon nicht alle der ersten Größe, doch mehrentheils von Verdienste, den erstaunlichen Fortgang der Kunst in diesem Reiche bekräftigen, und desto mehr Aufmerksamkeit erwecken, da man der Nation wohl eher die dazu erfoderlichen Talente ganz abgesprochen hatte. Die Natur hat gewiß ihre Gaben keinem Volke ausschlüßend verliehen. Ihre Keime sind überall ausgestreuet; ohne Aufsicht und Wartung aber können sie nicht aufblühen. Unser Vaterland würde schon noch mehr **Mengse** hervor-

Arbeit vielen Beyfall erhält. Vor kurzen wollte er mit den Herrn **Banks** und Solander die Reise um die Welt thun. Da aber diese zurückgegangen, so hat er, wie man uns berichtet, eine andere Reise durch Italien nach Griechenland und Aegypten auf Befehl des Hofs, und vermuthlich in Gesellschaft etlicher Gelehrten, angetreten.

bringen, wenn man das Genie in seinem ersten Triebe recht auffaßte, ihm seine Richtung gäbe, und es in Umstände versetzte, da es unbekümmert und mit sicherer Hoffnung dem Verdienste entgegen wirken könnte. *) Ein Nationalcharakter dürfte vielleicht immer das Gepräge anzeigen. Auch in den vielen englischen Stücken, die wir gesehen haben, herrschet ein gewisser Ernst und die Großheit der Seele, womit dieses Volk vorzüglich begabt ist. Die sanfteren Züge der Grazie sind minder darinn anzutreffen, und es möchte wohl eher ein Raphael, als Guido, aus dieser Nation hervorbrechen.

VI.

*) Da uns so gleich ein beträchtliches Werk von der in London vorhandenen Societät zu Beförderung der Künste und Manufakturen zu Handen kömmt, wovon der Titel ist: Descriptions of the useful Machines and Models contained in the Repository of the Society for the Encouragement of Arts, Manufactures, and Commerce: -- By *William Bailey*, London 1772. 4. maj. so bemerken wir daraus, daß diese, bloß auf Privatbeyträgen beruhende Societät, in den Jahren von 1755 bis 1770, allein zur Aufnahme der bildenden Künste, die Summe von 8139 Pfund Sterling (etwa 48500 Reichsthaler) an Prämien vertheilet habe, wovon mancher Künstler zur Zeit 100 bis 140 Guineen, und außerdem noch schöne Geschenke an Medaillen und Kostbarkeiten bekommen. Solche Aufmunterungen können ja nicht ohne große Wirkung seyn?

VI.

Maniere de bien juger des ouvrages de Peinture, par feu l'Abbé *Laugier*, mise au jour & augmentée de plusieurs notes intéressantes, par M.... Paris 1771. 274 Seiten in 12.

Der Abbt Laugier ist den Freunden der Baukunst schon als ein Mann von Geschmack bekannt. Seine Anmerkungen darüber, wovon im Jahre 1768 eine Uebersetzung zu Leipzig erschien, zeugen von feinen Einsichten, und verrathen einen Mann, der über seinen Gegenstand nachdenkt, und den Kopf voll von neuen Einfällen hat, wenn er sich gleich zuweilen seiner lebhaften Einbildungskraft zu sehr überläßt. Dieß tadelten Kenner schon damals an seinen Gedanken über die Baukunst, so sehr sie auch übrigens mit des Abbts Art, von der Baukunst zu denken, zufrieden waren, und durch ihren Beyfall verursachten, daß Laugier in Paris als ein großer Bauverständiger angesehen, und in bedenklichen Fällen zu Rathe gezogen ward, ob er gleich die Kunst nie wirklich ausgeübt hatte, sondern nur ein theoretischer Architekt war.

Hier zeigt er sich von einer Seite, von welcher man ihn bisher nicht gekannt. Er hat die Handschrift dieser Abhandlung von der Art, Gemälde zu beurtheilen, hinterlassen, und vermuthlich

 noch

noch nicht die letzte Hand daran gelegt gehabt. Inzwischen ist nicht zu vermuthen, daß er bey seinem Hange zu neuen oft sehr gewagten Gedanken dasjenige geändert haben würde, was der Herausgeber, meistens nicht ohne Grund, in seinen Anmerkungen zu ändern für gut befunden hat. Der angenehme und überredende Vortrag macht, daß man diese kleine Schrift mit Vergnügen liest, und man wird sie auch mit Nutzen lesen, wenn man einige Behutsamkeit gebraucht, und ihm in manchen Dingen nicht beypflichtet, so sehr er sie auch mit dem ihm eignen entscheidenden Tone behauptet. Der Herausgeber hat Recht, wenn er sagt, daß diese Abhandlung viel zur Bildung eines Liebhabers beytragen könne. Die vielen Kenntnisse, welche der Abbt von einem Liebhaber verlangt, könnten einen wohl davon abschrecken: sie dienen aber auch, diejenigen etwas zu demüthigen, die sich oft einbilden, Kenner zu seyn, und von allen, als unfehlbare Kunstrichter urtheilen zu können.

In der Einleitung sucht L. zu erweisen, daß die Künstler nicht die einzigen Kenner sind, sondern daß das geübte Auge eines mit den erfoderlichen Kenntnissen versehenen Liebhaber ein Gemälde eben so gründlich beurtheilen könne. Die Künstler werden der Partheylichkeit beschuldigt, als wenn sie gemeiniglich aus Achtung für ihre eigne Geschicklichkeit andre mit Vorurtheilen ansähen, oder für eine gewisse Manier, in der sie arbeiten, eingenommen wären, und daher alles darnach beurtheilten, oder mit falschen Augen ansähen. Allein sollten die Liebhaber

der sich auch nicht oft durch ähnliche Vorurtheile hinreissen lassen? Wenigstens ist es offenbar falsch, wann der Verf. behauptet, ein Mann von Verstande könne bloß durch seinen angebornen Geschmack richtiger urtheilen, als ein Maler. Vielleicht schuf die Eigenliebe diesen Gedanken, weil Laugier selbst in die Klasse der Liebhaber gehörte, und die Kunst nie selbst ausgeübt hat.

L. will überhaupt eine Anleitung geben, die Güte der Gemälde zu beurtheilen. Dazu gehört nicht, ob man weiß, von welchem Meister es sey. Dieß giebt oft nur zu Vorurtheilen Anlaß, und ist eine ungewisse Sache. Le Brun behauptete, als man sein Urtheil von einer Magdalena verlangte, die Mignard in der Absicht gemalt hatte, ihn zu hintergehen, daß sie aus der besten Zeit des Guido sey. Eben so wenig gehört dazu, unterscheiden zu können, ob ein Gemälde ein Original oder eine Kopie ist. Wie betrüglich dieses sey, beweiset L. mit dem bekannten Exempel des Julius Romanus, welcher seinen Pinsel in einem Gemälde deutlich zu erkennen glaubte, da Andreas del Sarto es nach ihm kopirt hatte. — Wir wollen gerne einräumen, daß es dem Liebhaber gleichgültig seyn könne, ob er eine Kopie, welche einen solchen Grad der Vollkommenheit hat, oder das Original selbst besitze: genug daß es ein schönes Bild ist. Aber der Abbt mag uns doch viele solche Kopien aufweisen. Gemeiniglich fehlt die dreuste freye Hand, der charakteristische Geist, das Feuer der Ausführung, welchen ein kennendes Auge in dem

Originale bemerkt. S. 22. eifert L. über den Modegeschmack, da die Franzosen sich in die kleinen naiven Gemälde der niederländischen Schule verliebt haben, und darüber die weit edlern Gegenstände der Italiäner verachten.

In der ersten Abtheilung sucht der Verf. einen Entwurf von den Eigenschaften zu machen, die einer besitzen muß, der Gemälde beurtheilen will. Er verlangt dazu viererley: Eine wahre Liebe zur Kunst, einen feinen richtigen Verstand, eine solide Urtheilskraft, ein feines Gefühl und Unpartheylichkeit. Die erste kann man sich nicht geben, sie ist ein Werk der Natur; und besteht nicht darinn, daß man entweder selbst Gemälde besitzt, oder davon redet, und flüchtig hinläuft, sie zu sehen, um für einen Mann von Geschmack angesehen zu werden, sondern in einem heimlichen Zuge zu den Werken der Kunst, ohne sich darum zu bekümmern, daß es der Modeton ist, ein so genannter Liebhaber zu seyn.

Nachdem der Verf. von den Eigenschaften geredet, sucht er in der zwoten Abtheilung die Kenntnisse zu bestimmen, die einer sich erwerben muß, wenn er Gemälde beurtheilen will. Das erste und vornehmste ist das Studium der Natur. Da der Künstler solche nie verlassen, sondern ihr in allen Stücken folgen muß, so muß sich auch der Liebhaber eben so sehr darum bekümmern; wie will er sonst den Künstler beurtheilen, ob er die schöne Natur gemalt, und in sein Bild gleichsam übertragen habe? Erst alsdann wird er unterscheiden können, ob der

Künst-

Künstler, gleich vielen Niederländern, die niedrige Natur mit ihren Unvollkommenheiten kopirt, oder ob er die Natur veredelt, und durch seine abgezogenen Begriffe vom Schönen ein Ideal hervorgebracht habe, das gleichwohl weder von ihr zu sehr abweicht, noch in das Manierte fällt.

L. kömmt auf das Studium der Natur beym Ausdrucke der Leidenschaften. Er sagt, anders soll man sie bey dem Europäer, anders bey den Einwohnern in Afrika und Canada malen. Anders sollen sie sich bey einem Bauer, anders bey einem Edelmanne äußern, anders übt der Soldat, anders der Hofmann seinen Zorn aus. Der Herausgeber merkt hierüber mit Recht an, daß diejenigen, welche von der Kunst schreiben, insgemein ihre Spitzfindigkeit zu weit treiben. Freylich soll Agamemnon nicht zürnen, wie der Niedrigste von seinem Heere, der sich der ganzen Wuth seiner Leidenschaft überläßt. Bey dem letztern würde der Künstler in das Niedrige und Unanständige verfallen; das gehört in kein Gemälde. Die feinen Nüanzen, wovon manche Schriftsteller so viel Wesens machen, sind nicht für die Malerey. Die Vorstellung des Hofmanns, der seine Leidenschaft zurückhält, kann er nicht vorstellen, ohne frostig und unbedeutend zu werden. Eine Leidenschaft bleibt Leidenschaft, die Figur mag das Kleid eines Soldaten, oder eines Hofmanns tragen. Man gebe den Mohren eine europäische Kleidung, und dem Europäer die Tracht eines Einwohners von Canada, so werden sich einerley Züge zum Ausdrucke der

Leidenschaft, die ausgedrückt werden soll, schicken. Der ganze Unterschied kömmt darauf an, daß der Mann von Erziehung, dessen ganzes Betragen in seinen Sitten verfeinert ist, bey heftigen Gemüthsbewegungen, z. E. bey dem Zorn, nicht so in das Niedrige fällt, und ausschweifend wird, als der, welcher nie gewohnt gewesen, sich etwas zu versagen, sondern den Wirkungen des ersten Eindrucks vollen Lauf zu lassen. Eben so feine Nüanzen verlangt der Verf. auch bey dem Gemälde von der Findung des Moses und ähnlichen Bildern: allein alle dergleichen Schilderungen klingen zwar in der Beschreibung ganz artig, nur schade, daß der Pinsel nicht alles so ausdrücken kann. Die Gemälde sollen Ausdruck haben, wie zweydeutig und ungewiß würde dieser werden, wenn man alle solche Nüanzen ausdrücken wollte? Der Abbt räumet dieses S. 74. selbst ein.

Um Gemälde richtig zu beurtheilen, wird zum zweyten erfodert, daß man die Geographie und Geschichte kenne. Zur ersten wird die Kenntniß des Landes, des Himmelsstrichs, der Pflanzen, der Bauart, der Trachten gerechnet, und dazu schlägt der Verfasser die allgemeinen Reisen vor, die soll man lesen, und sich mit den Ländern, die man nicht alle selbst durchreisen kann, bekannt machen. Hieher gehört das Kostum, welches der Künstler freylich so gut wissen muß, als die Geschichte, wenn er ein historisches Gemälde entwerfen will. **Laugier** rathet deswegen das Studium der alten Münzen an. Wir räumen ein, daß solches nicht ohne Nutzen ist,

und

und daß der Künstler es überhaupt in Ansehung des Kostums gebrauchen könne, damit er dem Julius Cäsar nicht mit einem Haarbeutel oder Manschetten male. Aber es heißt die Sache zu weit treiben, wenn der Verf. dem Maler zum Kopisten der Physiognomie machen will. Dadurch würde man einen Sklaven aus ihm machen. Viele historische Gemälde würden wenig Edles in den Figuren haben, wenn man sich so genau an die Wahrheit binden wollte; und dem Maler würde kein Mittel übrig bleiben, seine Hauptfigur durch schöne Züge, durch einen wohlgewachsenen Körper und durch eine edle Stellung zu heben. Es kömmt überdieß hier sehr viel auf die Absicht des Malers an.

Die dritte Eigenschaft ist die Kenntniß der wesentlichen Theile der Malerey, und diese bestehen aus dreyerley, aus der **Zusammensetzung**, aus der **Zeichnung** und dem **Kolorite**. Die erstere theilt er in die **Erfindung** und **Anordnung**. Bey der Erfindung kann der Maler vornehmlich sein Genie zeigen. Aber wir räumen dem Abbt nicht ein, daß einer ohne Genie so gut anordnen könne, als **Rubens**, so gut zeichnen als **Raphael**, und so gut koloriren als **Tizian**. Diese Vollkommenheiten wird keiner in so hohem Grade erreichen, wenn die Natur ihm das Genie versagt hat. Vom **Paul Veronese** wird bey dieser Gelegenheit behauptet, daß er in der Erfindung ein schlechter Meister sey. Das ist zu hart geurtheilet, wenn er gleich oft wider das Kostum fehlt. Laugier muß dieses Meisters berühmte Hochzeit zu Canaan, in Venedig

dig wohl nicht gekannt haben. Ohne Genie malt man kein solch weitläuftiges Gemälde.

Bey der Anordnung und Zeichnung kommen viel gute Anmerkungen über die Gruppen, über die Stellung, über die Deckenstücken, über die Bewegung der Figuren, über den Flug derselben, über die Verkürzungen, über die Gewänder u. s. w. vor Das Kolorit ist das letzte Stück, welches ein Gemälde schön macht. L. redet von den Tinten; von der Behandlung mit dem Pinsel, und kömmt bey dieser Gelegenheit auf die dreuste kräftige Farbengebung und auf die geleckte Manier, oder den ängstlichen Fleiß mancher Koloristen. Hier dürfte er wohl von keinem großen Meister und keinem ächten Kenner Beyfall finden, wenn er es für eine Vollkommenheit hält, die Farben so in einander zu vermalen, daß man gar keinen Pinseldruck sieht, und wenn er sagt, daß wenige den Werth davon einsähen, und daß die Maler diese Manier nicht liebten, weil die Zeit und der dazu erforderliche Fleiß nicht bezahlt würden. (S. 156.) Gleich darauf setzt er hinzu, daß das gemeiniglich die Zuflucht solcher Meister sey, die nicht Genie genug hätten, um den Zuschauer auf die rechte Weise durch große Wirkungen zu gewinnen, und sich daher den Beyfall durch ihren unermüdeten Fleiß zu verdienen suchen. Wie kann das also Vollkommenheit seyn? Daß ein Maler auf diese Weise, weil er so viel Zeit auf seine Arbeit verwenden muß, kein großes Glück macht, läuft ebenfalls wider die Erfahrung. Wer kennt den Ritter van der Werf nicht? was für

Sum-

Summen bezahlte man für seine helfenbeinerne geleckten Figuren?

Im vierten Kap. kömmt der Verf. auf die Betrachtung und Untersuchung der Gemälde. Freylich haben in diesem Punkte diejenigen einen großen Vorzug, welche Italien und die Niederlande besucht, und die dasigen Schätze gesehen haben. Allein es kömmt nicht allemal auf die Menge der Stücke an, die man sieht, man muß sie mit Muße, mit Ueberlegung und in der Absicht sehen, sich dadurch eine wahre Kenntniß zu erwerben; dieß kann auch bey wenig Stücken geschehen, wenn man nur etliche gute Gemälde von jedem Meister sieht, und gehörig betrachtet. Der Verfasser geht die bekannten Schulen durch, nimmt aus jeder etliche der vornehmsten Meister heraus, und zeigt das Charakterische so viel es sich durch eine Beschreibung ausdrücken läßt. Der Abbt macht hier viel artige Anmerkungen, die wir aber nicht allemal so ganz ohne Ausnahme behaupten möchten. Es wäre zu weitläuftig, sich bey allen aufzuhalten. Von einigen Meistern wird gar zu schlecht geurtheilt, als vom Paul Veronese, welches wir schon oben erinnert haben, und vom Peter von Cortona. Der Herausgeber merkt hierbey an, daß Laugier und andre Neuere das Echo vom Graf Caylus sind, und etwas unbestimmt behaupten, das Caylus doch nur unter gewissen Bedingungen annahm. Graf Caylus ließ dem Peter von Cortona Recht wiederfahren, und er warnt nur Anfänger, sich zuerst nach dem Raphael und Michael Angelo zu bilden,

bilden, um nicht auf verschiedene Abwege jenes Malers zu fallen, den sie nachher nützen können, wenn ihr Geschmack einmal bestimmt ist.

Bey der französischen Schule merkt man den Franzosen, der für seine Nation eingenommen ist. Insonderheit zeigt er sich als Lobredner der jetztlebenden Maler in Paris.

Der dritte Theil enthält auf wenigen Blättern endlich das, was dem Titel nach der Endzweck des Buchs eigentlich seyn soll, nämlich auf was Art man sich bey Beurtheilung der Gemälde verhalten solle. Er warnet gleich anfangs für den gemeinen Irrthum, gleich beym ersten Anblicke ein entscheidendes Urtheil über ein Bild zu sprechen; er behauptet vielmehr mit Recht, daß man sich Zeit nehmen, und alles Stück für Stück genau untersuchen müsse. Diese Stücke werden nach einander angezeigt. Er meynt, daß die meisten großen Gemälde noch nicht hinlänglich beurtheilt wären, und wünscht zu dem Ende, daß solches in Paris durch die Malerakademie geschähe, und daß ihre Untersuchungen und reifen Urtheile öffentlich bekannt gemacht würden. Dieß könnte unstreitig viel zur Bildung der angehenden Künstler und Liebhaber beytragen.

Zuletzt hat der Verf. noch einige patriotische Wünsche zur Aufnahme der Kunst hinzugefügt. Das erste ist, daß man die Kunst nicht durch den Zwang der Zünfte und Handwerker unterdrücken möchte; das andre, daß man die lackirten, oder mit

Holz

Holz getäfelten Zimmer abschaffen, und an deren Stelle Gemälde aufhängen solle. Er eifert wider den jetzigen verkehrten Geschmack, die Zimmer aufzuputzen, wo man sich gleichsam alle Mühe giebt, die Gemälde zu verbannen. Er schlägt vor, allerley Sachen mehr im Gang zu bringen, z. E. die Glasmalerey auf den Fensterscheiben in den Kirchen, auf Porcellain, bey welcher Gelegenheit er behauptet, daß das Porcellain von Seve, bey Paris, das sächsische übertreffe, ob gleich noch an der richtigen Zeichnung und an dem natürlichen Kolorit viel auszusetzen wäre. Er behauptet, daß man die Glasmalerey irrig für verloren halte, und daß die Künstler noch eben so gut wissen, was für Farben und Ingredienzien man damals gebrauchte: es fehle nur daran, daß man den Gebrauch wieder einführe. Endlich kömmt der Verf. auf die Mosaiken, und sucht seine Landsleute aufzumuntern, diesen Zweig der Malerey, welcher den alten Römern und Griechen schon bekannt war, und den Rom sich bisher mit Ausschließung aller andern Städte und Länder zugeeignet hat, nicht aus der Acht zu lassen. Dieß ist das einzige, was Rom noch voraus hat; in allen andern bildenden Künsten sieht es sich heutiges Tages von Ausländern übertroffen. Sollten fremde Nationen sich nicht durch eine edle Nacheiferung antreiben lassen, ihnen auch diesen letzten Theil zu nehmen, oder wenigstens es ihnen darinn gleich zu thun? Rathet dieß ein Franzose seinen Landsleuten, sollen wir denn nicht auch unsre Deutschen dazu aufmuntern, und ihnen großmüthige Beförderer

wün-

wünschen, ihnen bey einem so kostbaren Unterneh-
men unter die Arme zu greifen?

VII.

Salomon Geßners Schriften. Fünfter Band. Zürich, bey Orell, Geßner und Comp. 1772. 8. 273 S.

Die Kritik hat seit einiger Zeit in Deutschland eine Wendung genommen, die den schönen Wissenschaften sehr nachtheilig werden kann. Statt von der Empfindung auszugehn, geht sie von allgemeinen metaphysischen Grundsätzen aus, die immer nur unter sehr vielen Einschränkungen und Bestimmungen wahr sind; diese Einschränkungen und Bestimmungen vergißt sie, wendet die Sätze in ihrer völligen Allgemeinheit an, und philosophirt uns aus den vortrefflichsten Werken die Schönheiten weg, daß wir uns wundern müssen, wo sie geblieben sind. Doch ist sie so billig, uns wieder in andere Werke Schönheiten hinein zu philosophiren, worinn wir sie mit der bloßen einfältigen Empfindung niemals gesucht hätten. Wenn diese Denkungsart bloß in einigen Journalen herrschte, die man eben so schnell vergißt, als man sie gelesen hat, so würden wir es der Mühe nicht werth achten, dagegen zu reden: aber unglücklicher Weise breitet sie sich von den Journalen auch ins Publikum aus. Es steht so fein, ein wenig aus philosophischen

Grund-

Grundsätzen zu raisonniren, und es zeigt eine so tiefe Einsicht, an einem Manne Fehler zu finden, den die Welt in ihrer Einfalt als einen der größten Schriftsteller bewundert hatte. Lockung genug, um der Undankbarkeit nicht zu achten, womit man eben dem Dichter, der uns zu dem fröhlichsten Gelächter gereizt, oder uns die wollüstigsten Thränen entlockt hatte, eine gleichgültige Miene macht. Ja, es möchte noch seyn, wenn es nur eine gleichgültige Miene wäre. Aber so will man nicht bloß seinen Verstand, sondern auch seinen Witz zeigen; man will nicht bloß Kritiken, sondern auch Einfälle sagen: und ehe man sichs versieht, wird aus der gleichgültigen eine hämische Miene. Schon mehr als Einen haben wir von unserm vortrefflichen **Geßner** sagen hören: Der Mann ist ja nur malender Dichter! Sein größtes Talent ist ja nur die Schilderung der leblosen Natur! Die Menschen, womit er seine Landschaften staffirt, sind ja keine wirklichen Menschen! Die Art, wie er sie einführt, ist ja so frostig, so matt! Fast niemals Gespräch, immer Erzählung! — Alle diese Urtheile fließen, wie gesagt, aus aufgefangenen, allgemeinen Grundsätzen, die nur unter einer Menge genauerer Bestimmungen wahr sind.

Geßner, sagt man, ist ein malender Dichter? — Ja, das ist er gewiß, und einer der vortrefflichsten, die je geschrieben haben. Aber wie viel hat er denn gemacht, worinn er bloß malender Dichter wäre? In wie vielen seiner Stücke hat er es zum Hauptzwecke, die leblose Natur oder

an der lebendigen bloß die äußerliche Gestalt zu schildern? Mag es doch seyn, daß die Dichtkunst einen Eingriff in das Gebiet einer fremden Kunst thut, so bald sie es zu ihrem eigentlichen Geschäffte macht, Massen und Formen und Farben zu malen! Aber kann dieser Vorwurf Geßnern treffen? Ist es nicht mehr als zu sichtbar, daß der Hauptgegenstand seiner Gedichte allemal Handlungen oder Empfindungen sind, und daß er die sichtbare Natur nur mitnimmt, in so ferne sie auf diese Handlungen oder Empfindungen Einfluß hat?— Sie hat Einfluß darauf; entweder, weil die Betrachtung derselben die ganze Reihe von Empfindungen veranlaßt, weil sie die erste gelegentliche Ursache der Handlung ist, oder weil die Beschaffenheit der Scene die Handlung modificirt und bestimmt. So fängt der Herbstmorgen mit der Schilderung einer schönen herbstlichen Gegend an: aber diese Schilderung war nothwendig, wenn die ganze Idylle, die so voll von den wärmsten Empfindungen ehelicher und väterlicher Zärtlichkeit ist, entstehen sollte. Würde es nicht die lächerlichste Pedanterey seyn, die Idylle aufopfern oder sie ihrer reizenden Wendung berauben zu wollen, damit nur ja nicht zehn oder zwölf Zeilen hindurch gemalt würde? In einer andern Idylle braucht der Dichter durchaus einen Bach; er braucht einen kühlen Bach, dessen Ufer mit dem dichtesten Gesträuche bewachsen sey; er braucht einen Bach, der weder zu tiefes noch auch zu seichtes Wasser habe; er braucht vielleicht noch einen Baum, dessen Wipfel dicht genug sey, um den Mann zu verdecken, den er

er hineinsteigen läßt; mit einem Worte, er braucht eine Gegend von einer gewissen Beschaffenheit, damit überhaupt seine Handlung geschehen, oder besonders auf diese und jene Art geschehen könne: Soll er mir diesen Bach, dieses Ufer, dieses Gesträuch, diesen Baum, diesen Wipfel, diese Gegend nicht nennen? Soll er mir sie, wenn es ihm nun so am bequemsten ist, nicht gleich hinter einander nennen? Oder wenn er sie nennt, soll er nicht diesen und jenen Zug hinzuthun, der mir das Bild bestimmter denken lasse, als ich es unter dem bloßen, allgemeinen Namen mir denken würde? An der Sache selbst kann unmöglich etwas zu tadeln seyn; wenn ein Fehler da ist, so muß er in der Art der Behandlung liegen.

Geßner mag es wohl nie, als Philosoph, aus dem ersten Begriffe der Dichtkunst geschlossen haben, in wie ferne sie malen könne, in wie fern es ihr möglich sey, die Erkenntniß sichtbarer Gegenstände anschauend zu machen; aber er hat es gewiß, wie seine Werke bezeugen, als Mann von Geschmack empfunden; so sehr empfunden, daß sich eben aus ihm alle Regeln für die wahre Manier, wie der Dichter malen solle, abstrahiren ließen. Niemals, wenigstens nicht in diesen neuen Idyllen, deren allein wir uns deutlich genug erinnern; niemals zählt er uns eine Menge von Gegenständen hinter einander her, die der Imagination Mühe machten, sie zu übersehen und zusammen zu ordnen; noch weniger läßt er sich in ein ängstliches Detail kleiner Theile und Umstände ein; er zeigt uns das, was er uns zeigt, im Ganzen, höchstens nur von diesem Ganzen ei-

nige Haupttheile, die besonders merkwürdig sind; und nimmt er ja dann und wann einen kleinen Umstand mit, so ist es gewiß ein solcher, den er zu seiner Absicht nöthig hat, oder ein solcher, der der Imagination zu Hülfe kömmt, statt ihr Arbeit zu machen. Es wäre Unverschämtheit, zu sagen, daß er Gräschen und Blümchen und Steinchen malte. Die Dinge nennen, heißt nicht, sie malen; Geßner nennt sie, wenn er sie braucht, und nennt sie mit einem einzigen Beyworte. Häuft er einmal mehrere Beywörter zusammen, so würde gewiß das Bild an Lebhaftigkeit verlieren; oder es würde nicht mehr so passend zur allgemeinen Scene seyn, wenn man eins davon wegstreichen wollte. Um sich von der Wahrheit aller dieser Behauptungen zu überzeugen, sehe man hier das schon angeführte kleine Gemälde, das den Herbstmorgen anfängt, und gewiß eines der reichsten ist: „Die frühe Mor„gensonne flimmerte schon hinter dem Berg herauf, „und verkündigte den schönsten Herbsttag, als Mi„con ans Gitterfenster seiner Hütte trat. Schon „glänzte die Sonne durch das purpurgestreifte, grün „und gelb gemischte Rebenlaub, das von sanften „Morgenwinden bewegt, am Fenster sich wölbte. „Hell war der Himmel; Nebel lag wie ein See „im Thal, und die höhesten Hügel standen, Inseln „gleich, daraus empor, mit ihren rauchenden Hüt„ten und ihrem bunten herbstlichen Schmuck im „Sonnenglanz; gelb und purpurn, wenige noch „grün, standen die Bäume, mit reifen Früchten „überhangen, im schönsten Gemische.“ Hier wird

das

das Gemälde beschlossen, und die Rede kömmt auf Micon und seine Empfindungen. Man sieht wenige mit größter Klugheit gewählte Gegenstände von der leichtesten Komposition; die Einbildungskraft hat ohne die geringste Anstrengung die ganze Gegend so gleich vor Augen; nichts wird im Kleinen gemalt, nicht die Berge, nicht das Thal, nicht der Baum, nicht die Früchte; die etwa zu gehäuft scheinenden Beywörter: das purpurgestreifte, grün und gelb gemischte Rebenlaub, oder: die Bäume, gelb und purpurn, wenige noch grün; diese Beywörter konnten unmöglich wegbleiben, wenn die Scene das seyn sollte, was der Dichter sie haben wollte — eine herbstliche Scene.

Und wie? Hat denn unser ländliche Dichter dem Landschaftmaler bloß nachgezeichnet? Hat er bloß das gesagt, was sich auch malen läßt, und es bloß so gesagt, wie es sich malen läßt? Wir denken, er hat die Vortheile, welche die Sprache vor dem Pinsel voraus hat, sehr wohl gekannt, und in jedes seiner Gemälde Züge gestreut, die ihm der Maler wohl soll unnachgemalt lassen. Nicht allein zeigt er uns die Natur, so viel es ihm möglich ist, in Bewegung, in mehrern auf einander folgenden Veränderungen, sondern erinnert uns auch an Beziehungen der sinnlichen Gegenstände auf andere auch sinnliche oder moralische Gegenstände; er läßt uns Aehnlichkeiten des Einen Bildes mit dem Andern gewahr werden, ausgesuchte und auffallende Aehnlichkeiten, die der Maler schlechterdings nicht angeben, auch nicht einmal kann errathen lassen, und durch deren Bemerkung sich die Seele doch

gewiß auf eine sehr angenehme Art beschäfftigt. Von dieser Art ist in dem angeführten Gemälde die Stelle: „Nebel lag, wie ein See im Thal; die „höchsten Hügel standen, Inseln gleich, daraus „empor, mit ihren rauchenden Hütten.“ Und wie viele andere Züge aus wie vielen andern Gemälden könnten wir anführen!

Eben so weise und eben so meisterhaft, als in der Schilderung der leblosen Natur, ist Geßner auch in Schilderung der lebendigen und beseelten Natur. Wir erinnern uns nicht, daß er uns je eine männliche oder weibliche Schönheit unbeweglich hingepflanzt, und uns nun einen Theil nach dem andern an ihr zergliedert hätte. Die eigentlich so genannte Schönheit, die in Bildung, Farbe und Verhältnissen liegt, giebt er, wenn er sie anders angiebt, mit den flüchtigsten Zügen an: am liebsten malt er die Seele, wie sie sich in Mienen, Stellungen und Bewegungen abbildet; die Schaam, das Entzücken, die Liebe, die Bewunderung, den ganzen Charakter eines Menschen, durch den Körper ausgedrückt. Und auch hier sagt er uns nicht, was jeder Muskel, jedes Glied zu dem Ausdrucke der Leidenschaft oder der Gesinnung beytrage; ein oder ein Paar der bedeutungsvollsten Hauptzüge sind ihm genug; ein offenes Auge, eine glühende Wange, ein herabhängendes Haupt, ein wallender Busen. Viele dieser Ausdrücke hat die Malerey in ihrer Gewalt, wenn sie nicht bloß den Körper, sondern nach ihrer edelsten Bestimmung auch die Seele im Körper malt; andere aber erreicht sie durchaus

nicht,

nicht, weil entweder der Ausdruck hauptsächlich in einer Folge mehrerer Veränderungen liegt, oder weil das äußere Zeichen von dem Gedanken der Seele kein bestimmtes Zeichen ist, sondern auch bey ganz andern Gedanken, bey ganz andern Empfindungen da seyn kann. Wenn der Maler mir ein Mädchen malt, dem der Wind die Kleider zurückweht, und das ihr Gewand über dem Busen festhält, so kann dieß Mädchen eine Buhlerinn und eine Diana seyn; sie kann in beyden Fällen das Gewand nur halten, um nicht zu frieren: was läßt sich aus einem solchen Zuge von ihrem Charakter schließen? Aber wenn der Dichter ihn braucht, so kann er ihn bedeutender als jeden andern machen, und es kostet ihm mehr nicht, als zwey Worte. So hat es Geßner gethan. Er zeigt uns ein Mägdchen, das im Winde geht; und „schamhaft, sagt er, „auch da, wo sie keinen Zeugen vermu„thet, hält sie das Gewand über dem jungen Bu„sen fest.“ Wie vortrefflich erfunden, und wie unnachahmlich für alle Maler!

Der Leser erlaube uns, das ganze kleine Gemälde, woraus wir diesen Zug entlehnt haben, hieher zu setzen. „Unten am kleinen Hügel, auf dem „die Hütte der Chloe steht, saß ich und bließ dem „Echo ein sanftes Lied vor. Oben beschattet den „Hügel der Baumgarten, den sie wartet und pflegt; „und neben mir plätscherte das Wasser herunter, „das ihn durchschlängelt; an dessen blumigtem Bord „sie oft schlummert, oft ihre Hände und Wangen „kühlt.“ Die mit so vieler Klugheit hinzugesetzten

Umstände: den sie wartet und pflegt, und nachher: an dessen blumigtem Bord sie oft schlummert, oft ihre Hände und Wangen kühlt; diese Umstände rechtfertigen den Dichter sogleich wegen der gemachten kleinen Malerey. Thyrsis Herz nimmt um Chloens willen den lebendigsten Antheil daran, und jeder Verliebte würde ungefähr eben so, wie Thyrsis, erzählen. Ueberdieß war es auch um des Folgenden willen nöthig, zu wissen, daß Chloens Hütte auf einem Hügel stund, und ein Baumgarten da war. Scene und Handlung und Empfindung zu vereinigen, das weiß Geßner gewiß; denn man lese nur weiter: „Plötz-„lich hört ich das Knarren des Riegels, der des „Gartens Thüre schließt. Sie trat heraus; ein „sanfter Wind flatterte in ihrem blonden Haar und „im leichten Gewand. O wie schön, wie schön „war sie! Ein reinliches Körbchen voll glänzender „Früchte trug sie an der einen Hand; und schaam-„haft, auch da, wo sie keinen Zeugen vermuthet, „hielt sie mit der andern das Gewand über dem „jungen Busen fest; denn ihn würde der Wind in „seinem Spiele entblößt haben; aber es schmiegte „sich um Hüften und Knie, und flatterte sanftrau-„schend rückwärts in die Luft. So gieng sie auf „der Höhe des Hügels vorüber. Aber zween Ae-„pfel fielen vom Körbchen, und hüpften den Hügel „hinunter, gerade auf mich, auf mich zu, als hätte „Amor selbst ihren Lauf gelenkt. Ich nahm sie „von der Erde, und drückte an meine Lippen sie; „und so trug ich sie den Hügel hinauf, und gab sie

„dem

„dem Mädchen wieder; aber meine Hand zitterte,
„ich wollte reden, und ich seufzte nur. Aber Chloe
„blickte nieder, sanfte Röthe überhauchte ihre schö-
„nen Wangen; sanft lächelnd und röther schenkte
„sie die schönen Aepfel mir. Jetzt standen wir —
„ach! was ich empfand! — schüchtern beyde.
„Jetzt gieng sie mit sanftem Schritt der Hütte
„zu. Mein unverwandter Blick sah ihr nach; da
„sie hineintrat, blickte sie zögernd und freundlich
„noch einmal zurück; sah ich sie gleich nicht mehr,
„mein Blick war doch an die Schwelle der Thüre
„geheftet. Jetzt gieng ich, Zittern war in meinen
„Knieen, den Hügel hinunter. Ach! stehe du
„mir bey, gütiger Amor! Was ich seither empfin-
„de, wird nie wieder in meinem Busen erlöschen.“ —
Man sieht hier, wie wir hoffen, die Wahrheit al-
les dessen, was wir behauptet haben. Der Dich-
ter hält sich nirgends auf; er verfolgt Schritt vor
Schritt seine Handlung; der malerischen Züge, die
er einstreut, sind wenig, und die da sind, sind die
bedeutendsten oder angenehmsten, die nur zu finden
waren; alles ist Leben und Bewegung, alles Ge-
fühl und Seele.

Wenn nun dem so ist, wie wir es freylich
nicht alle Idyllen hindurch beweisen können; so ha-
ben wir Recht, den Verfasser, als malenden Dich-
ter, eben so sehr zu loben, wie ihn seynwollende
Philosophen tadeln. Ja, nicht allein loben müs-
sen wir ihn aus diesem Gesichtspunkte; wir müssen
ihn wirklich bewundern. So mancher Dichter, der
gewiß nicht das malerische Auge unsers Geßners

hatte, gewiß nicht die Natur so fleißig, mit einem so warmen Gefühle für ihre Schönheiten betrachtet hatte; dessen Einbildungskraft gewiß nicht so geübt und bereit war, sich bey dem wörtlichen Zeichen den bezeichneten Gegenstand zu denken, oder eine Menge einzelner Bilder so schnell und richtig zusammen zu ordnen; der mithin gewiß nicht so leicht voraussetzen konnte, daß sein Leser ihn fassen und sich an seinen Malereyen ergötzen würde; so mancher Dichter hat die Sprache gemißbraucht, um dem Pinsel nachzueifern: und Er, in beyden Künsten Meister, Er, ein so fleißiger und gefühlvoller Beobachter, der seine ganze Imagination von Bildern voll hat, die er so leicht, so bestimmt, so deutlich in sich erwecken kann; Er, der so viel Wollust darinn findet, sich diese Bilder zu denken, sie zusammen zu setzen, sie mit dem Pinsel auf das Papier zu werfen; Er, unser Geßner, hat sich so genau, so bescheiden, so vorzüglich vor allen uns bekannten malenden Dichtern in den Schranken der Kunst gehalten; hat so wenig mit seinen malerischen Kenntnissen geprahlt; hat von diesen Kenntnissen als Dichter nur den einzigen Vortheil gezogen, daß seine Bilder richtig, aus einem großen Reichthume vortrefflich gewählt, und zu einem kleinen leicht zu übersehenden Ganzen in größter Uebereinstimmung geordnet sind.

So steht es nun um die erste Beschuldigung; und wie um die zweyte? Wenn der Grundsatz: daß der Dichter sich in seinen Schilderungen an die wirkliche Natur halten soll, genauer eingeschränkt

wird;

wird; so unterschreiben wir ihn von ganzem Herzen: und wir müssen ja wohl, da wir ihn selbst mehr als einmal eingeschärft haben, und da es vielleicht unsre eigne Stimme ist, die wir jetzt von diesem und jenem Echo wiederholt hören. Aber eingeschränkt muß er werden, wenn nicht ganze sehr interessante Gattungen der Dichtkunst verloren gehen, und in andern eine Manier eingeführt werden soll, die eben dadurch fehlerhaft ist, daß sie der Natur zu getreu bleibt. Abstrahiren muß der Dichter durchaus, auch wenn er den eigenthümlichsten Charakter, die speciellesten Begebenheit behandelt: die Frage ist nur, wie weit er die Abstraktion treiben darf, wenn er interessant bleiben will? An allen den wunderbaren Geschöpfen der Phantasie, die der Dichter aus einer völlig fremden Welt herüber holt, deren Gesetze von den Gesetzen der unsrigen gänzlich abgehn; an Wesen, worinn wir uns selbst nur in dieser und jener sehr allgemeinen Eigenschaft wieder erkennen, die auf ihren höchsten Grad getrieben, oder auf ihren geringsten herabgesetzt, und mit andern, uns völlig fremden und unbegreiflichen Eigenschaften vermischt ist; an Feen, an Göttern, an Gnomen, an Teufeln können wir nie, um ihrer selbst willen, ein sehr warmes und lebendiges Interesse nehmen. Im Gegentheil nehmen wir gewiß das wärmste und das lebendigste an dem wirklichen Menschen, in den besondern Ständen, mit den eigenthümlichen Sitten, nach den speciellen Verhältnissen geschildert, die wir selbst aus Erfahrung kennen, und nur in so ferne verändert,

dert, als es die allgemeinen Gesetze der Schönheit und die besondern der Dichtungsart nothwendig machen. Aber wollen wir nun deswegen alles verwerfen, was zwischen diesen äusserſten Grenzen mitten inne liegt? Soll uns nun nichts mehr interessant seyn, was nicht gleich im höchstmöglichen Grade interessant ist? Soll der Dichter lieber gar nicht schreiben, den nun gerade sein Genie zu einer der mittlern Gattungen führt? Nicht einmal die Götter- und Feengeschichten möchten wir ganz verwerfen; und wir sollten die Hirten und Hirtinnen eines Geßners verwerfen? Wir sollten Wesen verwerfen, die unsrer eignen Natur so nahe verwandt sind, und an denen wir schon den herzlichsten Antheil nahmen, eh es noch irgend ein philosophisches Raisonnement uns verboten hatte?

Woher aber diese Theilnehmung rühre, das mag uns Geßner selbst erklären; Er, der seine Kunst, als Meister, am besten kennt, und der ursprünglich alles das weit lebhafter empfunden hat, was wir Uebrigen ihm weit schwächer nur nachempfinden. In der Vorrede zu seinen ältern Idyllen hat schon einer unsrer gründlichsten Kunstrichter eine sehr philosophische Erklärung gefunden; vielleicht finden auch wir darinn eine sehr philosophische Bemerkung. „Alle Gemälde von stiller Ruhe und sanf„tem ungestörtem Glücke, sagt Geßner, müssen „Leuten von edler Denkungsart gefallen; und „um so viel mehr gefallen uns Scenen, die der „Dichter aus der unverdorbenen Natur herholt, „weil sie oft mit unsern seligsten Stunden, die wir

„gelebt,

„gelebt, Aehnlichkeit zu haben scheinen.“ Ob jemals eine solche unverdorbene Natur, wie uns Geßners Idylle schildert, in irgend einem goldnen Weltalter wirklich gewesen? ob man die Originale zu den Geßnerischen Menschen in der Schrift oder in Arkadien finden könne? ob die Einfalt der Sitten, die uns Homer schildert, noch ein Ueberbleibsel von Schäfersitten sey, aus welchem sich auf ihre wirkliche Existenz zurückschließen lasse? Alle diese und ähnliche Fragen thun nichts zur Sache, und würden wenig entscheiden, wenn sie auch aufs günstigste beantwortet würden. Da gewesen oder nicht da gewesen; es ist einmal wie das andere eine sehr gute, sehr interessante Art Menschen. Sie haben alle die Fähigkeiten, die wir haben; fühlen alle die natürlichen Bedürfnisse, die wir fühlen; sind Eltern, Liebhaber, Kinder, Gatten und Freunde, wie wir; haben alle die Neigungen und Leidenschaften mit uns gemein, die aus den natürlichen Bedürfnissen, aus den ersten Verhältnissen des Menschen entspringen. Nur zweyerley Veränderungen hat der Dichter mit dem wirklichen Menschen vorgenommen, um die Idee von ihnen herauszubringen. Er hat alle die neuen und verwickelten Verhältnisse, die Bedürfnisse, die Leidenschaften hinweggenommen, die durch die größern Gesellschaften, worinn wir leben, zu den natürlichen noch hinzugekommen waren; und dann hat er auch jene ursprünglichen Neigungen, jene von der menschlichen Natur unzertrennlichen Leidenschaften, in einer Reinigkeit und Unschuld angenommen, wie sie vielleicht niemals, zu keiner Zeit und

und unter keinem Volke, existirt haben. Sollten wir dem Dichter aus dieser Abstraktion einen Vorwurf machen? Sollten wir ihn tadeln, wenn er einmal alles wegläßt, was uns das Bild des Menschen unangenehm zeigt; alles, was ihn uns unvollkommner, unedler, unglücklicher vorstellt, als es uns um der Ehre der menschlichen Natur und um unsrer eigenen Ruhe willen lieb ist? Wir verwenden gerne, so oft wir können, unsern Blick von allen den Lastern, die zur Schande unsers Geschlechts auf Erden herrschen, und sehen gerne dieses Geschlecht, von dem wir ein Theil sind, in einem Lichte, worinn wir es von ganzer Seele hochachten und lieben können. Wir vergessen gerne einmal alle des Elendes, aller der Unruhe, die durch das streitende Interesse der Menschen veranlasset wird, um uns unsers Daseyns recht innig und mit der reinsten Wollust zu freuen. Dieß ist das erste, was Geßner in der angeführten Stelle sagt; aber noch merkwürdiger ist das Zweyte.

Nicht nur deswegen verweilen wir vor den Gemälden des Dichters gerne, weil wir wünschen, daß sie uns ähnlich wären, sondern auch deswegen, weil sie uns wirklich ähnlich sind; weil wir uns selbst darinn wieder erkennen. Die Abstraktion, die der Dichter hier vornimmt, macht sich gewissermaßen von selbst in der Natur. Seine Scenen, sagt Geßner, gefallen um so viel mehr, weil sie oft mit den seligsten Stunden, die wir gelebt, Aehnlichkeit zu haben scheinen. Er hätte noch weit bestimmter sagen können: weil sie wirklich Aehnlichkeit

damit

damit haben. Denn wo ist doch der Mensch, der nicht dann und wann eben das gewesen wäre, was seinem innern Charakter nach ein Geßnerischer Schäfer ist? der sich nicht zu mancher Stunde von allen andern Banden, außer den Banden der Natur, frey gefühlt hätte? in dessen Seele nicht oft alle die Begierden geschwiegen hätten, die nur in grössern Gesellschaften erwachen konnten? dessen Leidenschaften nicht zuweilen völlig unschuldig, ruhig, gemäßigt gewesen wären? der nicht in dieser gutherzigen Laune die Menschen um sich her, als eben so gut, eben so unschuldig, mit einem allgemeinen Wohlwollen betrachtet hätte? der nicht seine Gattinn, seine Geliebte, seine Kinder, seinen Freund, als die besten und edelsten Geschöpfe, mit Vergessenheit aller ihrer Unvollkommenheiten, aufs reinste geliebt hätte? der nicht, zufrieden mit einer einfältigen Kost und einer unschuldigen Ergötzlichkeit, sich keines heimlichen, unzufriednen Wunsches weiter bewußt gewesen? Freylich war ein solcher Charakter, ein solcher Zustand nur allzuvorübereilend; die entschlummerten Leidenschaften erwachten wieder; die Menschen um uns her nahmen die alten Unarten wieder an, wir wurden wieder unzufrieden mit uns selbst, und unzufrieden mit andern. Gleichwohl waren dieser Charakter und dieser Zustand wirklich in der Natur; der Dichter hat weiter nichts gethan, als daß er sie fixirt, daß er den flüchtigen Empfindungen Dauer gegeben, daß er alles, was der Mensch in diesen süßen Augenblicken nur vergessen hatte, völlig, als nie vorhanden, entfernet hat. Ein Geßnerischer

Schäfer

Schäfer also ist, seinem innern Charakter nach, kein Schattenwesen von einem Menschen; er ist das, was wir selbst entweder sind, oder gewesen sind; er führt uns in die süßesten Augenblicke unsers Lebens wieder zurück: und wir sollten nicht Theil an ihm nehmen? —

Um nun aber diesen Charakter zu fixiren, diesen flüchtigen Empfindungen Dauer zu geben, konnte der Dichter seine Menschen unmöglich in der großen Gesellschaft lassen, wo sie der Wirbel unruhiger Leidenschaften, eben wie uns, würde ergriffen haben; auch konnte er sie unmöglich wie unser Landvolk schildern, das „mit saurer Arbeit den Fürsten und „den Städten ihren Ueberfluß liefern muß, und durch „Unterdrückung und Armuth ungesittet und schlau „und niederträchtig gemacht ist.“ Er mußte seine Menschen aufs Land versetzen; aber frey von allen den sklavischen Banden, die unsern Landmann mit der großen Gesellschaft des Staats zusammenknüpfen. Eine solche Unabhängigkeit kleiner Gesellschaften ist wirklich gewesen, und ist auch noch wirklich; ja wenn sie es auch nie gewesen wäre, so würde doch die Fiktion des Dichters für die Einbildungskraft eine der leichtesten seyn. Nur das könnte uns unwahrscheinlich dünken, daß sich die Ideen dieser Menschen mehr entwickelt, ihre Empfindungen sich mehr verfeinert, ihre Sitten sich mehr abgeschliffen haben, als es bey ihrem Stande und ihrer Lebensart leicht möglich gewesen. Aber wenn dieß eine Unwahrscheinlichkeit ist, so ist sie doch nicht unmittelbarer Einsicht; wir werden sie erst gewahr,

wahr, wenn wir unsre Begriffe analysiren, und daß wir sie analysiren sollen, hat der Dichter uns nicht geheissen. In allem Uebrigen ist Geßner der Wahrheit so treu geblieben, als kein neuerer Idyllendichter, dessen wir uns erinnerten. Seine Gegenden sind kein erdichtetes Elysium; sie sind die wahre Natur; seine Menschen sind allem Schmerz und allem Unglücke ausgesetzt, das sie in ihrem Stande und bey ihrem Charakter treffen kann; sie erwerben ihren Unterhalt mit Mühe und Arbeit, nur daß freylich ihre Arbeit gemäßiget ist, da sie bloß für ihre eignen sehr eingeschränkten Bedürfnisse zu sorgen haben. Allen Schmutz und alles Ekelhafte hat der Dichter nun freylich entfernt; aber das würden wir von ihm gefordert haben, wenn seine Gemälde auch das wirkliche Landleben geschildert hätten. — Man nehme dieß alles, was wir gesagt haben, zusammen, so erhellet vors erste: daß die geßnerischen Menschen, ohnerachtet des Theils, der in ihnen Fiktion ist, noch immer sehr interessante Menschen sind, und zweytens: daß auch wirklich die Fiktion viel zu wenig Antheil an ihnen habe, um sie mit einer Art von Verachtung bloße Schattenwesen zu nennen.

Indessen hat diese Gattung ihre Unvollkommenheiten; das ist nicht zu läugnen. Zu Werken von größerm Umfange, die eine mannichfaltige und künstliche Verwickelung ausspinnen, ist sie nur wenig aufgelegt, weil die Verhältnisse zu einfach und die Leidenschaften zu ruhig sind. Eben deswegen ist sie auch nicht gemacht, die Seele in eine sehr

starke und heftige Bewegung zu setzen; sie sucht nur zu rühren und zu gefallen, aber nicht zu erschüttern. Auch kann sie natürlicher Weise keine sehr große Mannichfaltigkeit von Charakteren und Situationen haben; doch immer noch Mannichfaltigkeit genug, um in einer langen Reihe von Gemälden nicht einförmig zu werden. So viel Idyllen in unserm **Geßner**, so viel verschiedne Stellungen seiner Personen: und in den Charakteren eine Menge Nüancen, die er bald in dem Verstande, bald in der Leidenschaft, bald in dem Geschlechte, bald in dem Alter findet, und die er so vortrefflich, durch so bestimmte Züge, ins Licht zu setzen weiß. Wir können uns unmöglich entbrechen, seine Schilderung des Greises **Menalkas** hieher zu setzen, die uns unendlich gefallen hat: „Vor seiner Hütte saß er „oft, oder im sonnenreichen Vorhaus, wo er den „wohlbepflanzten Garten übersah, oder in weit sich „verlierender Entfernung die Arbeiten und den „Reichthum des Feldes; oder er hielt den Vorüber„gehenden mit freundlicher Schwatzhaftigkeit auf, „und hörte die Geschichten der Nachbarschaft, und „von dem Fremdling die Neuigkeiten und Sitten „und Gebräuche ferner Länder. Seine Kindeskin„der, sein süssester Zeitvertreib, gaukelten dann um „ihn her. Er schlichtete ihre kleinen Zwiste und „lehrte sie gütig seyn, und nachgebend, und mitlei„dig gegen Menschen und gegen das kleinste Thier; „und unter die mannichfaltigen Spiele, die er sie „lehrte, mischte er immer süßtreffenden Unterricht. „Er selbst machte ihnen ihr Spielgeräthe; immer

„kamen

„kamen sie gelaufen: mach uns dieß und mach uns „das! und wenns fertig war, küßten sie ihn und „hüpften mit frohem Gewühl um ihn her. Aus „Schilf lehrte er sie Flöten machen und Hirten„pfeifen, und bließ ihnen vor, wie man den Scha„fen und den Ziegen zur Weide und von der Weide „bläst; lehrte sie viele Lieder; die Kleinen mußten „sie singen, die Größern sie mit der Flöte begleiten; „oder er erzehlte ihnen lehrreiche Geschichtchen, dann „saßen sie aufmerksam am Boden oder an der Thür„schwelle um ihn her.„ Wer sollte sich jetzt, da das Gemälde fertig ist, nicht zutrauen, daß er es auch schon wollte gemacht haben; aber wer sonst konnte es machen, als unser **Geßner**? Und unsern Lesern im Vertrauen gesagt; die Idylle, woraus es genommen ist, nebst noch einer mit der Ueberschrift: **Mycon**, gefällt uns völlig eben so sehr, als die Schweizeridylle.

Noch gegen einen Tadel haben wir unsern **Geßner** zu rechtfertigen, wenn anders dieser Tadel der Ehre werth ist. Man hält die Art, wie er seine Personen einführt, für einen sichtbaren Beweis seines Mangels an dichterischem Genie; man will nicht Selbstgespräch oder Erzählung, sondern Dialog haben, und zwar recht raschen, recht feurigen Dialog. Gesetzt nun aber, die Handlungen und Situationen in **Geßners** meisten Idyllen hätten eine solche Ausführung zugelassen; was folgte daraus? Man kann Bemerkungen über den Menschen machen, die sich in einer Abhandlung, in einer Erzählung, in einem Schauspiele vortragen lassen.

Diderot, der zu allem dreyen Geschick hat, trägt mir die seinigen in einer Abhandlung vor: will ich ihn schelten, daß er sie nicht in eine Erzählung brachte? Oder er kleidet sie in eine Erzählung ein: will ich mit ihm rechten, daß er keine Schauspiel daraus gemacht hat? Ihm gefiel nun einmal eine Abhandlung oder Erzählung; und was in diesem Stücke ihm gefiel, muß auch dem Leser gefallen. Wenn ich ihn beurtheile, so kann ich weiter nichts fragen, als ob er gut erzählt hat? und hat er nun das, so kann ich weiter nichts thun, als ihn loben und von ihm lernen. Wünschen könnte ich allenfalls, daß ihm eine andere Form wäre gefällig gewesen; aber deswegen, weil sies ihm nicht gewesen, sein Genie verdächtig zu machen, was hieße das anders, als meine eigne Bescheidenheit und Klugheit verdächtig machen? Ich muß ja wissen, daß jede Art des Vortrags ihre eigenen Vollkommenheiten hat, und daß sich in einer jeden schlecht und vortrefflich seyn läßt.

Ja nicht allein hat jede Art des Vortrages ihre eignen Vollkommenheiten, sondern auch jede ihre eignen Gegenstände, die sich in einer andern Art weniger ausnehmen würden. Der dramatische Dichter, der leider alles dialogiren muß, empfindet dieß mehr, als zu oft; und der epische und Romanendichter, der in diesem Stücke alle erwünschte Freyheit hat, zieht davon seinen sehr großen Vortheil. Gewisse Handlungen und Situationen und Leidenschaften sind sogar für den Dialog nicht nur unbequem, sondern lassen sich durchaus nicht dialogiren. Wenn die Handlung z. B. eine Schlacht ist,

ist, wie in der Schweizeridylle, so kömmt es da mehr aufs Thun, als aufs Reden an, und es muß nothwendig erzählt werden. Wenn zwo Personen vor Mattigkeit beynahe verschmachten wollen, wie im Mycon, so wird eine zusammenhängende Folge von Reden zu einer völligen Ungereimtheit. Wenn die Natur der Leidenschaft es so mit sich bringt, daß sie sich meistens nur durch Seufzer, durch Stellungen, durch Pantomime ausdrückt, wie z. B. die schamhafte und furchtsame Liebe in der Idylle, Thyrsis; so kann abermals der Dichter nichts anders thun, als diese Seufzer, diese Stellungen, diese Pantomime erzählen, und höchstens hie und da eine abgebrochene Rede, welche die Natur der Leidenschaft noch erlaubt, dazwischen setzen. Sind dergleichen Handlungen, dergleichen Leidenschaften und Situationen deswegen verwerflich? Ist der Dichter, der sie vortrefflich erfindet und ausführt, deswegen weniger Dichter? Ist etwa Dante kein Dichter, weil das Beste in seiner besten Erzählung vom Ugolino, wenn man es in Dialog brächte, zur Absurdität werden würde? — Wir haben nirgends bey allen den zwey und zwanzig neuen Idyllen unsers Geßners gefragt: warum nicht lieber dialogirt? aber das haben wir wirklich bey dieser und jener gefragt: warum nicht lieber erzählt? Denn überhaupt giebt die ganze Gattung zu einem recht schönen und feurigen Gespräche nur wenig Anlaß, weil die Charaktere zu sanft sind, und das Interesse der Personen fast nirgends in einen lebhaften Streit geräth.

Wir wollen aber doch Wundershalben an einem einzigen Beyspiele sehen, was heraus gekommen wäre, wenn Geßner auch da, wo er erzählt hat, hätte dialogiren wollen. Wir bitten also den Leser, die vortreffliche Idylle: Mycon aufzuschlagen. Hier sieht er zuerst zween Wanderer, die nach dem Tempel des Apollo gehn, um dem Gott ihr Opfer zu bringen. Da es eben Mittag ist, so stehen sie die heftigste Hitze aus, und verschmachten beynahe. „Von jedem Tritt, läßt Geßner „seinen Erzähler sagen, flog heisser Staub auf, und „brannte die Augen und saß auf den gedörreten „Lippen.„ Die Beschreibung war nothwendig, um uns zugleich mit den Wandrern die große Wohlthat der nachherigen Erfrischung fühlen zu lassen; aber was gab es in der ganzen Stelle zu dialogiren? So viel, als nichts. Beyde Wanderer konnten natürlicher Weise nur einerley empfinden: und sich einander wechselsweise seine Empfindungen zu erzählen, das giebt allemal ein schleppendes, langweiliges Gespräch, wofür die simple Erzählung unendlich besser ist. Ueberdieß waren auch beyde in einem Zustande, worinn man lieber stillschweigt, als plaudert. — Weiter also! Die beyden Wanderer treten in den kühlenden Schatten eines Waldes, den sie nahe am Wege finden. Dieser Wald wird einige Zeilen hindurch beschrieben; und zwar bloß in Absicht auf das, was er zur Erfrischung der ermüdeten Wanderer darbietet. Was gab es auch hier ins Gespräch zu bringen? Wiederum nichts! Der Eine hätte sagen müssen: Ich finde dieß, und der

Andre:

Andre: Ich finde jenes; aber das wäre ja wieder Erzählung, nur unter mehrere Personen vertheilte Erzählung gewesen. Geßner thut also wohl, daß er uns anfangs mit seinen Wandrern bloß sehen läßt; wenn sie erst ein wenig zu sich gekommen, wird er sie dann auch schon reden lassen. — „Göt„ter, ruft der Eine, wie lieblich ist dieser Ort der „Erquickung! Heilig und gesegnet sey mir, der die„se Schatten gepflanzt hat! Vielleicht ruhet seine „Asche hier.„ Der andere siehet indeß an der Vorderseite eines Grabmals, aus dessen Fuß ein klarer Bach hervorquillt, eingegrabene Züge, hebt mit seinem Stabe die Ranken von Geißblatt auf, und liest, daß in diesem Grabmal die Asche des Mycon ruhe, der zur Erfrischung müder Wanderer den Wald gepflanzt und die Quelle hineingeleitet habe. „Gesegnet, ruft der erste wieder, sey deine „Asche, du Redlicher! Gesegnet die Deinen, die „du zurück ließest!„ Man siehet, daß dieses Wenige alles war, was beyde Unterredner sagen konnten, ohne langweilig zu werden: und der Dichter läßt also zu rechter Zeit eine Frau hervor kommen, welche die neugierigen Fragen der Wandrer über den gutthätigen Mycon beantwortet. Ihre Erzählung ist freylich lang; aber dafür ist sie auch so vortrefflich, so rührend! Die Wanderer, die noch nichts wußten, und erst alles erfahren sollten, hätten nichts thun können, als daß sie hie und da ein Wort aufgefangen, einen Ausruf hinzugesetzt, ein frostiges: Rede weiter! gesprochen, oder ein Wie? und Warum? und Ists möglich? gesagt

hätten. Wie viel mehr aber, als alle diese dialogischen Floskeln, ist die stille Empfindung der Ehrerbietung werth, womit sie ruhig da sitzen, und die Geschichte ihres Wohlthäters auch durch keinen Laut unterbrechen! — Wir bitten den Leser, daß er diese Erzählung hier wiederhole; und wenn das geschehn ist, so fragen wir ihn: ob er irgend eine Wendung der Geschichte zu ersinnen wisse, wodurch sie zum Gespräch bequemer, als zur Erzählung würde? oder ob ers nicht anschauend erkenne, daß auch Erzählung, wenn sie vortrefflich ist, die größte Gewalt über sein Herz habe? und ob er den Unempfindlichen nicht bedaure, der diese Idylle lesen kann, ohne daß ihm eine zärtliche Thräne im Auge stehe? —

So viel sey von einem jeden Tadel insbesondre genug gesagt: nun nehme man noch einen Augenblick die dreyfache Kritik zusammen. Durch die erste ward die Dichtkunst von allen leblosen Gegenständen auf die lebendigen eingeschränkt; durch die zweyte von allen Wesen der Einbildungskraft auf den wirklichen Menschen; und durch die dritte endlich von allen übrigen Formen auf die einzige dramatische Form. Es fehlte nichts, als daß man noch in dieser Form die einzige besondre Manier bestimmte: und welche würde das anders gewesen seyn, als Shakespears Manier? So führe denn auf einmal die ganze Litteratur in den einzigen Shakespear zusammen! Wir gehören gewiß zu den eifrigsten Bewunderern dieses großen Engländers; aber wir müssen doch auch sagen: Wenn Shakespear vor-

trefflich

trefflich ist, so ist darum noch nicht alles, was vortrefflich ist, Shakespear. Eine Erinnerung, die hier vielleicht nicht ganz am rechten Orte steht; die aber doch immer nicht schaden kann! — Es kann seyn, daß gewisse Leute nur für einen einzigen Schriftsteller Empfindung haben; aber diese gewissen Leute sollten sich dann um aller Welt Willen nicht mit der Kritik bemengen. Sie sollten ihren einzigen Schriftsteller lesen und wieder lesen, bis sie ihn auswendig wüßten; aber zugleich sich erinnern, daß man nach Lessings Ausspruch gar keinen Geschmack hat, wenn der Geschmack nur einseitig ist, und daß sichs mit gar keinem Geschmacke unmöglich kunstrichtern läßt. Wir setzen die Lessingische Stelle hieher, die auch noch sonst manches, was wir gesagt haben, zu bestätigen dient: „Nicht jeder Liebhaber „ist Kenner; nicht jeder, der die Schönheiten Eines „Stücks empfindet, kann darum auch den Werth „aller andern schätzen. Man hat keinen Geschmack, „wenn man nur einen einseitigen hat; aber oft ist „man desto partheyischer. Der wahre Geschmack „ist der allgemeine, der sich über Schönheiten von „jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen und Entzücken erwartet, als sie nach ihrer „Art gewähren kann.„ — —

Die Vertheydigung unsers Geßners hat uns zu lange aufgehalten, als daß wir uns noch über Diderots Erzählungen ausbreiten könnten. Sie verdienen eine ausführliche Beurtheilung; und vielleicht ergreifen wir bey der bevorstehenden französischen Ausgabe die Gelegenheit, etwas näher davon zu reden.

VIII.

Ueber die Gemäldeausstellung der Akademie der bildenden Künste in Dresden, am 5. März 1770.

Der Beschluß.

Unter diesen Betrachtungen, oder vielmehr über das Gedränge so vieler Personen, die aus zwey Zimmern zusammen trafen, verlor ich meinen Freund aus dem Gesichte, und fand mich, indem einer dem andern Platz machte, ins zunächst daran anstossende Erkerzimmer versetzt. Vergeblich bemühete ich mich, zuerst rechter Hand die beyden Blumenstücke der Mademoiselle Friedrich ins Gesicht zu bekommen. Nicht viel leichter konnte ich die den Pensionairen und Unterlehrern gewidmete Wand übersehen. Auf eine angenehme Art überraschte mich eine von der Mademoiselle Dinglinger, nach der Kleopatra des Hrn. Tischbein, mit aller Würde des Originals, gemalte Miniatur. Das Gemälde des Hrn. Tischbeins in Cassel *) ist groß, ein Brustbild mit Oelfarben gemahlt. Die Wendung des Kopfs ist historisch, das Angesicht edel, und der Ausdruck des Schmerzens dem Gegenstande angemessen. Der Schmuck der sterbenden Königinn ist hier, was er seyn soll, wohlgereimt, doch untergeordnet; unterhaltend fürs Auge,

*) Der Herr Prof. Tischbein war in Herbst 1769 sowohl in Dresden als in Leipzig.

Auge, nicht durch Zerstreuung beeinträchtigend; mit einem Worte, überdacht. Von diesen Eigenschaften geht keine in der originalmäßig gehaltenen Nachahmung der Madem. Dinglinger verloren: und auf Ankündigung dieses Gesichts könnte man auf einen gewissen tragischen Dichter (Dryden) unwillig werden, der die ägyptische Königinn mit der Octavia in eine, beyder so unwürdige Unterredung herabsinken lassen. Das Gemälde in Oel verdiente in Miniatur übertragen zu werden, aber auch ein Originalbild der Madem. Dinglinger zum Nachbar zu haben. Vergeblich war für diesesmal der Wunsch, aber für die Zukunft scheint er, durch diejenigen Gemälde, welche die Künstlerinn so oft nach dem Leben gemalt hat, einiges Recht für sich zu haben. Zwar ist auch Mademoiselle Riedel in dem Besitze, mit ihren Kopien nach fleißigen niederländischen Meistern zu gefallen. Dergleichen Gemälde, zu welchen die Churfürstl. Gallerie der Schwester des um diese Gallerie verdienten Aufsehers die schönsten Originale darbietet, wurden auch diesesmal begierig aufgesucht; und das Portrait des Gerhard Dow nach diesem Meister, der sich selbst gemalt hat, mit Vergnügen wahrgenommen. Das andere Stück, ein Soldat, der in einen Weinrömer sieht, war nach Ary de Bois, einem nicht unbekannten Meister, der aber noch bekannter, und vielleicht noch in bessern Stücken nachgeahmt zu werden verdient. So viel von diesen angenehmen Nachbildungen: nur gehört noch die Anmerkung dazu, daß Mademoiselle Riedel sich nicht begnügen wird, auf so gutem Wege stehen zu bleiben.

Die

Die Nachbarschaft führte mich auf die Arbeit dreyer Unterlehrer. Vom Hrn. Mietsch war eine Zeichnung auf blauem Papier, die klugen und thörichten Jungfrauen; und darneben der erste Entwurf sowohl dieser Zeichnung, als andrer biblischen Geschichte, mehrentheils getuscht, besonders aber ein sehr guter Akt mit schwarzer und weißer Kreide. In Pastel hatte er die Historie von der Rebecca und dem Eliesér, ingleichen das Portrait eines Mitgliedes der Akademie, des Hrn. Hof-Kupferstechers Boetius, geliefert. Hier ist vielleicht, wie jemand von den Umstehenden anmerkte, der seltne Fall, daß ein Künstler sich zur Noth selbst studieren, sich durch sich selbst belehren könne: um nämlich die Richtigkeit und dasjenige Gepräge der Natur, das in dem nach derselben gezeichneten Akte das Leben fast unverbesserlich verräth, bey seinen mehresten Zeichnungen, so oft sie ihm zu Pastelgemälden den Stoff leihen sollen, nicht zu oft zu verlassen. Man kennt die Vorrechte des ersten flüchtigen Gedanken, setzte er hinzu, um vielleicht dem Einwurfe eines andern mit dem er sprach, zu begegnen — Hier ist aber schon die ausgeführte Zeichnung gegenwärtiger biblischen Parabel der Richtigkeit kaum so nahe, als der darneben gestellte erste Entwurf, gekommen, für den allenfalls jene Vorrechte angeführt werden könnten. Und dann der würdige Ausdruck, der allein biblischen Vorstellungen angemessen ist? Der erhält sich allemal eher unter einer edlen Wärme, als bey einem wilden Feuer.

Ich

Ich hatte inzwischen den Meleager, wie er von der Jagd kommt, und der Atalanta die ihr zugesprochene Beute, den wilden Schweinskopf, bringt, betrachtet. Auf die Zeichnung und Farbengebung hatte Herr Friedrich Fleiß gewandt. Für diese beyde Theile der Kunst, die, wie jeder weiß, von weitem so anlockend sind; für die Hülfsmittel, die aus Entgegenstellung der verschiedenen Carnation gezogen werden können, ist dieser Gegenstand wohl gewählt. Man fragt nicht sowohl, ob, nach der Geschichte, Jasions Tochter so bräunlich, als Meleager selbst gewesen, als nach dem Ausdrucke eines jungen Helden und einer ihm ähnlichen Geliebte. Das schlägt in einen Theil der Kunst ein, der in der Theorie derselben herrschender ist, als in vielen Gemälden. Aber diese Gemälde großer Meister sättigen das Auge durch eine Stärke in der mechanischen Behandlung, durch Meisterdrücke in den Höhungen und durch gewisse Geheimnisse eines Pinsels, der mit Festigkeit und Empfindung für die Empfindung geführt zu seyn scheint. Die Atalanta, die Rubens mehr nach seinem gewöhnlichen Modelle, als nach der Beschreibung des Aelians gemalt hat, mag dieses erklären.

Das im vorigen Jahre ausgestellte Bildniß der Mutter des Hrn. Fechhelm machte mich auf seine diesjährige Ausstellung aufmerksam. Von einem Mannsportraite, einer halben Figur und mit Oelfarben nicht übel gemalt, versicherten diejenigen, die den Künstler von Person kannten, daß es sein eigen Bildniß und wohl getroffen wäre. Oft klagen die Maler über den Zwang, der ihnen bey frem-

den

den Bildnissen aufgelegt wird. Dieses fällt beym eigenen Portrait weg. An demselben hat der Künstler freye Hand, kühnere Schatten und Widerscheine zu wagen, und aus dem etwa neblichen doch gehörig vertieften Grunde, den Rembrand und Govart Flink kannten, Rotari in den letzten Jahren gesucht, und Nogari früher gefunden hatte, aus dieser nube cava (wenn ich anders dem Virgil einen Ausdruck von der Wolke, daraus Aeneas die Dido zuerst beobachtet hat, abborgen darf,) dem Ganzen die Rundung und duftende Wärme zu geben: worüber das Auge, über die Gränzen des Umrisses herum gelockt, fast mehr zu sehen glaubt, als gemalt ist. Bedarf der Künstler auch nicht von Rigauds rauschenden Gewändern den Schimmer an eigenem Bildnisse anzubringen: so hat er doch Aufmunterung, etwan dem Largilliere und Pesne auch von einem ungekünstelten Anzuge, glücklich umschlagende Falten und streifende Lichter abzusehen: er vermag die Natur zu ähnlichen Darstellungen mit Geschmack einzuladen und Licht und Schatten reizender zu machen.

Nurgenannter Künstler hat Fähigkeit und in der Zeichnung Uebung genug, sich immer stärker zu zeigen. Größere Muster neben sich zu sehen, drücket frostige Herzen zur äußersten Kälte hinunter; in edlen Gemüthern entzündet es den Wetteifer, sich eben diesen größern Mustern gleich zu schwingen: allenfalls, um sich von einer angenommenen Manier, von gewissen engen und allemal peinlichen Begriffen loszureissen, eine ihr entgegengesetzte

zu

zu versuchen; selbst auf die Gefahr, wie jener Maler beym Gellert, „seinen Kriegsgott auszustreichen.„ Er streicht aber gewiß nicht aus, wenn seine Kühnheit die Kühnheit großer Meister, und die ins rechte Licht gestellte Natur, unter jener edlen Wärme, seine Führerinn gewesen.

Auf einer andern Seite erblickte man einige theatralische Perspective, Säle, Prachtgebäude von Herrn Theil, wie gewöhnlich, in Wasserfarbe und für die bestimmte Wirkung gut angelegt. Dieses vorausgesetzt, und daß der junge Künstler sich vermuthlich Gedanken zum künftigen Gebrauche fürs Theater sammlet, ist nichts dawider zu sagen, wenn auch unter gebrochenen, minder rufenden Farben dieser Gebrauch allgemeiner seyn könnte. Wer aber schon so weit gekommen ist, dem bleibt kein zu schwerer Schritt übrig, sich durch eine etwas sanftere Farbenmischung, die, zumal in der Oelfarbe, neben einem Ghisolfi stehen könnte, die Liebhaber noch verbindlicher zu machen. Kleine Gemälde, die man auswärts leicht verschicken kann, verbreiten auch den Ruf des Künstlers. Herr Theil hat seinen vornehmsten Grund bey dem Theatermaler Herr Johann Benjamin Müllers gelegt. Dieser ist ein Zögling des verstorbenen Grone, welcher mit vielen schönen Vorstellungen das hiesige große Theater ausgeziert und darneben manchen kleinen Entwurf, mehr als ein kleines Gemälde, mit wohlgebrochenen Farben hinterlassen hat. Er hat sich bey diesen, in Vorstellung der Architektur, nicht leicht derjenigen Freyheiten bedienet, die ihm fürs Theater

zuge=

zugelassen waren. Freyheiten, die man, wegen der Nothwendigkeit billigt, welche die bessere Wirkung für die Scenen dem Maler nicht selten auflegt; die aber auch vielleicht diesen oder jenen Baukünstler verleitet haben, einen umgekehrten Schluß von der Schicklichkeit fürs Theater auf wirkliche Gebäude und Verzierungen zu machen.

Der Fleiß des Herrn **Holzmanns**, der bald in Wasserfarben malt, bald nach **Wagnern** Landschaften radirt, und mit bräunlich abgedruckten Kupfern **Wagners** Zeichnungen ziemlich genau nachahmt, ward bemerkt. Der angenehme Baumschlag, die frischen und wohlgebrochenen Farben, die er von dem Unterrichte des Herrn **Dieterichs** vormals angenommen, ländliche nicht zu sehr verwickelte Scenen, gelingen meines Bedünkens dem Herrn **Holzmann** am besten. Auch die Blumen und was scheinbaren Kleinigkeiten, die die Mode wichtig macht, auf Atlaß oder auf Fächern, dergleichen ich, als Nebenwerke, von seiner Hand gesehen, diejenige Leichtigkeit und den erheiternden Geschmack giebt, der sich mühsamen Zusammensetzungen so oft versagt; alles dieses nöthigte mir in der Stille den Wunsch ab, den gewiß mein Freund lauter sagen würde, sehr viele Fächer von dieser Hand gemalt zu wissen. Es sey der Künstler aus einem bessern Standorte zu betrachten; ich gebe es zu: aber jedermann würde vermuthlich holzmannische Fächer haben wollen. Vielleicht sammlet sie ein glücklicher Genius, der über die Erhaltung der Fächer wachet, dermaleinst, wie andere Kunstwerke, in ein Kabinet; wie ihnen

in

in einem Zimmer des Hauses, das die Gräfinn Esterle in Breslau vormahls bewohnt hat, in allen Fenstergewänden, über einander, eine ewige Dauer bestimmt worden; vielleicht verstreuen sie sich zu ihrem Untergange, nützen aber dem Künstler, als Manufactur — Wird er zu beklagen seyn?

Unterdessen warf ich einen flüchtigen Blick, auf verschiedene andere Versuche des Künstlers: darunter war auch ein Köpfchen in Oel nach Dieterich. Nach diesem Meister hatte hier Holzmann voriges Jahr (1769.) einen getuschten alten Weiberkopf auf Zeichnungsart in Kupfer gebracht, und zur Ausstellung gegeben. Bald hätte ich den Künstler um so viel Theile beklagt, die kein Ganzes machen, dessen er doch fähig ist.

Mein Freund hatte sich inzwischen wieder bey mir eingefunden: er hatte nur das Zeichnungs- und das Modellzimmer verlassen, wo abermals die besten Akte von Klaß und Pechwehl waren. Er sprach von Kunst; ich von Vertrieb: unsere Neigungen schienen vertauscht: im Grunde war es uns nicht schwer, einer des andern Denkungsart anzunehmen. Da sie uns einmal, sagte er, mit einer Manufactur von Fächern beschenken wollen, wenn anders der Künstler ihre Vorschläge annimmt; so würde ich mich für die Kunst strenger, als sie selbst, erklären müssen: ich würde mir wenigstens, an des Künstlers Stelle, unter dem Vorwande, Kleinigkeiten zu liefern, auch keinen verzeichneten Schäfer zu gute halten: die Schafe dürften nur Dietrichs Schule oder die Natur verrathen. Amor müßte

seyn, wie ihn Psyche fand, nicht wie sie ihn zu finden fürchtete. — Gezwungene Stellungen werden der Hand nach und nach eigen. Ansprüchen auf Kleinigkeiten bietet sich vielleicht die Grazie selbst dar. Ungesucht ist es vielleicht der Weg selbst in Verzierungen und bey Vignetten, die Herr Holzmann so gern radirt, eine gewisse Leichtigkeit, eine bedachtsame Enthaltung von dem gar zu genauen Ausdrucke, ich will nicht sagen, Einschnitte jedes Umrisses, jeder Kleinigkeit zu gewinnen, die errathen, oder nur durch die Einbildungskraft ergänzt seyn will. Man fühlt mehr, wenn Herr Geßner einen kleinen Satyr auf die Ziege setzt und ihn ins Horn gegen eine freye Aussicht blasen läßt, die nur ein niedriger Horizont andeutet *); als wenn mir diesen ein schwerer Fleiß unzeitig versperrt hätte. — Unsere Vorschläge, setzte er hinzu, führen uns vielleicht zu weit. Wer uns so ernstlich von Fächern und Vignetten reden hörte, die nicht da, auch jene gar nicht in diesem Zimmer zu erwarten sind, und hingegen des abrahamischen Opfers, das Herr Holzmann in Pastel gemalt hat, und so nahe bey uns hängt, mit keinem Worte gedenken, würde derselbe es uns verzeihen? Eben so wenig, gab ich zur Antwort, entsinne ich mich, bey der vorjährigen Gemäldeausstellung

*) In der Ausgabe der Idyllen von Jahr 1756. die nebst dem Daphnis, wenn es anders erlaubt, unsterbliche Werke nur nach der äußern Zierde anzuführen, in den Händen aller Künstler seyn sollte, die sich mit dergleichen Verzierungen beschäfftigen.

stellung des zerbrochenen Kruges erwähnt zu haben, eines Kupferblattes, das dem Herrn **Geßner**, dessen bekannte Idylle auch den Stoff zu einem artigen Gemälde des Herrn **Holzmanns** in Wasserfarbe gegeben hat, von demselben zugeeignet worden.

Den Grundriß der Menagerie, die, nach der Angabe des Herrn geheimden Raths und Oberküchenmeisters von **Kessel**, von Hrn. Obristlieutenant **Pfund** angelegt worden, hatte Hr. **Holzmann** in Kupfer gebracht. Den Zimmern des Gebäudes selbst gönnten wir, weil einmal unser Eifer für den Vertrieb der Kunstwerke angefacht war, viel Lindnerische Gemälde nach der Natur.

Von der Frau **Mühlberg**, einer gebornen Französinn, die sich bloß zu ihrem Vergnügen mit der Kunst beschäfftiget, von Mademoiselle **Benard** und Mademoiselle **Andre**, verdienen hier verschiedene Zeichnungen bemerket zu werden. Vielleicht geben Originalversuche künftig Gelegenheit, mehr von solchen Bemühungen zu reden.

Die Frau Hauptmänninn **Frank**, eine geborne von Langen, hatte ihres Herrn Bruders, eines Officiers, Bildniß in der Uniform, (sehr ähnlich, wie man sagt,) ingleichen ein junges Mädchen in häuslichem Anzuge, zwey Originale in Miniatur, und das letztere besonders glücklich gemalt. Freyheit in der Hand, als ob man der Rosalba nicht bedürfte; Wahl in den Stellungen und in dem Reize des Anzugs, als ob man solche nur mit dem Auge und mit dem Geschmacke einer Rosalba wählte; das übrige getrost der, unter das vortheil-

H 2 hafteste

hafteste Licht gebrachten Natur abgesehen, und mit Empfindung ausgeführt — alles dieses würden zwar willkommene, vermuthlich aber auch überflüssige Vorschläge der Kunstrichter seyn. Man hatte schon hier zu viel Gutes wahrgenommen, um nicht von Gemälden, die besonders dem Geschmacke gewidmet sind, mit der Zeit denjenigen höhern Grad der Vollkommenheit zu erwarten, den eine ganz ausnehmende Liebe zur Kunst und unermüdete Bestrebung nach den besten Gemälden der Churfürstl. Gallerie, zum Endzwecke haben kann. Die Farbengebung empfahl diese kleinen Gemälde, und deren würdige Nachbarschaft näherte uns zugleich dem Blumenstücke der Mademoiselle **Friedrich** in dem Augenblicke, da einer von unsern Bekannten, mit der Hartnäckigkeit, die **Homer**, wie man sagt, in einem seiner Gleichnisse an Helden und an Fliegen bemerkt, fast unabbringlich geschäfftig war, eine diesesmal noch hartnäckigere Fliege vom Gemälde weg zu jagen, oder irgend einen Wassertropfen davon abzuwischen, der ihm, dem Ansehen nach, wie dem **Zeuxis** der Vorhang des **Parrhasius**, im Wege war.

Dieser Zufall war zu angenehm, und für die Künstlerinn zu vortheilhaft, um erst lange zu untersuchen, ob es erlaubt sey, von dem glücklichen Ausdrucke einer Nebensache aufs Ganze zu schliessen. Wie sauber, wie ausführlich, wie schnell diese Gegenstände, nach dem Verlangen niederländischer Kunstrichter, behandelt worden, ist vielleicht die Untersuchung weniger Augenblicke. Doch fallen

die

die Freundschaft der Farben, das Weiche und Mürbe, das Verblasene und das Einstimmige in der Verschiedenheit, oder was diesem allen entgegen gesetzt ist, noch geschwinder in die Augen. Die richtige Theorie von der Gruppe und der sogenannten Weintraube kommt, vermöge des dem Hintergrunde des Gemäldes, auf Kosten der Haltung, der Luft-Perspectiv und, so man will, der Widerscheine, nicht zu nahe gelegten Schattens, der Rundung zu Hülfe. Darnach beurtheilet der Künstler seine Arbeit, oder befragt seinen Spiegel — das angenehme Ganze lockt in gegenwärtigem Falle unser Auge auf das Eigne, welches die Künstlerinn bey jeglicher Art der Blätter und Blumen, mit einem mehr oder weniger genährten Auftrage der Farben, beobachtet hat. Die Blumen, sagte mir ein Freund derselben, — und wer hört nicht gerne einen jeden, dergleichen Gemälde, oder ein anderes Kunststück, — und wenn es selbst das für den Nachruhm gebildete Pferd des Herrn Falconet wäre, der die Urtheile der bloßen Liebhaber so weit von sich zu werfen scheint; wer hört die Kunststücke nicht gern nach dem Eindrucke solcher Gegenstände beurtheilen, womit dieser oder jener Beobachter, Berufs wegen, selbst umgeht? — Die Blumen haben auch hier ihren Sammet, ihren Atlas, ihr Wollichtes und gewiß mehr Verschiedenheit in den Stoffen, mit welchen der Schöpfer sie kleidet, als mannichfaltige Zeuge der Bildnißmaler sich aussucht, oder über den Gliedermann ausbreitet — Vielleicht, sagte ich, begegnen sich der Bildnißmaler, und der Blumenmaler auf einem

 Wege,

Wege, nicht bloß in der Klarheit des Schattens, sondern auch in der glücklichen Ausspannung und Vertiefung des Hintergrundes. — Dessen Verfehlung, antwortete jener, oder vielmehr dessen gänzliche Vernachlässigung — denn weniger läßt sich wohl von einem einfärbigen aschgrauen Grunde nicht sagen — war vielleicht die Ursache, warum die Blumenstücke des **Sieverts** *), der, als Hofgärtner in Ludwigsburg stand, und es in der Malerey, besonders in Vorstellung der schönsten Aurikeln, ziemlich weit gebracht hatte, auch bey dem mühsamsten Ausdrucke, eine gewisse Härte verriethen, die solche Gemälde mit niederländischen Kabinetsstücken etwas unverträglich machten. Sobald, hob ein dritter an, das Auge des Künstlers, selbst durch die ungebrochene Farbe des Grundes nicht beleidigt ist, so wird es auch in einer Unempfindlichkeit gegen das Sanfte und Verblasene unterhalten, und wenn niederländische Blumenstücke den Künstler nicht zurecht bringen, bleibt er in einem engen Cirkel schmeichelnder Freunde bewundert, und auswärts unbekannt.

Wir wurden, wie es schien, bey unserer Unterredung unvermerkt lauter, als man es sich sonst wohl sogar bey Concerten zu erlauben pflegt. Denn mein alter Freund, den ich bey Betrachtung des Bildnisses des königl. großbritannischen Gesandten Herrn

*) Ihn suchte Sartori, ein Benedictiner unweit Augspurg, der, wie man sagt, einigen Unterricht von ihm genommen hatte, nachzuahmen.

Herrn von Keith, das Herr Dolst in Miniatur gemalt, verlassen hatte, suchte Gelegenheit unser Gespräch zu unterbrechen. Er nahm Anlaß, in hergebrachter Treue gegen seine Lieblingsneigung, und mit leiser Stimme, mich zu versichern, daß, so sehr er sowohl diesem Gemälde des Herrn Dolst, als den beyden Bildnissen, die derselbe im vorigen Jahre ausgesetzt habe, und worinn er von der punktirten Manier nicht unglücklich abzugehen scheine, Gerechtigkeit wiederfahren lasse; ihm die Willfährigkeit, mit welcher der Künstler die ihm anvertrauten Kupferstiche für Professionsverwandten, in derer Arbeit die Zeichnungskunst einschlägt, denselben, auf Verlangen zeige und mittheile, nicht weniger vergnüge: und unter diesen Reden waren wir in das Zimmer der Arbeiten der hiesigen Lehrlinge gekommen.

Die Menge der vielen Stücke überraschte uns nicht mehr, wie beym Anfange, da wir durch dieses Zimmer zuerst herein treten müssen, und das Zimmer für die zur Akademie nicht gehörigen Künstler linker Hand gelassen hatten. Von beyden ist also noch ein Wort zu gedenken.

So mannichfaltige Versuche einer aufblühenden Schule machten nothwendig einen großen Eindruck auf die Zuschauer. Gemälde und Bildwerke mancher Art; Kupferstiche, die mit Zeichnungen abwechselten, und den Gang des Lehrers in der Folgsamkeit des Lehrlings verriethen; Stuffenweise zugenommene Geschicklichkeiten, die in Rücksicht auf die Person allemal das Verdienst der Neuheit hat-

 ten.

ten. Jede Unterredung schien der Tausch wechselsweiser Beobachtungen zu seyn.

Der eine äußerte sein Vergnügen über den Fortgang in der Farbengebung an so manchen wohlgelungenen Kopien des Lehrlings nach den Gemälden der so gemeinnützig erhaltenen Gallerie unsers besten Churfürsten. Der andere forschte nach Erfindungen der ältern Schulen der Akademie und sprach von früh sich ankündigenden oder vergeblich erwarteten Fähigkeiten; der dritte begnügte sich von dem Lehrlinge, der vielleicht langsamer, aber desto gründlicher geleitet wird, eine edle und feste Behandlung jeglicher Theile in den von ihm ausgestellten Zeichnungen wahrzunehmen, weil der erfindsame Geist dieses Lehrlinges ihm sonst schon bekannt war. Das Auge des vierten hieng an den fleissigen Zügen, der Frucht einer Anleitung, die, auch bey der besten Absicht, zuweilen mit Aufopferung der beseelenden Drücke gegeben wird. Zurüstungen zum Wenigern durch Vieles, das aber des Beyfalls des größten Haufens versichert ist.

Mein Freund machte, wie er mir nachher gestand, Ueberschläge auf die Verschönerung der Münzen in unserem Lande, und wollte, bey der Empfindung des Edlen, Ungezwungenen, Weichen und gleichsam Geblasenen in Hedlingers Münzen, Hedlingers Kunst nicht ganz unerreichlich halten, als er zur wichtigen Anwendung der Muskellehre, gewisse Gliedmaßen des menschlichen Körpers, die der angehende Arzt aus seinem Vesalius und der Künstler aus den dazu gehörigen Kupfern, nach

Zeich-

Zeichnungen des Kalkars kennt, von dem jüngern Hrn. Wermuth in Wachs modellirt fand, welcher voriges Jahr (1769.) Jhro Hoh. der verwittibten Frau Churfürstinn Bildniß in einem ganz guten Profil ausgesetzt hatte. Ohne jene gründliche Leitung, sagte er, und ohne Sicherheit der Hand, würde der geübteste Geschmack dem jungen Künstler nur dienen, seinen weiten Abstand von dem großen Meister fühlen zu lassen. Jch, meines Orts, vermuthete kaum von einem Lehrlinge, der fähig war, die in der Beschreibung der Gemäldeausstellung vom Jahre 1768, für nahe angegebene Hoffnung durch Originallandschaften zu erfüllen, dieses mal noch ein paar sehr wohl gerathene Nachbildungen, nach Lucatelli anzutreffen. Doch war ich den Maaßregeln eines Dieterichs, der Klengeln leitet, ein größeres Vertrauen, als meiner Ungedult schuldig.

Ein jeder, der die Dresdener Gallerie gesehen hat, kann sich, gute Kopeyen vorausgesetzt, den Schimmer der Farbengebung einbilden, den z. B. die große Magdalena nach Battoni, ein Gemälde, das, auf Verlangen der höchstsel. Königinn in Pohlen im Jahre 1757. für des Königs in Preußen Maj. von Dietrich, kopiret worden; dieses mal für einen Engländer Namens Tunning, von Pechwehl*); der keusche Joseph nach Carl Cignani, von Klaß, andre vom jüngern Walther; von Neumann das Frauenzimmer mit dem Strohhute nach Pesne; Bildnisse nach van

 Dyk

*) Des Herzogs von Gloucester Hoh. welche dieses Nachbild gesehen, ließen sich gleich darauf das Originalgemälde von Pechwehl ebenfalls kopiren, und nach London schicken.

Dyk von Neubern und Rehfelden, welchem Hr. Graf Anleitung giebt u. s. w. auf das Ganze verbreiteten. Von Thielen waren zwo Landschaften nach Branden, nach Oele in Wasserfarbe, und zwo Zeichnungen nach Berchem, jene vermuthlich ein Versuch, des verstorbenen Wagners schönen Farbenauftrag zu erreichen; glücklich, wenn auch dessen Empfindung, Wahl und leichter Ausdruck der Natur nach und nach damit verbunden wird. Aehnliche Gegenstände von Böhmen, Tiebel und Maukschen, alle drey sowohl, als der vorhergehende, Zöglinge von unserm Roos; Miniaturen von dem ältern Walther und Reinolt, die den Unterricht des Hrn. Camerata genießen, und welche die punktirte Art vielleicht einmal mit des Hrn. Hoyers oder Alvens Manier verbinden werden.

Den Fenstern gegen über waren viele Modelle der Künstler gestellt, die damals noch unter der Anleitung des Professors Coudray arbeiteten, von welchen Scheukert aus Dresden zu einem standhaften und beherztern Fleisse aufgemuntert zu werden verdiente.

Hiernächst waren auch hier vom ältern Klaß eine Zeichnung Herkules und Omphale von seiner eigenen Erfindung; von Pechwehl das samaritanische Weib in Oel; und von Goebel, dem nunmehrigen Lehrlinge des Hrn. Grafs, sein eigen Bildniß ausgestellt worden. In drey Landschaften in Oel hatte der jüngere Friedrich sich als einen Erfinder gezeigt; einer Kirmeß nach Dirk Maas nicht zu gedenken.

Bey

Bey der menschlichen Gestalt ist es allerdings nöthig, daß der Künstler lange nach der Natur und den Antiken zeichne, ehe er selbst zu erfinden anfange. Was die Zeichnung der Antiken werth sey, das können wir aus einer eben dießmal ausgestellten Kopie eines schönes **Amors** aus der Churfürstl. Antikengallerie erkennen.

Diese Gallerie besitzt deren unter andern zween von ziemlich ähnlicher Stellung, doch etwas ungleicher Größe. Alles was die Kunstrichter von den sanftfließenden Formen, von dem unmerklichen Uebergange jeglicher völligern Theile an jugendlichen Bildern und der Würde des Ganzen von den Alten rühmen, mögen Sie sich selbst hinzudenken; wenn ich Ihnen den größern nachläßig an einen Stamm gelehnten **Amor** nur anzeige. Seine gegen die linke Brust zurückgewichene rechte Hand scheint, nach den noch gegen den Daumen zusammen gefügten Fingern zu urtheilen, den Pfeil nur eben fortgeschickt zu haben. Noch hält die hoch empor gehaltne linke Hand den Bogen, und die Richtung des Hauptes, der lächelnde Blick, drücken ein etwas schalkhaftes Vergnügen und die Gewißheit aus, das Ziel zu erreichen. — Unschuldiger aber und kindisch frölicher ist der Blick des kleinern **Amors**, eines Knabens, dem ich etwan sieben Jahre geben würde. Er hebt die rechte Hand voll Vergnügen über den ihm gelungenen Schuß: **Klaß**, der nachzeichnende Künstler, schien die Schönheit dieses letztern Marmorbildes so glücklich gefühlt zu haben, daß ich ihm auch die Nachbildung des erstern anvertrauen möchte.

Es

Es ist bekannt, daß jene Werke der Alten in den Sommermonaten dem Künstler zum Nachzeichnen erlaubt sind. Diese Antiken sind bisher fast nur von Lehrlingen nachgezeichnet, und von den Lehrern mehr zu Bereicherung der Kritik und Alterthumskunde genutzt worden. Aber wenn ihre Schönheit allen den Unterricht und die Anfeurung geben soll, die sie geben kann: so muß sie auch von den schon geübtern Künstlern, so muß sie auch von manchen Lehrern selbst nicht bloß betrachtet, sondern nachgeahmt werden. Und welcher Lehrer darf sich schämen, in der Schule der Alten zu lernen?

Ich verspreche mir nicht weniger von Lenz. Sein dießmal ausgestelltes Gemälde, ein Mädchen mit einem kleinen Briefe in der Hand war zwar nur eine Kopie nach seinen Lehrmeister dem Hrn. Dir. und Prof. **Hütin**. Dagegen kündigte des jungen Künstlers eigene Erfindung, **Joseph**, wie er im Gefängnisse Träume auslegt, ein Originalgenie an, das sich schon bey mehrern Gelegenheiten verrathen hat. Auch hatte er einen Akt nach der Natur wohl gezeichnet.

Mein Freund, der sich in den Zimmern, worinnen nach Modellen gezeichnet oder modellirt wird, mehr als ich, umgesehen hatte, freuet sich sehr darüber, daß so viele Künstler, die auch nicht Geschichtsmaler werden wollen, doch so fleißig nach dem Akte zeichnen; da diese Uebung auch für den Bildnißmaler und den Kupferstecher so ausnehmend nützlich ist. Herrn Zinggs Beyspiel ist hierinnen gewiß ein Muster, das auch diejenigen Mitglieder

glieder hochschätzen werden, die es nicht nachahmen. *)

Es ist aber gewiß, daß der Kupferstecher durch die fleißige Zeichnung der menschlichen Figur nach dem Akte sehr viel dazu gewinnt, das Urbild, das er in Kupfer stechen will, besser zu beurtheilen, das was in demselben liegt, genauer zu sehen und richtiger über zu tragen. Er wird das Schwellen des sich anstrengenden Muskelspund das Zurückweichen des entgegengesetzten bemerken; er wird mit mehr Kühnheit und Festigkeit zeichnen und den Charakter seines Bildes weit getreuer beybehalten.

Der Portraitmaler wird auf gleiche Weise durch diese Uebung in den Stand gesetzt, die Stellungen seiner Bildnisse mehr abzuändern, und nach den Charakter der Personen zu wählen; er lernt auch Personen in Lebensgröße richtig und edel vorstellen, und kann bey Familienbildern sich bis zu dem Geschichtsmaler erheben.

Der Landschaftmaler wird gesichert, seine Landschaften nicht durch verzeichnete Figuren zu verunstalten; er ist mehr Meister darüber, mit eben der Wahrheit, die in der ganzen Landschaft herrschet, auch die Personen, die er in seine Gegend setzt, vorzustellen. Die Bewegungen des arbeitenden Bauers und

*) In den letzten Wintermonaten 1771. und 1772. hat der Hr. Director Hütin sich dieser Bemühung nach dem Akte zu einem besonders guten Exempel, rühmlich unterzogen, davon bey der Ausstellung im Jahr 1772. verschiedene Zeichnungen zu sehen gewesen. Diesen Winter thut sich Hr. Schönau besonders darinn hervor.

und des pflügenden Stiers werden von ihm eben so täuschend gemalt werden können, als die wallenden Bäume und der fortfließende Bach.

Einige Liebhaber der Kunst, die sich zu uns gesellet hatten, fielen dieser Meynung bey. Man erinnerte sich vorzüglich der von den Herrn Professor Casanova über die Theorie gehaltenen Vorlesungen. Erstrecken sich dieselbe, fragte der eine, auch auf ein oder anderes derer, besten Gemälde und entwickeln die Kunstgriffe der großen Meister, mit welchen sie das Mannichfaltige zu einer schönen Einheit bringen? Warum eben Vorlesungen, hob der andre an, wenn durch Unterhaltungen freundschaftlich gegen einander gesinnter Lehrer über solche Meisterwerke, in Gegenwart ihrer vorzüglichsten Lehrlinge, der Endzweck vielleicht näher erreicht, oder doch wenigstens desjenigen Meynung vermerket werden kann, der oft besser sieht und malt, als spricht? Solche Unterredungen, sagte mein alter Freund, sind, so viel ich absehen kann, auch außer dem eigentlichen Gebiete der Mahlerey und ihrer Sammlungen, nicht ohne Nutzen zur Verbesserung des Geschmacks in den Manufacturen, die mit der Zeichnung unstreitig zusammen hängen. Männer, die mit Einsicht gereiset sind, viel gesehen, und kein Vorurtheil angenommen haben, sind zwar im Stande gründlich darüber zu urtheilen und manches besser anzugeben: der Künstler aber erfähret öfter den Tadel, als gute Gründe; wird mithin wenig gebessert. Bey Gemälden aber kommt es wohl darauf an, daß der junge Künstler sehen

lerne,

lerne; daß er sehe, wie dieser oder jener Meister sich nicht bloß als einen richtigen Zeichner bey Figuren und Gewändern zu erkennen gegeben, sondern wie er sich auch bey den abwechselnden Umständen, die durch das Zusammenstimmen des Lichtes und der Farben hervorgebracht werden, oder aus dem Gebiete der wohl beobachteten Natur entlehnt werden müssen, der Vortheile seiner Kunst zur besten Wirkung des Gemäldes zu bedienen gewußt — die Mittel will ich gerne der Akademie überlassen, die an Bekanntmachung ihrer über einzelne Kunstwerke etwan gefälligen Unterredungen die französische Akademie der Malerey und Bildhauerkunst im vorigen Jahrhunderte zum Vorgänger gehabt hat. Denn obgleich letztere vorlängst damit aufgehört hat; so ist das gute Beyspiel bey neuen Anstalten noch in voller Kraft. Wählt man sich doch insgemein dasjenige zum Müster, was die Nachkömmlinge schon gebilligt haben. Die Erwartung stimmt damit überein und : : : Vergeben sie den Aufschub, sagte ich, und gönnen des Hrn. Casanova Beschreibung des Mengsischen Altarblattes einen kleinen Platz unter ihren bereits erfüllten Erwartungen. Nur wünschte ich, bey Gelegenheit der uns gegenwärtig dargestellten Ausfertigungen unserer jungen Künstler, jener Theorie zur Ehre, die auch das Auge gelehrter machen hilft, daß vor allen Dingen diejenigen, die sich als angehende Meister ankündigen, mit der Kunst den Grabstichel zu führen, nach und nach ebenfalls die Einsicht des Malers in Beurtheilung des Gemäldes verbänden. So lange

der

der Kupferstecher nicht, wie Preißler und Wille, wie Schmidt, der zwar selbst den Pinsel führet, oder mit einem Worte, wie alle Kupferstecher der ersten Klasse, neben den allgemeinen Eindrücken des Schönen, denen sich auch der empfindsame Geist des bloßen Liebhabers beym ersten Anblicke überläßt, die Ursachen des Täuschenden, und woher die schöne Wirkung in einem Gemälde entstanden, genau einsieht *); hiernächst, wenn er nach diesem Gemälde in Kupfer sticht, den Vertiefungen und Erhöhungen mit ihren Drucken, oder den schmeichelnden Uebergängen auf der Kupferplatte keine entscheidende Stellen zugeben weiß: so lange wird er niemals das Zusammenstimmende, das schöne Ganze der Gemälde in seinen Kupferstich übertragen. Er wird entweder, wenn

*) Hier ist nicht der Ort zu beurtheilen, ob man nicht in der Poesie diesen feinen Schwung, jenes treffende Beywort u. s. w. mit solchen sanften Uebergängen, milderen Schattirungen und beseelenden Drucken in einem Gemälde vergleichen könne. Allein, wenn der Maler, dessen sichre Züge überall die Richtigkeit der Grundsätze mit dem Gefühle des Schönen verrathen, sich irgend eine Abweichuug erlaubt hat; so sieht es, meines Bedünkens, der geübte Kenner so deutlich ein, als irgend ein anderer Kunstrichter z. B. in dem élegant badinage, das Boileau von Marot gebraucht, den Zwang des Sylbenmaaßes, im naif aber des Marots angemessenen Charakter finden würde, wie jemand, (Voltaire, wenn mir recht,) schon angemerket hat.

wenn er noch vorsichtig genug ist, sich fremder Hülfe, z. B. eines, wie zumal in Paris gewöhnlich, darauf eingerichteten Malers zu bedienen, dieser Hülfe nothwendig entgegen sehen, oder an einen andern Ort verpflanzt, dieselbe entbehren und den Vorwurf unerwarteter Erfüllungen tragen müssen: kurz, er läuft Gefahr, ein bloßer mechanischer Kupferstecher zu bleiben, der sich niemals über den Grad der Mittelmäßigkeit erhebt; einen Grad, den man beydes in der Malerey, und in der Dichtkunst, wie Sie wissen, der untersten Stufe gleichschätzt. Wahrhaftig, erwiederte mein alter Freund, so, wie Sie den Kupferstecher wollen gebildet wissen, und ihm Muster der Einsicht und Gegenstände der Kunst anweisen, müßte er, wie vormal Nanteuil oder Aegidius Sadeler einmal selbst die Malerey geübt haben; und dann würden wir doch auch wohl bey manchem namhaften Maler jene Gabe der Prüfung, und an mehr, als einem Gemälde, die gerühmte Haltung, zu welcher gleichwohl ihr Kupferstecher den Schlüssel haben soll, vermissen.

An den Werken der Maler, die den Schwung des Helldunkeln bis zur Täuschung in ihrer Gewalt gehabt, wollte ein anderer von der Gesellschaft nicht leicht Fehler wider die Perspectiv wahrgenommen haben. Die trockne Kenntniß dieser Wissenschaft würde freylich den Abgang derjenigen Fähigkeiten, die den bildenden Künstler auszeichnen, nicht ersetzen; gleichwohl könnte, seines Bedünkens, setzte er hinzu, die aus der Perspectiv richtig gefaßte Lehre von den Schlagschatten u. s. w. den Künstler,

 der

der auf malerische Gegenstände, wie und unter welchen Bedingungen sie in einem vortheilhaften Lichte erscheinen, aufmerksam ist, auf vieles führen, das andre oft nur glücklich zu errathen glauben. Nehmen Sie die besten niederländischen Gesellschaftsmaler, nehmen Sie den Ostade, wie er gemalt oder wie er geätzt hat; oder, wenn der junge Kupferstecher lieber vom eigentlichen Kupferstecher Unterricht annimmt, so leiten sie seine Aufmerksamkeit z. B. auf ein schönes Blatt *) des **Aegidius Sadeler**, das den großen Saal zu dem damals sogenannten neuen Schlosse in Prag vorstellt, wo das Hauptlicht linker Hand durch die Bogenfester einfällt, und nachdem es die nächste Auslage eines Kunsthändlers an Kupfern und Gemälden und verschiedene damit beschäfftigte Liebhaber beleuchtet hat, sich auf die

*) Eigentlich besteht es aus zwey Blättern, die zusammen gefügt werden. Dieses im Jahr 1607. gestochene Kupfer, so Sadeler dem Freyherrn Christoph von Lobkowitz zugeeignet, ist selten anzutreffen. Es befindet sich in einer dermalen verkäuflichen Sammlung, die aus mehr als 18000 Stück der auserlesensten Abdrücke besteht, welche der unlängst verstorbene Chur-Trierische Oberkammerherr, Graf von Werthern zusammen gebracht hatte. — Diese Sammlung ist gegenwärtig noch in den Händen des Hrn. Cammerherrn und des Hrn. Geheimen Cammerraths von Marschall in Dresden. Vielleicht ist diese Nachricht einigen unserer Leser nicht unwillkommen.

die übrigen wandelnden oder stehenden Figuren immer schwächer verbreitet. Doch will ich nicht läugnen, daß im übrigen der etwas einförmige Schatten den großen untergeordneten Nebenlichtern in einem alten Frank, Peter Neefs oder Steenwyk den Vorzug lassen muß.

Unsere Anmerkungen waren durch die Beobachtungen der Werke unserer jungen Kupferstecher hervor gelocket worden. Aussichten für die Zukunft hatten das Gespräche belebet, und über die Gewohnheit verlängert. Jeder schöpfte die Hoffnung, es würden wenigstens Schulz und Stölzel den Charakter des Originals ihren Kupferstichen eigen machen. Von Schulzen, der bey Hrn. Camerata den Grund gelegt, war ein Kopf nach Rembrant, imgleichen abermals ein betender alter Mann, der den Todtenkopf vor sich hat, und ein schlummerndes Frauenzimmer mit einem wachsamen Hündchen in dem linken Arme nach Hrn. Hütin gestochen, und ausgestellet worden. Stölzel hatte, vielleicht weil er in Gesellschaft seines Lehrmeisters des Hrn. Canale die vorerwehnten mit der Feder gerissene Zeichnungen *) von Guido Reni in Kupfer brachte, dieses mal nichts, als eine sehr fleißige Zeichnung nach einem großen Gemälde dieses bononischen Künstlers ausgesetzt. Unter dem Namen der Nähschule soll dieses Gemälde bekannt, und, wiewohl etwas verändert, auch in Frankreich befindlich seyn.

*) Einige dieser Köpfe sind auch von unserm Zucchi gestochen, obwohl sein Name nicht darunter steht.

Es soll der Stich des hiehergebrachten ersteren Gemäldes, dem Vernehmen nach, Stölzeln aufgetragen werden. *) Der Ausdruck des Edeln an des Guido Köpfen, und deren reizende Wendungen sind auch edle Gedanken zu erzeugen fähig. Solche Gegenstände der Nachahmung zu wählen, ist Klugheit, und ihre Ausbreitung auch sittlicher Vortheil. Verschiedene junge Künstler aus der Schule des Hrn. Zucchi und des Hrn. Zinggs verriethen Geist, und besonders die Zöglinge des letztern bewiesen die sicherste Anleitung zu meisterhaften Nachzeichnungen ländlicher Gegenstände und reizender Hirtenscenen. Rössel hatte, unter der Anleitung des Hrn. Boetius, eine Waldung mit Wild nach Orient versucht, dazu Leichsenring nachmals das Nebenbild in Kupfer gebracht hat. Diese kleinen Kupfer erläutern gewissermaßen, wenn anders dieses solchen Versuchen zur Empfehlung dient, die Geschichte des Künstlers, dessen erster Beruf die

*) Das seit dem in London erfolgte Ableben des Hrn. Gaven, (das ist der Name des Engländers der dieses Gemälde und jene Zeichnungen besaß) könnte leicht den Stich des Gemäldes aufhalten. Hr. Gaven war der Herausgeber der in den Ecaircissemens historiques S. 327. angeführten Proposals for *Printing*, by subscription the Marble Arch at *Benevento* engraved by the celebrated *Teresa del Po* after the Drawings of *Raphael*, dazu er die Platten an sich gebracht hatte. Gegenwärtig sind sie in den Händen seiner Tochter, die in London lebt.

die Jägerey und seine erste Malerey die Folge seiner durch diese Gegenstände bereicherten Einbildungskraft waren. Doch niemals erblickt man in diesen Gemälden den Hirsch, wie er

erhitzt auf den Tod, die letzten Seufzer verröchelt,

sondern sich und der Freyheit überlassen. Im umgekehrten Falle (denn Orient, versetzte mein Freund, gieng ja von der Jägerey ab,) hat bey uns der Forst einen Zögling der Akademie wieder zurückgerufen, der beydes zur Landschaft und zum Kupferstechen Gaben hatte; aber, nach gelegtem Grunde im Zeichnen und in der Meßkunst, auch als Förster nützlich werden kann. — Ganz recht, antwortete ich; so bleibt auch, (wie ich, zu Erfüllung ihres Wunsches, viel Professionsverwandte bey der Akademie in der Zeichnung angeleitet zu wissen, anmerken kann,) Leichsenring, vermuthlich ein Uhrmacher, ungeachtet er gegenwärtig eine große Zeichnung, Diana und Endymion, nach Hrn. Hütin ausgesetzt, und das Bildniß des königl. franz. Hrn. Obristen Graf von Brühl nach einem größern französischen Kupferstiche (nach Bertaux) ins Kleine gebracht und geätzt hat. Vornehmlich aber hat er nach Thomas Wyk den sogenannten Gelehrten vor seinem Pulte oder in der Studierstube, gestochen, wie das Blatt genennet ist, vielleicht zum Unterschiede ähnlicher Vorstellungen, wo das Geräthe der Scheidekunst beym Thomas Wyk die Werkstatt genauer zu bezeichnen pflegt. Auch

andere : : : doch Sie wissen es besser, als ich es Ihnen sagen kann.

Wer zweifelt daran, daß viele, durch die Zeichnung geleitet, auch hier künstlichere Professionsverwandte geworden, als sie es sich ohne diese Vorbereitung, jemals hätten versprechen können? Deren Berührung würde sich, ich gestehe es gern, nicht sowohl zu einer Beschreibung einer Gemäldeausstellung, als für eine genaue Schilderung der ganzen Anstalt schicken. Wenig Künstler würden auch die Ausbreitung zwoer Gegenstände unter einem Gesichtspunkte vereinigen. Doch ließ meine Erwartung den Bemühungen unsers Oesers in Leipzig vorlängst volle Gerechtigkeit wiederfahren; jetzt rechne ich hier auf glückliche Anleitungen unsers Schönau, der in wenig Wochen *) aus Paris erwartet wird, und vormals aus den Händen der besten Manufakturisten seines Geburtsorts zu den Künstlern übergegangen, denen er noch mehr Ehre macht. Aber auch dieses würde für Manufakturen und Gewerbe ein todter Schatz seyn, wenn nicht die Vervollkommung des Ganzen unsere würdigen Künstler belebte. Fähigkeiten und Triebe zum gemeinen Besten sind für mich, wie Sie wissen, der Maaßstab des edlern Bürgers. Also gab in Paris Claudius Ballin, **) der sich aber begnügte, der künstlichste Gold- und Silberarbeiter seiner Zeit zu seyn, den Ton zu den edelsten Erfindungen an: und

*) Er langte im Jahr 1770 den 4 May in Dresden an.

**) Claudius Ballin war in Paris im Jahr 1615. geboren und starb im Jahre 1678.

und Versailles pranget noch mit den schönsten Vasen, die Duval nach seiner Zeichnung gegossen und ausgearbeitet hat. Diesen großen Künstler sollte man dem Bildner, wie dem Gold- und Silberarbeiter, zu einem Vorbilde anführen. Es ist gut, daß auch ein junger Künstler dieser Klasse erfahre, wie weit ein Vorgänger es in der Kunst gebracht, wie er sie veredelt und durch was für Mittel er seine Fähigkeiten erhöhet habe. Zu seinem Berufe, den er wirklich auf das Höchste getrieben, hatte er keinen andern Grund gelegt, als das Zeichnen und die Nachahmung der Natur nach dem Akte, und den Geschmack der Antike in dem Studiren nach Nicolas Poussin. Glücklich wären unsere jungen Künstler, ich rede vorerst nur von diesem Fache, wenn sie, nach ähnlicher Vorbereitung (und die Akademie bietet sie ihnen an,) auf ihren Reisen, dahin auch schon einer und der andere wirklich abgegeben worden, Kunstwerke dieses würdigen und vielleicht noch unübertroffenen Künstlers sehen sollten: ich meyne sehen, ungefähr wie Raphael den bekannten Kopf des Michael Angelo sah; wenn sie dadurch zu dem edelsten Wetteifer mit andern bildenden Künstlern angefeuert würden.

Auch hier, sagte ich, können unsere jungen Künstler sich mit Kunstwerken dieser Art, wo nicht mit Ballin, doch, wiewohl vorsichtiger, mit Messonier bekannt machen, wann Besitz und Reichthum menschenfreundlich werden, und sich mittheilen; wenn nämlich auch jungen Leuten erlaubt oder ihnen vielmehr Muth gemacht wird, gute

Sachen zu sehen, und deren Geist sich eigen zu machen.

Ja, fiel mein Freund mir hurtig in die Rede, wenn den Künstlern, aus eigner Bewegung der Besitzer des Schönen, alle Mittel dargeboten werden, durch das aufgeklärtere Studium verschiedener großen Meister mannichfaltiger Art, (in der Pflanzenkunde würde ich es von der Ceder bis zum Ysop nennen;) eine gewisse Biegsamkeit des Geistes zu erlangen, um mit dem Beystande des selbst beseelten Reichen, der solche Künstler beschäfftigt, entweder einen guten Geschmack selbst einzuführen; oder doch, wo die Grundsätze des Gewerbes, die oft den schönsten Formen und ihrer Mode keine Dauer verstatten, endlich Veränderungen fodern, nur solche anzugeben, welche den sanften Uebergang der Anmuth für das Auge nicht stören, großen Massen über untergeordnete und gleichsam spielende kleine Theile, das Recht der Herrschaft vorbehalten, nichts verwirren; dasjenige was wie verloren hingestreuet seyn soll, nicht zu unterstützen; nirgends schwer, und was den Schein der Festigkeit vermehren helfen soll, nicht schwankend vorzustellen; Schönheiten des Ernstes niemals in tändelnde Verzierungen umzuschaffen; mit einem Worte überall dem Leitfaden der Natur und des Wohlstandes, der Bestimmung und der Schicklichkeit ohne Zwang und mit dem freyen Schritte des Genie zu folgen. Geschmack und Biegsamkeit des Geistes und Uebung der Hand sind, meines Bedünkens, nöthig, um sogar, wo gewisse seltsame Verzierungen, der Ausbruch des Ekeln

und

und der Tand verworrener Köpfe, herrschend, und die Mode gebieterisch geworden, diese Verzierungen der edeln Einfalt, wo möglich, etwas näher zu bringen; oder sie durch andere Veränderungen, denen die Stimme des Beyfalls nicht fehlen wird, erträglicher zu machen, bis man mit den Vorrechten des wahren Schönen durchdringen kann.

Nehmen Sie inzwischen, sagte ich, indem uns der nächste Blick in das Nebenzimmer führte, mit jenem in Elfenbein geschnitzten Seestücke vorlieb, das dort am Fenster hängt. Dazu wären dem Künstler, dem Goldarbeiter (Johann Friedrich) Kästner die Bekanntschaft mit Remigius Zeemanns radirten Blättern vielleicht zu wünschen gewesen. Gleichwohl erinnert uns sein Fleiß an die Gedult des alten Wilhelm van dem Velde in Auszeichnung aller von außen bemerklichen Theile eines Schiffs. Mit selbigen mögen Sie die frey abstehenden Schiffsseile unsers elfenbeinern Kunstwerks vergleichen, und beydes, wenn Sie können, mit der Haltung in gutes Vernehmen bringen.

Möchte dem Künstler seine Gedult, versetzte mein Freund, den seine eigene, bey Betrachtung jenes mühsamern Kunststücks bald verließ, in gewissem Verhältnisse so belohnet werden, als für die hier an der Wand hängenden Landschaften, dem Hrn. Fritsch sein außerordentlicher Fleiß in Kopirung dieser ziemlich großen Elbströme nach Vollert. Ich gestehe es, ich nähme solche ohne Bedenken für sehr wohl ausgeführte Originale des letztgedachten jüngst verstorbenen Meisters an, wenn Hr. Fritsch, der

sie bey dieser Ausstellung ziemlich gut an einen Italiäner verkauft hat, solche nicht selbst für Kopien seiner eigenen Hand ausgäbe.

Einen ähnlichen Trugschluß würden Sie ihren Freunden, sagte ich, also auch zu gute gehalten haben. Einer hätte an der von Hrn. Prof. Casanova im ersten Zimmer ausgehängten halben Figur, St. Paul vorstellend, den so warm und meisterhaft gemalten Kopf für Raphael Mengs Arbeit angesehen, wenn Hr. Casanova nicht in Zeiten versichert hätte, daß er zwar den Kopf in Rom, die Hände aber kürzlich hier gemalt habe. Der römische Himmel, erwiderte mein alter Freund, wird nicht allein solche meisterhafte Köpfe erzeugen, wenn wir den Künstler, der den gegenwärtigen *) verfertigt hat, selbst bey uns haben. Wie dem nun seyn mag, so erfreuet mich doch, daß selbst diese Ausstellung den Vertrieb befördert. — Vergeblich sind das Feuer und der anhaltende Fleiß des Künstlers, wann der Liebhaber erkaltet.

Würde, unter bestimmtem Preise, sich niemand als Liebhaber zu jener in der Mitte hängenden Landschaft angegeben haben, die Hr. Weitsch aus Braunschweig hergeschickt hat? Darinnen hat er uns die blaulichten Fernen an den Gebürgen des Niederrheins, wie solche ehemals Hermann Sachtleven so glücklich, so lebhaft und heiter vorgestellt hat, in Erinnerung gebracht. Es scheint, daß

*) Dieses Gemälde ist gegenwärtig in den Händen des Hrn. Oberlandbaumeisters und Professors Exner.

daß er uns dadurch für den Abschied, den Hr. Schütz in Frankfurt am Mayn diesen anmuthigen Gegenständen gegeben, und rauhere Gebirge der von ihm besuchten Schweiz dafür gewählt, schadlos halte? Die Flur um Dresden, die Lage dieses Akademiehauses selbst, würden dem Künstler jene schöne Aussichten in der Natur darbieten: und das benachbarte Plauen, setzte ein anderer hinzu, die schroffen Felsen, zwischen welchen die Weisseriz bald rinnet, bald fällt, dem frankfurtischen Künstler die Schweiz.

Der sinkende Tag nöthigte uns, den Saal zu verlassen. Mein Freund, dem ich auf seinem Rückwege Gesellschaft leistete, war voll von seinen Lieblingsvorschlägen und konnte sicherer auf meine Aufmerksamkeit, als ich vielleicht, mein Herr, auf Ihre Gedult rechnen.

Nicht bloß die Beförderung des Vertriebs der Gemälde, sagte er, oder der Ausbreitung der Kunst, wenn dieser Ausdruck Ihnen etwan edler klingt, sondern in gleicher Absicht die Bekanntmachung anderer geschmackvollen Kunstwerke, würde meine Sorgfalt auffodern, wenn die Bestimmung des Ortes von meiner Wahl abhienge. Sehen Sie nur an, fuhr er vertraulich fort, ich bin versichert, man wäre auch hier, (und damit zeigte er auf das Akademiehaus, das wir auf der Seite gelassen hatten) schon vor geraumer Zeit darauf bedacht gewesen, wenn der enge Bezirk es anders zugelassen hätte. Denn, da die Generaldirection der Künste und Kunstakademien sich, wie Sie wissen, nicht ausschliessend

A. 1637. im 58. Jahr seines Alters gestorben. Mit ihm irret sich Herr D. Möhsen so wohl in Ansehung der Jahrzahl, als des Taufortes.

Berlin. Der Historienmaler **Rode** hat die dritte und die vierzigste Ode **Anakreons**, die er vor einiger Zeit gemalt hat, radirt heraus gegeben. In dem erstern Stücke, welches **Amors nächtlichen Besuch** vorstellt, hat der Künstler den Zeitpunkt gewählt, wo **Anakreon** dem **Amor**, den er zum Feuer gestellt hat, das Regenwasser aus den Locken drückt. **Amors** Miene ist schalkhaft, **Anakreons** Miene treuherzig. Man sieht noch die Lampe, womit **Anakreon** an die Thüre gegangen war, dem Anklopfenden herein zu leuchten. Auch sieht man die Leyer, worauf sich die Taube gesetzt hat, die er von der **Venus** zum Geschenke bekommen hatte: eine Anspielung auf die neunte Ode, des Dichters. In dem zweyten Stück, welches **den von einer Biene gestochenen Amor** vorstellt, lehnet sich **Amor** an den Schooß seiner Mutter, und bläst sich auf die Finger der einen Hand mit sehr schmerzhaften Geberden. **Venus** berührt, auf eine ungezwungene Weise, mit der einen Hand einen Pfeil des Köchers, den ihr Sohn auf dem Rücken trägt, und welcher itzt ganz natürlich auf ihrem Schooße liegen mußte; mit dem aufgehabenen Zeigefinger der andern Hand aber, und mit einem bedeutenden Lächeln, scheint sie ihm den Verweis zu geben, welcher den Schluß der Ode ausmacht:

> Wie meynst du, daß es schmerze,
> Wann du, mein Sohn, verwundest?

Im

Im Vorgrunde hat der Maler den umgestürzten Bienenkorb, dessen Honigwaben heraus gefallen sind, und einen Rosenbusch angebracht; daher man dieses Stück auch den Honignäscher des Theokrits betiteln könnte. Dieses letztere Stück hat der Künstler ganz vortrefflich in Lebensgröße, das erstere aber kleiner gemalt. Die radirten Kupfer hingegen sind beyde von einerley Größe.

Prag. Einige für die Wissenschaften patriotisch gesinnte Männer haben es über sich genommen, die Bildnisse der Gelehrten, Künstler, und anderer um die Gelehrsamkeit verdienten Männer, die entweder hier in Böhmen geboren worden, oder sich wenigstens daselbst aufhielten, so viel sie deren zusammen bringen können, auf ihre Kosten in Kupfer stechen zu lassen; und eine kurze Beschreibung der Verdienste, die sich jeder dieser Männer um die Wissenschaften erworben, hinzuzufügen. Sie haben zu dieser Absicht eine beträchtliche Anzahl böhmischer Gelehrten, die theils schon vormals in Kupfer gestochen, theils aber nur in Gemälden oder Handzeichnungen aufbehalten worden, aufgefunden, und zeichnen lassen. Da sich aber noch in den verschiedenen Klöstern, Städten, Familien, und bey andern Privatpersonen eine große Anzahl derselben in Originalgemälden vorfinden muß: so haben die Unternehmer dieser Arbeit für nöthig erachtet, das Verzeichniß der Bildnisse von böhmischen Gelehrten, so sie selbst besitzen, oder durch andere Wege bereits aufgebracht haben, abdrucken zu lassen; und ihre Landsleute überhaupt,

ins=

insbesondre aber die Vorsteher der Klöster und Gemeinden aufzufodern, diese, zur Ehre ihres Vaterlandes abzielende Arbeit nach dem Beyspiel der Väter der Gesellschaft Jesu (die aus einer seltenen, und überaus zahlreichen Sammlung von Portraiten, die sie auf dem mathematischen Saale ihres hiesigen Collegiums aufbewahren, das ihrige zu diesem Vorhaben beyzutragen sich anerboten) durch Beyträge zu unterstützen; wo denn auch die Herausgeber keinen Anstand nehmen, den Namen derer, die ihnen die Zeichnungen, Gemälde, oder auch nur Beyträge zu der Geschichte solcher Gelehrten mittheilen wollen, wenn sie es fodern, bekannt zu machen, und auch die auf die Abzeichnung der Gemälde, die in entferntern Gegenden Böhmens aufbehalten werden, zu verwendenden Kosten zu ersetzen.

Von diesen Kupferstichen, die alle in groß Octav sauber gestochen werden, sollen zu Ende eines jeden Monats vier Stücke, und zu jedem Bildnisse ein einzelnes Octavblatt mit dem kurzen Inhalte des Lebens und der Werke des Gelehrten, in deutscher oder lateinischer Sprache ausgegeben werden. Jedes Bildniß, sammt der Lebensbeschreibung, wird an die Subscribenten für 12 Kr. verabfolget; die aber einzeln, oder an diejenigen, die hierauf nicht unterzeichnet haben, nicht anders als für 15 Kr. hingegeben werden. Mit Ende eines jeden Jahrganges wird den Subscribenten ein Titelkupfer und eine Vorrede gratis ausgetheilt.

Ver-

Verzeichniß der böhmischen Gelehrten, deren Bildnisse die Herausgeber bis hieher aufgefunden haben.

Adolphus, Bischof zu Jauer, aus dem Piaristen Orden. Agricola, Georg. Althan, Michael Franz, Graf. Arnestus, Erzbischof zu Prag. Athanasius, Astronom, aus dem Piaristen Orden. Balco, Maler in Prag. Balbinus, aus der Gesellschaft Jesu. Bartholus, de Saxo ferrato. Berghauer, Adalbert. Bilenberg, Matthäus, Erzbischof. Bircken, Betulius, Poet in Eger. Bohadsch, Johann Tauffer. Bandel, ein Maler. Bredschneider, Austen. Maler zu Prag. Breitenberg, Pontanus Bertholdus. Broda, von, Andreas. Bucholtz, von, Neumann. Campianus, Edmund, aus der Gesellschaft Jesu. Carolus IV, römischer Kaiser. Collinus, Matthäus, Philologus. Cosmas, der Prager. Crinesius. Crinitus, Nepomuzen, von Hlawazowa. Dobrzensky, außerordentlicher Lehrer zu Prag. Eberle, Joseph. Etzweiler, Julius. Franciscus, Fortsetzer des Cosmas. Gressa, Mathematicus, aus der Gesellschaft Jesu. Grobendonque, Karl, aus der Gesellschaft Jesu. Hammerschmidt, Florian. Hagek. Heintz, böhmischer Maler. Heringus, ein Maler. Hirnhaym, Hieronymus. Hieronymus, der Prager. Hilarius, von Leutmeritz. Hilling, ein Arzt. Hollar, ein Kupferstecher. Huß, Johann.

hann. Jaroslaus, Fortsetzer des Cosmas. Jessenius. Kepler, Astronomus. Klein, Mechanicus, aus der Gesellschaft Jesu. Kopetzky, ein Maler. Lobkowitz, Bohuslaus. Lomniczky, ein Poet. Löw, ein Arzt. Major, Johann. Matthesius. Mathiolus. Marcus Marci. Meisner, Daniel. Melitius, Johann. Oppelt, Johann, aus der Gesellschaft Jesu. Mielnik, Marcus, Graf. Pessina, Thomas. Pontanus, Jakob, aus der Gesellschaft Jesu. Procoff, ein Bildhauer. Questenberg. Reiner, ein Maler. Rokizana, Erzbischof. Rwaczowa, Leander. Sadeler, Aegidius. Savary, ein Maler. Schorr. Schambogen. Screta, ein Maler. Sebaldus, Joannes, ein Maler. Securius, Thomas, ein Maler. Slawata. Sporck, des heil. röm. Reichs Graf. Spranger, ein Maler. Stredonius, Martin. Tanner, Matthias, aus der Gesellschaft Jesu. Tycho Brahe. Vincentius a St. Greg. aus der Gesellschaft Jesu. Zerotinus, Karl Barthol. Znoyma, Conrad.

Wir haben bereits 3. Lagen davon in Händen, von denen jede, obversprochener Maßen 4. Bildnisse mit den Lebensbeschreibungen enthält, und wir können nicht anders als unsere Zufriedenheit darüber bezeigen. Die darinnen vorkommenden Bildnisse sind: 1) Karl der vierte, römischer Kaiser und König von Böhmen. 2) Arnestus der erste Bischof von Böhmen. 3) Gosmas, Dechant der Domkirche zu Prag beym heil. Veit. 2) Franciskus,

ciskus, Canonicus bey der Prager Domkirche. 5) Wilhelm Graf von Slawata. 6) Boshuslaus Lobkowitz von Hassenstein. 7) Wenzel Haynk von Liboczan. 8) Thomas Pessina von Czechorod. 9) Bartolus von Sassoferrato. 10) Christoph Kyblin von Waffenburg. 11) Laurentius Span von Spanow. 12) Johann Jessensky von Groß-Jessen. Sie sind von J. Kleinhards gezeichnet, und von J. Balzer zu Prag sauber, obgleich ein wenig hart gestochen. Die Lebensbeschreibungen sind gut und leicht geschrieben und machen den Verfassern Ehre.

Kopenhagen. Im Herbste des vorigen Jahres ist hier die schöne metallene Bildsäule zu Pferde des Königs Friedrichs des Fünften, auf dem schönen Platze der Kopenhagner Friedrichsstadt aufgestellet worden. Herr Jaques François Joseph Saly, Mitglied der Pariser Akademie, der sich schon durch die marmorne Statue K. Ludwigs XV. zu Valenciennes, seiner Vaterstadt, und durch andre Werke seiner Kunst in Frankreich bekannt gemacht, ward von der Asiatischen Compagnie allhier ausersehn, dieses Denkmal zu verfertigen und wurde zu diesem schon 1753. hieher berufen. Er ward den 29. März 1754. zum Mitgliede der Maler- und Bildhauerakademie aufgenommen, die den folgenden 31. März, als am Geburtstage des Königs, eine neue Stiftung erhielt. Bald hernach ward er zum Direktor dieser Akademie erwählet, und hat vieles dazu beygetragen, junge Künstler in Dänemark zu bilden. Er arbeitete sogleich an Verferti-

gung des kleinen Models, damit, ehe er zur Ausführung schritte, sein Plan von obgedachter Compagnie und von andern Kennern desto leichter geprüft und gebilliget werden könnte. Hr. Saly hat selbst von dem, was er als Künstler dabey gedacht und gethan, eine kurze Nachricht in Form einiger Sendschreiben drucken lassen, die aber bloß zu Austheilung an Freunde bestimmt ist. Sie führet den Titel: Description de la statue equestre, que la Compagnie des Indes Orientales a consacrée à la gloire de *Frederic V.* avec les explications des motifs, qui ont déterminé sur le choix de differens partis, qu'on a suivis dans la composition de ce Monument. Copenhague 1771. Es werden darinnen die verschiedenen Veränderungen angezeiget, und wie man von den erst beliebten Verzierungen an dem Postamente nach und nach abgegangen ist. Besonders hat er die Gründe seiner Vorstellung genau angegeben, und wer wird nicht die Wahl billigen, daß er dem liebenswürdigsten König die edle Stellung des Körpers und Fassung des Geistes zur Nachahmung der bildenden Kunst, abgesehen, mit welcher er, als er einsmals in die Stadt zurücke ritt, auf den freudigen Zuruf des Volks: „Das ist unser Vater!„ ihnen das: „Ja, ihr seyd meine Kinder!„ mit der größten Leutseligkeit zurücke gab? Wir glauben auch, es sey allemal besser, einen Regenten zu Pferde in einer solchen ruhigen Stellung, als ihn und sein Pferd in einer solchen vorzustellen, wo die Natur sich in voller Bewegung erblicken, und die Statue

eher

eher den geschäfftigen Feldherrn, als den gelassenen, huldreichen Landesvater erblicken läßt. Einen vollständigen Auszug des obbenannten Werkchens giebt Hr. Johann Heinrich Schlegel in seiner Sammlung zur Dänischen Geschichte, Münzkenntniß, Oekonomie, mit Kupfern, von welcher in jeder Betrachtung wichtigen Sammlung, bereits des ersten Bandes erstes und zwentes Stück zu Kopenhagen, 1772. erschienen ist. Eben derselbe giebt auch Nachricht, von der auf dieses Monument verfertigten Medaille.

Die Asiatische Compagnie hat auch dem Hrn. Johann Martin Preisler, königl. Kupferstecher und Professor bey der Akademie der Künste aufgetragen, dieses Denkmal in Kupferstich zu bringen. Die Kupferplatte ist von außerordentlicher Größe. Denn sie ist an sich, den breiten Rand ungerechnet, der für Stiche dieser Art, gehöret, eine Dänische Elle und 9 Zoll in der Länge und eine Elle in der Breite. Die Statue selbst ist auf diesem Kupferstiche über 16 Zoll hoch, und in der größten Breite 14 Zoll. Es kömmt also, wenn man mit diesem Maße die obangeführte Statue selbst vergleicht, bey nahe ein Zoll im Kupferstiche auf einen Fuß des Originals. Vom Piedestal aber hat nur ein Theil auf dieser Abbildung Platz gefunden, nämlich bis in die Mitte der Ovalen oder der Medaillons, auf welcher die Innschriften stehen sollen. Die außerordentliche Größe ist Ursache, daß weder der Stich auf die Platte kommen, noch der Abdruck auf einen ganzen Bogen des größten zu Kupfern gebräuchlichen,

Grand Aigle gehen können. Es ist aber dabey die Vorsicht gebraucht, daß Kenner bey dieser Zusammenfügung zwoer Platten so wenig als möglich verlieren: Denn sie geschieht gerade in dem Abschnitte der Unterlage, auf welcher die Statue unmittelbar befestiget ist.

Der Kupferstich hat außer der Lateinischen Unterschrift noch eine Dänische. Die erste lautet also:

Nomini Immortali
FRIDERICI QUINTI
Danorum Regis et Patris
ob innumera beneficia P. Societas Commerc. Asiat.
praeside A. G. C. de Moltke
erecta acclamante populo
Hafn. in foro Frideric.
D. XV. Aug. MDCCLXVIII
inuenit & ex aere finxit J. Saly. fudit P. Gor.

Oben an der einen Seite steht mit kleinen Buchstaben: Delineavit J. Saly, an der andern Seite Sculpsit J. M. Preisler und unten Martin scripsit.

Aus dem ganzen Kupferstiche sieht man deutlich, daß der würdige Kupferstecher eines solchen Denkmals sich an das große Modell in Gips gehalten, und, demselben so nahe als möglich zu kommen, gesucht habe. Die Bildsäule, als in Metall gegossen, vorzustellen, ließ er sich gar nicht einfallen. Unter jener Vorstellung hat aber der Stich einen solchen Verstand und eine so ausnehmende

nehmende Klarheit und Reinigkeit der festesten Meisterzüge, daß er schon in diesem Betracht vielen Künstlern zum Unterrichte und gleichsam zu einer Schule dienen kann. Denn von einer solchen Meisterhand kann man die genaueste Befolgung des Urbildes vermuthen. Man sieht einen der besten Könige in der edelsten Stellung; und den richtigsten Zeichner ist man an dem Hrn. Prof. Preißler zu finden gewohnt. Ob der Hintergrund, zu Erhebung der Bildsäule, irgendswo den Zusatz einiger Dämpfung vertragen möchte, gehört zu dem Urtheilen eines frischen Auges.

Von der Zeichnung, oder vielmehr von dem eigentlichen Baue des in der Natur ohne Zweifel ausgewähltesten Pferdes, und dessen in Verhältnißmäßiger Stärke einander zustimmender Gliedmassen, deren Vorstellung ein Werk des Bildhauers gewesen, überlassen wir ebenfalls die Prüfung dem Künstler. Der strenge Beurtheiler des Pferdes, das den römischen Marc-Aurel trägt, Hr. Falconet, hat wider das Urtheil der Liebhaber verschiedenes, vielleicht nicht ohne Grund, eingewendet. *) Vermuthlich wird aber dieser strenge Richter den erfahrensten Bereutern, auch manchen alten Cavalleristen, die sich so wenig zu den bildenden Künstlern, als eigentlich zu den Liebhabern der Kunst, rechnen, aus andern Gründen sein Zutrauen nicht versagen, wenn sich der ganz mögliche Fall bey seiner

*) Observations sur la Statue de *Marc-Aurele*.

ner im voraus als vortrefflich anzunehmenden Bildsäule Peters des Großen zu Pferde in St. Petersburg, eräugen sollte.

Wien. Das Denkmal, welches die Kaiserinn Königinn dem Baron von Swieten hat errichten lassen, und welches bereits hinlänglich durch die Zeitungen bekannt geworden, ist von J. G. Hayd, in schwarzer Kunst, groß Folio in Kupfer erschienen.

Ebend. Hr. Sambach, ein berühmter Baßreliefmaler und Mathematiker, ist an die Stelle des verstorbenen Meytens, zum Direktor bey der Malerakademie erwählet worden.

Ebend. Herr Schmuzer befriediget unsere Ungeduld, womit wir dem bald vollendetem Portraitte des Fürsten Kauniz entgegen sehen, durch das Portrait eines merkwürdigen Greises: ein Blat $6\frac{1}{2}$ Zoll hoch, $5\frac{1}{2}$ Zoll breit, das der verdiente Künstler selbst gezeichnet und mit der Unterschrift gestochen hat:

Don Emanuele dell' illustre Famiglia Desvalls nato in Barcellona l' anno 1674. incominciò a militare come Capitano l' anno 1694. regnando *Carlo II*, in Ispagna: fu promosso al grado di Colonello de *Carlo III*, l' anno 1707, e fatto Comandante di Cordone e d' Ivizza: quindi l' anno 1734, dichiarato in Vienna General Maggiore dall' Imper^re^ *Carlo VI*, fu mandato Comandante in Gaeta.

Aus Italien.

Rom. Von daher wird berichtet, daß Monsign. Casali, Gouverneur von Rom, ungefähr im

Augüst,

Augustmonate vorigen Jahrs, dem Pabste einen Kopf sammt dem Halse aus Bronze, der den Kaiser Balbinus vorstellt, zum Geschenke überreicht habe. Dieser wurde im Jahre zuvor, beym Umgraben seines Weinbergs zu St. Sebastian auf der Appischen Straße, vor dem Kapuanischen Thore, ausgegraben. Dieses Geschenk ist für das Museum Vaticanum der Bronzenstücke und andrer Metalle bestimmt, wo zuvor schon zween andre Köpfe von Kaisern, nämlich des Nero und Tribonianus Gellus aus Bronze sich befanden. Der letztere stund zuvor auf der Villa Mattei, deren Alterthümer der Abt Giov. Christofano Amaduzzi, beschrieben, und itzt den ersten Band, der alle Statuen enthalten wird, wirklich schon unter der Presse hat.

Palermo. Sendschreiben des P. D. Isidoro Bianchi, eines Benediktiners, Camaldulenser Ordens, Prof. der Methaphysik und Mathematik im Seminarium und Collegium del' Nobili zu Monreale.

Der gelehrte Fürst, Principe di Torremuzza fährt fort, seine Verbesserungen und Zusätze zu der Sicilia numismatica des Philipp Paruta, welches Werk von dem berühmten Sigbert Havercamp zu Leiden 1723. ans Licht gestellet worden, der gelehrten Welt mitzutheilen. Das neue Werkchen des genannten Prinzen führet die Aufschrift: Seconda e terza Aggiunta di Medaglie alla Sicilia Numismatica di Filippo Paruta pubblicata da Sigeberto Avercampio, di Gabriele

Lancillotto Castello Principe di Torremuzza Palermitano. In Palermo per Gaetano M. Bentivenga in 4. S. 58. nebst zwo Kupfertafeln. Dieses wird man auch im 12ten Bande der Opusculi di Autori Siciliani, der bereits unter der Presse ist, finden. Die Ordnung, welche der Verf. in diesem zweyten Anhange gehalten hat, ist eben diejenige, wie im ersten. Auf den zwo Kupfertafeln findet man 53. andre Münzen gut gezeichnet, welche alle für die Geschichte interessant, von großer Seltenheit, größtentheils noch unbekannt sind, und die Städte Abacene, Agira, Agrigento, Alesa, Alunzio, Amistra, Calatta, Camarina, Cefalu, Ceatoripe, Enna, Entella, Erice, Gela, Jete, Imera, Leontini, Megara, Meno, Messina, Morganzio, Nasso, Nisa, Palermo, Segeste, Selinunte, Siracusa, Tauromenio, Termine und Tindaride angehen. Die Zeichnung dieser Münzen stimmt vollkommen mit der Größe der Originalstücke überein; und man findet auch die Metalle angemerket, woraus sie gepräget, die Besitzer derselben, die Muster und die Werke, woraus sie entlehnet worden sind. Um eine Probe davon zu geben, wollen wir einige der unbekannten und unedirten Münzen anführen, welche der Verf. erkläret hat. S. 9. führet er eine Münze von Abacene an, auf deren Vorderseite man den Kopf einer Dame, und auf der Rückseite einen halben Stier, liegend, erblickt, mit der Aufschrift: ABAKAINΙΝΩΝ. Hr. Pellerin in dem

Werke

Werke Lettres de l'auteur des recueils des Medailles cet. S. 187. behauptet, es wären zu Abacene niemals Münzen mit einer Griechischen Aufschrift gepräget worden, und diejenigen Münzen, welche die Anfangsbuchstaben ABA oder ABAK enthielten, gehörten nach Aene einer Stadt von Thracien. Nun aber kann diese Münze des Prinzen allen Zweifel des genannten Franzosen widerlegen. S. 15. findet man eine schöne und sonderbare Münze von Alesa, die auf einer Seite den Kopf der Diana, und auf der andern den Bogen, den Köcher und das Fruchthorn nebst der Aufschrift APX ΑΛΑΙΣΑΣ nach der Dorischen Mundart, hat. Diese Münze hebt einen andern Zweifel des Hrn. Pellerin, welcher, weil er auf einigen Münzen von Alesa, die Abkürzung APX nicht fand, sich einbildete, daß solche nicht der Stadt Alesa, vom Arkonides gegründet, sondern irgend einem andern Alesa, deren es mehrere in Sicilien gab, oder einer andern Stadt gleiches Namens in Thracien eigen wären. Auf eben derselben S. 15. bringt der Verf. eine andere bis itzt unbekannte Münze zum Vorscheine, welche die göttliche Achtung der Aluntiner gegen den Herkules ausdrückt; und S. 17. wieder eine, welche auf den Gottesdienst anspielet, den das Volk zu Calatta dem Apollo leistete. Sehr selten und rar ist auch die Münze von Amistra, S. 16. Man sieht auf einer Seite derselben den Kopf des Bacchus mit Epheu bekränzt, und auf der andern einen Menschen zu Pferde, mit einem Helme, einer Lanze und einem Schilde bewaffnet, mit

der

der Legende: ΑΜΗΣΤΡΑΤΙΝΩΝ und den zween Buchstaben: ΛΕ, welche entweder Zahlenzeichen, oder die Anfangsbuchstaben einer obrigkeitl. Person seyn können, oder man kann sie auch, wie der Hr. Verf. besser denket, also auslegen: ΛΕΩΣ ΑΜΗΣΤΡΑΤΙΝΩΝ, populus Amistratinorum. Unter den Münzen von Camarina ist diejenige die seltenste, welche der Verf. S. 19. anführet. Sie hat auf der Hauptseite den Kopf eines Jünglings mit einem Horne an der Stirne, welcher zwischen zween Fischen mit der Aufschrift ΙΠΠΑΡΙΣ stehet; und auf der Rückseite, ebenfalls zwischen zween Fischen, ein Frauenzimmer, das von einem fliegenden Schwane in der Luft getragen wird, mit der Aufschrift ΚΑΜΑΡΙΝΑ. Daß der Kopf dieser Münze einen Fluß vorstelle, versichert uns, außer dem gewöhnlichen Kennzeichen des Horns, das ihm an der Stirne hervor steht, auch das Wort ΙΠΠΑΡΙΣ. Denn Hipparis hieß eben der Fluß, der nahe bey dieser Stadt vorbey floß, und heut zu Tage der Fluß von Camarina heißet. Und hieraus zieht der Fürst den Schluß, daß viele Städte Siciliens auf ihre Münzen die Bildnisse der Flüsse in menschlicher Gestalt prägten, und zugleich den Namen auch ausdrückten.

Auf den Münzen von Agrigent liest man ΑΚΡΑΓΑΣ, auf denen von Catania, ΑΜΕΝΑΝΟΣ, auf denen von Gela, ΓΕΛΑΣ, auf denen von Assoro, CΡΥSΑS, und auf andern von Selinunte, ΗΥΨΑΣ, welches alles Flüsse waren, die bey den besagten Städten vorbeyflossen. Das

Frauen-

Frauenzimmer, welches von einem Schwane in der Luft getragen wird, ist vielleicht die Leda, welche Jupiter unter der Gestalt dieses Vogels entführte. So glaubt wenigstens der Hr. Peter Burmann II. indem er in des Hrn. d' Orville Sicula, B. II. Tab. 14. n. 4. eine fast ähnliche Münze anführet. Auch selten und sonderbar ist die Münze von Catania, wovon S. 22. die Rede ist. Auf derselben sieht man das Haupt des Flusses, an dessen Stirne ein Horn hervor raget, nebst der Legende AMENANOΣ, und auf der Rückseite einen Blitz mit den Buchstaben KA, den Anfangsbuchstaben des Worts Katania. Paruta hat eine solche Münze, aber vielleicht durch die Zeit sehr verdorben, gesehen, und sie auf Taf. 29. n. 24. mit den zween Buchstaben OΣ angeführet; daher konnte der berühmten Havercamp nicht errathen, von wem dieser Kopf wäre. Eben dieses begegnete dem Hrn. Burmann, welcher PΩMANOΣ anstatt AMENANOΣ las. Gleich rar und selten ist die Münze von Entella, S. 24. Man erblickt darauf einen Kopf, mit einer ganz besondern Art von Decke verhüllt, dergleichen man auf andern sicilianischen Münzen nicht antrifft, sammt dem Worte ENTEΛΛOΣ; und auf der Rückseite den Pegasus, und unter demselben eine Aehre. Ebenfalls ist ganz sonderbar die Münze von Eryx, S. 26. Sie gleicht gänzlich den Münzen von Agrigent, in Ansehung der gewöhnlichen Mahlzeichen des Krebses und des Adlers, der auf dem Kapitälchen einer Säule stehet. Allein die Aufschrift

EPY

ΕΡΥΚΙΝΟΝ ist deutlich zu lesen. Sehr schön und höchst selten ist die Münze von Gela, in Gold, S. 27. Auf der Hauptseite derselben ist die halbe Figur des Flusses Gela, in Gestalt eines Stiers mit einem menschlichen Angesichte; über demselben ein Gerstenkorn, und unter ihm der Name des Flusses selbst ΓΕΛΑΣ, auf der Rückseite siehet man ferner einen Menschen mit einer Lanze bewaffnet, dem gewöhnlichen Denkbilde auf den Silbermünzen dieser Stadt. Eine Silbermünze die ebenfalls nach Gela gehört, führet Hr. d' Orville in seinen Siculis B. II. Taf. 10. n. 4. an. Auf derselben ist eine Frauensperson, welche die Figur des Flusses Gela krönt, welcher gewöhnlich in der Gestalt eines Stiers mit einem Menschengesichte erscheint, und die Worte beygeschrieben hat ΣΟΣΙΠΟΛΙΣ und auf der andern Seite ist ein zweyspänniger Wagen, worüber eine fliegende Victoria schwebt, in der Stellung den Pferden eine Siegskrone zu reichen, und darunter steht ΓΕΛΟΙΟΝ. Hr. Burmann will, in den Kommentarien zum angeführten Orte, in dem Ausdrucke ΣΟΣΙΠΟΛΙΣ den eigentlichen Namen einer obrigkeitlichen Person finden. Allein der Prinz Torremuzza erklärt eben dieß Wort also: Seruator ciuitatis, und spielt auf die guten Wirkungen an, die der Fluß Gela der Stadt zur Zeit einer Dürre, oder bey einer andern Gelegenheit verschafft hatte, und bemerket, daß es nichts neues sey, unter den Denkmälern Siciliens, Flüsse mit so prächtigen Titeln beehret zu sehen; wovon man ein Beyspiel in der Aufschrift, welche von der Stadt

Nisa

Nisa dem Flusse Tinera gesetzt worden, und welche er in seinem großen Werke: Siciliae veteres inscriptiones, Cl. I. n. XI. anführet, finden kann. Darauf lieset man: ΑΣΚΛΗΠΙΩ. ΚΑΙ. ΙΜΕΡ. ΠΟΤΑΜ. Ο. ΔΑΜΟΣ. ΤΙΣ. ΝΙΣΙΣ. ΣΟΤΗΡΣΙΝ. Aesculapio et Himerae fluuio, populus Nisae Seruatoribus. Sehenswürdig ist auch eine andre Münze von der Stadt Gela, S. 30: auf deren einer Seite man den Kopf eines Jünglings, auf der andern aber einen nackichten Menschen mit einem Helme, wie er einen Widder erwürgt, erblicket, mit der Aufschrift: ΓΕΛΟΙΩΝ. Diese Münze war dem Paruta, und Havercamp nicht unbekannt, sie wurde aber von beyden, ohne Grund, dem K. Gelon, Tyrannen von Syrakus, zugeschrieben. Hier ist das Gegenzeichen, das man auf einem Theil des Kopfes des Jünglings wahrnimmt, einer Anmerkung würdig: es erweiset, daß die Münze umgeprägt worden sey. Der Fürstl. Verf. macht die Anmerkung, daß der Gebrauch Münzen umzuprägen in Sicilien sehr gemein gewesen sey. Er versichert, dergleichen viele von Agrigent gesehen zu haben, die mit einem dergleichen Kopfe umgeprägt gewesen, der ordentlich auf den Münzen von Segeste vorkömmt; daß er solchen aber dennoch auch auf Münzen von Syrakus, von Solunto, von Palermo, von Messina, von Malta, von Cossure und von vielen andern Städten angetroffen habe. Er besitzt so gar eine Punische, auf welcher man einige Arabische Buchstaben nachgepräget siehet, dergleichen ordentlich

lich auf den Münzen der Saracenen des 9ten und 10ten Jahrhunderts gebraucht wurden. Ganz besonders ist die Münze von Himera in Silber, S. 32. Auf der Hauptseite derselben stehet ein Frauenzimmer, welches sich mit einem Mantel bedeckt, nebst der Aufschrift IMEPA und auf der Rückseite ein zweyspänniger Wagen, unter welchem man einen Zweig von einem Baume siehet, und darüber die Buchstaben ΓΕΛΟΙ . . . welches vermuthlich die Anfangsbuchstaben des Worts ΓΕΛΟΙΟΝ seyn sollen, das man auf so viel andern Münzen findet, so daß es mit O statt des Ω geschrieben ist. Hier macht der Verf. die Anmerkung, daß man in der Numismatik Siciliens viele andre Münzen findet, welche die Namen zwoer verschiedener Städte tragen. Zwo Münzen, von Morganzio führt der Verf. an S. 38. 39. Auf der ersten sieht man den Kopf eines Greises, mit einer Binde geschmückt, und auf ihrer Rückseite eine Kornähre mit der Aufschrift: ΜΟΡΓΑΝΤΙΝ . . welche sonst ganz unbekannt ist. Alle Münzen von Nasso, die bis anhero bekannt worden sind, und auf der Rückseite Weintrauben haben, zeigen auf der Hauptseite den Kopf eines Greises. Diejenige aber, so der Verf. S. 40. anführt, hat den Kopf eines Jünglings mit der Aufschrift ΝΑΞΙΩΝ und ist von einer vortrefflichen Arbeit. Golz, Pellerin, und andre Schriftsteller sind der Meynung, daß alle die Münzen, welche die Aufschrift ΝΑΞΙΩΝ und ΝΑΞΙΟΝ haben, der bekannten Insel Naxus im Archipel zugehörten, nicht aber der alten Stadt

Sici-

Siciliens Naxus. Allein diese Münze nebst vielen andern, die täglich in Sicilien gefunden werden, entscheiden diesen ganzen Streit vollkommen.

Eben derselbe Golz eignete Nisa, einer Stadt Griechenlands, und Kariens eine Münze zu, welche der fürstl. Verf. S. 41. anführet, und auf welcher ΝΙΣΑΙΩΝ steht. Allein er, (wie eben dieser Verfasser anmerket,) hätte Nisa in Sicilien, das mit I geschrieben wird, von Nysa in Karien und Griechenland, dessen Name beständig mit Y geschrieben angetroffen wird, unterscheiden sollen. Drey silberne Münzen von Segeste, die ganz neu sind, werden S. 43. 44 und 45. angeführet. Die schätzbarste und seltenste darunter ist diejenige, welche auf einer Seite die Figur eines Hirten mit dem Thirsus auf der Schulter, in der Stellung schnell über ein Gebirge zu steigen, und einen Hund bey sich habend, vorstellet, und auf der andern einen Karn, von vier muthigen Pferden gezogen, sammt einem Begleiter der nebst dem Zügel ein Bündel Aehren in der Hand hält, und von der Victoria gekrönet wird: darunter steht ein Fisch mit der Aufschrift ΣΕΓΕΣΤΙΑ. Allein ich würde nicht fertig werden, wenn ich die schönen Denkmäler, die in diesem kostbaren Werkchen enthalten sind, alle anführen wollte: ich will folglich mit Anführung zweyer schließen, die wirklich äußerst selten, höchst schätzbar und interessant sind. Die erste gehört nach Syrakus, und ist eine Münze, worauf man den Kopf eines Frauenzimmers mit fliegenden Haaren erblickt, und nur die-

diejenigen, welche vorne über der Stirne stehen, mit einer Binde zusammen gebunden hat: auf derselbigen Binde stehen etliche Buchstaben, die nicht mehr wohl zu erkennen sind, aber oben über dem Kopfe lieset man deutlich ΑΡΕΘΟΣΑ; und auf der Rückseite erblicket man einen Wagen von vier muthigen Pferden gezogen, die fliegende Victoria, die den Fuhrmann krönet, und darunter die Aufschrift ΣΥΡΑΚΟΣΙ und eine Kornähre. Auf dieser Münze geschieht also zum erstenmale der berühmten Quelle Arethusa, (welcher Name nach der wahren griechischen Orthographie ΑΡΕΘΟΥΣΑ geschrieben wurde) der Quelle, sage ich, geschieht Erwähnung, welche in derjenigen Gegend von Syrakus, die Ortigia hieß, hervor kam, und von welcher die alten Dichter und Geschichtschreiber so viel Mährchen erzählten, um sie berühmt zu machen. Diese Münze beweiset also, daß die Quelle Arethusa, von Seiten der Syrakusaner, eine göttliche Verehrung erlangt, und daß alle diejenigen Syrakusanischen Münzen, welche das wohlgeschmückte Haupt eines Frauenzimmers, sammt einigen Fischen, zeigen, die Arethusa vorstellen müssen. Die zwote Münze ist von der Stadt Termini, auf deren Hauptseite man den Kopf der Stadt selbst verhüllt, und mit einer Mauerkrone geschmückt, und hinter demselben ein Fruchthorn erblicket; auf der Rückseite, ist ein Greis in der Kleidung eines Weltweisen, der sich auf einen Stab lehnet, und in einem Buche, oder Schreibtafel, die er in den Händen hat, lieset, mit der Aufschrift ΘΕΡΜΙΤΩΝ ΙΜΕΡΑΙΩΝ.

Die

Die Gelehrten wissen, daß Termini, wo die berühmten Schwefelbäder sind, den Namen Thermae Himerenses von der benachbarten Stadt Himera bekam, aus deren Ruinen der Ort entstund, zum Unterschied einer andern Stadt, die thermae Selinuntiae hieß, und nahe bey Selinunte lag, und welche das heutige Sciacca zu seyn scheint. Die Figuren lassen sich sehr trefflich aus einer Stelle des Cicero (Act. II. in Verr. lib. II. c. 35.) erklären: nämlich der Kopf stellet die Stadt Himera, von welcher die Termitaner eine sehr schöne Statue hatten, und der Greis den berühmten Dichter Stesichorus vor. Die Stelle des Cicero ist folgende: Erant signa ex aere complura, in his mira pulcritudine ipsa Himera in muliebrem figuram habitumque formata, ex Oppidi nomine, et fluminis; erat etiam Stesichori poetae statua senilis incurua cum libro, summo, vt putant, artificio facta, qui fuit Himerae, sed et est, et fuit tota in Graecia summo, propter ingenium, honore et nomine.

Der dritte Beytrag enthält 368. S. nebst 2. Kupfertafeln, welche 55. Medaillen vorstellen. Wir wollen hieraus nur eine anführen, die die ganze Insel (Sicilien) betrifft. Sie ist in Silber, und wird zu Agrigent in einem Privatmuseum aufbehalten. Auf einer Seite derselben erblickt man den Kopf eines Frauenzimmers mit einem Aehrenkranze, und mit einem Schleyer verhüllt; dahinter steht ein belaubter Zweig eines Baumes: auf der andern

Seite ist ein Wagen von vier muthigen Pferden gezogen, die eine Victoria lenket. Ueber den Pferden stehen die zween Buchstaben HΣ und unter denselben die Aufschrift ΣΙΚΕΛΙΩΤΑΝ. Herr Pellerin hat eine ähnliche Münze zwar angeführet, ihrer sonderbaren Umstände wegen aber für verdächtig gehalten: durch diese aber, welche frey von allem Verdachte einer Verfälschung ist, wird sehr wahrscheinlich, daß auch jene ächt sey. Der verhüllte und mit Aehren bekränzte Kopf ist unstreitig die Ceres, die von allen Sicilianern vorzüglich verehret wurde, Cic. Act. V. in Verr. c. 48.

Modena. Bianca ed Enrico, Tragedia. In Modena, nella Stamperia *Montanazi* 1771. in 8. S. 103. ohne die Zueignungsschrift an den Herzog von Modena. Der Verfasser ist ein Cavalier von noch nicht zwanzig Jahren; dieß ist einiger maßen eine Entschuldigung für die vielen Fehler, die dieses Trauerspiel noch hat. Aus einigen guten Scenen und Stellen leuchten aber Talente hervor, die in Zukunft etwas Bessers versprechen.

Mantua. Se le poesia influisca sul bene della Società, e come possa essere oggetto della politica. Dissertazione presentata dall' Abate *Clemente Sibiliati* pubblico Professore di greca e latina eloquenza nell' Università di Padova nel concorso del anno 1770. e coronata dalla Reale Accademia di scienze, e belle lettere di Mantova. Mantova 1771. Per l'Erede di *Alberto Pazzoni*, in 4. In

dieser

dieser Preisschrift, ist die Frage: was die Poesie für einen Einfluß auf die Gesellschaft habe, und in wie ferne sie ein Gegenstand der Politik seyn könne, wohl und gründlich abgehandelt.

Turin. Attilio Regolo, Tragedia dedicata all' Altezza Reale di Pietro Leopoldo Arci-duca d'Austria, Gran-duca di Toscana. Torino nella Reale Stamperia, 1771. in 4. S. 83. der Verf. dieser sehr gut geschriebenen Tragödie ist der Graf Durante Duranti. Außer dem Bildnisse des Regulus, von einer Antike genommen, ist noch das Bild des Erzherzogs vor der Zueignungsschrift, und vor dem Titelblatte des Dichters seines, fein in Kupfer gestochen.

Florenz. La Filosofia Leibniziana esposta in versi Toscani dal Marchese *Tommaso de Natali*, dei Marchesi di Monte Rosato, Barone della Foresta, Micicchè, Cucca, Barrao, e Cancialosi, Tom. I. Libro I. dei Principi. Ai Signori dell' Accademia di Lipsia. In Firenze 1756. Nella stamperia del *Matini*. con approvazione, in 4. S. 180. Es sind wirklich 15 Jahre, daß dieses Buch, unter dem falschen Druckorte, Florenz, zu Palermo an das Licht getreten ist: und bey alle dem können wir es dem Publikum als ein neues Werk ankündigen: denn es mußte die härteste Verfolgung aushalten und wurde gänzlich unterdrücket. Gleichwohl verdiente es bekannter zu werden, da es den Verf. zu dem Ersten didaktischen Dichter Ita-

liens erheben würde. Er hat sein Genie durch die englischen Dichter, hauptsächlich durch den Milton, gebildet, ohne ein Sklav der Nachahmung zu seyn. Seine Absicht war, wie er im Vorberichte S. 5. selbst meldet, daß er seinen Landsleuten einen gewissen Geschmack an den Lehrsätzen des großen Leibnitz einflößen wollte, indem er diese ein wenig sinnlicher und allgemeiner, machte; nicht aber um den Dichtern Italiens eine Vorschrift vorzulegen, wie sie die Poesie von dem Pöbelhaften und Schmutzigen, worinnen sie sich heut zu Tage befindet, erheben sollen, wobey er ihnen doch zugleich würdigere, erhabnere und angemessenere Gegenstände zu bearbeiten anweiset. In diesem I. Buch welches 111. S. anfüllet, wird, nach den Grundsätzen Leibnitzens, von den verschiedenen Stufen unsrer Erkänntniß, von dem Grundsatze des zureichenden Grundes, und des Widerspruchs gehandelt, und die abstraktesten Materien in die glänzendste Poesie eingehüllet. Hierauf folgt ein Werkchen, das von Leibnitzen selbst, zum erstenmal in den Leipziger Act. Erudit. (T. VII. Suppl. Sect. XI. p. 500.) unter der Aufschrift: principia philosophiae, auctore G. G. L. bekannt gemacht wurde: dieß hat er mit einigen gelehrten Anmerkungen begleitet, die er Perbreues animaduersiones in principia philosophiae, siue Corollarium monadologiae Leibnizianae, auctore *Thoma de Natalibus*, betitelt hat.

Meyland. Il Ruggiero, o vera l'Eroica Gratitudine, Dramma per musica da rappresentarsi

sentarsi in occasione delle felicissime Nozze delle Altezze Loro Reali, il Serenissimo Ferdinando Areiduca d'Austria, e la Serenissima Arciduchessa Maria Beatrice d'Este Principessa di Modena. In Milano 1771. in 4. e in Napoli si vende dallo stampatore *Francesco Morelli* ec. e in Roma da *Natale Barbillieni* a Pasquino ec. Der Innhalt dieses Gedichts des berühmten Metastasio ist aus den drey letzten Gesängen des Orlando furioso, mit wenigen Veränderungen, gezogen. Wer die Olympiade gelesen, kann sich eine hinlängliche Vorstellung von dem Ruggiero machen. Jener Licida und Megakle in der Olimpiade, sind Leone und Ruggiero in diesem; jene Aristea und Argene sind hier Bradamante und Clotilde, und jener Clistene harmonirt mit Karl dem Großen.

Venedig. Poesie di *Gio. Batista Zappata* Comacchiose, parte inedite, e parte ora per la prima volta raccolte. Venezia 1771. nella stamperia *Coleti*. In 12. S. 287. Der Hr. Abt Giuseppe Cavalieri hat diese Poesien mit Mühe zusammen gesucht, und ihnen das Leben des Verf. ingleichen auch Zeugnisse des Muratori, Quadrio, Crescimbeni, Baruffaldi und andere vorgesetzt, woraus man die Achtung, in der dieser Dichter bey den berühmtesten und gelehrtesten Männern seines Jahrhunderts gestanden, abnehmen kann. Er unterschied sich wirklich durch eine besondre Leichtigkeit des Verses, und ist einer der besten Nachahmer des Petrarch und Chiabrera.

Palermo. Delle Scienze, e delle belle arti. Dissertazione apologetica del P. D. *Isidoro Bianchi*, professore di Logica, Metafisica, e Geometria nel Seminario, e Collegio de' Nobili di Monreale con la giunta di alcune note. Palermo 1771. presso *Gaetano Bentivegna*. In 4. pag. 71. Der bekannte paradoxe Lehrsatz des Rousseau, in Absicht des Nachtheils der schönen Künste und Wissenschaften auf die Sitten, ist dasjenige, was Hr. Bianchi in dieser Abhandlung zu widerlegen sich vornimmt.

Venedig. L'idea del profetto Pittore, per servire di regola nel giudizio, che si deve formare intorno all' opere de' Pittori, accresciuto della maniera di dipingere sopra le porcellane, smalto, vetro, metalli, e pietre. Venezia 1771. presso *Francesco Locatelli*. in 4. Man darf itzt nicht besorgen, daß die verschiedenen Künste der itzigen Welt, so wie bey der vormaligen verloren gehen, da man vermittelst der Druckerey die wichtigsten Entdeckungen und Behandlungen durch vollständige Beschreibungen bekannt zu machen und zu erhalten sucht. Dieß ist auch des Verfassers Absicht auf die verschiedenen Arten der Malerey. Es ist sehr deutlich und faßlich geschrieben.

Florenz. Am 30 März 1772. verschied der Kanonikus Giovanni Giorgio Alberti, Probst der Kathedralkirche di Prato, im 63 Jahre seines Alters: ein Florentiner und tragischer Dichter. Nachdem er einige Tragödien des Crebillon mit gutem

gutem Erfolge in seine Muttersprache übersetzt hatte, lieferte er auch drey Originalstücke, nämlich das Decemvirat, Mahomet IV. und die Amerikaner. Das zweyte erhielt den meisten Beyfall.

Venedig. Orlando Furioso di M. *Lodovico Ariosto*, Tomo I. In Venezia 1772. presso *Antonia Zatta*, in groß Quart. Dieß ist der erste Band einer neuen und ungemein schönen Ausgabe des Orlando Furioso. Die Menge der Kupfer, Vignetten, und andrer Verzierungen ist sehr groß. Dieser Band enthält zwölf Gesänge. Vor einem jeglichen Gesange steht ein Kupfer von feiner Arbeit und Erfindung, und in einem niedlichen Küpferchen wird dessen Innhalt vorgestellet. Am Ende folget die Allegorie, wie auch die Erklärungen, welche zwar Ruscelli schon gemacht hat, die hier aber sehr verbessert, und um vieles erweitert sind. Nach der Zuschrift an den Grafen Bute, und dem Vorberichte, steht das Leben Ariosts, wie es im 2ten Bande der Prose Italiane di *Gianandrea Barotti*, 1771. in Ferrara gedruckt, zu finden ist. Diese Lebensbeschreibung ist mit verschiedenen Kupfertafeln versehen: eine stellet das Bildniß des Dichters vor; eine andre die Vorderseite des Hauses, wo er lebte; die dritte sein Grab; die vierte sein Schreibfaß; die fünfte den Stuhl, der dem Vorgeben nach ihm sonst gedienet haben soll. Endlich folgt ein Versuch über seinen Charakter. Der Herausgeber, Zatta, schmeichelt sich, daß seine Ausgabe jene vom Jahr 1584. mit den Figuren des Porro, noch übertreffe. Es haben sich

auch fast mehr Liebhaber darzu gefunden, als er begehrte; die ganze Ausgabe soll vier Bände ausmachen.

Mayland. Il congresso di Pindo sopra l' efficacia della poesia nel promuovere la pubblica felicità. Poemetto di *Francesco Antonio Mainoni*, Bernabita. In Milano 1772. per *Federigo Agnelli*. In 8t. 120. Die Aufgabe, ob die Dichterey auf die öffentliche Wohlfahrt und die Glückseligkeit der Menschen einen Einfluß habe, scheint dem P. Mainoni Anlaß zu diesem Gedichte gegeben zu haben. Er unterstützt die bejahende Parthey, wie leicht von einem Dichter zu vermuthen ist, auf eine Art, die seiner Muse Ehre machet.

Florenz. In der Druckerey der Stecchi und Pagani sind ganz neulich der X. XI. XII. und XIII. Band von der neuen Auflage der Notizie dei Professori del Disegno des Filippo Baldinucci erschienen. Diese neue Ausgabe muß um so viel stärkern Beyfall finden, je zahlreicher die eingestreuten Anmerkungen des berühmten Hrn. Domenico Maria Manni sind.

Ebendaselbst ist der vierte Band der Serie degli Uomini più illustri nella Pittura, Scultura ed Architettura con i loro Elogi, e Ritratti incisi in rame erschienen. Der gegenwärtige Band enthält wieder die Bildnisse von funfzig Künstlern, vom Buonaroti, und erhält sich in gleichen Werthe, wie die vorigen.

Cortona.

Cortona. Am 24 März hat der gelehrte Kanonikus Reginaldo Sellari, Secretär der Etruscischen Akademie, als Cortonensischer Akademikus, ein Sendschreiben an den Herrn Erzbischof Zelada, das Oberhaupt der genannten Akademie, vorgelesen, worinnen er dargethan, daß die sehr bekannte Farnesianische Tasse, aus einem grossen Stücke von orientalischem Achat verfertiget, die itzt unter den Alterthümern des Königs beyder Sicilien verwahret wird, und vom Marchese Maffei in seinen Osservazioni letterarie Band II. S. 339. bekannt gemacht worden ist, sich am besten als ein Beweis der Pracht, der Grösse und des Reichthums, und der Dauerhaftigkeit der ehemals so berühmten und bewohnten Insel Rhodus, da sie in ihrem blühendesten Wohlstande war, erklären lasse, weil man mitten auf derselben eines der berühmten Wunder von Europa, den Kolossus von Rhodus, abgebildet erblickt.

Parma. Am 30 May, oder Tage Ferdinand, wurde dem Infanten Don Ferdinand das Urtheil der gelehrten Gesellschaft über die tragischen und komischen Aufsätze eingehändiget, welche um den ausgesetzten Preis gestritten haben. Den ersten erhielt die Tragödie Zelinde, deren Verf. der Hr. Gr. Orazio Calini, ein Patrizier von Brescia, war: Den zweyten Preis ebenfalls eine Tragödie Corrado, von Francesco Ottavio Magnacavalla, Graf di Varenga di Cosal-Monferrato. Unter den gelieferten komischen Aufsätzen ward keiner eines Preises würdig befunden.

Ebendas.

Ebendas. L' armonia, componimenti dell' Abate *Angelo Mazza*, Parma, nella stamperia degli eredi *Monti*. 1771. in 8. Der Verf. welcher schon Akenside's Pleasures of Imagination, und Thomson's Hymn on the Creator übersetzt hat, giebt hier seine kleinern Gedichte heraus, die viel Anmuth und Harmonie haben: er verspricht in der Zueignungsschrift ein Lehrgedicht, das viel Gutes hoffen läßt.

Rom. Poesie dell' Abate *Gaetano Golt*, fra gli Arcadi *Euridalco Corinteo*, con un discorso intorno agli argomenti del più bel poetare. In Roma 1771. nella stamperia di S. Michele a Ripa per il *Gianchi*, in 12. Die Gegenstände, die der Verf. besingt, sind aus der Naturlehre, der Metaphysik, der Sternkunde, und Gottesgelahrheit genommen. Es ist viel Poesie darinnen: nur wünscht man in Ansehung des Ausdrucks mehr Fleiß in der Befeilung.

Neapel. Le Pitture antiche d'Ercolano e Contorni incise con qualche spiegazione. Folio. Vol. VI. Dieser 6te Theil der herkulanischen Alterthümer machet den ersten von dem allgemeinen Verzeichnisse alles dessen aus, was das königl. Musäum zu Portici Seltnes an Statuen, Basreliefs, Altären, silbernen und metallenen Gefäßen, Glas, Marmor, irdenen Geschirre, Putz, Mobilien, Lampen, Leuchter u. s. w. enthält, und in Herkulanum gefunden worden. Es werden davon noch mehrere Bände folgen.

Dell'

Dell' Arco Trajano in Benevento, &c. Fol. 1770. Man hat schon verschiedene Vorstellungen in Kupferstichen von dem berühmten Triumphbogen, der dem Trajan nach seiner Rückkehr in Italien aus dem Kriege mit den Deutschen und Daciern errichtet wurde, sie sind aber nicht mit der Aufmerksamkeit abgezeichnet worden, die dieses merkwürdige Monument verdiente. Die obangezeigte Vorstellung besteht in 8 Platten, und stellt die verschiedenen Abtheilungen mit der größten Genauigkeit und Schönheit vor: sie sind von Carlo Nolli gestochen und heraus gegeben worden, und dem Hrn. Williams Hamilton, englischen Gesandten in Neapel zugeeignet, der wegen seines feinen Geschmacks in schönen Künsten bekannt ist.

England

Neue Kupferstiche.

London. Seit unsern letzterm ist eine große Anzahl Kupferstiche allhier ausgegeben worden. Wir haben davon folgende vor Augen, und wollen sie den Liebhabern bekannt machen.

Bartolozzi beschäfftiget sich anietzt in der Manier des Röthels, die in Frankreich so gemein worden, von ihm aber durch eine noch nicht erreichte Nettigkeit zur Vollkommenheit gebracht ist. Es scheint, daß er eine Folge davon zu liefern gedenke, wovon wir letzthin schon ein Stück nach Cipriani angezeiget haben. Wir besitzen nunmehr davon das Nebenbild nach eben diesem Meister, das an Reitz,

Aus-

Ausdruck und schöner Rundung jenem ersten nichts nachgiebt. Es ist gleichfalls ein Bruststück eines jungen Frauenzimmers, in freyen Haaren und leichtem Gewande, das die Brust mehrentheils entblösset läßt, deren einen Theil sie mit der Hand anfasset. Ob es ein Ideal oder wahre Vorstellung seyn solle, ist nicht bemerket, sondern nur mit einer Zueignung an den Herrn William Lock unterschrieben.

Ein drittes Stück, in eben dieser Manier, enthält die beyden Töchter des Guercino in der Landtracht der Gegend um Bologna, nach einer Zeichnung ihres Vaters. Sie haben einen Korb mit Tauben vor sich, den die eine anfasset, und ihr jugendlicher Reitz wird durch die ländliche Kleidung noch mehr erhöhet. Die Maße von diesen Stücken ist 11 bis 12 Zoll hoch und 10 Zoll breit, der Preis von jedem aber 5 Schillinge.

Eine Mutter mit ihrem schlafenden Kinde an der Brust, vielleicht eine Madonna, nach Salso Ferrata (Salvi) von Earlom in schwarzer Kunst. Dasselbe Stück, so in dem ersten Bande der Boydelschen Sammlung N. 40. befindlich ist, und welches bereits 1767, vermuthlich für eben diese Sammlung gegraben, aber erst jetzo ausgegeben worden. Ein süßes kleines Stück, völlig in der Manier des Guido.

Das Kind Jesus nackend auf einem Binsenlager in einer Landschaft ausgestrecket, nach Dominichino, gleichfalls von Earlom in schwarzer Kunst. Reizend, wie man es von Maler und Kupferstecher erwarten kann. Ueber den Füßen hängt die

Inschrift: Deliciæ meæ esse cum filiis hominum. Es ist in breitem Ovale, von 11 zu 10 Zollen.

Das Bildniß eines jungen Mr. Sayer, nach Zoffany von Houston in schwarzer Kunst. Er steht an einem schnell fließenden Bache mit der Angelruthe, einen eben gefangenen Fisch ablösend. Die ganze Vorstellung ist angenehm und in einer schönen Landschaft, 17 Zoll hoch und 13 breit; kostet eine halbe Guinee, von Probedrucken.

The jovial Peasants, ein Gelach trinkender und lärmender Bauren, nach Heemskerken von B. Clowes, in schwarzer Kunst, in Foliogröße, kostet 3 Schillinge, und empfiehlt sich durch den starken Ausdruck.

The Flemish Ratcatcher. Ein niederländischer Rattenfänger, der einer Baurenversammlung jämmerliche Mordgeschichte zeiget und vorsinget, nach einem schönen Gemälde von Ostade, durch R. E. Saurie in schwarzer Kunst meisterlich gegraben. Ein überall schön ausgeführtes, kräftiges Stück, 17 Zoll hoch und 13 breit, kostet 7 Schillinge 6 Pence.

Garrik in der Rolle Königs Richard III. da er in der letzten unglücklichen Schlacht wüthend den Degen zieht und nach seinem Pferde ruft. Das Costume ist sehr wohl beobachtet und der Ausdruck kann nicht stärker seyn. Dance hat es gemalet und J. Dixon in schwarzer Kunst vortrefflich gestochen. Es hält beynahe 24 Zoll in der Höhe und 15 in der Breite, und ein Probedruck kostet 15 Schillinge.

Der

Der Schauspieler Reddisch in der Rolle des Posthumus, aus Shakespears Cymbeline, da er als Gefangener den mit seiner Imogene vom Jachimo gespieleten Betrug erfährt, und desfalls in Wuth ausbricht. Das Gemälde von R. E. Pine, und der Stich in schwarzer Kunst von Val. Green. Ein herrliches Stück, das alle Bewegung der Handlung mit der vollen Kraft des Helldunkeln darleget. Die ersten Abdrücke kosten 15 Schillinge, und die Größe ist von 23 Zoll Höhe zu $14\frac{1}{2}$ Zoll breit.

Miß Brußby, das Bildniß eines Kindes, bis auf die Knie, in den Händen ein Kaninichen haltend; von Falconet gemalet, und von Green in schwarzer Kunst gegraben. Ein schöner Stich von 17 Zoll in der Höhe und 12 Zoll in der Breite; kostet 5 Schillinge.

Mr. Yorke, gleichfalls ein junges Kind, einen Pudel umfassend, von gleicher Größe und Schönheit; auch von Green in schwarzer Kunst, nach einem Gemälde der Catharine Read; zu selbigem Preiße.

Miß Metcalfe, auch noch sehr jung, einen Spitzhund bey sich habend, im Bruststücke nach N. Hone, von J. Finlayson, schwarzer Kunst. Ein recht schönes Blatt, in der Höhe 17 Zoll, und in der Breite 13; kostet 7 Schillinge 6 Pence.

Das Bildniß von zwo Schwestern, Miß Carpenter, Hand in Hand; ein Kniestück von Peter Lion gemalet und von James Watson in schwarzer Kunst gestochen. Eine angenehme Vorstellung,

von

von gleicher Größe als das vorhergehende, auch zu selbigem Preise.

Lady Frances Manners, Tochter des letztverstorbenen Marquis von Granby, ietzt an den Grafen von Tyrconnel verheurathet, von D. Martin gemalet, auch in schwarzer Kunst gegraben. Sie ist in einer reichen Redoutentracht, vor einem Tische sitzend, den Kopf auf einer Hand gelehnet und in der andern die Maske haltend. Ein weicher, schöner Stich, eben so groß als die vorhergehenden, auch zu gleichem Preise.

A Spaniel Dog, von G. Mullins gemalet, und in schwarzer Kunst gestochen. Ein Jagdhund der am Wasser lieget und auf Wildpret lauret, überaus natürlich, und wohl behandelt; 11 Zoll hoch und 16 Zoll breit; kostet 5 Schillinge.

Lady Milbourne, ein schönes Bruststück nach Reynolds von Finlayson in schwarzer Kunst.

Miß Wynyard, desgleichen, von eben denselben Meistern, jedes 17 Zoll hoch und 13 breit, und zu 7 Schillinge 6 Pence im Preise.

Acht Aussichten von dem großen Park zu Windsor und dessen Gebäuden, die der letztverstorbene Herzog von Cumberland daselbst angeleget. T. Sandby hat sie gezeichnet, und verschiedene Meister, als Mason, Vivaretz, Rooker, P. Sandby haben solche in Kupfer gestochen. Die schönsten Stücke dieses herrlichen Landsitzes sind auf

eine reizende Art vorgestellet, jedes Blatt etwa 11 Zoll in der Höhe und 21 in der Breite. Der Preis ist überhaupt eine Guinee.

Zu dem im 10ten Bande der Bibliothek angezeigtem Jagdstücke, nach G. Stubbs, von Woollett, sind noch drey Blätter, eben dieser Meister, hinzugekommen. Man kann auch diese als Muster sowohl in Wahrheit der Hauptgegenstände, als in dem Ideale der Landschaften und in der Vollkommenheit des Griffels anpreisen. Jedes hat den Titel Shooting, Plate 2. 3. 4. und acht Verse aus Thomson's Seasons. Die Größe aber ist $14\frac{1}{2}$ Zoll Höhe zu $19\frac{1}{2}$ Zoll Breite, und der Preis, wie vorhin gemeldet, von jedem 8 Schillinge.

Zwo Landschaften in dem heroischen Style, von Wilson gemalet, und durch Earlom in schwarzer Kunst gegraben. Es sind schön ausgedachte Gegenden des Alterthumes, mit Tempeln, Altären und Denkmälern geschmücket. Auf der einen ist die Geschichte Meleagers, und auf der andern ein Chor Nymphen, welches nach der Leier des Apollo tanzet, alles auf das reizendste ausgeführet. Das Stück hat $16\frac{1}{2}$ Zoll in der Höhe, und 21 Zoll in der Breite; beyde aber kosten von den ersten Abdrücken 1 Pfund 10 Schillinge.

Sancta Cæcilia, Sanctis Magdalena, Paulo, Johanne, Augustino &c. comitata, nach dem Gemälde des Raphael, in der Kirche S. Giovanni in Monte zu Bologna.

Virgo

Virgo deipara Correggii, cum St. Magdalena, St. Hieronymo &c. nach dem Gemälde des Correggio, in der Akademie zu Parma.

Mit diesen beyden neuen Stücken hat uns der große Kupferstecher, Robert Strange, neulich wieder beschenket. Sie mußten auch nur von ihm behandelt werden, um den Liebhabern die Entzückung mitzutheilen, welche bey jedem Anblicke der Urbilder erreget wird. Es können diese keinen Liebhaber der Kunst unbekannt seyn, und wir enthalten uns daher einer umständlichen Beschreibung. Es bedarf auch keiner weiteren Lobsprüche des Strangischen Griffels. Er zeiget sich hier beyder Orten in seiner Vollkommenheit, und wenn wir dem erstern Stücke einen Vorzug beylegen, so ist es wohl nur der göttliche Ausdruck des Raphael, der uns mehr, als die Grazie und Ründung des Correggio, gerühret hat. Die Blätter sind von der gewöhnlichen Größe des Kupferstechers, $17\frac{1}{2}$ Zoll hoch, und 13 Zoll breit. Sie haben eine lateinische und englische Unterschrift, und jedes kostet eine halbe Guinee.

Lion Seizing a Boar, eine Löwinn, so ein wildes Schwein im Nacken fasset, nach einem Gemälde Franz Snyders, aus der Sammlung des Herzogs von Newcastle, durch Earlom in schwarzer Kunst gegraben. Ein gar vortreffliches Stück, von $15\frac{1}{2}$ Zoll Höhe und $18\frac{3}{4}$ Zoll Breite, kostet eine halbe Guinee in den ersten Abdrücken.

Der Abschied des Hektors und der Andromache, von Angelika Kauffman gemalet und von James Watson in schwarzer Kunst gestochen. Diese Malerinn, welche sich in London niedergelassen und in dortige Akademie aufgenommen worden, soll nach Hrn. Fueßli Künstlerlexicon aus Thur gebürtig seyn. Wir rechnen sie also zu uns, und ergreifen mit Vergnügen die Gelegenheit, ihre Verdienste weiter bekannt zu machen. In gegenwärtigem Stücke zeiget sie eine schöne Anordnung, richtige Zeichnung und edlen Ausdruck. Am Fuße einer erhabenen Architektur steht Hektor auf seine Lanze gestützet: Andromache drücket ihm die eine Hand, und hat ihn mit der andern umfasset. Ihre Augen sind wehmuthsvoll auf einander geheftet, und bey der Andromache fließen sie von Thränen über. Die Wärterinn des jungen Astyanax steht hinter ihr, das Kind in den Armen haltend, welches die eine Hand ausstrecket: in der Entfernung aber sieht man das griechische Lager. Der Stich ist unverbesserlich, und kostet im Probedrucke 13 Schillinge. Seine Maße hält über 17 Zoll in der Höhe und 21⅓ Zoll in der Breite.

Moon Light und A Thunder-Storm, zwey schöne Seestücke von unserm Kobell, durch R. Broockshaw in schwarzer Kunst, die sich in diesen Gegenständen besonders vortheilhaft zeiget. Ersteres hat viele Vorzüge, und ist auch etwas größer, nämlich zu 15 Zoll hoch und über 22 breit,

da

da letzteres nur 12 zu $18\frac{1}{2}$ Zoll hält! wie denn auch jenes 7 Schilling 9 Pence, und dieses nur 5 Schillinge kostet.

Der Heldentod des Generals Wolfe an seinen Wunden vor Quebeck. Ein neuer Tribut der Nation über den frühzeitigen Verlust dieses mit Recht noch immer beklagten Feldherrn. Er liegt nicht weit vom Schlachtfelde, woher ein Soldate mit der Nachricht vom Siege gelaufen kömmt, zur Erde. Ein alter Bedienter wischet ihm den Todesschweiß ab, und ein Grenadier hält ihn in seinen Armen, wobey noch ein anderer steht, und nach dem flüchtigen Feinde zeiget. Edward Penny hat es gemalet und R. Houston in schwarzer Kunst wohl gestochen. Er hat $14\frac{1}{2}$ Zoll in der Höhe und $18\frac{1}{2}$ Zoll in der Breite, und kostet im Probedrucke eine halbe Guinee.

Allegro und Penseroso, zwey Stücke, nach G. Romney von Robert Dunkarton in schwarzer Kunst. Ersteres, die Freude, ist eine tanzende Nymphe, welche einen Tambourin mit aufgehobnen Händen hält und schlägt, da neben ihr zur Erde vier Nymphen andre Instrumente spielen. Letzteres, der Trübsinn, wird durch die Figur einer stehenden und ihr Haupt stützenden jungen Wittwe vorgestellet. Zeichnung und Ausdruck sind in beyden, doch vorzüglich im letztern schön, auch der Stich kräftig gerathen. Sie halten jedes über

22 Zoll in der Höhe und 14 Zoll in der Breite: der Preis von beyden ist eine Guinee.

Cephalus beweinet den Tod der Procris, von B. West gemalet und von Matth Liart gestochen. Der Ausdruck ist recht gut: aber mit dem Stiche können wir nicht ganz zufrieden seyn. Er kostet 7 Schillinge 6 Pence, und hat 14½ Zoll in der Höhe, und 18 Zoll in der Breite.

Alexander und sein Arzt Philippus, gleichfalls nach West von Val. Green in schwarzer Kunst. Hier erreichet der Kupferstecher alle Kunst des Malers. Alexander in seinem Zelte auf einen Sessel, mit allen Kennzeichen einer brennenden Krankheit, bringt den Arzeneybecher zum Munde, während daß Philippus die verrätherische Anzeige erstaunend liest. Hinter dem Könige steht ein alter Kriegesmann, der sich bekümmert auf den Sessel lehnet und den Ausgang erwartet: in der Entfernung aber zeiget sich das Lager. Ein in allen Stücken schön gerathenes Blatt, von 16 Zoll in der Höhe und 19½ Zoll in der Breite, zu einer halben Guinee im Preise, wenn man von den ersten Abdrücken nimmt.

Noch ein Stück von diesen beyden Meistern, welches von äußerster Wichtigkeit ist. Es stellet die Rückreise des Regulus von Rom nach Karthago vor, wovon der König das Gemälde besitzet. Auf einem mit der schönsten Architektur gezier-

gezierten Platze in Rom gehen voran die karthaginensischen Gesandten nach der Tiber zu, wo sie ein Schiff erwartet. Der Platz und die Brücke ist mit dem römischen Volke, den Freunden und Verwandten des Regulus ganz angefüllet, so daß man über 100 Personen zählet. Dieß machet ein Gewühl, wobey aber alle Unordnung vermieden ist. Die Hauptfigur, Regulus, fällt gleich in die Augen: Er steht ungefähr in der Mitte, seinen Schritt nach den Gesandten gerichtet. Ihn umringet ein Haufen seiner Angehörigen, Männer und Weiber, Alte und Junge, wovon einige ihm zu Füßen fallen, und worunter ein Greis, vielleicht der Vater, besonders merkwürdig ist. Ihr Flehen und Vorstellung, um ihn zurück zu halten, wird auf die rührendste und mannichfaltigste Weise zu Tage geleget. Er sieht mit ernstem Blicke nur vorwärts, und wehret dem Andringen mit der Hand, non aliter dimovens obstantes propinquos, et populum reditus morantem, quam si clientum longa negotia diiudicata lite relinqueret. Hinter ihm liegt seine Frau in Ohnmacht, von zarten Kindern, die ihr helfen wollen, umgeben. Andere Gruppen sitzen in stiller Bekümmerniß, andere erheben ein Geschrey, und andere staunen den großen Römer an. Es ist nicht möglich, alles zu beschreiben, noch der Anordnung und dem Ausdrucke ihr volles Recht zu thun. Auch die Arbeit des Kupferstechers ist bewundernswürdig; die Lichter sind herrlich vertheilet, und wir haben in

schwarzer Kunst noch nichts reicheres und schöneres gesehen. Die Größe ist $23\frac{1}{2}$ Zoll in der Höhe, und $32\frac{1}{2}$ Zoll in der Breite. Unser Probedruck kostet 3 Guinees, und andere werden doch nicht viel wohlfeiler seyn.

The Exhibition, oder Gemäldeausstellung, nach Brandoin, von Earlom in schwarzer Kunst. Ein mit Gemälden ganz behängter Saal, welcher von Zuschauern verschiedenen Alters, Standes und Geschlechtes angefüllet ist. Es sind darunter ganz besondere charakteristische Gesichter, die, ob sie wohl Karikatur scheinen, doch vermuthlich gewisse Personen vorstellen sollen. Die Anordnung ist reich und gut, auch der Stich wohl gerathen. Er hält $17\frac{1}{3}$ Zoll in der Höhe, zu $20\frac{1}{2}$ Zoll Breite, und kostet 15 Schillinge.

The Music Grinder, oder Leierdreher, nach P. Collett von T. Coock kräftig gestochen. Es ist im hogartischen Geschmacke, und alle Figuren stark ausgedrückt; fast 16 Zoll in der Höhe, und $12\frac{1}{2}$ in Breite: der Preis aber 7 Schillinge 6 Pence.

Lady Susan O Brian, ein Bruststück, in gewöhnlicher Foliogröße, von Cotes gemalet, und von Watson in schwarzer Kunst schön gegraben; ostet 5 Schillinge.

Babes

Babes in the Wood, zwey im Walde schlafende kleine Knaben; eine artige Vorstellung, wenn nur die Haltung besser wäre, von Reynolds gemalet und Watson in schwarzer Kunst gestochen. Hat 12 Zoll in der Höhe und etwas über 10 in der Breite: der Preis ist 5 Schillinge.

Mrs. Bellamy, eine berühmte Schauspielerinn im Brüststücke, nach Reynolds, durch Elisabeth Judkins, in schwarzer Kunst. Ein guter Anfang dieser noch nicht bekannten Künstlerinn, von gewöhnlicher Foliogröße, und zu 5 Schillinge im Preise.

Mrs. Yates in the Tragic Muse. Eine schöne Abbildung dieser gleichfalls in den ersten Rollen so sehr beliebten Schauspielerinn, als Melpomene, ganz aus, in edler Stellung. In der Rechten hält sie den Dolch, und mit der Linken vergießt sie eine Schale auf einen nebenstehenden Dreyfuß. Das Blatt hat $22\frac{1}{2}$ Zoll in der Höhe, und $14\frac{1}{3}$ in der Breite, und kostet 15 Schillinge. Romney ist der Maler und Green der Kupferstecher, in schwarzer Kunst.

Una, die Heldinn des Ritters Redcroß, in Spensers Fairie Queen. Sie ruhet im Walde unter einer hohen Eiche ausgestrecket, ihr weisser Esel hinter ihr grasend, und der getreue Löwe

zu ihren Füßen. Eine überaus reizende Vorstellung, von West gemalet und von Earlom in schwarzer Kunst unverbesserlich gegraben. Die Größe ist von 17 Zoll Höhe und 21 Zoll Breite, und der Preis eines Probedruckes 15 Schillinge.

Uebrigens haben wir auch nunmehr den Rest der großen Boydelschen Sammlung, und werden von den letztern Stücken und dem ganzen zweyten Bande nächstens ausführliche Anzeige thun.

Neue englische Schriften.

Elements of Painting with Crayons. By John *Russel.* 4to. *Wilkie.* Dieses Werk besteht aus sechs Abschnitten: Nämlich vom Zeichnen überhaupt. — Von dem Gebrauche der Kreyden und Zeichnungsstiften. — Von den Gewändern. — Von den Materialien. — Von Zubereitung der Kreyden zum Malen. Der Verf. sagt in einer Einleitung, daß er ein Schüler von dem in der Zeichnungsmalerey berühmten Franz Cotes sey. Da dieser verschiedene Entdeckungen in Absicht der Zubereitung und Behandlung der Farben in dieser Gattung von Malerey gemacht; so zeigt Hr. Russel hier dieselben zum Besten anderer an. Sein Buch ist gut geschrieben, und sein Unterricht deutlich und kann jungen angehenden Malern von grossem Vortheile seyn.

A Wife

A Wife in the Right. A Comedy. By Mrs. *Griffiths*. 8vo *Dilly*. Dieß Stück hat bey der Aufführung kein günstiges Schicksal gehabt. Die Veranlassung wird von der Verfasserinn aufrichtig erzählet. In der That verdienet es auch eine bessere Aufnahme in jeder Absicht. Die Fabel ist gut angelegt, die Charaktere gut gezeichnet, und der Dialog lebhaft.

Sentimental Fables. Designed chiefly for the Use of Ladies. 8vo. *Robinson* 1772. Die Absicht dieser Fabeln ist, wie der Verfasser sagt, „liebreiche und erhabene Empfindungen einzuflößen, die Tugend in das hellste Licht zu setzen, das Laster seiner falschen Reizungen zu berauben, und die Schwierigkeiten anzuzeigen, in die sich ihre Anhänger verwickeln.„ Sie sind hauptsächlich für das schöne Geschlecht erfunden. Die Erfindungen sind nicht alle neu. Die Einkleidung ist sehr poetisch und voll angenehmer Schilderungen, obgleich nicht allezeit der Fabel angemessen.

The Oeconomy of Beauty. In a Series of Fables, adressed to the Ladies. 4to. *Wilkie*. Diese Fabeln, an der Zahl zehne, haben die Absicht der vorhergehenden: sie haben ihr Gutes, und manche feine und empfindungsvolle Stelle: doch herrschet darinnen eine gewisse pedantische Miene; die Eingänge sind oft länger als die Fabeln, diese commentiret der V. in vielen Anmerkungen, und oft scheint

scheint der Vers um dieser Willen hingeschrieben. Von verschiedenen ist die Erfindung aus dem La Motte genommen. Sie sind übrigens mit sehr feinen Kupfern gezieret.

Fingal. A Poem in 6. Books, by Ossian: Translated from the Orginal Galic by Mr. *Macpherson:* and rendered into Verse from that Translation. *Rivington* 1772. Und wenn diese Uebersetzung in Versen aus einer Uebersetzung in Prosa noch weit besser wäre, als sie ist, so halten wir doch immer des Uebersetzers Mühe für sehr überflüßig, und undankbar: wer den Geist des Originals kennen zu lennen wünscht, wird wenigstens sich gewiß nicht an diese halten.

Youth. A Poem. By *Hall Hartson* 4to *Griffin.* Der natürliche Fortgang der Jugend durch alle seine Stufen von der ersten Kindheit an, werden in diesem Gedichte aufs angenehmste geschildert, und mit den lebhaftesten Bildern ausgeschmücket.

The *Irish Widow.* In two Acts. 8vo. *Becket.* Dieß Stück ist mit vielem Beyfalle aufgeführet worden, und hat viel Laune. Doch fällt es bisweilen zu sehr ins Possenhafte und der Charakter ist nicht selten überladen.

The

The Advancement of Arts; Or a Description of the useful Machines and Models contained in the Repository of the Society for the Encouragement of Arts, Manufactures and Commerce. Illustrated by Designs on fifty-five Copper-plates. Together with an Account of the several Discoveries and Improvements. By *William Bailey*, Register to the Society &c. 4to. *Dadsley*, 1772.

Wir haben schon oben S. 68. aus diesem Buche einen Beweis von dem patriotischen Eyfer der Engländer in der Vertheilung der ansehnlichen Preise zu Aufmunterung der Künste, angeführet. Hier wollen wir kürzlich die Ordnung anzeigen, die der Verf. in den Zeichnungen und Beschreibungen der verschiedenen Maschinen und Instrumente unter ihren Hauptkapiteln beobachtet. Das 1. 2. u. 3te bezieht sich bloß auf den Ackerbau: das 1te enthält Zeichnungen, Beschreibungen und Erklärungen von Pflügen und anderm Ackergeräthe. In den Zeichnungen sind nicht bloß die ganzen Maschinen, sondern jedes wesentliche Theil nach solchen verschiedenen Gesichtspunkten vorgestellet, die einen jeden Künstler in Stand setzen, sie nach der Beschreibung zu bauen.

Im 2ten Buche ist eine kurze Nachricht von Pflügen, Maschinen und Modellen, die noch nicht abge-

abgezeichnet sind. Das 3te enthält ein Verzeichniß derjenigen, die die Absichten dieser Gesellschaft vorzüglich befördert und die Belohnungen, die sie für ihre Entdeckung erhalten haben.

Das 4. 5. 6te Buch enthält ebenfalls Zeichnungen, Beschreibungen und Erklärungen solcher Maschinen und Modelle, die die Manufacturen angehen, nebst den Belohnungen und Preisen, die man zum Behufe der Armen, die in den Arbeitshäusern dadurch beschäfftiget worden, und zu Verbesserung verschiedener Zweige der Manufacturen ausgegeben hat.

Das 7. und 8te handelt von mechanischen Dingen, und enthält Zeichnungen von Werkzeugen und Maschinen unter welchen vielerley Arten von Mühlen, Hebeln, Weberstühlen, hydraulischen Maschinen, Ventilatoren u. s. w. vorkommen. Das übrige bezieht sich auf die Chymie, die Amerikanischen Colonien und schönen Künste.

Der Platten sind 55. und sie machen für sich einen ansehnlichen Band aus.

The Baths of the Romans explained and illuſtrated. With the Reſtoration of *Palladio* corrected and improved. To which is prefixed an introductory Preface, pointing out the Nature of the Work; and a Diſſer-

Dissertation on the State of Arts during the different Periods of the Roman Empire. By *Charles Cameron*, Architect. Fol. Imperial Paper. 1772. *Robson* and *Payne*. Die Bäder gehörten ohne Zweifel mit unter die prächtigsten Gebäude der alten Römer. Der Verf. sagt, daß alles, was die Baukunst nur Großes hatte, sich hier zu vereinigen schien. Dem berühmten Palladio verdanket man hauptsächlich die vollständige Idee, die wir uns noch von den vornehmsten Bädern derselben machen können. Die Zeichnungen, die er davon hinterlassen, wurden von dem verstorbenen Lord Burlington entdeckt, und herausgegeben. Da aber Palladio nicht die letzte Hand daran legen können, so waren sie sehr unvollkommen. Diesen Mangel soll dieses Werk ersetzen: die Gebäude die hier beschrieben werden, sind aufs neue ausgemessen und die Fehler verbessert worden. Die Elevation und Durchschnitte der Bäder, die er in ihrem ursprünglichen und vollkommenen Zustande vorgestellet, sind hier in Ruinen wie sie itzt sind, auf Ort und Stelle gezeichnet, oder nach bessern Zeichnungen abgestochen.

Die besondere Bäder, die hier beschrieben werden, sind die Bäder des Agrippa, Nero, Titus, Domitian, Trajan, Caracalla, Diocletian und Konstantin; von allen diesen, benebst denen des Antonin, giebt der Verf. in Kupfern

pfern sehr herrliche Vorstellungen nach allen ihren Theilen. Einen Theil dieses prächtigen Werks füllet eine schöne Sammlung von römischen Deckenstücken, auf 22. großen Kupferplatten gestochen, und enthält die Vorstellung von den bewundernswürdigen Deckenstücken im Palaste des Augusts, des Titus und seinen Bädern und der Villa Hadriani mit der schönen Nachahmung in der Villa Madama. Die Zahl aller Kupferplatten steigt außer der Menge von Vignetten auf 75. Die französische Uebersetzung steht dem Werke gegen über. Es kostet 4. Pf. 4. Schillinge.

Wegen Mangel des Raums müssen wir die Litterarische- und Kunstneuigkeiten aus Frankreich bis auf das nächste Stück versparen.

Druckfehler im vorigen Bande.

S. 138 Z. 19 für wo mir recht, nach Lucatelli :c. lies die ersten nach seinem Lehrmeister, vier an der Zahl.
S. 310 Anmerkung Z. 1 und 10 Vaysingen lies: Vayhingen.
S. 311 Z. 16 nach Erfinder ist ein (,) zu setzen.
S. 316 Z. 14 anatomischen lies akademischen.
S. 319 Z. 8 von unten, an lies auf.
— — — 7 — — zurücksehend lies zurück zu sehen.
— — — 5 — — Absichten lies Ansichten.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Vierzehnten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1773.

Inhalt.

Aus Deutschland.

Frankreich. Neue Schriften.

Werke die Künste betreffend.

Witzige Schriften.

Le

I. Rede

I.

Rede des Hrn. Reynolds, Präsidenten bey der königlichen Maler Akademie in London, an die Schüler derselbigen bey Vertheilung der Preise, den 11 December, 1769.

Meine Herren,

Ich wünsche Ihnen zu der Ehre Glück, die Ihnen eben zu Theil geworden. Ich habe die größte Meynung von Ihren Verdiensten, und wünschte wohl Ihnen durch Etwas, das Ihnen nützlicher als bloß leere Lobsprüche wäre, zu zeigen, wie sehr ich sie erkenne. Ich wünschte Sie nämlich auf eine solche Laufbahn bey Ihrem Fleiße zu leiten, der Ihren künftigen Fortgang Ihren bisher erworbenen Geschicklichkeiten gleich machte, und indem ich Ihnen meinen Beyfall über das bezeige, was Sie bisher gethan haben, Ihnen zugleich zu Gemüthe zu führen, wie viel Ihnen zur Vollkommenheit noch zu thun übrig ist.

Ich schmeichle mir selbst, daß ich mir keinen Vorwurf der Eitelkeit zuziehen werde, wenn ich Ihnen, nach der langen Erfahrung, die ich gehabt, und dem unaufhörlichen Fleiße, den ich auf diese Künste gewandt habe, die Sie itzt treiben, einige Winke zu weiterm Nachdenken gebe. In der

der That gründen sie sich größtentheils auf Fehltritte, die ich auf dieser Laufbahne begangen: aber eine Geschichte von Irrthümern, gehörig behandelt, verkürzt oft den Weg zur Wahrheit. Und ob gleich keine Bahn die ich Ihnen zur Kunst vorzeichnen kann, von sich selbst zur Vortrefflichkeit führet, so kann sie doch vor einem übel angewandten Fleiße bewahren.

Da ich mit Ihnen von der Theorie der Kunst spreche, so will ich sie bloß hier in so ferne betrachten, als sie eine Beziehung auf die Art und Weise Ihre Kunst zu treiben, hat.

Ich theile das Studium der Malerey in drey verschiedene Perioden, und sehe Sie, m. H. bereits als solche an, die schon den ersten derselben zurückegelegt haben, welcher auf die Anfangsgründe eingeschränkt ist, und nebst der Fertigkeit, jedes Objekt, das sich darbeut, zu zeichnen, eine erträgliche Leichtigkeit in Behandlung der Farben, und eine Bekanntschaft mit den simpelsten und handgreiflichsten Regeln der Zusammensetzung in sich begreift.

Diese erste Stufe des Fortgangs ist in der Malerey das, was die Sprachlehre in der Litteratur ist, eine allgemeine Vorbereitung auf jede Art der Kunst, der der Schüler in der Folge seine Kräfte vorzüglich wiedmen will. Das Zeichnen, Modelliren und der Gebrauch der Farben kann im eigenthümlichen Verstande die Sprache der Kunst genannt werden: und in dieser Sprache haben Sie, wie die Belohnungen zeigen, die Sie eben erhalten, keinen unbeträchtlichen Fortgang gemacht.

Hat

Hat der Künstler einmal die Geschicklichkeit erlangt, sich selbst mit einem gewissen Grade der Richtigkeit auszudrücken, so muß er sich bemühen, Gegenstände für den Ausdruck zu sammeln: einen Vorrath von Gedanken zusammen zu bringen, die er nach Beschaffenheit der Umstände verbinden und abändern kann. Nunmehro hat er den zweyten Perioden der Kunst erreicht: und hier ist sein Geschäffte, alles kennen zu lernen, was bisher in der Kunst geleistet worden. Da er bisher den Unterricht eines besondern Lehrers genossen, so muß er nun die Kunst selbst, als seinen Meister ansehen: er muß seine Fähigkeit zu erhabnern und allgemeinern Belehrungen anstrengen: seine Augen auf die Kunst selbst erheben, in so fern von ihr gesagt wird, daß sie in den Werken der größten Künstler der vergangenen Zeitalter lebe und lehre. Diese Vollkommenheiten, die unter vielerley Meistern zerstreuet liegen, muß er nun in einen allgemeinen Begriff vereinigen, der von nun an seinem Geschmacke zur Regel dienen und seine Einbildungskraft erweitern muß. Hat er eine so große Verschiedenheit von Mustern vor sich, so wird er diesen engen und armseligen Bezirk von Begriffen vermeiden, den eine abergläubische Bewunderung eines einzelnen Meisters zu begleiten pflegt: er wird aufhören weiter da einem Lieblinge zu folgen, wo dieser aufhöret vortrefflich zu seyn. Dieser Periode ist übrigens immer noch eine Zeit der Unterwürfigkeit und Zucht: denn ob gleich der Schüler sich nicht blindlings irgend einem einzelnen Ansehen überlassen wird, da

er den Vortheil hat viele zu Rathe zu ziehen, so muß er doch noch ein Mistrauen gegen sein eigen Urtheil haben und jeden Abweg vermeiden, wo er nicht die Fußtapfen eines der ersten Meister finden kann.

Der dritte und letzte Periode befreyet den Schüler von aller Unterwürfigkeit unter irgend einige Autorität, außer derjenigen, die nach seinem eignen Urtheile, von der Vernunft unterstützet wird. Kann er sich auf dasselbe nunmehr zuversichtlich verlassen, so wird er die verschiedenen Principien, denen die verschiedenen Abänderungen von Schönheit ihre Originalität verdanken, betrachten, und absondern. In dem ersten Perioden suchte er bloß das Vortreffliche, wo es nur zu finden war, kennen zu lernen und in eine Idee von Vollkommenheit zu vereinigen: In diesem lernet er, was das aufmerksamste Nachdenken und die feinste Prüfung erfodert, die Vollkommenheiten abzusondern, die nicht mit einander bestehen können.

Von dieser Zeit an, setzt er sich mit seinen Meistern, denen er zuvor als seinen Lehrern gefolgt war, in einen Rang: und übt eine unumschränkte Herrschaft über die Regeln aus, die ihn bisher gefesselt hielten. Nunmehr vergleicht er nicht mehr die Werke der Kunst unter einander, sondern er prüft die Kunst nach der Natur als ihrem Meister; und durch diese Vergleichung, verbessert er das Fehlerhafte, ersetzt was mangelhaft ist, und thut nach seiner eignen Beobachtung hinzu, was der Fleiß seiner Vorgänger zur gänzlichen Vollkommenheit

heit noch übrig gelassen. Ist seine Urtheilskraft befestiget und sein Gedächtniß mit allen erfoderlichen Känntnissen angefüllet, so kann er nun ohne Furcht die Stärke seiner Einbildungskraft versuchen. Die Seele, die einer solchen Zucht genossen, darf sich nun dem wärmsten Enthusiasmus überlassen, und in den Gegenden der wildesten Imagination zu spielen wagen: die eigenthümlich erlangte Würde, die ihm der lange, vertraute Umgang mit den größten Geistern mitgetheilet, wird sich in allen seinen Unternehmungen äußern: und er wird mitten unter seinen Lehrmeistern nicht als ein Nachahmer, sondern als ein Nebenbuhler stehen.

Dieß sind die verschiedenen Auftritte der Kunst. Doch da ich itzt vorzüglich mit denjenigen Schülern zu reden habe, die heute wegen ihres glücklich zurückegelegten Durchganges durch den ersten Perioden belohnet werden, so würde ich es für unschicklich halten, zu vermuthen, daß sie noch einiger Hülfe in den Elementarwissenschaften ihrer Kunst brauchten. Meine gegenwärtige Absicht ist, ihren Blick auf die entfernte Vortrefflichkeit zu leiten und Ihnen den leichtesten Weg zu zeigen, der dazu führet. Von diesem will ich selbst in einer solchen Entfernung reden, daß ich dem Lehrer nicht in sein Amt greife, und den Unterricht voraus wegnehme, den er Ihnen geben muß, und Sie annehmen müssen, wenn er seiner Obliegenheit, und Sie Ihrer Pflicht eine Genüge thun wollen.

Es ist unwidersprechlich klar, daß ein großer Theil von eines jeden Menschen Leben darauf müsse

verwandt werden, Materialien zur Uebung seines Genies zu sammeln. Die Erfindung im genausten Verstande, ist nicht viel mehr, als eine neue Verbindung derjenigen Bilder, die vorher eingesammelt und im Gedächtnisse beygelegt werden. Aus Nichts kömmt Nichts: und wer nichts eingesammelt, kann auch keine Verbindungen hervorbringen.

Ein junger Künstler, der mit den Werken seiner Vorgänger nicht bekannt ist, wird immer seinen Geschicklichkeiten einen zu hohen Werth beylegen: er wird die geringsten Einfälle für wichtige Entdeckungen halten und jede wohlbekannte Küste für ein neu entdecktes Land halten: überspringt er von ungefähr seine gewöhnlichen Gränzen, so wird er sich zu seiner glücklichen Ankunft in diesen Gegenden Glück wünschen, die diejenigen, die einen besser Lauf verfolget, lange hinter sich zurücke gelassen hatten.

Die Werke solcher Hände unterscheiden sich selten durch einen originellen Ton: auch in ihren glücklichsten Versuchen ist man ihnen lange zuvor gekommen: und findet man ja, daß sie in einer und der andern Sache, von ihren Vorgängern abweichen, so ist es bloß in unregelmäßigen Spitzfindigkeiten und elenden Concettis.

Je ausgebreiteter also Ihre Bekanntschaft mit den Werken dererjenigen ist, die in ihrer Kunst vortrefflich gewesen, desto ausgebreiteter wird auch Ihre Erfindungskraft seyn: und (was vielleicht noch mehr einem Paradoxon ähnlich sehen wird,) desto origineller werden Ihre Gedanken seyn. Aber die

Schwie-

Schwierigkeit bey dieser Gelegenheit, ist, zu bestimmen; wer als Muster der Vortrefflichkeit soll vorgeschlagen und als die eigentlichsten Führer soll angesehen werden.

Einem jungen Künstler, der erst in Italien ankömmt: werden die dasigen Maler so gleich ihre Lehren aufdringen und ihre eignen Werke ihm als Beyspiele derjenigen Vollkommenheit vorhalten, die sie ihm anpreisen. Indessen verdient der neuere Künstler, der sich selbst als Muster empfiehlt, mit Recht den Verdacht, daß er mit dem wahren Endzwecke so wenig als mit dem eigenthümlichen Objecte seiner Kunst bekannt sey. Einem solchen Führer zu folgen, wird nicht nur den Schüler aufhalten, sondern selbst auf Irrwege führen.

Worauf kann er sich also stützen, oder wer soll ihm den Pfad zeigen, der ihn zur Vortrefflichkeit führet? Die Antwort ist leicht. Die großen Meister, die vor ihm eben den Weg mit dem Glücke betreten haben, müssen auch die sichersten Führer seyn. Die Werke dererjenigen, die schon die Probe aller Zeitalter ausgehalten, haben einen Anspruch auf die Hochachtung und Ehrerbietung, auf die ihn kein neuerer machen kann. Die Dauer und Festigkeit ihres Ruhms, ist Beweises genug, daß er nicht an dem leichten Faden der Mode und des Eigensinns hänge, sondern durch jedes Band des sympathetischen Beyfalls an das menschliche Herz gebunden sey.

Man darf nicht besorgen, daß man diese grossen Männer zu sehr studiren könne: aber wie man

sie mit Nutzen studiren soll, das ist eine Frage von großer Wichtigkeit.

Einige, die ihre Seelen niemals zu der Betrachtung der wahren Würde der Kunst erhoben haben, und die Werke eines Künstlers nach dem Verhältnisse berechnen, nach welchem sie in den mechanischen Theilen vortrefflich oder fehlerhaft sind, sehen die Theorie als eine Kunst an, die sie in Stand setzt, davon besser zu schwatzen, nicht aber besser zu malen: und da sie sich bloß auf die mechanische Ausübung einschränken, so treiben sie sehr fleißig die Sklavenarbeit des Kopirens und glauben, sie machen einen wunderschnellen Fortgang, wenn sie die kleinsten Theilchen eines Lieblingsgemäldes auf das getreueste wieder abbilden. Mir aber scheint dieß ein sehr verdrüßliches Ding und eine sehr irrige Art zu verfahren. Von einem großen Theile jeder weitläuftigen Zusammensetzung, selbst von denjenigen, die am meisten bewundert werden, kann man mit Recht behaupten, daß es **Gemeinörter** sind. Dieses aber, ob es gleich viel Zeit im Kopiren wegnimmt, führet zu keiner großen Bereicherung. Ich sehe ein allgemeines Kopiren bloß für eine betrügliche Art des Fleißes an: der Schüler befriediget sich durch den Schein, daß er etwas thut: er verfällt in die gefährliche Gewohnheit, ohne Wahl nachzuahmen, und ohne ein bestimmtes Objekt zu arbeiten: da es keine große Anstrengung der Seele bedarf, so schläft er über seinem Werke ein: und die Kräfte der Erfindung und der Zusammensetzung, die hauptsächlich sollten aufgerufen und in Thätigkeit

gesetzt

gesetzt werden, schwächen, schlafen, und verlieren, aus Mangel der Uebung, Nerven und Geist.

Es ist eine Bemerkung, die alle gemacht haben müssen, wie unvermögend diejenigen sind, etwas Eignes hervor zu bringen, die zu viel von ihrer Zeit auf sehr ausgearbeitete Kopien verwandt haben.

Zu glauben, daß die Vereinigung aller Kräfte und die Mannichfaltigkeit der Gedanken, die derjenige nöthig hat, der die höchste Stufe in der Malerey erreichen will, daß diese, sage ich, durch die kalte Betrachtung einiger einzelner Muster könne erhalten werden, das ist eben so abgeschmackt, als wenn einer ein Dichter werden, und sich einbilden wollte, daß er durch die Uebersetzung eines Trauerspiels eine hinlängliche Erkänntniß von den Erscheinungen der Natur, von den Wirkungen der Leidenschaften und den Vorfällen des menschlichen Lebens erlangen könne.

Der größte Nutzen des Kopirens, wenn es ja von einigem Nutzen ist, scheint der zu seyn, daß man sich der Farben bedienen lerne: aber selbst die Farbengebung wird niemals dadurch vollkommen erlernet werden, wann man das Modell, das man vor sich hat, sklavisch kopiret. Ein kritisch feines Auge kann bloß durch eine aufmerksame Betrachtung wohl kolorirter Gemälde gebildet werden: und durch ein genaues Anschauen und sorgfältige Prüfung wird man endlich die Art der Behandlung, die Künste des Kontrasts, den Glanz und andere Kunstgriffe entdecken, durch welche gute Koloristen den

Werth ihrer Tinten so sehr erhoben und die Natur so glücklich nachgeahmet haben.

Ich muß indessen erinnern, daß manche alte Gemälde, die wegen ihrer Farbengebung mit Recht gepriesen werden, oft durch den Schmutz und Firniß so verändert worden, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn sie in den Augen unerfahrner Maler und junger Künstler ihres Ruhms unwürdig scheinen. Ein Künstler, dessen Urtheil durch lange Beobachtung reif geworden, sieht mehr darauf, was das Gemälde vormals war, als was es gegenwärtig ist. Er hat durch die Gewohnheit den Glanz der Tinten durch die Wolken zu sehen, welche sie verdunkeln, eine Fertigkeit erlanget. Mithin kann eine genaue Nachahmung dieser Gemälde des Schülers Seele sehr leicht mit falschen Meynungen anfüllen und ihn zu einem Koloristen von seiner eignen Schöpfung mit Begriffen machen, die eben so weit von der Natur und Kunst, von den wahren Regeln großer Künstler und den wirklichen Erscheinungen der Dinge entfernt sind.

Haben Sie in Befolgung dieser Regeln und in Wahrnehmung dieser Vorsicht, klar und deutlich gelernet, worinnen die gute Farbengebung bestehe, so können Sie nicht besser thun, als daß Sie Ihre Zuflucht zu der Natur selbst nehmen, die immer bey der Hand ist, und in deren Vergleichung auch die best kolorirten Bilder nur schmachtend und schwach sind.

Da übrigens dieser Weg nicht ganz versperrt wird, sondern in gewisser Maaßen zu der mechanischen

schen Ausübung in der Malerey führet, so muß man bloß die vorzüglichen Theile auswählen, durch welche ein Werk sich vorzüglich empfiehlt. Besteht ihre Vortrefflichkeit in ihrer allgemeinen Wirkung, so wird es am besten seyn, daß man leichte Skitzen von der Maschine und der allgemeinen Einrichtung des Gemäldes machet. Diese Skitzen müssen Sie sich zur Vorschrift Ihres Stils machen: anstatt die Züge dieser großen Meister genau zu kopiren, bloß ihre Begriffe nachbilden: anstatt in ihre Fußtapfen zu treten, bloß dieselbe Straße zu gehen sich bemühen: Sie müssen sich bestreben, bloß nach ihren Grundsätzen und ihrer Denkungsart zu erfinden und sich ihren Geist eigen zu machen suchen. Denken Sie bey sich selbst nach, wie ein Michelangelo oder ein Raphael diesen oder jenen Gegenstand würde behandelt haben; und suchen Sie Sich selbst mit der Vorstellung zu täuschen, als ob ihr Gemälde, wenn es geendiget ist, von diesen großen Meistern sollte gesehen und beurtheilet werden. Selbst ein Versuch von dieser Art wird ihren Kräften einen hohen Schwung geben.

Doch da ein bloßer Enthusiasmus Sie noch immer nicht weit führen würde, so erlauben Sie, daß ich Ihnen ein Mittel vorschlagen darf, das von gleichem Werthe ist, und vielleicht zu ihrem Fortgange in der Kunst noch wirksamer ist, als die mündliche Verbesserung jener Meister selbst seyn würde, wenn Sie derselben genießen könnten. Dieß wäre, daß Sie Sich durch ein Gemälde gleiches Innhalts mit ihnen in Wettstreit einließen und einen Gefährten

ten zu jeder Art von Bilde machten, das Sie für ein Muster hielten. Wann Sie Ihr Werk vollendet haben, so setzen Sie es neben das Modell, und vergleichen Sie sorgfältig zusammen. Hier werden Sie alsdann nicht nur Ihre Mängel sehen, sondern auch weit lebhafter fühlen, als durch irgend einige Unterweisung oder andere Mittel des Unterrichts geschehen kann. Die wahren Grundsätze der Malerey werden sich mit ihren Gedanken vermischen, und das Beyspiel, das Sie vor sich haben, wird Ihnen zeigen, wie viel Kunst dazu gehöret, die dem Anscheine nach so leichte Einfalt der Natur zu erreichen.

Begriffe, auf solche Art durch sinnliche Gegenstände befestiget, werden gewiß und bestimmt seyn: und da sie sich tief in die Seele eindrücken, so werden sie nicht nur richtiger, sondern auch weit dauerhafter, als diejenigen seyn, die Ihnen bloß durch Unterricht zufließen: denn diese werden immer schwankend, veränderlich und unbestimmt bleiben.

Diese Methode, Ihre eignen Kräfte mit denjenigen irgend eines großen Meisters in Vergleichung zu bringen, ist in der That ein hartes und demüthigendes Geschäffte, welchem sich keiner unterwerfen wird, als ein solcher, der große Aussichten mit hinlänglichem Muthe besitzet, die Befriedigung einer gegenwärtigen Eitelkeit um ein entferntes Gut zu vergessen. Wenn es dem Schüler in gewisser maßen zu seinem eignen Vergnügen gelungen und er sich zu seinem Fortgange Glück gewünschet hat; so erfodert es nicht nur große Entschließung, sondern

dern auch große Demuth, freywillig sich vor einen Richterstuhl zu stellen, wo er vorher weiß, daß seine Eitelkeit muß gedemüthiget, und alle Eigenliebe abgeleget werden. Indessen wird denjenigen, der den edlen Stolz besitzt, ein vollkommner Meister seiner Kunst zu werden, das Vergnügen, das aus dem Bewußtseyn seines glücklichen Fortgangs, (von welchem die Erkänntniß seiner eignen Fehler der erste Schritt ist,) reichlich für die Demüthigung seiner gegenwärtigen mißlungenen Arbeit belohnen. Er hat aber außerdem noch folgenden tröstenden Umstand. Jede Entdeckung, die er macht, jede Berechnung seiner Erkänntniß, zu der er gelangt, scheint ein Erfolg seines eignen Verstandes, und so gewinnt er ein Vertrauen zu sich selbst, das ihn in einem beharrlichen Eifer zu erhalten vermögend ist.

Wir alle müssen empfunden haben, wie schläfrig, und folglich, wie unwirksam der Unterricht angenommen wird, wenn ihn andre der Seele aufdringen. Wenig sind noch in irgend einer Sache gelehrt worden, die nicht ihre eignen Lehrer gewesen. Wir ziehen die Lehren, die wir uns selbst gegeben, aus unserer Neigung für den Lehrer immer vor: sie sind auch weit wirksamer, da sie die Seele zu der Zeit erhält, wann sie am meisten offen und begierig ist, sie anzunehmen.

Was die Gemälde betrifft, die Sie Sich hauptsächlich zu Mustern nehmen müssen, so wünschte ich, daß Sie mehr auf der Welt als Ihr eignes Urtheil hören möchten: ich will so viel sagen, daß sie solche wählen möchten, über deren Verdienst bereits

reits jedermann einstimmig ist, als Ihrer eignen Einbildung folgen. Sollten Sie ja selbige nicht beym ersten Augenblicke bewundern, so werden Sie bey der Bemühung sie nachzuahmen unfehlbar finden, daß sich die Welt nicht geirret hatte.

Es ist nicht leicht, die mancherley vortrefflichen Werke zu ihrer Nachahmung, die unter den verschiedenen Schulen vertheilet liegen, anzuzeigen. Vielleicht bemühe ich mich in einer künftigen Rede, davon einen Versuch zu machen. Itzt will ich Ihnen bloß ein Modell zu einem Styl in der Malerey vorschlagen, und dieß ist ein Zweig der Kunst, der einem Schüler noch unmittelbar nöthiger ist. Der Styl in der Malerey ist so wie bey dem Schreiben ein Schatz von Materialien, er mag nun in Worten oder Farben bestehen, vermittelst welcher Begriffe oder Empfindungen ausgedrückt werden. Und in diesem scheint mir Ludwig Carrache der Vollkommenheit am nächsten zu kommen. Seine unaffektirte Breite von Licht und Schatten, die Simplicität seiner Farben, die immer ihren eigenthümlichen Platz einnehmen, entziehen dem Subjekte nicht leicht den kleinsten Antheil von Aufmerksamkeit; und die feyerliche Wirkung derjenigen Dämmerung, die seine Gemälde erleuchtet, scheint mir den ernsthaften und veredelten Gegenständen besser zu entsprechen, als der künstlichste Glanz des Sonnenscheins, der sich über die Gemälde des Titian verbreitet, obgleich Tintoret glaubte, daß Titians Farbengebung das höchste Muster der Vollkommenheit sey und sich zu dem Erhabenen des

Michel-

Michelangelo schicke: und daß, wenn Angelo wie Titian gemalet, oder Titian wie Angelo gezeichnet hätte, die Welt einmal einen vollkommenen Maler würde gehabt haben.

Es ist inzwischen zu bedauern, daß diese Werke des Carrache, die ich dem Schüler, als Muster anpreisen würde, sich selten außer Bologna finden. Der heil. Franciskus mitten unter seinen Mönchen, die Verklärung, die Geburt Johannes des Täufers, die Berufung des heil. Matthäus, der heil. Hieronymus, die Freskomalereyen im Palaste Zampieri, sind alle der Aufmerksamkeit des jungen Künstlers würdig, und meiner Meynung nach, würden die Reisenden wohl thun, wenn sie dieser Stadt einen längern Aufenthalt schenken wollen, als immer zu geschehen pflegt.

Es giebt in dieser, so wie in allen übrigen Künsten, viele Lehrer, die alle den nächsten Weg zur Vortrefflichkeit zu zeigen versprechen: und man hat mancherley Mittel in Vorschlag gebracht, durch welche man die Arbeit den Schülern zu ersparen denkt. Aber man lasse sich ja nicht durch leere Versprechungen zum Müßiggange verführen. Niemand ist noch ohne Arbeit groß und vortrefflich geworden. Es gehört in der That keine geringe Anstrengung des Geistes dazu, bey einem unermüdeten Fleiße zu beharren, wenn man nicht das Vergnügen hat, den Fortgang augenscheinlich zu bemerken. Dieser aber, wenn man gleich mit jedem Augenblicke sich der Vollkommenheit mehr nähert, geht so langsam,

langsam, wie der Zeiger an einer Uhr, dessen Fortgang unserm Auge entwischt. Eine Leichtigkeit im Zeichnen, kann, wie das Spielen auf einem musikalischen Instrumente nur durch eine unendliche Wiederholung von Handlungen erlangt werden. Ich brauche daher nicht erst durch viel Worte Ihnen die Nothwendigkeit einer unaufhörlichen Uebung zu empfehlen, oder Ihnen zu sagen, daß der Zeichenstift immer in Ihren Händen seyn muß. Es können Ihnen mancherley Mittel beyfallen, wodurch man zu dieser Fertigkeit gelangt. Ganz besonders muß ich Ihnen empfehlen, daß Sie, wann Sie aus der Akademie nach Hause kommen, (die Sie hoffentlich, niemals aussetzen werden,) daß Sie, sage ich, sich die Mühe geben, die Figur aus dem Kopfe zu zeichnen. Thun Sie dieses ohne Unterlaß, so getraue ich mir Ihnen zu versprechen, daß Sie die menschliche Gestalt ziemlich richtig mit so wenig Anstrengung des Geistes werden zeichnen lernen, als man mit der Feder die Buchstaben des Alphabets hinschreibt.

Daß diese Leichtigkeit nicht unerreichbar ist, beweisen verschiedene Mitglieder dieser Akademie hinlänglich durch ihr Beyspiel. Und seyn Sie versichert, daß wofern Sie nicht diese Fertigkeit in Ihrer Jugend erwerben, es in der Folge niemals geschehen werde. Wenigstens wird Ihre Bemühung mit eben so viel Schwierigkeit verbunden seyn, als diejenigen erfahren, die erst in einem reifen Alter zu lesen oder zu schreiben anfangen.

Doch

Doch da ich des Zeichenstifts als des beständigen Begleiters eines Schülers Erwähnung thue, so muß er sich wohl erinnern, daß der Pinsel das Werkzeug ist, durch welches er sich hauptsächlich empor zu schwingen hofft. Der gute Rath also, den ich Ihnen auch hierüber geben möchte, ist, daß Sie, so oft sich die Gelegenheit darbeut, Ihre Studien noch lieber malen, als zeichnen. Dieß wird Ihnen eine solche Leichtigkeit im Gebrauche der Farben geben, daß sie sich mit der Zeit unter dem Pinsel selbst ohne große Aufmerksamkeit der Hand, die ihn führet, ordnen werden. Wenn eine Handlung die andre ausschlösse, so würde ich Ihnen diesen Rath nicht wohl geben können. Aber da das Malen so wohl Zeichnen, als Farbengeben in sich begreift, und da durch eine kurze Anstrengung eines entschlossenen Fleißes eben die Fertigkeit im Malen, so wie im Zeichnen aufs Papier, kann erhalten werden, so sehe ich nicht, was man mit Recht dieser Ausübung entgegen setzen könnte, oder warum man etwas stückweise thun soll, das zusammen kann gethan werden.

Wenn wir unsere Augen auf die verschiedenen Schulen wenden, und ihre eignen Vorzüge betrachten, so werden wir finden, daß diejenigen, die in der Farbengebung am vortrefflichsten sind, diesen Weg eingeschlagen haben. Die Venetianischen und Niederländischen Schulen, die ihren Ruhm hauptsächlich der Farbengebung verdanken, haben die Kabinetter der Zeichnungssammler, mit sehr wenig Stücken bereichert. Die Zeichnungen des

Titian, Paul Veronese, Tintoret und der Bassane sind größtentheils nachläßig und unbestimmt. Ihre Skitzen auf dem Papiere sind so roh, als ihre Gemälde in Absicht auf die Harmonie der Farben vortrefflich sind. Coreggio und Barocci haben wenig gelassen, wenn ja noch einige ausgeführte Zeichnungen von ihnen übrig sind. Und in der niederländischen Schule machten Rubens und Vandyke ihre Zeichnungen größtentheils entweder in Farben oder im Helldunkeln. Man findet eben so oft Zeichnungen von den venetianischen und niederländischen Malern auf Leinewand, als es bey den Schulen von Rom und Florenz gemein ist, sie auf Papier zu sehen. Doch werden auch viele ausgeführte Zeichnungen unter dem Namen dieser Meister verkauft. Diese aber sind unfehlbar Arbeiten ihrer Schüler, die ihre Werke kopirten.

Diese Lehren kann ich Ihnen aus eigner Erfahrung geben: doch da sie von den angenommenen Meynungen weit abgehen, so gebe ich sie mit einigem Mißtrauen: sollten ihnen aber bessere vorkommen, so nehme ich sie ohne Widerwillen zurück.

Es giebt übrigens einen Satz, in dem mir niemand, als der Eitle, Unwissende und Träge widersprechen wird. Vielleicht wiederhole ich ihn zu oft. Niemals müssen Sie Sich auf Ihr eigen Genie verlassen. Haben Sie große Talente, der Fleiß wird sie vergrößern: sind dieselben mittelmäßig, der Fleiß wird das Mangelhafte ersetzen. Einer wohlgeleiteten Arbeit ist nichts versagt: ohne sie aber

wird

wird nichts erhalten. Ohne mich auf metaphysische Untersuchungen über die Natur und das Wesen des Genies einzulassen, so getraue ich mir zu behaupten, daß ein Fleiß, der sich durch keine Schwierigkeiten niederschlagen läßt, und eine Neigung die mit Eifer nach dem Objekte ihres Bestrebens gerichtet wird, Folgen hervorbringen wird, die denen beynahe gleich sind, die einige das Resultat der natürlichen Kräfte nennen.

Obgleich ein Mensch nicht zu allen Zeiten und an allen Orten malen oder zeichnen kann, so kann doch die Seele sich vorbereiten, indem sie zu aller Zeit und an allen Orten schickliche Materialien einsammelt. So wohl Livius als Plutarch haben uns in der Beschreibung des Philopoemen, eines der geschicktesten Feldherren des Alterthums, ein lebhaftes Gemälde eines Geistes gegeben, der immer auf seinen Beruf gespannt ist und durch mühsamen Fleiß die Vorzüge zu erwerben sucht, die einige ihr ganzes Leben hindurch vergebens von der Natur erwarten. Ich will die Stelle der Länge noch aus dem Livius auszeichnen, so wie sie mit der Ausübung, die ich dem Maler, Bildhauer und Baumeister empfehlen möchte, in gleicher Linie fortläuft.

Philopoemen war ein Mann der wegen seiner Scharfsichtigkeit und Erfahrung in der Wahl eines Ortes zur Stellung und in Anführung des Heeres berühmt war: hierzu hatte er seinen Geist durch beständiges Nachdenken, so wohl zur Zeit des Krieges als Friedens, gebildet. Wann er von unge-

ungefähr bey einem Marsche an einen engen schwe-
ren Paß kam, so dachte er bey sich selbst nach, wenn
er alleine war; und war er in Gesellschaft, so fragte
er seine Freunde, was sie an diesem Orte würden
gethan haben, wenn sie auf einen Feind vor sich oder
hinter sich, oder auf einer von beyden Seiten getrof-
fen wären. Es wäre hier möglich, sagte er, daß
der Feind, den man zu bekämpfen hätte, in ordent-
lichen Reihen, oder in einem tumultuarischen Hau-
fen, der sich bloß nach der Beschaffenheit des Ortes
zusammen fügte, den Angriff thäte. Er sann
also ein wenig nach, was er für einen Posten fas-
sen, was er für Soldaten dazu brauchen und wel-
che Waffen er ihnen geben sollte: wo er seine Wa-
gen, sein Feldgeräthe und den vertheidigungslosen
Troß hin thun müßte: wie viel er Vorposten aus-
stellen und auf was für Art sie sich vertheidigen soll-
ten: ob es besser seyn würde, vorwärts den Paß
zu durchbrechen, oder durch einen Rückzug seinen er-
sten Stand wieder zu gewinnen: gleicher Weise
überlegte er, wo sein Lager am bequemsten könnte
aufgeschlagen werden: wie viel Land er mit seinen
Laufgräben einschließen wollte: wo er hinlänglich
Wasser, Holz und Fütterung herziehen könnte: und
wenn er aus seinem Lager den nächstfolgenden Tag
aufbrechen müßte, welchen Weg er am sichersten
nehmen, oder wie er seine Truppen am besten ord-
nen könnte. Mit dergleichen Gedanken und Be-
trachtungen hatte er, von seinen frühesten Jahren
an, seinen Geist geübt, daß ihm keine Gelegenheit

auf-

aufstoßen konnte, mit der er nicht bereits lange bekannt war.

Eben so aufmerksam stelle ich mir auch einen hoffnungsvollen jungen Maler vor, er mag zu Hause, auf der Straße, oder auf dem Felde seyn. Jeder Gegenstand, der sich ihm darbeut, ist ihm eine Lehre. Er sieht die ganze Natur mit einer Rücksicht auf sein Handwerk an; und verbindet ihre Schönheiten, oder bessert ihre Mängel. Er prüfet die Gesichtszüge der Menschen unter dem Einflusse der Leidenschaft: und erhascht oft die gefälligsten Winke aus den verwirrtesten und häßlichsten Gegenständen. Selbst elende Malereyen geben ihm zu nützlichen Beobachtungen Anlaß: und so, wie Leonhard de Vinci bemerkt hat, führet er Bilder der Einbildungskraft aus, die man bisweilen im Feuer sieht, oder die sich von ungefähr auf einer entstellten Mauer zeichnen.

Der Künstler, der seinen Geist mit solchen Begriffen angefüllt, und durch Uebung seiner Hand eine Fertigkeit verschafft, arbeitet mit Leichtigkeit und Geschwindigkeit: indessen, daß der, von dem man die Begeisterung des Genies würde erwartet haben, in wahrer Verlegenheit ist, wie er es angreifen soll, und am Ende seine Ungeheuer mit Mühe und Angst gebiehret.

Ein wohl unterrichteter Maler braucht also nur, seinem Subjekte reiflich nachzudenken, und alle mechanischen Theile seiner Kunst folgen von selbst ohne viel Arbeit. Da er von der Schwierigkeit das zu erhalten, was er besitzt, unterrichtet ist,

 so

so macht er keine Ansprüche auf Geheimnisse, außer denjenigen eines genauern Fleißes. Ohne die geringste Eifersucht gegen andere, ist er es zufrieden, daß alle diejenigen so groß werden mögen, als er selbst, die bereitwillig sind, sich eben der Mühe zu unterziehen: und da sein Vorzug von keinem Kunstgriffe abhängt, so ist er ganz frey von dem ängstlichen Verdachte eines Taschenspielers, der in beständiger Furcht lebt, daß seine Kunstgriffe möchten entdeckt werden.

II.

Dr. Ernst Platners, der Arzneykunst Professors in Leipzig, Anthropologie für Aerzte und Weltweisen. Erster Theil. Leipzig in der Dykischen Buchhandlung 292. Octavseiten.

Da man jezo über die schönen Wissenschaften und Künste, so sehr, und fast zu sehr zu philosophiren gewohnt ist, so wird es nicht unerwartet seyn, daß ein Buch vom angeführten Titel, unterschiedenes für unsere Absichten Gehöriges enthalten könnte. Dieses auf eine verständliche Art auszuzeichnen, muß von dem Ganzen wenigstens so viel gesagt werden, als den Zusammenhang zu übersehn erfodert wird. In der Vorrede zeigt der Verf. wie wichtig es sey, Philosophie und Arzneykunst zu verbinden. Nicht nur den Körper, sondern auch

auch die Seele zu kennen ist dem Arzte nöthig. Die Vernachläßigung des Letztern führt den Verf. auf einige richtige Betrachtungen, wie sehr man Dinge, wegen einiger äußerlichen sinnlichen Aehnlichkeiten, verbindet. „Die ganze Botanik wird zur Arzneykunst gerechnet, und nicht der hundertste Theil „der Philosophie, da doch diese die Wissenschaft „des Menschen ist, den der Arzt kennen und heilen „soll, jene eigentlich nicht die Kräfte, sondern die Ab„theilungen nach äußerlichen Merkmalen Tausen„der von Pflanzen lehrt, von denen kaum funfzig „Arten dem Arzte brauchbar sind. Man setze den „unerhörten Fall, daß in einer Stadt kein Arzt „wäre, aber ein Philosoph, der den Menschen und „die Natur aufs genaueste kennte; alle Vornehme „und Geringe, werden bey einer Krankheit, nicht den „Philosophen fragen, sondern Bader oder Apotheker, „weil diese mit dem Arzte eine äußerliche sinnliche „Aehnlichkeit haben.„ So kennt der Hr. Verf. in unserer Vaterstadt einige Weiber, die sehr starke Praxin treiben, und solche ursprünglich ihrer Geschicklichkeit Klystire zu setzen verdanken. Hr. Pl. Absicht ist in gegenwärtigem Buche, was von den Verhältnissen der Seele und des Körpers, besonders dem Arzte, lehrreich seyn kann, vorzutragen. Bloße Spekulationen gehören nicht eigentlich zu diesem Werke, obgleich Hr. Pl. der Veranlassung nachgegeben hat, einige spekulative Kapitel einzurücken, die er weiter für nichts, als für eine Erzählung, was er über gewisse Sachen denkt, ausgiebt. Sein Vortrag ist aphoristisch, und er zeigt die Vor-

theile eines solchen Vortrages: rechtfertiget sich auch, warum er deutsch geschrieben, da er sonst eben nicht der Meynung, daß man alles deutsch schreiben und auf dem Katheder vortragen müsse. „Mein Werk ist ein System der menschlichen Na„tur, es beschäfftiget sich überall mit der Erklärung „unterschiedener Verhältnisse, Empfindungen und „Zustände, welche wir täglich an uns und andern „erfahren; diese haben in unserer Sprache ihre „eignen Benennungen, an denen man sie erkennt, „und im Augenblicke gleichsam selbst erfährt, durch „lateinische Worte ließen sich diese Erfahrungen „nicht in Empfindungen eines deutschen Lesers ver„wandeln, ohne überall deutsche Worte und ganze „Perioden, in Parenthesen beyzufügen.„

Das Buch ist in Hauptstücke eingetheilt. Die Unterabtheilungen nennt Hr. Pl. Lehren, und hat ferner Paragraphen durchs ganze Buch in einem fortgezählt. Dieser letzte Umstand verdient deswegen angemerkt zu werden, weil das Buch einen Leser, der denken will, doch unterhält, ob es ihm gleich durch Anführung der vorhergehenden Absätze, auch die Mühe erleichtert, die Gründe zu gegenwärtigen Schlüssen aufzusuchen. Wer durch ein Buch von mäßiger Größe, Folgerungen aus einander herleitet, und doch, die Paragraphen zu zählen für eine Pedanterey hält, verfällt in eine entgegengesetzte Pedanterey, verlangt von seinem Leser, das ganze Buch im Gedächtnisse zu haben, und noch dazu bey jedem Schlusse, die voraus gesetzten Gründe desselben zu errathen. Das ist doch ohne Zwei-

fel

kel dem Leser viel unbequemer, als, auch in jeder Zeile, Zifern für die vorhergehenden Paragraphen zu finden. An Swifts Bruder Hanns, könnten sich manche Gelehrte und Ungelehrte spiegeln, wenn sie auch keine Presbyterianer sind.

Das erste Hauptstücke enthält Vorerkenntnisse und Grundlehren; und die erste Lehre handelt von den allgemeinen Aehnlichkeiten des Menschen mit Pflanzen und Thieren, und den Besonderheiten seiner Natur. Der Mensch hat ein mechanisches Leben mit Pflanzen und Thieren gemein, ein geistiges nur mit den Thieren, die Vernunft hat er eigen. (Ist es Satire? daß der Hr. Verf. nicht auch sagt ein vernünftiges Leben; freylich läßt sich das nicht von allen Menschen sagen. Der Alten anima vegetatiua, sensitiva, et rationalis, giebt eben den Unterschied an, nur daß Leben sich besser schickt als Seele.) Zum zweyten Leben rechnet Hr. Pl. Empfindungen und damit zusammenhängende Triebe. (Vielleicht würden also manche, die zum Geiste was mehr erfodern, lieber das nur angeführte lateinische Wort übersetzt haben. Einem Arzte aber, ist hier die Willkühr im Gebrauche der Wörter desto mehr zu verstatten, weil er so viel, mit sauren, mit chymisch, nicht poetisch, ätherischen u. a. solchen Geistern zu thun hat.) In der That ist auch das Beywort welches Hr. Pl. der zweyten Gattung des Lebens giebt, von solchen Geistern am meisten gebräuchlich. Man denkt dabey eher an Eau de Lavande, als an eine Seele, auch

nur einer Auster, oder, welches fast eben so viel ist, eines müßigen Reichen.

In den folgenden Lehren beweist Hr. Pl. die Wirklichkeit der Seele aus dem Selbstgefühl, giebt seine Begriffe von Substanz und Materie und wendet solche auf die Seele an, zeigt die Immaterialität der Seele, äußert sich über die Vereinigung des Körpers mit ihr, handelt von dem Gehirne, den Nerven und dem Nervensafte, und erklärt das ganze Gehirnmark für den Sitz der Seele, d. h. die Seele steht mit diesem Ganzen im gleichen Verhältnisse. Die folgenden Hauptstücke handeln, (2) von der Erzeugung der Ideen, (3) dem Gedächtnisse, (4) der Phantasie, (5) der Vernunft, (6) den Krankheiten, die aus Anstrengung des Geistes entstehen, (7) dem Genie. Die Absicht gegenwärtiger Recension verstattet nur Einiges daraus beyzubringen. Phantasie nennte Hr. Pl. „Vorstellung der Ideen ohne Beziehung auf die Wirklichkeit, und ohne Prüfung der Wahrscheinlichkeit, Möglichkeit und des Verhältnisses. Das Mechanische bestehet aus einer gewissen Bewegung des Nervensaftes, und damit ist eine Handlung der Seele verbunden, die Hr. Pl. geistig nennt. Die Seele ist nur einer gewissen Menge solcher Vorstellungen auf einmal fähig. Das nennt Hr. Pl. ihren Gesichtskreis.„ Sie erweitert ihn ins Unendliche, und theilt die kleinste mögliche Vorstellung in unzählbare willkührliche Theile. Alsdann aber ist die ganze Vorstellung doch nicht in einem Augenblicke gleichzeitig, sondern auf einander folgend, außerdem nur Dunkel. So denket man

sich

sich einen Raum von hundert Meilen, und im Raume eines Sandkorns zehn tausend Löwenhökische Würmer. Wenn die Bewegung des Nervensaftes, weder durch sinnliche Wirkungen noch durch inneres Nachdenken bestimmt wird, so ist sie doch in den Gedächtnißimpressionen nicht unthätig. Diese durch ein mechanisches Ungefähr erweckten Impressionen und die daraus erzeugten Vorstellungen sind keine Wirkungen vorhergegangener Vorstellungen, sondern nur der mechanischen Phantasie. So entstehen in der Seele Vorstellungen, welche nicht in vorhergegangenen Vorstellungen, sondern nur im Mechanismus des Körpers gegründet sind; ein Satz, dessen Gegentheil von Wolfen, irrig wie Hr. Pl. glaubt, gelehret wird. (Daß jede Vorstellung, in vorhergehenden, deren man sich bewußt wäre und erinnerte, gegründet sey, das hat gewiß niemand behauptet, es ist zu offenbar wider die Erfahrung. Daß aber in unserer Seele unzähliche Veränderungen vorgehen, deren wir uns entweder nie bewust sind, oder die wir doch, welches ungefähr eben so viel ist, den Augenblick darauf vergessen haben, das ist auch der Erfahrung gemäß. Heißt man nun dieses Vorstellungen; der Rec. hat nicht Lust nachzusehen ob Hr. Pl. sie auch so nennt, aber die Bedeutung der Wörter ist willkührlich, wenn man sie nur gehörig bestimmt; heißt man dieses Vorstellungen dunkle Begriffe mit Wolfen, so ist wenigstens bisher die Meynung nicht widerlegt worden, daß klare Begriffe sich aus solchen dunkeln entwickeln, von ihnen entstehen können. Nach der vorher bestimm-

bestimmten Harmonie, gehört zu jeder Veränderung des Körpers eine in der Seele, und wer den physischen Einfluß annimmt, der muß dieses wohl noch mehr zugeben. Nun können Veränderungen im Körper so schwach seyn, daß die ihnen zugehörigen Veränderungen der Seele auch ihr unmerklich sind, deswegen aber sind doch beyde da. Eine Sache die ich nicht sehe, weil sie ein zu kleines Bild in meinem Auge macht, macht doch ihr Bild, so gut als ein Thurm das seine macht, nur kleiner. Sind also die Gesetze der Verbindung zwischen Leib und Seele beständig, so gehört in meiner Seele zu jenem Bilde eine Vorstellung, so gut als zum Bilde des Thurms, nur eine die ihrer Schwäche wegen mir unmerklich ist. Also können auch den Bewegungen des Nervensaftes, von dem Hr. Pl. hier redet, dunkle Vorstellungen in der Seele zugehören, und wenn diese Bewegungen zu seiner mechanischen Phantasie werden, so kann, was ihr in der Seele zugehört, aus den vorhergehenden dunkeln Vorstellungen entstehn, und muß nicht eben eine plötzliche Folge des Mechanismus seyn.) Beyspiele hiervon sind, nach Hr. Pl. wenn uns unerwartet etwas einfällt, das mit unsern gegenwärtigen Beschäfftigungen in keiner Verbindung steht, Ideen im Traume, und allerley Krankheiten. (Jede unserer Ideen kann mit so viel andern zusammenhängen, daß es unmöglich ist diejenigen alle anzugeben, mit denen sie in Verbindung stehen kann = = = Wie kömmt Veit Ludwig von Seckendorf in diese Zeile? Durch Meuselwitz, wo ich einmal mit dem Verfasser der Anthropologie gewesen

wesen bin. Und wenn Er dieses gelesen hat, so wird Er es nicht wagen alle Ideen zu zählen, die in mir etzo entstehen können.) Die mechanische Phantasie stellt die einzelnen Ideen theils unverändert vor, wie sie sind, theils verändert, durch Beraubung, Zusatz, oder andere Bestimmungen. Geschehen diese Veränderungen durch die Seele so sind sie ein Werk des Genies, geschehen sie bloß durch die mechanische Phantasie, so nennt Hr. Pl. sie Misgeburthen der Phantasie, solche scheinen ihm durch irgend eine Ursache im Gehirne zu entstehen, welche die Stärke und Richtung der Lebensgeister ändert. Allerdings, wenn diese Misgeburthen von der mechanischen Phantasie herrühren, scheinen sie nicht so zu entstehen, sondern müssen, nach Hrn. Pl. Definition, so entstehen. Aber alsdann wird sich fragen, ob das, was man gewöhnlicher maßen Misgeburthen der Phantasie nennt, so entsteht. Gewiß das Bild nicht, mit welchem Horaz seine Epistel an die Pisonen anfängt, gewiß die Schilderungen nicht, die er als aegri somnia ansieht.) Wenn mehrere Ideen durch die mechanische Phantasie erweckt werden, so stellen sich seltner jede einzelne als einzeln vor, leichter und öfter viel einzelne zusammen als ein Ganzes. Nur Gegenstände des Gesichts können zu gleicher Zeit durch die mechanische Phantasie vorgestellt und als einzeln deutlich unterschieden werden; schwere und dunkle verschiedne Töne u. s. f. Wenn mehrere Impressionen zugleich erwachen und nicht jede als einzeln von der andern unterschieden werden kann, so entsteht daraus in der Seele die Idee

Idee eines neuen Ganzen. Eine solche Komposition, welche bloß durch die mechanische Phantasie geschieht, ist eine Chimäre im eigentlichsten Verstande, ein Hirngespinst. Geschieht sie durch die Seele selbst vermittelst der Einsicht, der Einstimmung und des Widerspruchs, so ist es eine Erfindung. (Wie aber, wenn von der Seele selbst, ohne Einsicht der Einstimmung, Widersprüche zusammengesetzt werden? Das sind doch sehr gewöhnliche Chimären; poetische und philosophische.) Je entfernter und verschiedener die Ideen sind, welche nach Hrn. Pl. Erklärung durch die mechanische Phantasie verbunden werden und je unnatürlicher oder ungewöhnlicher die Zusammensetzung ist, desto lebhafter, unnatürlicher und verschiedener müssen die Bewegungen des Nervensaftes seyn, durch welche diese gleichzeitige Vorstellung mehrerer verschiedner Impressionen geschieht. (Wenn jede materielle Idee, allenfalls wie Hr. Pl. 232 §. sie nimmt, eine gewisse Stelle im Gehirne hat, etwa wie jede Münze in einer Münzsammlung, so können entfernte Ideen heissen, die ihre Plätze weit von einander haben. Aber wer wagt es zu sagen, welche Ideen in dieser Bedeutung entfernt sind? Ob in der Medaillensammlung des Gehirns nicht Augustulus gleich neben dem Octavius Augustus liegt? Und gewiß liegen die Ideen nicht in benachbarten Kasten des Gehirns, die von der Seele am meisten zusammen gedacht werden, oder es müssen von Zeit zu Zeit Ideenwanderungen im Gehirne vorgehen. Seitdem ich Hrn. Wielandes Sokrates den Tol-

len

ken gelesen habe, denke ich oft zusammen, was ich sonst nie zusammen dachte, den Mann im Monde und Diogenes. Ich habe aber nicht bemerkt, daß in meinem Gehirne die Idee des Mannes im Monde aus ihrem vorigen Behältnisse spaziert ist, sich neben der Idee des Diogenes zu lagern. Also, entfernte Ideen, wenn es solche seyn sollen, die im Gehirne weit von einander liegen, so läßt es sich gewiß nie erkennen, welche dergleichen sind. Was können aber sonst entfernte Ideen heissen? Bezieht sich die Entfernung auf die Seele, so sind, eben dasselbe Paar Ideen, bald entfernt, bald nahe, nach dem die Seele eine Verbindung zwischen ihnen wahrnimmt oder nicht. Athen; nicht das Pleißathen, Saalathen, Leinathen u. s. w. sondern das attische Athen, und ein lüderlicher Student; sind diese Begriffe nicht entfernt? Nein, sie kommen sehr nahe zusammen vermittelst Mr. Ciceros des Sohns. Daß aber Ideen, die für die Seele in der jetzt angezeigten Bedeutung entfernt sind, nur durch lebhafte und unnatürliche Bewegungen des Nervensaftes zusammen können gebracht werden, das möchte doch einen etwas schweren Beweis erfodern. Sollte sich nicht folgendes sagen lassen? Wenn sich der Nervensaft, mit gehöriger Geschwindigkeit und Ordnung bewegt, so denken wir so, daß wir selbst begreifen, warum unsere Vorstellungen in dieser und in keiner andern Ordnung nach einander folgen, und daß wir solches auch andern begreiflich machen können. Bey ungewöhnlichen, heftigen, u. d. g. Bewegungen des Nervensaftes, vergessen

wir

wir den Augenblick wieder die Zwischenideen, die uns von einer Vorstellung auf die andere führten, und so sehen wir selbst, so sehen andere, keinen Zusammenhang in unsern Vorstellungen, so scheinen Ideen entfernt, weil das, was sie einander näherte, verlöscht ist. Vielleicht meynt Hr. Pl. dieß und hat sich nur anders ausgedrückt. Wenigstens lassen sich seine folgenden Sätze alle damit vereinigen.) Bey der mechanischen Phantasie, erwachen zu gleicher Zeit mit einander eher ähnliche Ideen d. i. solche, zu deren Erweckung einerley Art der Bewegung des Nervensaftes erfodert wird, als andere. Daher entstehen die seltsamsten Hirngespinste am allermeisten, wenn 1) die Bewegung des Nervensaftes weder durch sinnliche Gegenstände noch durch innere Ideen eine bestimmte Richtung hat, 2) wegen der Bewegung des Blutes unordentlich ist und im Gehirne herum schweifet, als: beym Eintritte des Schlafes, nach hitzigen Getränken, in hitzigen Fieberparoxysmen, im letzten Auftritte des Lebens rc. Die natürliche Anlage des Gehirns, nach welcher solche entfernte und verschiedene Ideen zu gleicher Zeit erregt, und solche sonderbare Zusammensetzungen hervorgebracht werden können, ist eine Anlage zum Originalgenie — aber auch zur Raserey. Diese zusammengesetzten Ideen und Chimären, können in der Seele ein Ganzes ausmachen, wenn gleich die einzelnen Ideen und Impressionen in ganz entlegene Theilen des Gehirns vertheilt sind. Es werden aber auch mehrere einzelne Ideen, durch die mechanische Phantasie, ein wirkliches Ganzes, eine einzelne

Im-

Impression im Gehirne. Dieß muß geschehn, indem sich mehrere Impressionen durch gewisse Bewegungen des Nervensaftes zusammen vereinigen und alsdann Eine ausmachen. Daß dieß geschieht, lehret die Erfahrung, weil wir uns dieser Chimäre als einzeln erinnern können, folglich müssen sie einzelne Gedächtnißimpressionen werden, sonst können wir uns derselben nicht erinnern.

Ungern überschlage ich viel Lehrreiches, was Hr. Pl. von Vernunft, Reflexion, Scharfsinn, Einfluß der Anstrengung des Geistes in den Körper u. s. w. beybringt, nur besonders etwas aus dem letzten Hauptstücke anzuführen. Genie bedeutet nach ihm, theils überhaupt eine ausnehmende Vollkommenheit der Erkänntnißkräfte, welche eine vorzügliche Leichtigkeit in der Anwendung einschließt, theils eine besondere Vollkommenheit dieses oder jenes Erkänntnißvermögens, überhaupt, oder nur bey gewissen Vorwürfen. Sein Wesen besteht in einer ausnehmenden und anschauenden Deutlichkeit der Vorstellungen und Begriffe, und überhaupt in einer gewissen Erleuchtung der Seele. Es hängt in Ansehung seiner Bestimmung und Vollkommenheiten von Verhältnissen ab, die theils im Menschen theils außer ihm sind. Zu jener gehört die Beschaffenheit der Stärke, die Art und Mischung der erlernten Ideen, Grundsätze, Meynungen, ferner, herrschende Empfindungen, Neigungen zu diesem Gegenstande, welche Lebensart, Zufall oder Ermunterung darbieten, Muster, Umgang, Denkungsart der Nation u. s. w. Der Beobachtungsgeist besteht vornehm-

sich in einer gewissen Geschäfftigkeit der Seele, wodurch sie ihre Aufmerksamkeit auf alle, oder gewisse Arten der Gegenstände mit besonderer Thätigkeit richtet. Diese Aufmerksamkeit eines Menschen von Genie hängt mehr von dem Willen ab, der durch Geschmack, Grundsätze und Absichten bestimmt wird, als von dem Reize der äußerlichen Gegenstände. Daher bemerkt er das Verborgene, Feine, nicht in die Augen Fallende, wenn der Mensch ohne Genie, nur das Ausnehmende, Grobe und Glänzende in der Natur und Kunst sieht. Die Beobachtung, ist entweder nur mit der Zergliederung des Gegenstandes und seiner nächsten Verhältnisse beschäfftiget, oder das Bemerkte wird gleich in allgemeine Beziehungen gebracht, oder es wird endlich sogleich auf einzelne Fälle und Handlungen angewandt. Diese drey Arten nennt Hr. Pl. analytische, spekulative und praktische Beobachtung. Der analytische Beobachtungsgeist, gehört besonders für die Naturforscher im weiten und engen Verstande, Zergliederer, Chymisten, Botaniker: der spekulative macht das philosophische Genie (im allerweitesten Verstande:) der praktische ist die Anlage eines unternehmenden Geistes. Selten sind alle drey Arten in ausnehmendem Grade in einem einzigen Kopfe. Am seltensten ist der analytische Beobachtungsgeist mit dem spekulativen vereinigt. Dieß lehrt die Erfahrung in den unrichtigen, flüchtigen, physikalischen Bemerkungen der großen Metaphysiker, (Hr. Pl. hätte auch können, Algebraisten dazu setzen) und in dem unphilosophischen Genie vieler großen Naturkundiger,

kundiger, Zergliederer, Botanisten ꝛc. Eine analytische Beobachtung, welche in den sinnlichen Gegenständen nichts als die feinsten Theile und Eigenschaften unterscheidet, ist kein Werk des Genies, sondern des Fleißes. (Richtig, wenn man dabey umständlichen Vorschriften folgen kann, die einen alles vorzählen, worauf man sehen soll, und, wenn dieses zu sehen, nichts als Augen dazu gehören. So verhält es sich freylich mit dem, der nach einer festgesetzten Methode, und vollkommenen Muster, ein Thier, eine Pflanze, beschreibt. Aber, wenn der Beobachter erst selbst nachdenken muß, was für Theile und Eigenschaften er vor sich hat und unterscheiden soll, wenn er sich die Mittel ausdenken muß, wie er diese Dinge unterscheiden soll, da zeigt er doch Genie. Ruyschens und Lieberkühns Injektionen, sind etwas mehr als Fleiß, vielleicht auch eben so Hr. Lyonnets Zergliederung der Raupe.) Die spekulative Beobachtung ist Genie, wenn der Beobachter nicht nur Theile und Phänomenen nach ihrer Einheit trennt, sondern auch zugleich die Ursachen von den Wirkungen, das Wesentliche vom Zufälligen, das Neue und Unbemerkte vom Alten und Gemeinen unterscheidet. Dieß ist das Genie eines großen Arztes bey Beobachtung der Krankheiten und ihrer Erscheinungen. Der analytische Beobachtungsgeist, in so fern er Fleiß ist, setzt einen gesunden Bau der sinnlichen Werkzeuge zum voraus, besonders eine lebhafte Bewegung der Lebensgeister in den Empfindungsnerven des Organs. Wenn Anlage, oder Gewohnheit und Uebung die Bewegung

der Lebensgeister in den Empfindungsnerven sehr leicht und lebhaft machen, so nimmt die Vollkommenheit der Empfindungsnerven, mit Nachtheile der innern Theile des Gehirnmarks, und der mechanischen Phantasie ab. (Das giebt Hr. Pl. für die Ursache an, warum der analytische und der spekulative Beobachtungsgeist selten vereinigt sind. Ich muß bekennen, daß ich seinen Ausdruck nicht recht verstehe, und sogar am Ende nachsahe, ob es etwa ein Druckfehler wäre. Ich dächte bey leichter und lebhafter Bewegung der Lebensgeister in den Empfindungsnerven nähme die Vollkommenheit dieser Nerven nicht ab sondern zu, und also fiel mir ein, ob er etwa meynte dieses Zunehmen geschehe mit Nachtheil. Wie ich aber nicht berechtiget bin, ihm diese Meynung beyzulegen, so erinnere ich nur überhaupt, daß diese beyden Beobachtungsgeister nicht so sehr von einander getrennt seyn dürften, als Hr. Pl. glaubt.) Leibniz, sagt er, habe nur den spekulativen gehabt, und würde vielleicht kein großer Botanist geworden seyn. (Freylich würde er nicht so Pflanzen nach einer vorgeschriebnen Tabulatur beschrieben haben, wie sonst Schüler nach der vorgeschriebnen Ordnung des Aphthonius Chrien machten; aber eine neue Methode könnte er wohl erfunden haben, wenn er auf die Botanik gefallen wäre. Derjenige, der bey jedem der unzähligen Gegenstände, in die er sich zerstreut, richtige und neue Bemerkungen machte, besaß gewiß analytisches Genie. Geduld und Standhaftigkeit bey einem Gegenstande, mangelte ihm vielleicht, aber das rechnet Hr. Pl. selbst nicht zum Genie.)

Büffon

Büffon scheint wie Aristotels spekulatives und analytisches Genie zu haben. (Büffon? der die Methoden verachtet, ohne sich selbst eine zu machen, so flüchtig, unrichtig, nach angenommenen Hypothesen, sieht? Uebrigens ist analytischer Beobachtungsgeist mit spekulativen unter andern bey allen denen vereinigt gewesen, die die Naturlehre beträchtlich erweitert haben. Ohne diese Vereinigung hätte weder Archimedes die Hydrostatik, noch Newton seine Optik erfunden. Er war beym Kopernik, Tycho, Kepler, Hugen, Bradley, und dem göttingischen Mayer. Ohne genaue Zergliederung des Gegenstandes und seiner nächsten Verhältnisse, ist kein Astronom ein wichtiger Beobachter, und ohne das Bemerkte auf allgemeine Beziehungen zu bringen, beobachtet er unnütz und absichtslos. Diese Leute deren Beschäfftigungen vorzüglich den Namen: Observationen erhalten haben, hätten doch wohl eine Erwähnung beym Beobachtungsgeiste verdient; um desto mehr, da sie, bloß aus Beobachtungen, Theorien, die zum sichersten Vorhersagen der entferntesten Vorfälle richtig sind, von Dingen gemacht haben, die sie nur von weitem sehen, ihnen nicht einmal an den Puls fühlen, geschweige eine Arzney an ihnen probiren dürfen. Wolf hat deswegen in seinen marpurgischen Nebenstunden die Astronomen den Aerzten zu Mustern empfohlen.) Weil der wahre Beobachtungsgeist durch Absichten und Grundsätze belebt wird, so hängt diese Art des Genies mehr vom Unterrichte und der Cultur ab, als irgend eine andere. Und weil zu ihm auch eine viel-

vielfache und schnelle Vergleichung des Gegenwärtiven mit dem Abwesenden erfodert wird, so ist dazu eine lebhafte mechanische Phantasie nothwendig. Beobachtungsgeist bey allgemeinen Begriffen, ist Scharfsinn, dessen Geschäffte besteht in Bemerkung der Theile und Unterscheidung der Arten. Die Probe des scharfsinnigen Genies, sind geschwinde und richtige Erklärungen und Eintheilungen, und feine Zergliederungen derselben. (Den Scharfsinn theilt Hr. Pl. in drey solche Klassen, wie bey dem Beobachtungsgeiste.) Die fortgesetzte Zergliederung allgemeiner Begriffe, ist nur so lange das Geschäffte eines Genies, als noch die aufgelösten Theile anschauend seyn könne. Eine Probe hiervon ist Reichthum in Beyspielen. Die Zergliederung eines Wortes in andere Worte, mit denen man kein Bild der Phantasie verbindet, ist die symbolische Spitzfindigkeit der Gelehrten ohne Genie. (Sehr richtig, und obgleich Hr. Pl. hier kein Beyspiel giebt, so kann man doch vermuthen, er habe von dieser Spitzfindigkeit anschauende Erkänntniß. Nur dächte ich, hätte das Bild der Phantasie wegbleiben können. Eben deswegen theilen manche Philosophen, wo nichts zu theilen ist, weil sie erst abstrakte Begriffe des Verstandes und Bilder der Phantasie unter einander geworfen haben, damit darnach wieder was aus einander zu lesen ist.) Genie in der Einbildungskraft nennt Hr. Pl. die Fähigkeit, sich abwesende sinnliche Gegenstände, so wohl als abstrakte Begriffe, nach ihren individuellen Verhältnissen, oder mehrere in gegenseitigen Verhältnissen,

mit

mit einer ausnehmenden und anschauenden Deutlichlichkeit zu denken. Er unterscheidet also Einbildungskraft von der vorhin erklärten Phantasie, und der Einbildung, zu welcher er eine Lebhaftigkeit der imaginarischen Ideen erfodert, auch von dem dichterischen Enthusiasmus. Erfindsamkeit, wird zuweilen auch Einbildungskraft genannt, sie ist aber nur mit ihr verknüpft. Sind die abwesenden Gegenstände die sich die Einbildungskraft vorstellten, den Sinnen vormals nicht gegenwärtig gewesen, so müssen erst Worte in Bilder verwandelt werden, durch die Association zwischen Wörtern und Ideen, und wenn die Objekte sehr zusammengesetzt sind, durch allmähliches Zusammenhalten und Zusammensetzen der Ideen. Dieß erfodert mehr Genie, als wenn die Einbildungskraft eigne Gedächnißideen wieder vorstellt. Je mangelhafter die Gedächtnißidee oder Beschreibung ist, desto größer ist der Antheil des Genies an der lebhaften Vorstellung des Objekts. Es zeichnet die unvollkommenen Bilder, durch Hinzusetzung eigner Ideen aus 1) vermittelst der Vergleichung mit andern ähnlichen Objekten, von denen es Vorstellungen hat 2) durch eine vollständige Einsicht des Wesentlichen, Nothwendigen, Wahrscheinlichen, Zweckmäßigen. 3) Durch ein Gefühl des Schicklichen, Verhältnißmäßigen und Schönen. So ergänzt man z. B. ein vergeßnes oder nur halbgelerntes musikalisches Stücke. (So dichten Maler, und malen Dichter Gegenstände, die sie nicht vor Augen gehabt haben. Der Kopist aber, setzt zusammen, dort Figuren aus Kupfersti-

 chen,

chen, und hier Phrases.) Das Genie erleichtert sich die Mühe der lebhaften Vorstellungen, durch Weglassung willkührlicher, und für die gegenwärtige Absicht unbeträchtlicher Theile und Eigenschaften des Objekts. Ein Historienmaler stellt sich von der alten Geschichte die er nach der Beschreibung abbilden will, weiter nichts vor, als Stellung, Affekten und die Verhältnisse der Personen. Eine gar zu ängstliche Anstrengung der Einbildungskraft zu kleinen Umständlichkeiten, zeigt Mangel an Genie. (Horazens faber imus hätte hierbey können angeführt werden.) Weil ein Mensch von Genie die Bilder der Einbildungskraft durch Zusatz und Weglassung verändert, so ist oft sein Gedächtniß im Einzelnen weniger treu, als wo es nur darauf ankömmt das Ganze zu übersehn, und wo die Genauigkeit im Einzelnen unerheblich ist. Das Genie in der Einbildungskraft, zeigt sich in der lebhaften Vorstellung zusammengesetzter oder großer Objekte. Die lebhafte Vorstellung einzelner Kleinigkeiten ohne Verhältnisse, ist kein Genie. Also ist Genie 1) ein aus mannichfaltigen Theilen zusammengesetztes Ganze, mit den Eigenschaften aller einzelnen Theile, und mit den gegenseitigen Verhältnissen der Größe und Eigenschaften, lebhaft zu denken. Wie sich der Mechanist, eine sehr zusammengesetzte künstliche Maschine, nach einer unvollkommenen Beschreibung denkt. 2) Sich sehr große zusammengesetzte Objekte, nach dem weiten Umfange des Raums, und nach ihren Verhältnissen lebhaft vorzustellen. Dieß ist besonders das Genie der Geographen, Astronomen

men und Feldherrn. Es ist unstreitig eine schwere Sache, weite Bezirke, mit ihren enthaltnen Objekten, nach ihren Verhältnissen und im Ganzen, mit seiner Einbildungskraft zu übersehen. Warum sollte man das nicht Genie nennen? Sollte nicht hierinn vornehmlich mit das Genie eines großen Staatsmannes und Generals bestehn, der ganze Länder, ja wohl gar Welttheile, mit ihren Provinzen, Städten, Dörfern, Straßen, Flüssen, Häfen, Meeren, Bergen, Lagern, Besatzungen u. s. f. im Ganzen und in allen gegenseitigen Verhältnissen übersieht. (Die Astronomen, die Hr. Pl. vorhin bey den Aerzten vergessen hatte, haben ihm zu danken, daß er sie nun in eine noch vornehmere Gesellschaft bringt, auch auf die Gefahr, daß ein Spötter dabey an eine bekannte Aehnlichkeit zwischen Feldherrn und Arzte denken möchte. Im Ernste aber hat Hr. Pl. vollkommen recht in dem was er vom Genie des Feldherrn, wie es scheint, mit einiger Furcht vor Widerspruche sagt. Man hat dieses längst unter dem Namen coup d'oeil militaire erfodert. Auch für Regenten und Minister ist es nöthig das Land zu übersehen, das sie verwalten sollen. Nur weil in dem Raume, den diese Geister übersehen sollen, moralisch handelnde Wesen sind, wird ihre Kenntniß dadurch verwickelter als des Astronomen und Geographen ihre. Sinnliche Begriffe von der Größe des Raumes und der Mannichfaltigkeit der Dinge in ihm, geben und erweitern vorzüglich Reisen, und das könnte einer der wichtigsten Nutzen seyn, den vornehme Deutsche

 von

von ihren Reisen haben könnten: denn das meiste andere können sie in viel Städten ihres Vaterlandes, lernen und thun. Die Reisen müssen aber freylich durch Länder gehen, und nicht durch Cabarets. Und wer die Wissenschaft des Raums und der Lagen, die Geometrie, so wenig kennt, als die meisten Deutschen, die Geld zu verreisen haben, der sieht Raum und was darinnen ist, nach dem Sprüchworte in ganz unverblümter Bedeutung genommen an, wie die Kuh das neue Thor.) Auch ist Genie, 3) sich einen großen Umfang von Begebenheiten, nach ihren Verhältnissen, der Gleichzeitigkeit, Folge und Veranlassung, im Ganzen, lebhaft vorzustellen, das Genie der Geschichtskundigen und Chronologen. 4) Von kleinen, sehr zusammengesetzten sinnlichen Gegenständen sehr lebhafte Vorstellungen zu haben, besonders das Genie der Chymisten und vieler mechanischen Künstler. Das Genie in der Einbildungskraft, ist am meisten von der Beschaffenheit und Erfahrung der Sinnen abhängig. Es zeigt sich, außer der nur erwähnten lebhaften Vorstellung der Objekte, auch in der anschauenden Deutlichkeit allgemeiner Begriffe und Worte. Ein Wort unterhält eine mechanische Association mit den Objekten, von denen der Begriff abgezogen ist, den das Wort andeutet. Diese Miterweckung gewisser Bilder oder Empfindungen macht das anschauende Erkenntniß aus, und ist Genie. Die Abwesenheit derselben, ist symbolisch, und ist allein nie Genie. (Zur Erläuterung ließe sich wohl hier beyfügen, wie manche Wörter, von einem Dich-

ter

ter gebraucht, ganze Reihen von Begriffen erregen, und von unzählich andern nachgeschrieben, nur Worte sind z. E. Thränen, Aeonen, Myriaden u. d. g. Es ist auch richtig, daß bloß Zeichen zu verbinden, ohne an die Verbindung der ihnen zugehörigen Begriffe zu denken, kein großes Genie erfodert. Aber Zeichen, und Vorschriften für ihre Verbindung zu erdenken, so, daß man nach gehöriger Arbeit mit den Zeichen, am Ende, aus dem Verhalten der Zeichen gegen einander, das Verhalten der Sachen, die sie bedeuten, gegen einander einsieht, ob man gleich während der Arbeit, an die Bedeutung der Zeichen nicht gedacht hat, mit einem Worte Rechnungsarten zu erfinden, das erfodert gewiß Genie, welches sich, wie Hr. Pl. vorhin bey einer andern Gelegenheit erinnert hat, die Arbeit durch Weglassung dessen, das zu seinen jetzigen Absichten nicht gehört, erleichtert.) Durch die ausgebreitete und genaue Association vieler Worte unter einander, entsteht die Möglichkeit, Wörter durch Wörter zu erklären, in Wörter zu zergliedern, mit Wörtern zu vergleichen, aus Wörtern zu folgern, ohne dabey ein Gedankenbild zu haben. Beyspiele findet man in den ältern Chymisten, in alten und neuen Scholastikern. Die Probe der anschauenden Deutlichkeit, ist die Zurückführung des Wortes oder des Satzes auf die einzelnen Fälle, von denen das Allgemeine durch die Betrachtung abgezogen ist. (Dieser Probe gemäß habe ich vordem manchmal von den Schülern eines gewissen Philosophen verlangt, sie sollten ihre Sätze mit andern gemei-

gemeinen Worten sagen, als mit den Kunstwörtern; sie konnten das aber nicht.) Die Einbildungskraft ist lebhaft, in Ansehung der Empfindungen, wenn man durch den wörtlichen, oder pantomimischen Ausdruck in alle Arten der Empfindungen versetzt wird, und alle Feinheiten des scherzhaften und satyrischen epigrammatischen Ausdrucks gleich fühlt, und alle Arten der Bilder und Figuren in die ihnen zugehörigen Empfindungen zugleich verwandelt sieht. Aus dieser Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, bey Vorstellung abstrakter Ideen, entsteht das Genie der Redner, Dichter, Künstler und Schauspieler, und zeigt sich in allerley sinnlichen Vorstellungen des Allgemeinen, in Personificationen, Metaphern, Vergleichungen. Wenn man von natürlichen Dingen in Metaphern redet, so ist es ein sicherer Beweis, daß man nicht viel davon weiß: aber in abstrakten Gegenständen scheint Hrn. Pl. das Metaphorische, und überhaupt das Bilderreiche, ein Beweis der anschauenden Deutlichkeit zu seyn. (So seltsam vielleicht manchem Philosophen dieses vorkommen wird, so richtig ist es. Proben davon, aus der tiefsinnigsten, und nach den Gedanken vieler Leute trockensten Wissenschaft, giebt Kästners Abhandlung de translatis in sermone geometrarum, in s. dissertationibus mathematicis et physicis. Bey dem ersten Theile des Satzes, von den natürlichen Dingen hat Hr. Pl. vermuthlich an der Alchymisten Löwen und Drachen u. d. g. gedacht. Indessen müßte dieser Ausspruch wohl genauer bestimmt werden. Des Ritters von Linne' botanische

Me-

Methode ist ja durchaus ein allegorischer Roman.) Nun handelt Hr. Pl. vom Genie in der Erfindung. Etwas Unbekanntes, wird entweder durch Bemerkung des Verborgenen hervorgebracht, da ist es Entdeckung, oder durch Zusammensetzung mehrerer einzelnen Ideen, nach neuen Verhältnissen und Einschränkungen zu einem neuen Ganzen, das ist Erfindung im eigentlichsten Verstande. Die Absicht der Erfindung ist entweder eine Lehre, oder ein Werk. Das Werk soll entweder zu Vollbringung eines Geschäfftes, überhaupt zu Erlangung eines Nutzens dienen, oder gewisse Empfindungen erregen, oder beydes zugleich leisten. Zur ersten Art gehören die Erfindungen der Oekonomie, Arzneykunst, Kriegskunst; zur andern, die Werke der redenden, zeichnenden, bildenden Künste, dieß sind poetische Erfindungen im weitesten Verstande. Beyspiele von der dritten Art sind in den Werken der Beredsamkeit und der Baukunst zu sehn. (Die Maler und Poeten werden wohl fodern, daß man ihre Werke nicht ganz von der dritten Art ausschließe. Es giebt gewiß Bilder und Verse, die nützlicher sind, als manche Panegyrici auf große Herren, und manche Prachtgebäude. Gegen vorstehenden Einwurf hat Hr. Pl. sich wie es scheint im voraus verwahrt, indem er bemerket, daß der Unterricht besonders zur Absicht einiger Künste gerechnet werde, es sey aber doch nicht die vornehmste. Durch die Empfindungen, welche Dichtkunst und bildende Künste erregen und dazu gewöhnen, wird der Geist gebildet, und das ist ihr wahrer Nutzen, wenn sie

recht

recht gngewandt werden.) Die Erfindung eines Werks ist Genie, wenn das zusammengesetzte System, seinem Endzwecke völlig gemäß ist, wenn die Verhältnisse der einzelnen Theile sehr vielfach, sehr verwickelt sind, und zu dem Ganzen wohl zusammenstimmen. Weil die Verhältnisse der Größen schwerer zu übersehen sind, als die Verhältnisse der Eigenschaften, so ist in der Erfindung um so vielmehr Genie, je häufiger und richtiger die Verhältnisse dieser Art darinnen sind. Die poetischen Erfindungen, erfodern eben diese Verhältnisse der Größe. Z. B. die Beredsamkeit und Dichtkunst in dem Ebenmaaße der Ausdrücke, der Empfindungen u. s. w. die Musik, in dem mathematischen Verhältnisse neben einander erschallender und auf einander folgender Töne, Stimmen und verschiedener Instrumente, die Zeichenkunst, Maleren und Bildhauerkunst, in dem Verhältnisse des Umrisses, des Lichts und der Farben. Außer der Einsicht in diese Verhältnisse, erfodern die poetischen Erfindungen noch eine richtige Einsicht, in die Verhältnisse aller Theile des Werks zu seinem Hauptzwecke, der Empfindung die erregt werden soll. Das erfinderische Genie erfodert eine lebhafte und ausgebreitete mechanische Phantasie, welche eine große Menge Ideen herbeybringt, lebhafte Einbildungskraft, durch welche sie sowohl einzeln als zusammengesetzt der Seele lebhaft und anschauend vorgestellt werden, und eine besondere Fähigkeit der Seelen, welche die Verhältnisse der einzelnen Ideen gegen einander hält, sie ordnet, und durch eine schnelle Ein-

sicht

sicht der Einstimmung und des Widerspruches, oder durch ein dunkles Gefühl der Schicklichkeit, Schönheit und Anständigkeit zusammensetzt. Die einzelnen Stücke des zusammengesetzten Erfundenen, sind entweder einem andern Ganzen der Natur oder der Kunst ähnlich, oder nicht. In jenem Falle ist die Zusammensetzung der kleinsten Stücke, aus deren Verbindung das Ganze entsteht, gemein, oder erlernt oder nachgeahmt. Im andern Falle sind die kleinsten zusammengesetzten Stücke des Ganzen, wieder eigne Zusammensetzungen des Genies. Ein Genie, in dessen Werken auch die kleinsten Stücke eigne, d. i. sonderbare und nach der natürlichen Association seltne Zusammensetzungen sind, ist ein Originalgenie, man nennt es bisweilen Laune. Sein psychologischer Grund, ist eine gewisse Neigung und Fertigkeit der Seele, alle Gegenstände von einer eignen Seite zu betrachten, von welcher die Menschen sie sonst am wenigsten zu betrachten pflegen. Einen großen Einfluß haben die äußern Verhältnisse. Der physische Grund, scheint 1) eine ganz sonderbare Beschaffenheit der Sinne und des Gehirns zu seyn, welche macht, daß die Gehirnimpressionen eine ganz besondere Gestalt annehmen, 2) Eine besondere Beschaffenheit und Bewegung der Lebensgeister, welche den Gehirnimpressionen gegen die Seele eine besondere Richtung und in derselben eine eigne Gestalt giebt. 3) Besondere Verhältnisse der Gehirncanälchen, aus denen eine ganz eigne Association entsteht. Witz nennt Hr. Pl. das Vermögen verborgne und feine Aehnlichkeiten, und

Beziehungen der Ideen schnell zu bemerken. Die Verhältnisse, die er bemerkt, sind entweder der Aehnlichkeit oder der Folge. Er äußert sich also theils in Vergleichungen und Contrasten, theils in der Verbindung der Ideen. Also, 1) durch Gegeneinanderstellung des Aehnlichen und des Gegenbildes; Gleichniß oder Vergleichung, nachdem jenes lebhaft vorgestellt oder nur obenhin angezeigt wird, 2) durch Vorstellung eines Bildes mit Weglassung des Abgebildeten, Allegorie, Fabel, Metapher, bon mot, nach dem das Bild wirklich ein Gegenstand des Gesichts, eine Erzählung, ein Ausdruck, eine scherzhafte Aehnlichkeit ist. 3) Durch scherzhafte oder ernsthafte Vergleichungen kleiner Sachen mit großen. In der Bemerkung und Vorstellung der Aehnlichkeiten ist Witz, 1) wenn das Bild vom Gegenstande sehr entfernt ist, 2) das Gegenbild dadurch in ein sehr helles Licht gestellt, eine abstrakte und schwer auszudrückende Sache dadurch anschauend gemacht wird, wenn die Aehnlichkeit zwischen Bilde und Gegenbilde richtig und verständlich ist, und nicht über das Richtige und Schickliche ausgedehnt wird. Die Verbindung zweyer Gegenstände, die einander in der Größe ganz ungleich, oder in den Eigenschaften ganz unähnlich sind, heißt Contrast. In wiefern die Gedächtnißgesetze erfordern, daß uns das Aehnliche bey dem Aehnlichen, und nicht ein Entgegengesetztes bey dem andern einfällt, so setzt diese Art des Witzes eine lebhafte Phantasie zum voraus. Nur die Geschwindigkeit macht diese Art des Witzes zum Genie. Denn von jedem Subjekte,

das

das Entgegengesetzte zu finden, ist leicht, wenn man sich vornimmt es zu suchen. Wortspiele rechnet Hr. Pl. zum Genie, wenn der Einfall an sich interessant, belachenswerth, oder zu gegenwärtigen Verhältnissen passend ist. Eine andere Art des Witzes besteht in der Bemerkung scherzhafter und scheinbarer Verhältnisse, in der Anführung scherzhafter Ursachen, Wirkungen, Folgen, scherzhaften Anwendungen einer vorhergegangenen Begebenheit, figürlichen Ausdrücken die dem ersten Ansehen nach, was Unmögliches sagen, Verbindung zweyer Gedanken, welche der Form nach von einander gesondert werden. Im Körper erfodert Hr. Pl. zum Genie, ein weiches und zugleich reizbares Gehirnmark, lebhafte Bewegung der Lebensgeister in ihm, vielfache Verbindung und besondere Durchflüßigkeit der Gehirnkanälchen. Weiches und zugleich reizbares Gehirn haben, 1) meist alle Menschen von einer allgemeinen weichen, reizbaren und empfindlichen Leibesbeschaffenheit, 2) Knaben, Jünglinge und Menschen von mittlerm Alter mehr, als Greise, 3) Nationen, deren Körper weder durch den Himmelsstrich noch durch eine rohe Lebensart sehr gehärtet wird, 4) Menschen von einer zärtlich n Lebensart, in Ansehung der Nahrung und Bewegung, 5) Knaben, welche die englische Krankheit haben. Wenn das Rückgrad, mehr wegen eines natürlichen Verderbnisses der Säfte, als wegen vorhergegangener Verwahrlosung, unregelmäßig gebildet ist, so wird dadurch das Rückenmark gedrückt. Dadurch wird der Abfluß der Lebensgeister aus dem Haupte

in die unter dem Haupte gelegene Theile des Körpers sehr gehemmt, hingegen die Absonderung, Bewegung und Wirksamkeit derselben in den innern und äußern Theilen des Kopfes destomehr verstärkt und befödert. Daher nimmt der ganze Kopf, und besonders das Gehirn, übernatürlich zu, und nicht nur in den Geschäfften des Geistes, sondern auch in der Bewegung der Augen, der Gesichtsmuskeln, und vornehmlich der Sprachwerkzunge entsteht eine ausnehmende Geschwindigkeit und Fertigkeit. Hingegen werden alle Verrichtungen der Maschine in den übrigen Theilen des Körpers gänzlich vernachläßigt. Ein hartes Gehirn haben 1) harte, reizlose unempfindliche Menschen, 2) Greise, 3) nördliche und südliche harte und rohe Völker, 4) abgehärtete Menschen überhaupt, 5) in höherm Grade stupide vernunftlose Narren. Ein weiches und reizloses, obgleich bisweilen für den sinnlichen Schmerz empfindliches Gehirn haben, 1) kleine Kinder, 2) Wasserköpfe, 3) die meisten Weiber (das ist doch nicht ein bischen galant) und weibische Jünglinge und Männer, 4) Phlegmatische Narren. Vielfache Verbindung und besondere Durchflüßigkeit des Gehirns läßt sich mit der vollkommensten Gewißheit vermuthen: (diese Wörter stehen nach ihrer gewöhnlichen Bedeutung nicht recht wohl beysammen. Wenn von Rechten die Rede wäre, könnte allenfalls statt ihrer praesumtio iuris et de iure stehen) 1) bey Menschen welche ein großes und mit vielen Biegungen versehenes Gehirn, 2) einen großen gewölbten Kopf, 3) ein weiches Gehirn, 4) eine

eine besonders dünne Beschaffenheit aller Säfte und Lebensgeister haben, 5) Bey denen die Bewegung der Lebensgeister wegen einer sonderbaren Bildung des Kopfes und des Rückgrades, mehr in dem Gehirnmarke lebhaft, und in den übrigen Theile des Körpers gehindert ist. Eine entgegengesetzte Beschaffenheit des Gehirns muß bey allen seyn, die einen kleinen, platten, hie und da eingedrückten Kopf, ein hartes, hie und da verhärtetes, verstopftes, von ausgelaufenen Feuchtigkeiten, strotzenden Gefäßen, Polypen oder fremden Körpern zusammengedrucktes Gehirn haben. Hieraus erhellt, warum, wenn alles übrige gleich ist, eine zärtliche und sieche Leibensbeschaffenheit dem Genie günstig ist, und wiefern eine feste Gesundheit, ausnehmende Leibesstärke, und Fertigkeit und Gelenksamkeit der Glieder, Anlagen und Ursachen eines gemeinen, oder gar dummen Kopfes seyn können. Alles dieses setzt einen leichten und reichlichen Einfluß des Nervensaftes in alle Theile der Maschine zum voraus. Zum Genie aber, wird eine besondere Lebhaftigkeit desselben im Gehirnmarke, und Zusammenhalten im Kopfe erfodert. Einige Menschen haben bey einem gesunden und festen Körper viel Genie, andere bey einer schwachen und siechen Leibesbeschaffenheit wenig Fähigkeiten. Beydes ist selten, und läßt sich mit vorigem so vereinigen. Wenn man 1) überhaupt nach dem Gesetze der Stetigkeit eine verschiedene angeborne Vollkommenheit der Seelen annimmt, und sich die Summe aller Seelen, als eine Stufenleiter gedenkt, wovon jede Seele eine

einzelne Sprosse wäre. Ferner, ist in dem Gehirnmarke eine zwiefache, und, wahrscheinlicher Weise, in vielen Verhältnissen abgesonderte Bewegung der Lebensgeister; eine in den markichten Kanälchen, das ist die mechanische Phantasie, im allerweitesten Verstande, eine andere, welche mehr auf die Anfänge der Gefühls und Bewegungsnerven gerichtet ist. Von dieser ist eigentlich die Gesundheit der Maschine abhängig. Die Anlage des Gehirns, kann in einigen Menschen so vollkommen seyn, daß die Lebhaftigkeit und Menge des Nervensaftes zu beyden Arten der Bewegung hinreichend und also zu den Geschäfften des Körpers und des Geistes zugleich tüchtig ist.

In andern kann das Gehirnmark zu beyden Arten der Bewegung zu schwach, und sowohl zu den Geschäfften des Körpers als auch des Geistes untüchtig seyn. Dieß findet bey einfältigen, zärtlichen oder verzärtelten Kindern, vielleicht zum Theil bey dem andern Geschlechte, bey weibischen Männern und kindischen Jünglingen statt. Die große Einfalt so vieler vornehmer Kinder und Jünglinge, hat sehr oft mehr eine thörichte Erziehung zur Ursache, als natürliche Fehler der Anlage. Noch offenbarer zeigen den Nachtheil der Weichlichkeit Männer, die als Jünglinge Genie besaßen, nach einem erschlichnen Amte, oder sonst erlangten hinlänglichen Vermögen, durch bequeme oder schwelgerische Lebensart, ihre ganze Lebhaftigkeit verlieren. Hieraus folgert Hr. Pl. ferner, warum grobe Handarbeit, eine beständige Uebung in mechanischen Geschäfften

und

und künstlichen Bewegungen der Glieder, vornehmlich aber starke und öftere Leibesübungen in der Jugend, die glücklichsten Anlagen des Genies verderben, weil dadurch die Lebensgeister von dem Innern des Gehirnmarks in die Nerven der Glieder gewöhnt werden, und warum die natürliche Geschicklichkeit zu diesen Uebungen selten mit dem Genie vereinigt ist. Geistige Tränke, Empfindungen, Leidenschaften, Fieberhitze und Raserey, bringen oft in Menschen, welche von Natur kein Genie haben, periodische und zum Theil merkwürdige Erscheinungen aller Arten des Genies hervor. Die Erklärung liegt zum Theil in den vorigen Sätzen, zum Theil verspricht sie Hr. Pl. im folgenden zu zeigen, denn mit dem Angeführten endigt sich gegenwärtiges Buch. (Wenn der Widerspruch zwischen Genie und Gesundheit so groß wäre, als man ihn nach den bisher beygebrachten machen möchte, so wäre es wirklich eine politische Aufgabe, ob es für einen Landesherren besser sey, große Geister mit kränklichen Körpern, oder gesunde Dummköpfe zu Unterthanen zu haben. Ich muß indessen gestehen, daß ich dieses Hr. Pl. so wenig ganz glaube, so wenig ich vordem Krügern in seiner Physiologie geglaubt habe, daß die Patriarchen nur deswegen so alt geworden sind, weil sie nicht studirten. Ich weiß zuverlässig, daß der meißnische Bauer, wenigstens zu der Zeit als ich ihn kannte, zugleich mehr Mutterwitz und mehr Vatersstärke hatte, als der Bauer in vielen andern deutschen Provinzen. Wenn man alles annimmt, was Hr. Pl. vom Ge-

hirnmarke und Lebensgeistern hiebey sagt, so läßt sich diesen gar leicht etwas beyfügen, Leibeskräfte und Genie zu vereinigen. Man darf nur annehmen, daß die zu beyden erfoderliche Lebensgeister in zulänglicher Menge vorhanden und mit gehöriger Lebhaftigkeit in Bewegung sind, wie es auch Hr. **Platner** selbst erklärt. Daß grobe Händearbeit und Genie nicht lange beysammen bleiben, läßt sich erklären, ohne an Nervensaft und Gehirnkanälchen zu denken. Entweder das Genie schwingt sich bald in einen Zustand, wo es sich besser befindet, als bey der groben Arbeit, oder wenn es durch sein Schicksal daran gefesselt wird, so versinkt es unter Widerwillen und Kummer, und das kann ihm auch bey solchen Arbeiten wiederfahren, die eben nicht den Nervensaft durch Muskeln verschwenden. Mancher gute Kopf hätte einem Vaterlande, das Genies aufmunterte, Ehre gemacht, versauret aber, — nicht als Holzhacker, sondern als Uebersetzer oder bey einem andern gelehrten Handwerke.

Deswegen weil sich solche Begebenheiten psychologisch und moralisch erklären lassen, begehre ich Hr. Pl. physiologische Erklärungen nicht zu läugnen. Sie sind dem, was man insgemein annimmt, und nicht ohne Grund annimmt, gemäß, und Hr. Pr. Platner hat mit viel Scharfsinnigkeit sie vollkommen in ihr gehöriges Licht gesetzt. Was seinen Erklärungen mangelt, mangelt überhaupt unserer Erkänntniß. Denn mit großer Deutlichkeit und Vollständigkeit werden wir freylich diesseits der Ewigkeit nicht erfahren,

Wie

— — Wie Wesen fremder Art
Der Seele Werkzeug sind.

v. Haller.

Manches hätte vielleicht Hr. Pr. Pl. mehr erläutert und bewiesen, wenn er nicht Grund gehabt hätte die aphoristische Kürze zu wählen. Ich vermuthe, daß alsdann manchem meiner eingestreuten Einwürfe wäre vergebauet worden, die vielleicht oft nur von Misverstande herrühren, und von denen ein großer Theil zuverläßig bey mir nicht entstanden wäre, wenn nicht Lehren und Vortrag des Buchs mich zu einem aufmerksamen Durchlesen angereizt und dabey unterhalten hätten.)

K.

III.

C. G. Heyne Berichtigung und Ergänzung, der Winkelmannischen Geschichte des Alterthums. im I. Bande der deutschen Schriften der göttingischen Societät der Wissenschaften. Göttingen, 1771.

Der Hr. Hofrath H. macht sich durch diesen Beytrag um die Geschichte der Kunst um so mehr verdient, da Winkelmanns Buch in so vielen Händen ist, und als einklassisches in seiner Art angesehen wird. Das günstige Vorurtheil würde also die darinnen vorkommenden kleinen Irthümer

desto leichter fortpflanzen, wenn man sie nicht in Zeiten aufzuklären suchte. In der kleinen Einleitung zu dieser Abhandlung werden solche mit der Billigkeit entschuldigt, die Gelehrten so rühmlich ist. Winkelmann betrat ein unbearbeitetes Feld, seine Geschichte erfoderte die genaueste Kenntniß der kleinen griechischen Staaten, und deren besondern Geschichte, und eine mühsame Vergleichung derselben unter sich. Um diese hat sich Winkelmann nicht so ängstlich bekümmert; sein Geist, der sich beständig mit Anschauung des Schönen beschäfftigte, hielte sich nicht lange genug bey jenen historischen Kleinigkeiten auf. Hätte er das Einzelne hinlänglich vorgearbeitet gefunden, so würde er mit seinem Genie etwas Vollkommenes geliefert haben, so aber fand er allenthalben Hindernisse, und mußte erst selbst die Bahn brechen.

Der Hr. Hofr. sucht nicht Winkelmanns Grundsätze in der Kunst, sondern nur das Historische zu berichtigen, und liefert einen Versuch, der das Wenige, was vor dem Flor der Kunst unter den Griechen vor den Zeiten des Phidias voraus geht, von der S. 315-319. des 2ten Theils, auf das gründlichst, prüft und erläutert. Wir sehen mit Verlangen der versprochenen Fortsetzung entgegen, und wollen suchen das Merkwürdigste in einen etwas weitläuftigen Auszug zu bringen, da die Schriften der göttingischen Gesellschaft vielleicht den wenigsten, die Winkelmanns Buch besitzen, in die Hände kommen dürften.

Zum

Zum Leitfaden setzt Hr. H. folgende sehr wahrscheinliche Data in der Zeitrechnung fest. Um das J. 1406 vor Christi Geburt (d. i. 222 Jahr vor der Zerstörung von Troja) ward das Eisen in Kreta erfunden; um diese Zeit wußte man schon in Aegypten, und hin und wieder im Orient, Metalle zu schmelzen, Bildwerk darinn zu gießen und zu graben, in Stein zu schneiden und zu hauen. Gleichwohl vertrat viele Jahrhunderte unter den Griechen das gehärtete oder gehämmerte Kupfer die Stelle des Eisens. Um das J. 1308 vor C. G. war die erste Getreidesaat in Attika.

Um 1234 vor C. G. legte Theseus Athen an. Minos II. war König in Kreta. Dädalus Sohn des Metion, ein Athenienser, verfertigte zuerst Bildsäulen in Holz mit fortschreitenden Füssen, freyen Armen und offnen Augen. Sehr unkünstliche Bildsäulen waren schon vorher vorhanden; und einige älter, als die Epoche des erfundnen Eisens. Zu Argos stund zu Pausanias Zeit eine Juno aus wildem Pflaumbaumholze, welche Pirasus zugleich mit dem Tempel um das J. 1642 vor C. G. verfertigen lassen. Dem Dädalus wird noch die Erfindung der Axt, des Hobels, der Richtwaage, des Bohrers, des Leims, auch der Masten und Segel u. s. w. beygelegt; so wie seinem Schüler Talos das Töpferrad, das Dreheisen, die Säge, der Zirkel u. s. w. Pausanias gedenkt des noch vorhandenen Tanzes der Ariadne in weissem Steine, vermuthlich von erhabner Arbeit. Im westlichen Griechenlande, schrieb man alle alte selt-

seltsame Gebäude und Kunstwerke dem Dädalus zu.

Winkelmann sagt nach der Aussage des Athenagoras: zu gleicher (nämlich des Dädalus) Zeit, lebte Smilis des Eucles (Euclides) Sohn, aus Aegina, welcher eine Juno zu Argos und eine andere zu Samos machte. Pausanias redet bestimmter und sagt nur so viel, daß die alte Juno zu Samus des Smilis Arbeit sey, ihr Tempel daselbst sollte, nach der wunderlichen Meynung von einigen, durch die Argonauten erbaut und ihre Statue aus Argos dahin gebracht seyn. An einem andern Orte, wo er von der Juno zu Argos spricht, erwähnt er des Smilis eben so wenig, und an einer dritten Stelle sagt er, man wisse nicht, daß Smilis weiter als nach Samus und Elis gekommen sey. Vergleicht man den Callimach (wo Skelmis vermöge eines Schreibfehlers statt Smilis steht) mit den Nachrichten beym Clemens von Alexandrien aus samischen Schriftstellern, und mit dem Pausanias, so scheint der Ausdruck des letztern, daß Smilis um des Dädalus Zeit gelebt, nur nach der gemeinen Gewohnheit abgefaßt zu seyn, alles Alte in der Kunst auf den Dädalus oder seine Schüler zu ziehen. Samus war zwar lange bevölkert, erhielt aber erst einige Kultur nach den trojanischen Zeiten, um das J. 1044 vor C. G. Homer gedenkt dieser Insel nicht. Beym Clemens sagen die samischen Geschichtschreiber, die Bildsäule der Juno zu Samus sey erst unter dem Prokles, d. i. 140 Jahre nach der Zerstörung von Troja, verfertiget worden.

Endöus

Endöus, einer von des Dädalus Schülern, dessen Winkelmann S. 317 gedenkt, war ein Athenienser. In der Akropolis zu Athen stund eine sitzende Minerva von ihm mit seinem Namen. Athenagoras redet von ihr unter dem Namen, der sitzenden Athene. Eine andre große auf einem Stuhle sitzende hölzerne Minerva zu Erythrä hielt Pausanias auch für seine Arbeit. Sie hielt einen Rocken in der Hand, und eine Kugel auf dem Haupte.

Dädalus ist, nach des Hrn. H. Meynung, als die erste und fabelhafte Epoche der Kunst anzusehen; eine Zweyte, die schon mehr historisch ist, machen die Zeiten des Kandaules, Königs von Lydien, welcher durch den Gyges 719 J. vor C. G. des Lebens beraubt wurde. Die Lydier waren bereits ein durch Handel und Goldbergwerke reiches Volk. Was für eine Niederlage der Magneter, die einen Theil Lydiens bewohnten, das Gemälde Bularchs vorstellte, welches Kandaules kaufte, und gegen Gold aufwog, läßt sich nicht bestimmen, denn die beyden uns bekannten Eroberungen von Magnesia sind später, die eine unter Gyges, die andre unter Ardys. Gyges schickte auch 6 große goldne Vasen, 30 Talente schwer, nach Delphi. Klein Asien hatte damals also schon Länder, wo Reichthum, Luxus und Kunst herrschte.

Ueber diese Zeit hinaus muß, nach dem Plinius, der Anfang der Malerey gesetzt werden, und das nicht bestimmte Alter derer, die zuerst mit einer Farbe gemalt haben: Hygiemon, Dinias, Charmadas, Euma-

Eumarus und Cimon von Kleoná. Winkelm. behauptet S. 7 aus dem Plin. 35, 8. zu willkührlich, Eumarus habe vor dem Romulus, nicht lange nach Wiederherstellung der Olympischen Spiele durch den Iphitus, gelebt. Eumarus machte zuerst beyde Geschlechter in Gemälden kenntlich, und entwarf alle Arten von Gestalten. Cimon gieng weiter, zeichnete Profile, deutete Gelenke und Adern, und in den Gewändern die Falten an.

Fast um eben die Zeit (Winkelm. S. 317) muß Aristokles von Cydonia aus Kreta gelebt haben. Pausanias setzt ihn unter die ältesten Künstler, bestimmt aber nur so viel, daß er älter sey, als die Zeit, da Zankle in Sicilien von den Messeniern den Namen Messana erhielt, welches in der 29. Olymp. geschah. Das Gefechte des Herkules, welches Winkelmann anführt, stund nicht zu Elis, sondern zu Olympia.

Was Wink. vom Malas aus Chio, seinem Sohne, Enkel, und beyden Urenkeln sagt, ist nach dem Plinius erzehlt. Das Alter der letztern, nämlich des Bupalus und Anthermus, bestimmt Plinius nach dem Alter des Hipponax, welcher um die 60te Olymp. lebte. Allein er rechnet zu reichlich, wenn er behauptet die Kunst in Stein zu bilden steige in dieser Familie bis auf den Urgroßvater und auf den Anfang der Olympiaden hinauf: das wären 240 Jahre auf drey Menschenalter: Nach dem gewöhnlichen Laufe hat Malas nicht viel über die 38. Olymp. hinauf gelebet.

In

In diese Zeit ist des Cypselus Kasten, ein Kunstwerk vom höchsten Alterthume, zu setzen. Er ward von den Cypseliden zu Olympia aufgestellt, also vor der 49 Olymp. War es, nach dem Pausanias, der Kasten selbst, darinn Cypselus als Kind erhalten worden, so geht er über die 30. Olymp. oder 658 J. vor C. G. hinauf, da er schon Herr von Korinth war. War es aber ein Familienstück, mit Versen des Dichters Eumelus, der vor dem ersten Messenischen Kriege (742 J. vor C. G.) lebte, so war es das älteste Kunstwerk von Griechenland selbst. Gleichwohl bewunderte man keine geringe Kunst daran. Es war in Cedernholz geschnitzt, mit Gold und Elfenbein eingelegt, und mit vielen Figuren versehen.

Aus den Homer lernen wir von dem Alterthume gewisser Künste, mehr als von allen Geschichtschreibern. Beschreibt er manche Kunstwerke gleich als Dichter, so folgt doch daraus, daß man bereits 900 J. vor C. G. wußte, Figuren und erhabne Arbeit in Gold zu gießen, mit dem Grabstichel in Metall zu arbeiten, Email zu machen und einzulegen, Goldfäden zu spinnen und damit zu sticken, den Stahl blank und matt zu schleifen, u. s. w.

Zu des Bupalus und Anthermus Zeit, heißt es ferner beym Wink., blüheten auch Dipoenus und Scyllis. Sie waren, nach dem Plinius, die ersten, die sich durch ihre Arbeit in Marmor hervorthaten, dies geschah noch vor dem Cyrus, um die 50 Olymp. Sie waren aus Kreta, hielten sich aber meistens zu Sicyon auf, wo sie unter andern einen

Apollo,

Apollo, und Herkules, eine Diana und Minerva machten. Ambracia, Argos und Kleonä, war voll von des Dipoenus Kunstwerken, wie Pausanias meldet; zu Argos beschreibt er uns die Bilder der Dioskuren aus Ebenholz; ihre Pferde aber zum Theil aus Ebenholz, zum Theil aus Elfenbein. Uebrigens bedienten sich alle Künstler des Marmors von Paros. Unter die beträchtlichsten Werke des hohen Alterthums aus Stein, gehören des Bathykles Werke zu Amyklä, der zu Solons Zeiten, also vor der 55. Olymp. lebte.

Dipoenus und Scyllis giebt Pausanias irrig für Schüler des Dädalus aus (Wink. S. 317) es müßte denn ein jüngerer Dädalus seyn. Beydes ist falsch. Pausanias führt es bloß als eine Sage an; und das Alter eines jüngern Dädalus zeigt er selbst an einem andern Orte an; er wußte also, daß er viel zu spät für den Dipoenus gelebt hat. Daß die Sage auf den alten Dädalus geht, lehret was folget, Dädalus habe die beyden Künstler von der Tochter des Gortyn erzeuget.

Des spätern Dädalus Alter bestimmt Hr. Hofr. H. folgender gestalt. Nach dem Pausanias verfertigte er ein Siegszeichen der Elier auf ihren, über die Lacedämonier innerhalb des Altis oder heil. Hayns zu Olympia erhaltenen Sieg, welcher in die 94. und 95. Olymp. fällt. Dädalus bildete auch den Ringer Aristodemus aus Elis, welchen das Verzeichniß der Sieger beym Julius Africanus in die 98. Olymp. setzt. Den Sieger im Wettlaufe Eupo-

Eupolemus verfertigte eben derselbe in der 96. Olymp. Als des Dädalus Lehrer scheint Pausanias den Patrokles anzugeben, welchen Plinius nebst dem Naucydes und Canachus in die 95. Olymp. setzt.

Aus den frühern Zeiten führt Hr. H. noch die beyden Samier, den Rhöcus des Philas, und Theodor des Telekles Sohn, an, welche man für die Erfinder der Arbeit in weichen Massen, wie auch im Guß aus Erz, ja auch aus Eisen hielt. Theodor schnitte den Smaragd des Polykrates, welcher in Olymp. 64, 3. oder 522 J. vor C. G. starb. Unter den goldnen Vasen, und der goldnen Statue seiner Pastetenbeckerin, welche Krösus nach Delphi schickte, gedenkt Herodot auch einer silbernen Vase, welche für die Arbeit des Theodors von Samos ausgegeben ward. Nun fällt Krösus Herrschaft zwischen der 54. u. 58. Olymp. und die Absendung dieser Geschicke in die letzten Jahre. Dies kommt mit obiger Zeitbestimmung ziemlich überein; Winkelmann setzt den Künstler auch um die 60. Olymp.

Haben diese Künstler wirklich so spät als in der 60. Olymp. gelebt, wie können sie Erfinder obgedachter Theile der Kunst seyn? Unterscheidet man gleich den Guß überhaupt, welcher weit früher in Griechenland bekannt ward, von dem weit später erfolgten Guß künstlicher Bildwerke, so findet man doch schon weit ältere Beyspiele von Kunstwerken in

in Guß. Z. E. Herodot *) beschreibt eine von den Samiern in den Tempel der Juno verehrte große Vase von Erz mit hervorragenden Greifköpfen um den Rande, nebst drey kolossischen Figuren zu 7 Ellen, welche die Vase auf ihren Knien gestützt trugen. Die Veranlassung zu diesem Geschenke gehört in die 37. Olymp. Man könnte also allenfalls nur so viel behaupten, beyde obgedachte Künstler wären nicht sowohl die ersten Erfinder, als die ersten großen Meister im Gusse gewesen.

Den Theodor will Hr. H. allenfalls als einen Zeitgenossen des Krösus annehmen, aber den Rhöcus setzt er weit höher hinauf, weil Herodot ihn als den ersten Baumeister des großen Tempels zu Samus angiebt, welcher vom höchsten Alterthume und schon von den Lelegern angelegt war. Derjenige Tempel aber, der nach dem Herodot eines der drey Wunder in Samos war, kann nicht wohl eher als von den Jonern, den ersten gesitteten Einwohnern, angelegt seyn, das ist später als das J. 1044.

*) Hier verbessert Hr. Heyne beyläufig eine Stelle Winkelmanns. Dieser führt S. 18 den ersten Wagen mit 4 Pferden in Erz an. Ob es der erste gewesen, ist ungewiß; irrig setzt aber Winkelm. hinzu: nach dem Tode des Pisistratus d. i. nach der 67. Olymp. Denn Pisistratus Tod gehört in Olymp. 63. 1. und die Aufstellung des gedachten Wagens, läßt sich aus Herodot V, 77. gewiß bestimmen: nämlich zur Zeit des Einfalls der Athenienser in Euböa, Olymp. 82. 2.

1044 vor C. G. Wenn also nach dem Herodot Rhöcus der erste Baumeister war, so kann er unmöglich in einerley Alter mit dem Theodor und so weit herunter gesetzt werden.

Von Theodors Arbeit in Erz wußte man zu des Pausanias Zeit nichts mehr: hingegen stund eine weibliche Figur unter dem Namen der Nacht vom Rhöcus in Tempel zu Ephesus. Man gab ihn auch für den Baumeister des alten Gebäudes zu Lacedämon, Scias genannt, aus, wo sich das Volk versammelte. Als man den Grund bey der Anlage des Tempels zu Ephesus sumpfig fand, ertheilte er den Rath ein Bette von Kohlen unterzulegen; dieß ist derjenige Tempel, welcher in der Geburtsnacht Alexanders abbrannte, und vom Chersiphron erbauet war; vorher stund ein andrer Tempel da, dessen Erbauer man ebenfalls beym Pausanias findet.

Hieraus erhellet, daß der Tempelbau zu Samus, und in folgenden Zeiten die Regierung des Polykrates zu Samus, uns merkliche Spuren vom Fortgange der Künste und von Künstlern geben. Im Tempel der Juno ward ein großer Schatz von Kunstwerken bis auf des Verres und Strabo Zeiten aufbehalten. Winkelm. führt S. 8 eine Figur aus Erz im Museo Nani zu Venedig an, woran man lieset, sie sey vom Polykrates aufgestellt. Schrift, Bildung und Stellung verrathen ein hohes Alter; sie wäre also vor Olymp. 64. 3. gemacht, und folglich die älteste vorhandene griechische Figur in Erz.

S. 217 muthmaßet Winkelm., der sterbende Othryades im Stoschischen Kabinette sey zwischen der 50. und 60. Olymp. geschnitten, und gehöre unter die ältesten geschnittenen Steine. Allein das Zeitalter des Helden selbst ist sehr streitig. Seinen Tod setzt Herodot in die Zeiten des Kriegs des Krösus mit den Persern, also Olymp. 58. 1. Aber er verwechselt wahrscheinlicher Weise ein zweytes Gefechte mit einem frühern, das in die 11. Olymp. gehört, und den Othryades das Leben kostete.

Nach dem Dipönus und Scyllis führt Winkelm. S. 317 ihre Schüler bloß mit Namen an: Learchus, Dorykleidas, Dontas, Tektäus und Angelio. Pausanias II, 32. sagt dieß zwar von den beyden letztern; aber es ist nur eine verblümte Lobeserhebung wenn man sie zu Schülern des Dipönus und Scyllis macht. Sie sind viel jünger; denn Pausanias nennt uns den Kallon aus Aegina als ihren Schüler, von dem eine Minerva zu Trözene stand. Er war, selbst dem Pausanias nach, mit dem Kanachus von Sicyon gleichzeitig, dieser war aber um die 95. Olymp. berühmt. Plinius führt den Kallon unter der 87. Olymp. an, zu gleicher Zeit mit Ageladas und Polyklet. Er gehört also in die Zeit der blühenden Kunst, und folglich seine Meister, Tektäus und Angelio, vielleicht nicht weniger. Diesem Kallon und dem Hegesias (vermuthlich Hegias) legt Quintilian eine harte und den Tuscanischen Werken sich nähernde Manier bey, im XII. B. K. 10. §. 7.

Winkelm.

Winkelm. fährt S. 318 fort: In eben diese Zeit (da des Dipönus und Scyllis Schüler lebten,) wird Aristomedon (nicht Aristodemon) von Argos, Pythodorus von Theben, nebst dem Damophon von Messene zu setzen seyn. Aristomedon verfertigte Bildsäulen für die Phocenser, die zu Delphi aufgestellt wurden. Wenn man den Pausanias mit dem Herodot vergleicht, erhellt so viel, daß er kurz vor der Zeit des Einbruchs der Perser um die 75 Olymp. gelebet habe. Dem Damophon oder Demophon, (der einzige Messenische Künstler, sagt Pausanias, welcher erwähnt zu werden verdient,) findet man zwar einige Werke beygelegt, die eine Farbe des Alterthums zu haben scheinen; aber er scheint auch derjenige zu seyn, welcher eine Fuge am olympischen Jupiter von Helfenbein wieder herstellte, und lebte folglich lange nach dem Phidias. Dies erhellet auch daraus, daß er eine Diana Laphria für die Messenier verfertigte. Diese Göttin lernten sie aber erst nach ihrem Aufenthalte zu Naupaktus bey den Aetoliern kennen, und Damophon lebte also erst nach der 81 Olymp.

Vom Laphaes aus Phlius führet Pausanias bloß einen Herkules aus Holz als ein altes Werk an, und eine Bildsäule des Apollo. Des Dameas (nicht Demeas) Alter bestimmt Winkelm. auf eine seltsame Art, indem er des Milo Alter aus dem Alter vom Pythagoras erräth, da wir doch aus des Afrikanus Verzeichnisse wissen, daß Milo, dessen Bildniß Dameas machte, den Preis

als Ringer in der 62 Olymp. erhielte. Was Winkelm. hinzusetzt: weil vor der 60 Olymp. den Ringern, wie Milo war, zu Elis keine Statuen gesetzt worden, ist voll Unrichtigkeit. Milo hat sechsmal als Ringer, und einmal als Ringer mit den Knaben zu Olympia, den Preis erhalten. Preise für die letzte Art der Ringkunst sind erst in der 37 Olymp. ausgesetzt worden; aber als Pankratiast hat er nie den Preis erhalten; und doch von dieser Art des Wettkampfs sagt Pausanias das, worauf Winkelm. hier zielt.

Der Kallon, von welchem die jungen Messenier aus Sicilien in Bronze nach Olympia (nicht nach Elis, Winkelm. S. 318) sind verfertigt worden, war von Elis: Winkelm. verwechselt ihn aber mit dem vorigen Kallon aus Aegina. Mit dem letztern und nicht mit jenem, waren Menächmus und Soidas, beyde von Naupaktus in Aetolien, nach dem Pausanias gleichzeitig, und also gehören sie, wie Kallon von Aegina, in weit spätere Zeiten, wie von diesen letztern schon oben erwiesen worden.

In der Folge verdirbt Winkelm. seine eignen angenommnen Epochen, und führt eine Menge Künstler vor dem Phidias an, die doch mit oder nach ihm gelebt haben. Den Hegias setzt Plinius in Olymp 84, in Phidias und Alkamenes Zeiten, den Ageladas von Argos aber etwas später, Olymp. 87. Daß letzterer älter sey, wird aus dem Pausanias bewiesen, welcher des Ageladas Statue auf den Sieger Timasitheus zu Olympia anführt.

anführt. Timasitheus kam aber im Aufruhr zu Athen Olymp. 68, 1 ums Leben. Pausanias macht den Hegias auch zum Zeitgenossen vom Onatas von Aegina, der seine besten Arbeiten um die 75 Olymp. lieferte.

Winkelm. fährt zu Ende der 318 S. fort: Einer von des Ageladas Schülern, Askarus, machte einen Jupiter zu Elis (nein, zu Olympia, Elis schreibt Winkelm. dem Junius irrig nach) mit einem Kranze von Blumen. Pausanias sagt deutlich, dieß sey ein Werk des Askarus aus Theben, eines Schülers des Sicyoniers. Wie läßt sich dieß auf den Ageladas deuten, welcher aus Argos war? Dieß Werk war älter als der persische Einfall, und also von einem Künstler, der vor der 73 und 74 Olymp. lebte. Kühn glaubt, es sey Kleon von Sicyon gewesen, allein Pausanias (B. V, 17) setzt dieses Kleons Arbeit ausdrücklich den alten Werken entgegen. Es kommen Kunstwerke nach der 98 und in der 102 Olymp. von ihm vor. An einem andern Orte sagt eben dieser Pausanias: Kleon sey ein Schüler des Antiphanes, dieser ein Schüler des Periklet, und dieser vom Polyklet aus Argos.

Antiphanes war aus Argos. Periklet war der Bruder des Naucydes, der Sohn des Mothon. Den Naucydes aber setzt Plinius in die 95 Olympiade. Polyklet muß also einige Olympiaden älter seyn. Man muß diesen Polyklet von Argos ja nicht, wie Junius, mit dem großen Polyklet von Sicyon verwechseln. Pausanias sagt

ausdrücklich, Polyklet von Argos, nicht der Meister der Juno (die Juno zu Argos war eines der berühmtesten Stücke des Sicyoniers) sondern ein Schüler des Naucydes. Der Argiver Polyklet war zugleich auch der Lehrmeister der beyden Brüder aus Sicyon, Aristokles und des großen Meisters in Bronze Kanachus.

Vom Aristokles an liefert Hr. Heyne eine Folge von Lehrern und Schülern. Aristokles bildete den Synnoon, dieser den Polichus, dieser den Sostratus, dieser den Pantias. Der Sostratus, den Plinius in der 114 Olymp. anführt, ist vermuthlich eben der Vater des Pantias, muß aber nicht mit den Sostratus, einem Schwestersohne und Schüler des Pythagoras von Rhegium, verwechselt werden. Diesen Pythagoras setzt Plinius in die 87 Olymp. Gleichwohl muß er früher gelebt haben, weil Pausanias berichtet, daß er die Statuen zweyer Sieger in den Spielen des Euthymus und Astylus zwischen der 73 und 77 Olymp. verfertiget habe.

Zur Zeit des Feldzugs des Xerxes hatte Griechenland schon seine großen Meister in Silberarbeit. Mentors Alter ist ungewiß, aber das vom Mys läßt sich bestimmen. Denn als Phidias aus der Beute der marathonischen Schlacht (Olymp. 72. 3) eine grosse Minerva von Bronze verfertigte, so stellte Mys die Schlacht der Centauren und Lapithen auf ihrem Schilde in erhabner Arbeit vor, und zwar nach des Parrhasius Zeichnung.

Das

Das Alter des Simon von Aegina, den Winkelm. S. 319 unter den Bildhauern vor Xerxes Feldzuge zuerst anführt, läßt sich aus dem Pausanias festsetzen. Man sah von ihm zu Olympia einen Mann nebst einem Pferde aus Bronze, ein Geschenk des Phormis, der in den Diensten der Könige Gelo und Hiero in Sicilien stund. Gelo aber starb und hinterließ seinem Bruder den Thron Olymp. 75. 3.

Der Jupiter des Anaxagoras stund nicht, wie Winkelm. S. 319 sagt, zu Elis, sondern zu Olympia. Den Onatas haben wir schon oben als einen Zeitgenossen des Hegias und Ageladas gesehen. König Hiero, des Gelo Bruder, ließ durch den Onatas Geschenke nach Olympia verfertigen, die aber sein Sohn Dinomenes erst dahin schickte. Hiero regierte von Olymp. 75. 3 bis 78. 2, wodurch des Onatas Leben bestimmt wird. Zu Delphi stund auch von Onatas Hand ein goldner Dreyfuß, den die Griechen wegen der Schlacht bey Platäa dargebracht hatten. Onatas kann also sicher um und nach Olymp. 75 gesetzt werden.

Onatas und Kalliteles arbeiteten gemeinschaftlich an einem Merkur mit einem Widder, der zu Olympia stand. Pausanias hält den letztern für einen Sohn und Schüler des erstern. Um die Zeit lebte auch Kalamis, der ebenfalls an den gedachten Geschenken des Hiero nach Olympia arbeitete.

Etwas früher lebten die hier von Winkelm. angeführten Dionysius von Argos (nicht wie Winkelm. sagt von Rhegium) und Glaukus von Argos (nicht von Messana.) Beyde arbeiteten für den Micythus Stücke nach Olympia: Pausanias bestimmt ihr Alter nach dem Tyrannen von Rhegium Anaxilas, welcher Olymp. 76. 1 starb.

Bey der von Winkelm. angeführten Aufschrift auf die Rippen eines Pferdes erinnert Hr. Heyne, daß diese Aufschrift wider die Gewohnheit in Prosa gewesen, und daß dieß bronzene Pferd unter so vielen andern künstlichen Pferden zu Olympia allein die Hengste in den Spielen in Brunst gesetzt habe.

Aristomedes und Sokrates von Theben lebten vor Olymp. 86. 2. da Pindar starb, welcher eine Cybele von ihrer Hand in einen Tempel bey seinem Hause aufgestellt hatte.

Im Winkelm. lieset man: **Mandäus von Päon, dessen Victoria zu Elis war.** Vermuthlich hatte er Mendäus geschrieben, denn sein Buch ist voll von unzehligen Druckfehlern. Päon ist kein Ort noch Land; Päonien hieß ein Strich Landes, den die Päones, ein Stamm der Thracier, bewohnten. Der Künstler hieß Päonius, und war aus Menda in Macedonien, wo anfangs Thracier wohnten. Er lebte erst nach dem persischen Einbruche; denn zu Olympia stund die von Winkelm. erwähnte Siegesgöttin, welche die Messenier wiedmeten, nachdem ihnen die Athenienser Naupaktus in Aetolien eingeräumt hatten. Diese Versetzung

setzung der Messenier nach Uebergabe von Ithome geschah Olymp. 81. 1.

Glaucias von Aegina hatte nicht, wie Winkelm. will S. 319, den Hiero, sondern einen Gelo vorgestellt. Pausanias fand es nur zweifelhaft, ob es der König von Syracus, der Sohn des Dinomenes, seyn könne. Doch hat Glaucias wirklich zu Gelo's Zeit, welcher im dritten Jahre der 75ten Olympiade starb, gelebt.

Endlich schließt Winkelm. Eladas von Argos, der Meister des Phidias. Dieser aus Ageladas verstümmelte Name kömmt beym Scholiasten des Aristophanes vor. Eben so unrichtig wird er beym Suidas und Tzetzes Geladas geschrieben. Bey dem gedachten Scholiasten und beym Tzetzes wird ein Herkules zu Melita als eine Arbeit des Geladas, das ist des Ageladas, angeführt. Zu Melita in Attica hatte Herkules einen Tempel. Ein andrer junger Herkules von ihm stund zu Aegium in Achaja. Des Ageladas Zeitalter ist schon oben bestimmt worden.

IV.

Betrachtungen über das heutige Gartenwesen, durch Beyspiele erläutert. Aus dem Englischen. Leipzig 1771. 318. Seiten, in 8.

Man bilde sich nicht ein, in dieser Abhandlung etwas von dem, was zur Gärtnerey gehört,

zu finden, wie man vielleicht bey dem ersten Anblicke des Titels vermuthen könnte. Es ist vielmehr ein wichtiger Beytrag zur Baukunst, oder zu den bildenden Künsten, und in dieser Absicht verdient dieses Buch einen vorzüglichen Platz in unsrer Bibliothek. Wir Deutschen, die wir nur zu gerne den benachbarten Nationen nachahmen, sind bisher meistens dem französischen Geschmacke in der Anlage der Gärten gefolgt, auch wohl zuweilen in das unnatürliche Spielwerk der Holländer gefallen, und haben unsre Parterren mit allerley Steinen, Muschelwerk, und dergleichen Sächelchen ausgeziert; ein Anblick der jedem, der die ungekünstelte Natur liebt, gar bald zum Ekel wird.

Die Engländer suchen die Natur desto mehr zu nützen, und den Reiz einer schönen Gegend durch allerley Verbesserungen zu erhöhen; sie bemühen sich die Spaziergänge ihrer Parks so einzurichten, daß das Auge nach und nach auf die vortheilhafteste Weise dazu geführt, und immer durch neue Abwechselungen überrascht wird. Sie ahmen darinn den Chinesern nach, welche jedoch das Wilde übertreiben, und in den entgegengesetzten Fehler der Franzosen fallen. Inzwischen wenn einmal auf einer Seite zu viel geschehn soll, so wird man das Wilde doch nicht so leicht überdrüßig, als die genaue Regelmäßigkeit der abgezirkelten Alleen und Parterren, sollte der in der Anlage der französischen Gärten so berühmte le Notre auch den Plan dazu hergegeben haben.

Wenn

Wenn man die wenigen zerstreuten Gedanken über diesen Gegenstand in des Home seiner Kritik ausnimmt, so hat unsers Wissens noch niemand über die englische Art Gärten oder Parks anzulegen geschrieben. Unser ungenannter Verf. hat sich also in ein neues Feld gewagt, und wir sind dem Hrn. D. Zeiher Dank schuldig, daß er die Deutschen mit dieser Abhandlung bekannt gemacht hat. Den Inhalt des Buchs können wir am besten aus der Vorrede des Uebersetzers kennen lernen. „Der „Verfasser, heißt es, macht eine Grundlage von „einem ganzen Lehrgebäude über dasjenige, was uns „die Natur Schönes, Erhabnes, Schreckliches, „Melankolisches, Sanftes, Einsames in ihren „Auftritten darbietet, und die menschliche Seele in „eine ihrer Größe gemäße Verfassung setzen kann.„ Diese Schrift hat also wirklich das Verdienst der Neuheit; weil noch niemand die Anlage der Gärten mit philosophischen Augen betrachtet, und den Einfall gehabt hat, etwas systematisches darüber zusammen zu tragen. Daß es noch kein rechtes Ganzes geworden ist, setzt Hr. Z. mit Recht hinzu, ist nicht zu verwundern, da der Verf. ein noch fast ganz unbearbeitetes Feld betreten hat. Unsre sächsischen Gegenden um Meißen und Dresden, und an vielen Orten des Gebürges, würden einen reichen Stoff liefern, die schönsten Gärten und Parks in dem englischen Geschmacke anzulegen. Unter dem Worte Park, wird in der Folge nicht ein bloßes Gehölze verstanden, sondern ein großes Stücke Land, das theils mit hohem und niederm Holze besetzt, mit

Saat,

Saat, Feldern, Fluren, Wiesen, Wasser, Kanälen und Flüssen versehen ist, wie sie jetzt in England Mode sind.

Die Materialien, deren sich die Natur bey Aufführung ihrer Scenen bedient, sind viererley: der Boden, das Gehölze, das Wasser und die Felsen. Durch die Bearbeitung der Natur hat man noch eine 5te, nämlich, die zur Bequemlichkeit nöthigen Gebäude eingeführt. Daher zerfällt die Abhandlung des Verfassers in eben so viel Abschnitte. Eine jede dieser Arten ist verschiedener Abänderungen fähig, und zwar in Ansehung ihrer Gestalt, Ausdehnung, Farbenmischung und Lage. Diese geben dem Verf. Gelegenheit zu allerley Anmerkungen und Regeln über die Verbindungen dieser verschiedenen Abänderungen, worauf die ganze Schönheit einer Landschaft beruhet. Hieraus kann man sich einen Begriff von dem Plane des ganzen Werks machen. Es ist unmöglich dem Verf. Fuß für Fuß zu folgen. Wir wollen nur hin und wieder etwas herausziehen, welches sich ohne Verbindung mit dem übrigen verstehen läßt. Die hier und dort eingestreueten Beschreibungen der vorzüglichsten englischen Parks verlieren allerdings etwas, weil man sich die Schönheiten derselben durch die Beschreibung nicht so lebhaft vorstellen kann. Es müßte aber zur Bildung des Geschmacks, und zur fernern Bearbeitung des von dem Verf. entworfenen Lehrgebäudes, von großem Nutzen seyn, wenn man, mit diesem Buche in der Hand, England durchreisete, und die hier gemachten Anmerkungen untersuchte.

Der

Der Boden besteht aus dreyerley: aus der Erhöhung, Tiefung und Ebne. Eine geschickte Verbindung derselben macht die Schönheit des Bodens von einem Park aus. Ohne dieselbe ist eine Erhöhung nur ein Haufen Erde, eine Tiefung nur ein Loch, und beyde haben ein gekünsteltes Ansehen. Eine bloße Ebne hat an sich wenig Einnehmendes. Man muß solche also zu unterbrechen suchen, und dabey das Regelmäßige vermeiden. Ueberhaupt soll die Anlage aller Theile mit dem Charakter des Ganzen übereinstimmen. Denn ein jedes Stück Landes hat gewisse Eigenschaften, die seinen Charakter ausmachen; es ist entweder wild oder bearbeitet, fortlaufend oder unterbrochen u. s. w. Dieser Haupteigenschaft müssen die dabey vorzunehmenden Einrichtungen untergeordnet seyn, und die Theile eine gewisse Proportion mit dem Ganzen haben. Diese Regel dient aber nur dazu, daß die Abwechselung nicht ins Ungereimte falle: denn ohne Abwechselung und Kontrast ist kein Boden schön.

Mit Recht sagt der Verf. daß sanfte Scenen selten einnehmend sind, sie überraschen die Seele nicht, und wirken also nur schwach auf sie, weil sie bey allen ihren Abwechselungen wenig Arten des Kontrasts, und zwar nur matte, zulassen. Inzwischen sind zu starken Wirkungen nicht allemal Gegenstände von ungeheurer Größe nöthig; sie werden oft durch die Vortrefflichkeit der Anlage und des Charakters auf einer Fläche erzeugt, die ohne ungewöhnlichen Fleiß gebildet, und im Bezirk eines Gartens oder Parks angebracht werden können. Diese

Wir-

Wirkungen können oft allein durch das Gehölze erzeugt werden, und dieses wird im andern Hauptstücke untersucht.

Die Bäume und Sträucher sind von verschiedener Gestalt, Farbe und Wuchse. Einige haben das Ansehen dichter Körper, andre einen niedrigen oder hohen Stamm, einige sind kegelförmig, andre unregelmäßig buschig, bey einigen steigen die Aeste aufwärts, bey andern hängen sie nieder. Bald ist die Farbe dunkel, bald hellgrün, bald fällt sie ins bräunliche, bald scheint das Laub weislich oder gilblich. Alle diese Verschiedenheiten setzt der Verf. genau aus einander, und braucht sie, um seinem Gemälde Wirkung, Schattirung und Haltung zu geben. Denn er betrachtet den Park als ein großes Gemälde, darinn diese Eigenschaften so gut als auf der Staffeley beobachtet werden sollen. Ein Hauptnutzen, heißt es, welcher aus der Eintheilung dieser charakteristischen Verschiedenheiten entsteht, ist dieser, daß man die Quellen entdeckt, daraus man zu allen Zeiten einen Stoff zu Abwechselungen schöpfen kann, und daß man die Ursachen findet, aus denen sich oft Ungereimtheiten erklären lassen.

Freylich können die von der Farbe des Laubes hergenommenen Schattirungen einer Gegend, nur einige Monate dauern. Das ist auch genug. Ganz andre Scenen zeigt der Frühling, und ganz andre der Herbst, wann die gelben und zum Theil roth gewordenen Blätter ein neues Gemälde liefern. Wir wollen durch ein Beyspiel zeigen, wie der Verf. die Anlage zur Schattirung einer Landschaft macht.

Ein

Ein großes Stück mit Rothgrün, nebst einen schmalen Streifen von Dunkelgrün an der hintern Seite desselben, und hinter diesem noch ein größeres Stück als das erste mit Hellgrün, macht eine schöne Mischung; eine andre nicht weniger schöne Zusammensetzung giebt am nächsten vor den Augen ein Gelbgrün, hinter diesem ein Lichtgrün, alsdann ein Braungrün, und endlich ein Dunkelgrün. Das Dunkelgrün muß sich am weitesten erstrecken, das Lichtgrün schon etwas weniger, und das Gelbgrün am wenigsten unter allen. Doch ist hierbey zu beobachten, daß diese Schattirungen nicht in langen Streiffen eine hinter die andre zu liegen kommen, sondern gewisse große Massen von verschiedenen Schattirungen ausmachen müssen.

Bey den Gehölzen sind auch verschiedene Einrichtungen zu beobachten. Ein jeder mit Holz besetzter Platz ist entweder ein Wald, ein Hain, oder ein Klump, oder es steht ein einzelner Baum darauf. Der Wald hat Unterwuchs, der Hain besteht bloß aus hochstämmigen Bäumen. Ist der Klump dicke so heißt es ein Dickigt, ist er aber dünne so nennt man ihn eine Gruppe oder einen Trüppel Bäume. Die Oberfläche eines großen dichten Waldes ist einer der edelsten Gegenstände in der Natur, zumal wenn man ihn von einer Anhöhe oder von der abhängigen Seite eines Berges übersehen kann. Der Wald muß einen Umzug haben, der aber nicht regelmäßig seyn darf; eine einzige tiefe Einziehung, oder eine einzige kühne Verrückung haben eine größere Wirkung als zwanzig

zig kleine Unregelmäßigkeiten. Ueberhaupt tadelt der Verf. bey mehrern Gelegenheiten alles, was eine gerade Linie oder den Schein der Kunst hat: er verwirft folglich alle geraden Linien unserer kunstverrathenden Hecken und Alleen. Wir wollen dieß bey ganzen Gegenden und großen Parks einräumen; allein wer kann allemal große Stücken Landes anlegen? Eine jede Gegend schicket sich nicht einmal zu dem englischen Geschmacke. In kleinern Gärten werden wohl immer Hecken und Alleen bleiben müssen. Ihr Mangel würde unsere Gegenden vielmehr fehlerhaft machen, weil den Gärten ein Theil ihres Endzwecks, nämlich einen schattichen für den Wind gesicherten Spatziergang zu haben, fehlen würde. Uebrigens räumen wir gerne ein, daß der englische Geschmack allemal schöner ist, und daß man ihn, im Großen ausgeführt, nicht so leicht überdrüßig wird, als aller einförmigen Kunst zu Versailles.

Der Hauptcharakter des Waldes ist das Große, der Charakter des Hains die Schönheit. Letzterer muß also aus schönen, hohen, und geraden Bäumen bestehen, daß man darunter spatzieren gehen und sich hin und wieder setzen kann. Es muß Abwechselung von Licht und Schatten darinn herrschen, welche vornehmlich durch die Wahl der Bäume kann zuwege gebracht werden.

Das Wasser ist das dritte Hauptstück einer Gegend, und zwar kein unumgänglich nothwendiges Stück von einer schönen Scene in der Natur; aber doch eine so wichtige Zierde, daß man überall, wo es fehlet, die Abwesenheit desselben bedauert. Es

giebt

giebt einer Gegend Reitz und belebt sie, es verwandelt die Melankolie einer Gegend in Lust, und bereichert einen Distrikt der den größten Ueberfluß an Gegenständen hat. Es kann eine Gegend romantisch schön machen, aber auch unter gewissen Umständen das melankolische derselben vermehren. Ein sanft dahin fließender Fluß, ein murmelnder Bach, und das brausende Getöse eines Stroms, verursachen einen ganz verschiedenen Eindruck auf das Gemüthe.

Das Wasser ist entweder fließend, und stellt Bäche und Ströme dar, oder es ist stehend, wo man es Teiche und Seen nennt. Das unterscheidende Kennzeichen von jenem ist der Fortgang, von diesem der Bezirk. Es ist aber nicht nöthig, daß man den Umfang eines Sees übersehen, oder daß man der Aussicht auf dem Flusse keine Grenzen setzen dürfe. Es ist vielmehr eine Schönheit, wann er sich in einem Walde oder hinter einem Berge verliert; und man bekömmt einen viel größern Begriff von einem See, wann man sein Ende nicht absieht. Bey einem See sind Bayen, Buchten und Vorgebürge unerschöpfliche Quellen von Abwechselungen, doch dürfen sie, so schön sie auch sind, nicht allzu zahlreich seyn, weil die Vielheit der Unterabtheilungen das Ungekünstelte der größern Theile schwächt. Inseln und Mündungen der Flüsse haben ähnliche Wirkungen auf einem See.

Der Fluß erfodert krumme Gänge, er kann aber doch auch natürlich seyn, ohne sich beständig hin und her zu wenden. Gar zu häufige und plötz-

liche Wendungen, geben ihm das Ansehen so vieler abgesonderten Teiche. Lange Strecken mit etwas veränderten Ufern, sind vielmehr unterscheidende Merkmale eines Flusses; ein ganz gerader Fluß hat hingegen das Ansehen eines gegrabenen Kanals.

Die **Brücken** erregen den Gedanken, daß der Fluß sich noch weit hinter denselben erstrecke, sie sind unterscheidende Kennzeichen der Flüsse, gehören aber nicht für die Seen. Man sucht oft das Ende eines Flusses durch Brücken zu vermänteln, allein dieß Kunststück ist schon zu oft angebracht, als daß man sich noch dadurch sollte hintergehen lassen. Der Verf. verlangt deswegen, daß man das Wasser noch hinter der Brücke sehen soll; man kann sein Ende alsdann dem Gesichte durch Gebüsche entziehen. Bloße hölzerne Schwibbögen, die man nach der jetzigen englischen Mode zuweilen in der Entfernung einer Landschaft anbringt, ohne daß man einen Tropfen Wassers sieht, sind widersprechend, und ein verkehrter Zierrath. Ein gemeiner bloß von Brettern gemachter Steg giebt einer Scene oft ein weit ländlicher Ansehen, als eine mit vielen Kosten gewölbte Brücke. In wilden romanhaften Auftritten kann man sich einer eingefallenen steinernen Brücke bedienen, wovon nur noch einige Schwibbögen stehen.

Am Ende dieses Abschnittes wird auch noch von Wasserfällen gehandelt. Diese gehören zu den großen Wirkungen der Natur, welche die Kunst nachzuahmen zu schwach ist. Die Höhe des Falles, nicht die Breite des Wassers macht das Prächtige

und

und Wunderbare aus, welches den Zuschauer in eine stille Bewunderung setzt. Ein einzelner Absturz des Wassers hat etwas gezwungenes, ist der Fall breit und nur etliche Fuß hoch, so scheint er einer regelmäßigen Cascade ähnlich. Der Verf. will lieber, man soll den Fall in verschiedene Abschnitte theilen, weil man alsdann jeden Theil im Verhältniß zu seiner Tiefe breit genug machen kann. Die größte Schwierigkeit bey solchen abgesetzten Wasserfällen ist, daß es schwer hält, einen Bau von so großen rauhen und von einander abgesonderten Ruinen anzulegen, der dauerhaft genug wäre, um eine ansehnliche Last Wassers, die über solche hervorbrechen und hinabstürzen muß, zu tragen.

Der Verf. kommt auf die Felsen, als das vierte Hauptstück einer Landschaft. Von diesen sagt er, daß sie zwar Bewunderung, aber nicht leicht Vergnügen erwecken, wenn sie nicht besonders zu gewissen Eindrücken geschickt gemacht sind. Ihr rauher Charakter kann nicht lange einnehmend seyn, wenn er nicht durch einige Nebenumstände gemildert wird, zum Exempel durch Untermischung von lebendigen Gewächsen, durch Bäche, Wasserfälle, u. d. g. Das charakteristische der Felsen setzt der Verf. in drey Stücke: Würde, Schrecken, seltsames Ansehen; mit allen dreyen ist das Wilde verknüpft. Diese Eigenschaften werden nach einander durchgegangen, und denjenigen, welche dergleichen felsigte Gegenden besitzen, gezeigt, wie sie die Natur auf eine vortheilhafte Art nutzen sollen, und durch allerley kleine Hülfsmittel

größere und angenehmere Wirkungen bey den bereits vorhandenen Gegenständen hervorbringen können.

Bisher haben wir die Gegenstände betrachtet, womit die Natur eine Landschaft bereichert, und wobey man ihr nur etwas zu Hülfe kommen darf: nun ist noch ein Hauptstück der Landschaft übrig, welches der Mensch als Bewohner derselben zu seiner Nothdurft und Bequemlichkeit gebraucht, dieß sind die **Gebäude**. Nach dem Zwecke des Verf. gehört ihr Inneres nicht so wohl hieher als das Aeußerliche, in so fern sie nämlich als **Gegenstände** der Landschaft betrachtet werden. Das Innere muß zwar auch nicht widersprechend seyn, vornämlich kommt es aber doch darauf an, daß das Aeussere den Charakter der Landschaft bestimme. In der letztern Absicht sollen sie entweder dazu dienen, daß sie eine Gegend vorzüglich unterscheiden, oder eine Aussicht unterbrechen, oder die Scene, bey der sie gebraucht werden, zieren.

Die verschiedenen Theile eines Gartens und Parks würden oft nicht genug von einander abstehen, wenn die Gebäude fehlten. Inzwischen darf nicht jeder Districkt damit besetzt seyn, wie man in manchen englischen Parks wahrnimmt. Die Aussicht über eine gar zu große Ebne, oder auch oft eine unangenehme Aussicht, ein Morast u. d. gl. wird am besten durch ein Gebäude unterbrochen. Es darf aber deswegen kein großes Gebäude seyn; eine unansehnliche Bauerhütte verrichtet oft eben dasselbe, und ist dem Charakter der Landschaft gemäßer

mäßer als ein Gebäude, das zu viel Kunst verräth. Eine Hütte giebt der ländlichen Gegend ein malerischeres Ansehen, als Tempel und Obelisken.

In einem Park soll man keine Gebäude finden, welche dem Charakter desselben widersprechen, ein Fehler, darinn die Engländer oft verfallen, am allerwenigsten aber solche, die fremde Sitten und einen ganz andern Himmelsstrich verrathen, als griechische Tempel, türkische Moscheen, ägyptische Obelisken. Hingegen erlaubt der Verf. einem Garten, wo die Zierde der Hauptcharakter ist, jede Art der Baukunst von der Griechischen bis zur Chinesischen, er warnet nur für die Vervielfältigung, weil wenige Auftritte deren mehr als zwey bis drey vertragen können. Es kömmt bey den Gebäuden in Ansehung der Wirkung, die sie in einer Landschaft thun sollen, gar nicht auf die übertriebene Pracht an, sie ist vielmehr oftmals ein Fehler. Das Hauptwerk beruhet darauf, daß sie sich von der vortheilhaftesten Seite zeigen: und deswegen ist es oft besser, wenn sie von der Seite als von vorne ins Auge fallen, wenn sie halb versteckt sind, oder wenn man die ganze Masse nicht übersieht. Eine mit Wald umgebne Hütte, welche man nur von weitem durchschimmern sieht, thut zuweilen mehr Wirkung, als ein freystehendes prächtiges Gebäude.

Die Gebäude bestimmen und erhöhen oft den Charakter der Scene. Ein Tempel vergrößert das Ansehen der edelsten, und eine Bauerhütte die Einfalt der ländlichsten Scenen. Der Verf. läßt sich in die verschiedenen Arten der Gebäude, womit man

eine Gegend auszieren kann, gar nicht ein, weil sie gar zu mannichfaltig sind; er macht nur einige allgemeine Anmerkungen überhaupt.

Die Gebäude führen unsern Verf. auf die **Ruinen**, deren Gebrauch heutiges Tages in England so sehr Mode ist, daß man da, wo es keine wirkliche giebt, viele Kosten daran wendet, um welche anzulegen, und die Natur alter wirklichen Ruinen so gut als möglich nachahmet. Sie erregen Begriffe, die niemals aus dem Anblicke der Gebäude entstehen würden, wann sie vollkommen da stünden. Sie erneuern das Andenken der Zeiten und Sitten, nach welchen sie eingerichtet waren; man empfindet dabey ein gewisses Gefühl der Bedauerung und der Hochachtung. Bey einem verfallenen Gebäude fällt uns natürlicher Weise ein, den gegenwärtigen Zustand gegen den vorigen zu halten, und wir finden ein Vergnügen daran dieser Vergleichung nachzuhängen.

Erdichtete Ruinen können eben dergleichen Wirkungen in einem gewissen Grade, wenn gleich nicht so stark, hervorbringen. Sie geben der Einbildungskraft Stoff zu einer hinlänglichen Beschäfftigung. Je näher man den wahren Ruinen kommt, desto größer ist die Wirkung. Man muß nur suchen die ursprüngliche Bestimmung des Gebäudes deutlich auszudrücken, der Gebrauch desselben und die ehemalige Gestalt muß in die Augen fallen, und leicht zu entdecken seyn. Man darf keine abgebrochenen Stücke ohne eine ausdrückliche Bedeutung und einen augenscheinlichen Zusammenhang wagen.

Man

Man muß der Seele nicht Zeit lassen darüber zu denken; die Stärke der Aehnlichkeit muß sie vielmehr gleich bey dem ersten Anblicke überzeugen, daß wirklich ein Gebäude da gestanden, und daß die Länge der Zeit es in Trümmern verwandelt habe.

Ein wichtiger Umstand bey der Nachahmung alter Ruinen ist also, daß sie wirklich alt zu seyn scheinen. Man kann der Vorstellung einen Anstrich geben, als ob sie ein Ueberbleibsel längst verflossener Zeit wäre. Zuweilen wird ein Anhang, der augenscheinlich von einen neuern Bau zeuget, als das Hauptgebäude verräth, der Wirkung einen größern Nachdruck geben. Ein Bauerschuppen mitten unter den Ruinen eines Tempels ist ein Kontrast sowohl für die ehemalige als gegenwärtige Beschaffenheit des Gebäudes, so wie ein unter Ruinen blühender Baum von der Länge der Zeit zeuget, welche sie der Vernichtung unterworfen gewesen sind.

Der Verf. kommt auf einen neuen Gegenstand seiner Abhandlung, auf die **Kunst**, und will, daß solche zwar vornehmlich in der Gegend nahe um den Wohnhause, oder in dem Hauptzugange herrschen solle, erinnert aber doch, daß solche nie übertrieben seyn dürfe, damit man der Natur nicht zu sehr bey ihren Schönheiten Gewalt anthue. Dieß führt ihn auf die malerische Schönheit eines Orts, welche nicht mit der Regelmäßigkeit besteht, weil die letztere nie einen hohen Grad von Schönheit hervorbringen kann. Bey dieser Gelegenheit wird eine artige Vergleichung zwischen den verschiedenen Wirkungen der Gegenstände in einem wirklichen Auf-

tritte der Natur und in einem Gemälde angestellt.

Die verschiedenen Theile, welche zum Gartenwesen gehören, müssen ihren Charakter haben, und alles muß solchem untergeordnet seyn. Es gehört nicht dazu, daß man Statuen, Inschriften, Säulen mit Denksprüchen aus alten klassischen Schriftstellern errichte, oder Gemälde aus der Fabellehre an solche Oerter malen lasse. Dieß sind mehr Sinnbilder als Ausdrücke, man kann sie als witzige Einfälle ansehen, um abwesende Vorstellungen in das Gedächtniß zu bringen: sie machen aber keinen unmittelbaren Eindruck, weil sie erst untersucht und erklärt werden müssen. Die Theile, welche zum Gartenwesen gehören, und ihren besondern Charakter haben müssen, sind nach dem Verf. viererley: eine **Ländereyn**, oder zum Vergnügen angelegte Landschaft, ein **Garten**, ein **Park**, und ein **Landweg**.

Eine **Länderey** und ein Garten kommen in vielen besondern Stücken überein, sie sind aber in der Grundlage einander völlig entgegen gesetzt. Beyde sind der Bearbeitung unterworfen, allein diese ist in dem einen **Landwirthschaft**, in dem andern Zierde. Die erstere ist zur Nutzung bestimmt, der andere zum Vergnügen. Die Ländereyen sind vornehmlich zu sanften Scenen und zu den Begriffen von dem dichterischen Hirtenleben geschickt. Hier findet man eine Beschreibung der in England so berühmten Hirtenfelder, the Leasowes genannt, welche **Shenstone** angelegt, bewohnt und besungen

gen, und wovon uns Hr. Dodsley eine umständliche Beschreibung gegeben hat. Als ein Muster einer künstlichen Länderey wird Woburn angeführt, wo man einen Platz von 150 Morgen Landes sieht, deren 35 auf den höchsten Grad verschönert, zwey Drittheil zu Triften und ein Drittel zum Ackerbaue angewandt sind, jedoch so, daß sich die Verzierungen und künstliche Anlage überall verbreiten.

Ein Park kann mit einem Garten verbunden werden, ohne daß man wegen ihres eigenthümlichen Charakters einen Nachtheil für einen von beyden besorgen darf. Eine Länderey, sagt der Verf. verliert durch eine solche Verknüpfung mit dem Garten einige von ihren charakteristischen Eigenschaften, und ihre Vorzüge werden dem letztern zu Theil. Die vollkommenste Zusammensetzung einer Gegend besteht, nach seinem Urtheile, in einen Garten, der sich mit einem Park vermittelst eines kurzen Spatziergangs durch den letztern nach einer Länderey, und vermittelst einiger längst an den freyen Plätzen desselben hingeführten Wegen nach der Landgegend verbindet. Es kommen hier reizende Beschreibungen verschiedener Parks zu Painshill und Hagley vor, so wie bey dem folgenden Abschnitte von dem Garten, die berühmten Gärten zu Stowe beschrieben werden.

In dem letzten Abschnitte finden wir allerley artige Anmerkungen, in wie fern man bey Anlegung eines Gartens, Parks, und einer ganzen Landschaft auf den Wechsel nicht nur der Tageszeiten,

 sondern

sondern vornehmlich auch der Jahrszeiten zu sehen habe, und wie man die Abwechselungen in der Natur dabey nützen könne. Wir haben gesucht, so viel es die Kürze erlauben wollen, durch diesen Auszug unsern Lesern einen Begriff von diesem Buche zu geben. Man kann daraus urtheilen, wie viel Neues darinn enthalten ist, da wir noch so wenig von dem jetzigen englischen Geschmacke in dem Gartenwesen haben. Wir glauben versichern zu können, daß alle, die einiges Gefühl für das Schöne in der Natur und Geschmack an diesem Theile der Kunst haben, diese kleine Abhandlung mit Vergnügen lesen werden.

V.

Arthur Youngs sechsmonatliche Reise durch die nördlichen Provinzen von England, in Absicht auf den Zustand der Landwirthschaft, der Manufakturen, der Malerey und übrigen schönen Künste. Aus dem Englischen. Leipzig 1772. 2 Bände in Großoctav.

Wenn gleich Youngs Hauptabsicht die Oekonomie ist, und der größte Theil seiner auf der Reise gemachten Anmerkungen die Landwirthschaft von England betreffen, so hat er doch auch gesucht, sich nach dem Modegeschmacke seiner Nation zu bequemen, und ihnen eine Nachricht von den auf dem durchreiseten Striche angetroffenen Gemäldesammlungen

lungen mitzutheilen. Jedermann weiß, daß die Engländer in diesem Jahrhunderte große Schätze von Malereyen, insonderheit aus Italien, in ihr Vaterland gebracht, und kostbare Sammlungen von Gemälden angelegt haben. Es ist nur zu bedauern, daß ein Liebhaber solche nicht in der Hauptstadt, oder in den ansehnlichsten Provinzialstädten beysammen antrifft, sondern deswegen das ganze Land durchreisen muß, weil die Besitzer ihre Sammlungen auf ihren Landsitzen aufgestellt haben. Dazu kömmt noch ein schlimmer Umstand, daß es bey dem Stolze und Eigensinne mancher Besitzer oft schwer hält sie zu Gesicht zu bekommen, wenn man nicht gute Empfehlungsschreiben mitbringt.

Eine in dieser Absicht angestellte Reise, um ein richtiges Verzeichniß der in so vielen Landsitzen zerstreueten Werke der Kunst zu liefern, mußte den Liebhabern ein desto angenehmeres Geschenk seyn, da sie wissen, was für Schätze hin und wieder verborgen stecken. Man hätte weit eher Ursache, heißt es in dem Vorberichte des Uebersetzers, eine malerische Reise durch England, als durch Frankreich zu wünschen, wo es sich nicht der Mühe verlohnet. Von diesem Reiche haben wir inzwischen eine sehr entbehrliche Beschreibung, und von England fehlt sie uns; denn den so genannten English Connoisseur, der vor einiger Zeit in zwey kleinen Bändgen zu London heraus gekommen ist, kann man nicht dafür ausgeben. Er hält sich bloß bey der Stadt London, in der Nachbarschaft und etlichen weni=

wenigen andern Landsitzen auf, kömmt aber in die entlegenen Gegenden gar nicht.

Young hat diesen Mangel, so weit er gereiset, einigermaßen zu ersetzen gesucht. Er würde aber noch weit mehr geleistet haben, wenn er so viel Kenntniß von der Malerey als von der Landwirthschaft besessen hätte. Oft giebt er nur den Inhalt des Gemäldes an, oder meldet, in was für einer Manier ihn das Bild gemalt zu seyn geschienen, und dieses ist für den Liebhaber nicht hinreichend, weil ihm daran gelegen ist zu wissen, wo Bilder von diesem oder jenem Meister anzutreffen sind. Hingegen hat er die Namen der Künstler da, wo man ihm solche angezeigt, sorgfältig hinzugesetzt.

Man kann diese Reisebeschreibung auch als einen Beytrag zu dem im vorigen Artikel mitgetheilten Betrachtungen über das Gartenwesen betrachten. Young liefert viele Beschreibungen der vornehmsten Parks, die er auf seiner Reise gesehen, und läßt sich ziemlich weitläuftig darüber ein. Man sieht daraus, wie die Besitzer schöner Gegenden solche zu nutzen, und durch Kunst noch mehr zu erheben suchen, und wie sich der Geschmack immer mehr und mehr ausbreitet, Gärten und Parks nach ähnlichen Grundsätzen, wie sie in den obgedachten Betrachtungen festgesetzt sind, anzulegen. Bey Gelegenheit des Parks zu Studley theilt Young seine Gedanken über die Wirkung der Ruinen in den Parks mit, und denkt beynahe eben so, wie der Verfasser jener Betrachtungen. In dem ersten Theile hat uns die Beschreibung von dem Park zu dem ge-

dachten

dachten Studley, zu Hackfall, und zu Wentworth am vorzüglichsten gefallen.

Die vornehmsten Gemäldesammlungen, welche beschrieben worden, sind: die von dem Grafen von Exeter zu Burleighhouse, welche insonderheit mit herrlichen Stücken von Carlo Dolce, von Giordano, und mit historischen Gemälden von van Dyck pranget; ferner die von dem Herzoge von Leeds zu Kniveton, die von dem Herzoge von Portland zu Welbeck, und die von dem Ritter Duncombe zu Duncombe. Am merkwürdigsten unter allen ist der Landsitz des Grafen von Carlisle zu Castle-Howard, weil man daselbst nicht nur ausgesuchte Gemälde, sondern vornehmlich eine herrliche Sammlung von antiken Statuen und Busten antrifft.

Im andern Bande dieser Reise finden wir eine umständliche Nachricht von dem kostbaren Kanal, den der Herzog von Bridgewader anlegen lassen. Man wird solche um desto begieriger lesen, da man außer England noch wenig davon weiß, und es gleichwohl eine Unternehmung ist, welche allen Wasserleitungen der Römer an die Seite gesetzt zu werden verdient. Bey den Römern wurden sie theils auf öffentliche Kosten, theils auch von Privatleuten, die aber bey der Macht der Republik unermeßliche Reichthümer besaßen, und durch Sklaven wohlfeil konnten arbeiten lassen, aufgeführt; hier unternimmt der einzige Herzog von Bridgewater einen bewundernswürdigen Bau, darüber man erstaunen muß, und führt ihn glücklich aus. Der Her-

zog hat dadurch seinen Kohlengruben bey Worsley einen erstaunlichen Abgang verschafft, indem er den Kanal von dort bis nach der bekannten Manufakturstadt Manchester geführt hat, und noch nach Stockport führen will, wodurch der Kohlenpreiß an dem ersten Orte gleich um die Hälfte gefallen. In wenig Jahren wird der Kanal so gar bis zu der mächtigen Handelsstadt Liverpool gehen, da der inländische Handel Englands unendliche Vortheile davon haben wird, zumal wenn durch einen zweyten Kanal, den eine Gesellschaft reicher Engländer jetzt graben läßt, und der diesen ersten Kanal mit Hull verbindet, eine Handlung und Vereinigung beyder Meere mitten durch England zu Stande gebracht wird. Gedachter Herzog hat dabey unsägliche Schwierigkeiten gefunden, und den Kanal über Hügel und Flüsse wegführen müssen. Auf dem Titelkupfer sieht man, wie der Kanal vermittelst steinerner Bogen über einen schiffbaren Fluß geschlagen ist. Unten fahren Schiffe durch, und über solche weg werden Kohlenschiffe gezogen. Wie breit der Kanal seyn müsse, läßt sich daraus abnehmen, weil sich zwey Kohlenschiffe einander begegnen können, und auf jeder Seite noch eine breite Bank ist, darauf das Pferd, welches sie zieht, nebst dem Treiber gehen kann. Die römischen Aquedukten sind kleine Unternehmungen dagegen, und schaffen das Wasser nur in ganz schmalen Kanälen fort. An einem andern Orte ist der Kanal über die große Heerstraße weggeführt, und die größten Lastwagen fahren unter demselben durch. In Ansehung der übrigen

archi=

architektonischen und mechanischen Merkwürdigkeiten des Kanals verweisen wir den Leser auf das Buch selbst.

Man trifft in diesem andern Bande wieder verschiedene Beschreibungen von Gärten und Parks an, unter andern auch etwas von den berühmten Hirtenfeldern oder Leasowes, deren im vorigen Artikel gedacht worden, ferner den Park des durch seine Schriften bekannten Lords Littleton. In dem Briefe von Oxford finden wir das Verzeichniß der herrlichen Sammlung von Bildern der italiänischen Meister, welche der verstorbene General Guise der Universität im Testamente geschenkt hat. Sie macht alleine eine große Gallerie aus.

VI.

Von deutscher Baukunst. D. M. Ervini a Steinbach, 1773. 16 S. 8.

Wir haben bey Lesung dieses kleinen Aufsatzes eine wahre Freude empfunden. Doch müssen wir aufrichtig sagen, es war eine etwas boshafte Freude. — Die neumodische, mit Metaphern überladene und seltsam launigte Schreibart, die einige unserer besten Köpfe angesteckt und sich sogar in unsre philosophischen Schriften eingeschlichen hat, ist schon so vielfältig getadelt und ausgespottet worden: aber alles Tadeln und Spotten hat das Uebel so wenig getilgt, daß es vielmehr noch immer weiter

um

um sich gegriffen. Wir begreifen die Ursache davon sehr leicht; denn ein Mißbrauch wird nicht wohl anders, als durch sich selbst ausgerottet; wann er nämlich zu einer solchen Höhe anwächst, daß ein jeder, der nicht ganz stumpfe Sinne hat, das Ungeheure davon gewahr werden muß. Eben deswegen war diese kleine Schrift uns willkommen, und wir wünschen sogar ihrer mehrere in gleichem Geschmacke: denn je öfter der Schauder gefühlt wird, den jeder Leser dabey nothwendig fühlen muß, desto eher werden wir zu der Simplicität der Natur, die aus unsern Schriften fast ganz zu verschwinden scheint, wieder zurückkommen. —

Die Schrift selbst ist dem Andenken **Erwins von Steinbach**, Baumeisters vom Straßburger Münster gewidmet. Der Verf. suchte das Grabmal desselben, und niemand konnte es ihm weisen. „Da ward ich, sagt er, tief in die Seele be„trübt, und mein Herz, jünger, wärmer, thöriger „und besser als jetzt, gelobte dir ein Denkmaal, „wenn ich zum ruhigen Genuß meiner Besitzthü„mer gelangen würde, von Marmor oder Sand„steinen, wie ichs vermögte.

„Was brauchts dir Denkmaal! Du hast dir „das herrlichste errichtet; und kümmert die Amei„sen, die drum krabeln, dein Name nichts, hast „du gleiches Schicksal mit dem Baumeister, der „Berge aufthürmte in die Wolken.„

Statt dessen hat daher der Verfasser in dem Haine, wo rings um die Namen seiner Geliebten grünen, **Erwins** Namen in eine seinem Thurme gleich schlank

schlank aufsteigende Buche geschnitten, und daran sein Opfer in einem Schnupftuche gehangen; „nicht „ungleich jenem Tuche, das dem heiligen Apostel „aus den Wolken herabgelassen ward, voll reiner „und unreiner Thiere.„ —

„Es ist im kleinen Geschmack, sagt der Ita„liäner, und geht vorbey. Kindereyen, lallt der „Franzose nach, und schnellt triumphirend auf seine „Dose à la Greque.„

„Welscher! — Du umzirkeltest den Vorhof „der Peterskirche mit Marmorgängen, die nirgends „hin noch her führen, daß Mutter Natur, die das „Ungehörige und Unnöthige verachtet und haßt, „deinen Pöbel trieb, ihre Herrlichkeit zu öffentlichen „Kloaken zu prostituiren, daß ihr die Augen weg„wendet und die Nasen zuhaltet vorm Wunder der „Welt.„

Diese Pröbchen von dem Tone, der in dieser kleinen Schrift herrschet, mögen für den Leser genug seyn. Ueber den letzten Punkt müssen wir fragen, ob das wohl eine Ursache sey, die Säulengänge aus der Baukunst zu verbannen? Vermuthlich muß der Verf. kein ander Buch als des Abt Laugier Versuch und seine Beobachtungen über die Baukunst gelesen haben. Zu wünschen aber wäre es, daß dieser witzige Schwätzer, und alle die ihm gleichen, sich zuvor eine genaue Kenntniß der Baukunst erworben hätten, ehe sie es gewagt, darüber zu schreiben. Sie würden alsdann gefunden haben, daß heutiges Tages die Theorie dieser schönen Kunst von Pedanterey gereiniget ist; daß man

 nach

nach Pokoks Entdeckung des Ursprungs der Säulen und ihrer Blätterknäufe, nicht mehr an das Märchen vom Kallimachus, an die Faltenröcke und Haarnester der ionischen Frauen glaubt: daß die Baumeister schon lange wissen, wie der Ursprung der Häuser den Köhlerhütten und den in der halben Welt noch gebräuchlichen geschrotenen Häusern ähnlich ist; daß also vier Wände samt der Decke und der Thüre, das Wesentliche eines Hauses sind, als welches Vitruv schon gesagt hat: Daß aber auch Säulen daran, und an durchsichtigen Gängen eher zuzulassen sind, als eine gothische Filagramarbeit, deren Anblick erschreckt, weil sie zerbrechlich aussieht. Laugier, so bald sein Buch heraus kam, ward mit seinen vermeinten unumstößlichen Grundsätzen ausgelacht: und es war den Baumeistern schon lange bekannt, wie die Lehre von Säulenordnungen ein bloßes System, aber das Beste unter allen sey, dessen sich die witzigsten und klügsten Völker in der Welt bedienet haben.

Was aber das Gefällige der zierlichen gothischen Bauart betrifft, so wird das wohl so leicht niemand läugnen. Sie ist in Vergleichung der altgothischen allemal für schön zu achten, aber nicht in Vergleichung mit der griechischen und römischen Bauart. Ihr erster Ursprung, der aus Norden stammt, sieht den Felsenhölen gleich, und ist zu einförmig und zu schwer; die neuere gothische Baukunst hingegen, die aus Asien zu uns kam, gleicht den Lauberhütten von schwachen Stangen, und siehet zu kraus und zu zerbrechlich aus; die griechische

Bau=

Bauart aber, die aus Baumstämmen und gezimmerten Holze hergeleitet wird, scheint jünger zu seyn, und hält das Mittel zwischen beyden vorigen in der Stärke. Alle drey geben eben so viele Lehrgebäude, die sich auf die unumgänglich nöthige Beschirmung der Menschen beziehen. Und so giebt es noch ein System, daraus man alle möglichen Ansichten der Häuser ohne Säulenordnung in wahrer Schönheit aus den bloßen Regeln der Festigkeit erweisen kann. Wie kann denn also der Verf. die gothische Baukunst für eine deutsche Erfindung halten, und den Franzosen und Wälschen vorwerfen, daß sie keine Nationalbaukunst hätten? Hat ihm denn sein Genius nicht gesagt, daß in Spanien, mit Zuziehung der morischen und arabischen, die ebenfalls uralte morgenländischen Bauarten, und Geschwister der gothischen sind; daß da noch viele dergleichen Kirchen und Paläste stehen, und daß in Frankreich, England und Italien eben so zierliche gothische Kirchen zu sehen sind, als in Deutschland? Ja, wir wollten fast behaupten, daß der Thurm zu Meiland, daran noch jährlich, wohlbekannter Ursachen halber, gebauet wird, das Münster an Zierlichkeit, Verhältniß, Schönheit und Marmorpracht, weit übertreffe, zum Beweise, daß die Italiäner die Kunst des Erwins noch heutiges Tages verstehen.

Wir wollen aber doch dem Verf. die Ursache sagen, die Erwin vielleicht selbst nicht gewußt hat, warum ihm die zarte gothische Bauart so sehr gefallen habe. Sie ist ganz wahrscheinlich weit älter als die griechische, und hat die Kennzeichen der er-

 sten

sten Lauberhütten nach und nach in verhältnißmäßige Ordnung gebracht. Man sieht an ihr, wenn man nur nachsinnt, gar deutlich den Ursprung der Spitzbögen in Nachahmung der gezwieselten und gebogenen Aeste, zur Oeffnung der Thüren und Fenster. Und was stellen auch die obengeschlungene Fensterrähme anders als in einander geflochtene Zweige dar? Ja die schlankgekehlten Pfeiler mit ihren Reihungen an den Gewölbern zeigen gar eigentlich Baumgänge an, deren Aeste in einander gewachsen sind, und sie bedecken; zur Erinnerung des Aufenthalts der ersten Menschen unter grünen Bäumen. Wir wollen hier der Menge Blüthen, Blätter, Zacken, Zweige, Puppen, Perlen und Edelgesteine nicht gedenken, die zwar, bis auf die letztern, mit zur Lauberhütte gehören, womit aber die Gebäude zum öftern eben so sehr, wie die heutigen mit andern Zierathen, überhäuft worden sind, so daß man behaupten könnte, die wahre gute gothische Bauart sey dadurch eher verdorben, als verbessert worden, so gar, daß man ihren Ursprung nicht mehr wahrnehmen können. Und so kann es uns auch ergehen, wenn wir aufs Geschrey der Witzlinge achten wollen. Ja, wenn die Welt des Ribarts Vorschlag hätte annehmen wollen; wer weiß ob nicht mancher schon in einem kolossalischen Thiere wohnte? — Ist also die gothische Bauart systematisch? oder nicht? Ist sie eine Nachahmung oder Verbesserung des natürlichen Nothwendigen zu nennen? oder ist sie ein Geschöpf des Menschen, darzu ein jeglicher als ein Halbgott (Wir bedienen uns

des

des Ausdrucks des Verf.) die Anlage in sich selber hat, ohne Unterricht eine Baukunst zu erfinden? Was helfen doch alle übertriebenen Lobsprüche, die hier so weit gehen, daß der Baumeister Erwin, seiner göttlichen Kunst halber, der heilige Erwin genennet wird? Heißt das den Deutschen Ehre erzeigen, wenn man Dinge von ihnen sagt, worüber sich Ausländer nur aufhalten müssen? Oder sagt man diese Dinge nicht bloß in Absicht eigener Ehre, um gleich einem Laugier durch etwas Neues und Unerwartetes Aufmerksamkeit zu erwecken? Freylich thut man am besten, wenn man allen Unterricht, alle Grundsätze und Regeln in den Künsten verwirft; denn so kann man, ohne vieles Studiren, wenn man nur Mutterwitz hat, mit leichter Mühe bey Unwissenden ein großes Genie heissen. System in der Baukunst, Nachahmung und Verbesserung der Natur in der Malerey oder Bildhauerey, alles das sind Benennungen, die der Autor verabscheuet. Die Begeisterung, die charakteristische Kunst ist es, die alles in der Welt von sich selber schaffet und bildet. „Diese „charakteristische Kunst, sagt er, ist nun die einzige „wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, eigner, „selbstständiger Empfindung um sich wirkt, unbe„kümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag „sie aus rauher Wildheit, oder aus gebildeter Em„pfindsamkeit gebohren werden, sie ist ganz und „lebendig.„ — — Wenn er damit sagen will, ein jeglicher Künstler müsse fähigen Geistes zu seiner Kunst seyn, oder welches einerley ist, er müsse Genie darzu haben; so hat er etwas sehr Gemeines

 und

und Altes gesagt: und was konnte er sonst damit sagen wollen?

Der Verf. schickt den Verächter der gothischen Baukunst nach Paris: würde er übel thun, wenn er ihm Gesellschaft leistete? Vielleicht würde ihm der Genius des Perrauls sagen, was er von seinem erbauten Louver zu halten habe.

VII.

Karl Wilhelm Ramlers Lyrische Gedichte. Berlin, bey C. F. Voß, 1772.

Ein Jüngling von fähigem Kopf und empfindlichem Herzen liest sehr gerne Gedichte. Wenn aber der Jüngling ein Mann wird; das heißt, wenn sein Verstand zur Reife gelangt, und seine Empfindungen an Richtigkeit gewinnen, was sie vielleicht an Feuer verlieren, so nimmt seine Liebe zur Dichtkunst allmählich ab, und der Umgang mit guten Prosaisten wird ihm von Tage zu Tage schätzbarer. Er ist nun einmal mit den besten Originaldichtern von seiner Jugend her schon bekannt; er hat sich nun an die Wollust des Denkens gewöhnt, und achtet schöne Worte nicht weiter, als in soferne gesunde Ideen darunter verborgen liegen; er kennt nun die wichtigern und interessantern Gegenstände des menschlichen Wissens, die seine ganze Aufmerksamkeit fodern; er hat nun sein Gefühl des Schönen, und besonders sein moralisches, bis zu einem hohen Grade der Feinheit geschärft: und so ist es natürlich, wenn ihm die wenigsten Dichter mehr Genüge

leisten.

leisten. — Zwar die Dichtkunst selbst ist an dieser Gleichgültigkeit völlig unschuldig. Sie ist weder zu arm, dem denkenden Manne die Nahrungsmittel vorzusetzen, die er für seinen Geist verlangt, noch auch zu ungeschickt, sie nach seinem Geschmacke zuzubereiten: aber das, was die Dichtkunst nicht ist, sind gemeiniglich die, die sie ausüben.

Gewisse Ideen sind an sich selbst zu geringfügig, als daß sie sehr interessiren könnten. Wir rechnen dahin vornehmlich die kleinen fröhlichen Tändeleyen, die kleinen zärtlichen Gaukelspiele, deren Urheber sich selbst für Lehrer der Weisheit halten, aber von niemanden weniger, als von dem Weisen, dafür erkannt werden. Es ist wahr, der höchste und letzte Zweck aller Weisheit ist Freude; aber ob zärtliche Blicke, verliebte Seufzer, wallende Mädchenbusen die ganze Freude ausmachen, die den Menschen sättigen kann; daran wollen doch noch andere, als Heuchler oder Phantasten, zweifeln. Indessen läßt der denkende Mann diese Dichter in ihren Würden; er hält ihre Werke für das, was sie sind, für meistens unschuldige, oft auch artige, und zuweilen recht allerliebste Kleinigkeiten; aber doch immer nur für Kleinigkeiten, die nicht allein zum Ernst, sondern auch insgemein zum Vergnügen für ihn zu klein sind. Wenn ihm von ungefähr eine solche Tändeley in die Hände fällt, so betrachtet er sie vielleicht mit Wohlgefallen, lächelt über die artige neue Erfindung, verwundert sich über den Fleis und die Arbeit, die man daran gewandt hat: aber daß er nun selbst die Puppe tragen und mit ihr

 spielen

spielen söllte, das kann ihm nicht einfallen. Ueberdem weiß er es schon vorher, daß die Gedichte dieser Herren alle nur Einerley enthalten. Es ist immer und ewig Amor, der die Herzen verwundet; immer und ewig Zephyr, der einem artigen Mädchen die Wangen kühlt; immer und ewig die Rose, die so glücklich ist, an einem schönen Busen zu duften und zu verwelken. — Dergleichen unaufhörliche Widerkehr macht nicht allein diese geringfügigen; sie macht auch die größten und wichtigsten Ideen verächtlich: und unglücklicher Weise ist sie unter keiner Art von Schriftstellern gewöhnlicher, als unter den Dichtern.

Die Hauptursache dieses Fehlers ist die: weil eben die Dichter am allermeisten aus Vorsatz schreiben. Sie sollten warten, bis in ihrer Seele eine Idee so wichtig, so groß, so interessant würde, sich gleichsam so zur Geburt drängte, daß es eine Art von Bedürfniß wäre, ihrer loß zu werden; aber schon sitzen sie da, wann ihr Kopf noch von allen Ideen, und ihr Herz noch von allen Empfindungen leer ist. Sie sollten die Feder zu den Gedanken suchen; aber sie kehren es um, und suchen die Gedanken zur Feder. Kein Wunder also, wenn sie mehr aus dem Gedächtnisse, als aus der Einbildungskraft dichten; wenn sie immer wieder auf die nämlichen Gegenstände zurückkommen, immer wieder die nämlichen Ideen herausziehn, immer wieder diese nämlichen Ideen in die nämlichen Bilder hüllen. Oft verführt sie denn auch das Mechanische ihrer Kunst eben so sehr, als die Dürftigkeit ihrer Kopfes.

Für

Für gewisse Tiraden ist die dichterische Sprache schon so ausgebildet; gewisse Wörter und Redensarten empfehlen sich dem Ohre so sehr, fügen sich so leicht in das Sylbenmaß, geben einen so tönenden, so wohlfeilen Reim, daß der Dichter ihnen ohne Unterlaß nachgeht: und mit den Wörtern kommen denn natürlicherweise auch die Bilder und die Gedanken herbey, die sie ausdrücken. — Dadurch wird nun das ganze Verdienst des Dichters bey einigen wenigen Zügen, die ihm etwa eigen sind, bey einer etwas andern Wendung der Gedanken, einer etwas andern Ausführung der Bilder, auf bloße Leichtigkeit der Versifikation, Reinigkeit und Wohlklang der Sprache eingeschränkt: Vorzüge, die ihn zum Lieblingsdichter für ein müßiges Ohr, aber gewiß nicht für die thätige Seele eines denkenden Mannes machen. Dieser strebt mit seiner Erkenntniß immer weiter und weiter, und der Dichter hält ihn beständig auf einerley Flecke fest: Er will zu seinem alten Schatze von Ideen immer neuen Gewinn hinzuthun, und der Dichter zählet ihm beständig den Reichthum wieder vor, den er schon hatte.

Doch oft ist der Gegenstand, den sich ein Dichter wählt, in der That weder gemein noch unwichtig. Er ist bedeutend und neu, oder doch wenigstens von einer neuen Seite gefaßt; und wohl behandelt müßte er ein vortrefliches Werk geben: aber dann versieht es der Dichter gemeiniglich durch das stürmische Feuer, womit er darauf zufährt.

 Er

Er sollte sich die dunkle Verempfindung, daß er viel vortrefliches werde sagen können, bewegen lassen, zu seinem Gegenstande näher hinzuzutreten, ihn nach allen seinen wesentlichen Theilen zu untersuchen, den schwachen und entfernten Schimmer davon in ein nahes und deutliches Bild zu verwandeln, das ganz und lebendig vor seiner Einbildungskraft dastünde: und wenn es ihm damit nicht glücken wollte, so sollte er seinen Mangel an Genie erkennen, und die Feder lieber gar nicht ergreifen. Er sollte bedenken, daß er seine Ideen unmöglich besser geben kann, als er selbst sie hat, und daß auch seine Leser nur eine schwache und dunkle Vorstellung des Gegenstandes erhalten werden, wenn seine eigene so beschaffen ist. So aber setzt ihn jene Vorempfindung auf einmal in eine ungeduldige Hitze: er hat seine Zuhörer schon um sich her versammelt, und hebt seinen Gesang schon an, eh er noch weiß, was er sagen will. Die natürliche Folge ist, daß er nach einer feurigen Ankündigung seines Thema in ein allgemeines, nichts sagendes Geschwätz geräth, wodurch wir weder gerührt noch unterrichtet werden; daß er ganze Strophen, ganze lange Deklamationen hindurch immer sucht und sucht, um das Eigentliche, worauf es ankömmt, zu treffen, und nach langem Suchen am Ende aufhört, ohne es gefunden zu haben. — Mit großem unterirrdischen Getöse und mit Schaum auf den Lippen kündigt das Orakel sich an; wir horchen hoch nach den Geheimnissen auf, die wir erfahren sollen: aber bald werden wir inne, daß wir klüger sind,

als

als der wahrsagende Gott, verwundern uns, gehen davon, und kommen nicht wieder.

Ganz anders verfährt der wahre, aber seltne Dichter, der mit ächter Begeisterung dichtet. Dieser steht mit seinem Gegenstande in der vertrautesten, innigsten Bekanntschaft; er weiß alles, was an ihm ist; er hat ihn zwar nicht mit philosophischer Genauigkeit bis in seine ersten Elemente aufgelöst, aber doch bis auf die Haupttheile zergliedert: und erst dann, wenn er ihn durch und durch kennt, wirft er einen Blick auf das Ganze und wird begeistert. Hat er zum Beyspiel einen Charakter zu zeichnen, so untersucht er vorher alle seine Bestandtheile, alle die einzelnen Züge, die ihn ausmachen; er stellt einzelne Beobachtungen über die Wirkungen an, die dieser und jener Zustand auf einen solchen Charakter hervorbringt, und über die Art und Weise, wie er sich äussert. Will er uns das Gemälde einer Leidenschaft schildern, so spürt er vorher dem Wege nach, worauf sie sich in die Seele des Menschen einschleicht, verfolgt sie durch alle die Hauptperioden ihres Wachsthumes und ihrer Abnahme; prüft, was für Ideen das sind, die sie stärken und die sie schwächen; untersucht, mit was für andern Leidenschaften sie zusammenhängt, und wann sie in diese, wann sie in jene übergeht. Soll er uns eine große Handlung loben, so weiß er alle die besondern Umstände, die zu ihrer Größe beytrugen; er weiß, durch was für vorzügliche Kräfte sie bewirkt, und von was für wichtigen Folgen sie begleitet worden.

Man

daß alles, was ihnen etwa über den Gegenstand einfällt, noch nicht das Wahre, das Rechte sey, was ihnen einfallen sollte; aber nun wissen sie auch dieses Wahre, dieses Rechte nicht zu fassen, nicht bis zur Klahrheit zu bringen: sie haschen darnach bald mit dieser, bald mit jener Metapher, und wählen zulezt aus Verzweiflung die, worinn sie ihre Idee noch am besten glauben enthalten zu seyn, ohne daß doch weder sie, noch irgend jemand sie herauszufinden wüßte. Andere haben vielleicht die Hauptideen, die zu sagen waren, noch so ziemlich gefaßt; aber nun wollen sie mit den Hauptideen zugleich alle kleinen Nebenideen, alle damit zusammenhängenden dunklen Empfindungen ausdrücken; sie wollen weit mehr mit der Sprache leisten, als irgend eine Sprache vermag. Sie häufen daher, eben wie jene, die allerseltsamsten Metaphern, machen ungeheure Zusammensetzungen von Wörtern, wickeln so bunt, als möglich, alle Constructionen in einander, und verbreiten dadurch am Ende eine so dichte Finsterniß über den Gegenstaud, daß sich gar nichts mehr davon wahrnehmen läßt. — Dichter von dieser Gattung können dem denkenden Manne so wenig gefallen, daß er vor ihnen noch weit ärger, als vor den seichten und wässerichten fliehen muß. Ein gedankenleeres Geschwätz von einer sanften und wohlklingenden Stimme zu hören; das erträgt er noch wohl: aber ein eben so gedankenleeres Geschwätz von einer rauhen und mißtönenden Stimme zu hören; das kann er schwerlich ertragen.

So wenig die meisten Dichter über ihre besondern Gegenstände zu denken wissen; so wenig haben sie insgemein auch über andre, selbst die wichtigsten Gegenstände der menschlichen Erkenntniß gedacht. Sie haben immer für ihren Witz und ihre Einbildungskraft zu viel; aber für die edelste Fähigkeit ihrer Seele, die Vernunft, zu wenig gesorgt. Oft sind die gröbsten unter den Menschen herumgehenden Irrthümer ihre Irrthümer, die schädlichsten Vorurtheile ihre Vorurtheile. Oder wenn sie auch in der That bessere Einsichten haben; so halten sie sich, vermöge einer falschen Theorie ihrer Kunst, zur Annehmung dieser Irrthümer und Vorurtheile berechtigt. Sie glauben, das ganze Verdienst des Dichters bestehe in einer glänzenden Einbildungskraft: und wenn nun die Wahrheit weniger Gelegenheit giebt, die Einbildungskraft glänzen zu lassen, als der Irrthum, so verschwenden sie an den Irrthum den ganzen Reichthum ihres Genies, das ganze Feuer ihrer Beredsamkeit; unbekümmert, ob sie nicht vielleicht in die Seelen ihrer Leser die schädlichsten Eindrücke machen. — Der denkende Mann, dem es um die Aufklärung und Besserung des menschlichen Geschlechts zu thun ist, hat von der Bestimmung der Dichtkunst ganz andre Begriffe. Er will um geringere Endzwecke die höhern nicht aufgeopfert haben; um zu vergnügen, soll der Dichter nicht schaden; er soll die Sache der Wahrheit und Vernunft nicht unterdrücken, sondern sie führen, sie mit aller Lebhaftigkeit seines Witzes, mit aller Stärke seiner Einbildungskraft unterstützen.

Er

Er soll der Lehrer des Volks seyn; der leichte, faßliche, gefällige Philosoph für die Welt. Der Dichter der das Gegentheil ist, der Irrthümer aus Vorsatz ausstreut, in der nichtswürdigen Absicht, seinen Talenten Bewunderer zu erwerben; der sey übrigens das größte Genie unter der Sonnen: einem rechtschaffnen und für die Wahrheit interessirten Manne ist er verächtlich.

Man verstehe uns wohl, von welchen Irrthümern wir reden. Schon Plutarch hat einen Unterschied zwischen solchen gemacht, die die Dichter freywillig erfinden oder annehmen, ohne daß sie selbst oder irgend ein andrer sie glaubte, und zwischen solchen, die sie wirklich selbst zu glauben scheinen, und die auch wieder Glauben unter den Lesern finden. Jenes sind unschuldige, der Dichtkunst unentbehrliche Hülfsmittel; Ideen, die aus Wahrheit und Falschheit zusammengesetzt sind. Der falsche Theil ist gleichsam ein Gift, dem man seine Kraft benommen hat, und das nur die Wirkung der Arzeney, mit der man es vermischt hat, zu verstärken und zu beschleunigen dient; er macht die Vorstellung des wahren Theils lebendiger, sinnlicher, und drückt ihn tiefer in das Gemüth ein. Aber das ist denn auch die ganze Wirkung, die er hervorbringen kann; für sich selbst kann er eben deswegen, weil er allgemein als falsch erkannt wird, keine schädlichen Folgen haben. So werden z. B. die griechische und die nordische Fabellehre allgemein für Fabellehre, für ein System von Irrthümern gehalten; der Dichter mag also immer seine Fakta und seine Wahrheiten in ihre Bilder

hül-

hüllen, er mag durch sie die Erkenntniß derselben anschauender und lebendiger machen; er mag uns sogar, wenn ihm das möglich ist, einen Augenblick täuschen: die Vernunft müßte ihren eignen Vortheil sehr schlecht verstehen, wenn sie die Einbildungskraft, von deren Gütern sie lebt, um diesen Vortheil beneiden wollte. Länger, als einen Augenblick, wird die Täuschung nicht anhalten; und mit dem Irrthume werden zugleich alle seine Folgen verschwinden. — Unter der andern Klasse von Irrthümern; denen nämlich, die der Dichter selbst zu glauben scheint, und die auch von seinen Lesern könnten geglaubt werden, giebt es viele, die mit der Glückseligkeit des Menschen in keiner, oder wenigstens in keiner nähern Verbindung stehn: also mag immer ein Dichter seine Unwissenheit oder die Schwäche seines Gedächtnisses verrathen; der Vernünftige wird ihn freylich darum nicht höher, aber auch sicher nicht viel geringer schätzen. Nur ein aufgeblasner Kunstrichter, stolz auf den Litterator oder den Philosophen, wird über einen geringen Fehler in der Geschichte, in der Astronomie, in der Erdbeschreibung, oder über irgend einen theoretischen Irrthum ein großes Geschrey erheben. Aber Begriffe, mit denen alle gesunde Vernunft dahin fällt; Begriffe, von denen die Ruhe und Glückseligkeit des Menschen, es sey nun die innere oder die äussere, abhängt; Begriffe, die nicht können erschüttert werden, ohne daß mit ihnen zugleich die Tugend wanke: solche Begriffe sind dem Manne, der sie einmal erkannt und angenommen, der alle die trau-

traurigen Folgen der ihnen entgegenstehenden Irrthümer eingesehen hat, heilig; er kann es nicht dulden, daß der Dichter sie kränke oder mit ihnen sein Spiel treibe; daß er Unglauben, Aberglauben, Verachtung des Menschen, Religionshaß, Nationalhaß, Tyranney und alle die schrecklichen Leidenschaften begünstige, die von jeher eine Pest der Gesellschaft gewesen sind. Er verachtet und haßt alle Begriffe, die nur von ferne dahin führen: und wo er sie gewahr wird, da ist es sogleich um sein Vergnügen und um seine Theilnehmung geschehen.

Zwar ein gewisser neuer Kunstrichter (einer von denen, die auf Gellerts Grabe ihren muthwilligen Tanz hielten, nachdem es viele der besten Männer der Nation mit Dankbarkeit und Wehmuth besucht hatten) — dieser ist ganz anderer Meynung. Er wünscht geistliche Gedichte von einem Lehrer der römischen Kirche, von Herrn Denis; nicht etwa, weil sich von einem so aufgeklärten Manne hoffen ließe, daß er bessere und gereinigtere Begriffe unter den Gliedern seiner Kirche ausbreiten würde, sondern weil er von allen Fabeln, von allen erdichteten Wundern seiner Religion würde Gebrauch machen können. Es ist unbegreiflich, wie man von der Dichtkunst, als einer vortrefflichen Kunst, mit größter Achtung reden, und sie doch zu einem bloßen Gaukelspiele erniedrigen; wie man Ausbreitung der gesunden Vernunft und einer auf gesunde Vernunft gegründeten Tugend für den höchsten Endzweck aller Schriftstellerey erklären, und dann doch, um ein Bischen elende Imagination

zu gewinnen, aller gesunden Vernunft vergessen könne.

Da es schon mehr das moralische Gefühl, als die bloße Vernunft ist, was dem aufgeklärten Manne die irrigen Begriffe, von denen wir reden, so sehr zuwider macht: so muß er nothwendig noch mehr beleidigt werden, wenn der Dichter dieses moralische Gefühl unmittelbar angreift; wenn er die Lorbeern, die dem Manne von Verdienste gehören, um das Haupt des Unthätigen, das Lasterhaften windet, der keine andern Vorzüge hat, als Rang oder Reichthum; wenn er verführerische Gemälde sinnlicher Wollust aufstellt, die sich in der Einbildungskraft des Lesers festsetzen und die verderblichsten Leidenschaften in Aufruhr bringen; wenn er die Tugend so schildert, daß sie verächtlich, und das Laster so, daß es liebenswürdig erscheint. — Wir wollen Klagen nicht wiederholen, die schon so oft sind geführt worden: aber es ist nur allzugewiß, daß diese Klagen gerecht sind.

Um nach diesem allen den Charakter eines Dichters zu schildern, den der denkende Mann mit wahrer Wollust lesen, so lesen soll, wie jeder Dichter gelesen zu seyn verlangt; nicht bloß um von einem Werke, das Aufsehen macht, mitsprechen zu können, um philosophische oder kritische Bemerkungen zu machen, oder hie und da eine schöne Stelle auszuzeichnen; sondern mit wahrer Sympathie, mit wahrer Achtung und Liebe für den Urheber des Werks: so ist es ein Dichter, der sich wichtige, edle, interessante Gegenstände wählt, der über diese Ge-

genstände selbst denkt, der in das Innre derselben hineindringt, dessen Enthusiasmus auf Vernunft gegründet ist, der die großen Wahrheiten, die dem menschlichen Geschlechte wichtig sind, mit philosophischem Geiste durchdacht hat und sie sich heilig seyn läßt; der begierig jede Gelegenheit ergreift, wo er sie mit allem Nachdrucke seiner Beredsamkeit einschärfen kann; dessen Lob, Tadel, Bewunderung, Verachtung aus den richtigsten Begriffen entspringt; der jede Gesinnung, jeden Charakter, jede Handlung, sie sey gut oder verwerflich, gerade so schildert, daß wir an ihm selbst den edelsten menschlichen Charakter gewahr werden. — Dichter von so erhabnem Verdienst giebt es unter allen Nationen nur wenige: wenn aber unsre Leser die Werke des Mannes in Händen haben, der zu dieser ganzen Ausschweifung Gelegenheit gab, so haben sie auch einen von diesen Dichtern in Händen. Unsre ganze Ausschweifung ist beynahe nichts, als ein Kommentar über ein Paar Züge, die er selbst in der Ode an Lycidas von dem Charakter eines wahren Dichters angiebt:

— — — —

Ihm wird die jüngste der Charitinnen
Die wohlbewachte Scham sich zur Führerinn
Entbieten. Ihm wird Pallas die Wolke von
Den Augen nehmen, daß ihr Jünger
Wahrheit und blendenden Trug erkenne.

Die Fortsetzung wegen Mangel des Raums im nächsten Stücke.

VIII.

Nachricht von der Gemäldeausstellung der Akademie der bildenden Künste in Dresden, am 5 März 1771. an einen Freund.

Keine weitläuftige Beschreibung für diesesmal! Danken Sie es ihrer Geduld, mein Herr, und der Umständlichkeit ihres Correspondenten, daß Sie unsre Künstler seit geraumer Zeit kennen. Einen für uns neuen Künstler, ich will sagen, der, seit seiner Ankunft in Dresden, am 5ten März 1771 zuerst hier etwas ausgestellt hat, mögen Sie nach der beygelegten Beschreibung *) seiner Gemälde beurtheilen.

*) 1. Der Wunsch an die Mama. Ein halbentblöstes Kind steht auf dem Schooße seiner Amme, von welcher es sorgfältig gehalten wird. Es reicht in freudiger Unschuld einen Strauß, nebst einem daran befestigten Wunsche, den es mit beyden Händen hält, seiner jung und schlank gebildeten Mama. Diese, in weissen Atlaß gekleidet, steht mit einem Arme auf ihres Gemals Achsel gelehnet, welcher seine zarte Hälfte mit der einen Hand umfaßt und einen zärtlichen Blick auf sie wirft; mit der andern aber seinem Söhnchen den Strauß halten hilft. Die reizende Mutter scheint sich zu weigern, um vermuthlich das Vergnügen zu verlängern, seine unschuldig lallenden Wünsche zu hören. Zur Seite liegt auf einem kleinen Bette ein erwachsenes Schwesterchen, die voller

theilen. Vergleichen Sie dieselbe mit andern, die der Mercure de France, bey Gelegenheit so vieler von Che-

voller Muthwillen die Arme und Beine einem in Händen habenden Polischinell in übertriebene Stellungen setzt. Man sieht in verschiedenen Gefäßen Blumensträuße, welche den Geburts- oder Namenstag verrathen.

2. Der doppelte Verlust, oder L' Amante desolée. Ein liebenswürdiges Mägdchen vom Stande, sitzt in einer von Schmerzen der Liebe fast entkräfteten Stellung. Ihre Glieder senken sich, und ihr traurig schönes Gesichte verräth, durch die aufsteigende Röthe so wohl, als ein mit Thränen benetztes Tuch, daß sie schon lange müsse geweinet haben. Ihr linker Arm, mit dem sie ihr sinkendes Haupt unterstützet, ruhet auf einem mit einem türkischen Teppiche bedeckten Tische. Sie wirft einen wehmuthsvollen Blick auf einen geöffneten Brief, in welchem das Bildniß ihres verstorbenen Liebhabers mit einem schwarzen Bande liegt. In der rechten Hand hält sie einen todten Canarienvogel. Auf dem Tische steht eine Vase im griechischen Styl, auf welcher durch vergoldete Basreliefs die Abwechslungen der glücklichen und unglücklichen Liebe vorgestellet sind, nebst verschiedenen Vasen von Silberarbeit und Büchern. Zu ihren Füssen liegt ein umgeworfener Gebauer. Der Grund und die Nebensachen sind sehr düster gehalten, um so wohl die Figur, welche in weissen Atlaß gekleidet ist, hervorstechender und glänzender, als auch die melankolische Stille mehr herrschend zu machen.

3. Die

Chevillet und andern nach Gemälden dieses Künstlers in Frankreich gestochenen Blättern, gegeben hat.*) Befragen Sie diese Kupferstiche und dann urtheilen

U 4

3. Die zärtliche Erwartung. Ein Mägdchen von siebzehn bis achtzehn Jahren zeigt ihrer Gespielinn von gleichem Alter das Bildniß ihres Liebhabers, welcher sich in einer bittenden Stellung malen lassen, mit einem zugleich übersendeten Briefe, (vermuthlich eines sehr zärtlichen Innhalts,) und indem sie mit der Hand von den Lippen diesem ihren Liebhaber Küsse durch die Luft zusendet; so steht jene mit eifersüchtigen und sehnsuchtsvollen Blicken auf das Bildniß desselben geheftet; dieses ist an einen Rosentopf gelehnet, neben welchem eine Zither, Musikalien und andere dergleichen Dinge mehr liegen. Das Bild ist in einem dem Subjekte angemessenen sehr gefälligen Tone gemalt. Ueberhaupt bemerkt man mit Vergnügen, daß der Künstler nach Beschaffenheit des Innhalts auch seinen Ton verändert hat.

4. Das geheime Verständniß oder die Rose und die Knospe. Ein feuriger Liebhaber reichet einer jungen Schönen eine noch unaufgeblühte Rose, wofür sie ihm mit einem Gesichte, das eine keusche Röthe färbt, und mit niedergeschlagenen Augen eine halb aufgeblühte dagegen reichet. Unter des Liebhabers Hute schnäbeln sich ein paar Turteltäubchen.

5. Die wahre unschuldige Andacht. Eine mit Rothstein verfertigte Zeichnung.

*) Wir werden von diesem mit nächsten eine vollständige Liste liefern.

len Sie, ob wir dem Schönau in Dresden mit allen Vorzügen des in Paris so beliebten Schénau besitzen. Diese angenehme Bemühung muß ich meinem Freunde überlassen; dafür unterziehe ich mich iezt derjenigen, die mir sein Vertrauen aufgelegt hat.

Herr Schönau war also der Maler des Tages. Diesen französisch-deutschen Ausdruck, den ich ohne Nachtheil älterer Künstler und ihrer Verdienste gebrauche, werden Sie mir vergeben. Der innere Werth auf der einen Seite, das Verdienst der Neuheit auf der andern, beyde sind hier vereiniget. Sie kennen ja, mein Herr, den Einfluß der leztern auf das menschliche Gemüth: Vermuthlich haben Sie auch die Macht solcher angenehmen Gegenstände über unser Herz an sich selbst erfahren; Gegenstände, die Herr Schönau aus den gemeinen Leben — doch dieses schildert mehr einen Grenze —— ich sollte bestimmter sagen, aus der feinern Gesellschaft zu nehmen weiß. So viel Gemälde, so viel Stoff zu rührenden, oder wenigstens artigen Erzählungen. Wenn ich nicht irre, hat man nach des unlängst verstorbenen Herrn Baudonins Gemälden dergleichen Erzählungen in Frankreich versucht.

Wir sind noch lange nicht daran, und Sie verlangen es gewiß nicht, daß das artige Moderne den Geschmack an der griechischen und römischen Kunst, wenn er einmal da ist, verdrängen solle. Doch finde ich auch nicht bey den Alten eine Unverträglichkeit mannichfaltiger Gegenstände der Künstler. Mannichfaltigkeit der Gaben kommt aus den Hän-

den

den der Natur; Urtheile der Menschen machen Klassen. Genug vorerst, wenn der Künstler in der seinigen ausnehmend gut ist. Schönaus Feuer in der Zusammensetzung, und Netschers Wärme in der Farbengebung würden, vereinigt, Ihnen mein Herr, wenig in dieser Klasse zu wünschen übrig lassen. Doch wir leben in der Welt zu sehr für die Zukunft, als daß wir ihr nicht auch einige Blicke entgegen schicken sollten, wann wir die Gemälde derer hier und in Leipzig aufblühenden jungen Künstler betrachten.

Die hiesigen hatten sich, der Menge wegen, auch in andern Zimmern ausgebreitet. Hier waren Originale zu Ausfüllung des so genannten meißnischen Zimmers. — Denn darinn hatte nur Herr **Lindner** aus Meißen uns recht gut und originalmäßig gehaltene Bilder nach der **Rosalba**, aber auch eigene Urbilder sehen lassen: zween Aare, (seine Hausgenossen, so viel ich weiß,) wie sie sich um eine weisse Henne zanken, nach dem Leben gemalt; ferner einen Marder und eine Henne, ebenfalls ein Original: (es war das Gegenbild zu dem kurz vorher kopirten und diesesmal mit ausgestellten **Hondecoeter**: ein rother englischer Hahn unter seinen Hünern, überaus gut.) — Auch ergänzte der Fleis der Lehrlinge den Mangel an Gemälden in dem Zimmer, das denen eigentlich nicht zur Akademie gehörigen Künstlern bestimmt ist. Und unter diesen zeichnete sich bloß von Herr Lorenz eine gute Landschaft aus, darinnen er zerfallene Denkmäler des Alterthums in ihren Trümmern vorgestellet hatte.

Wer das Gemälde von Austreibung unserer ersten Aeltern aus dem Paradiese von Albano, wer Titians ruhende Venus, den David mit dem Haupte Goliaths vom mantuanischen Feti aus der Churfürstl. Gallerie kennet, dem wird es nicht schwer seyn, sich von der Nachbildung des ersten Gemäldes von ältern Karl Christian Klaß, und der übrigen von Pechwehl einen Begriff zu machen; beyder jungen Künstler Zeichnungen nach dem Modell, und des Hr. Klaß Bacchante und zwo Vestalen nach Statuen aus der Antiker-Gallerie, der Kürze wegen nicht umständlich zu gedenken. Dem Liebhaber solcher Zeichnungen sind in der vorjährigen Beschreibung Winke genug gegeben worden, die selbst der Engländer, der in Rom den Zeichner nach Statuen beschäfftigt, nicht verschmähen würde, wenn er mit unsern Marmorbildern so bekannt, als vielleicht mit des Cavaceppi Anrühmung derselben *) werden sollte. Ich übergehe auch Köpfe nach van Dyck und Flink, von Röhr und von Goebel. Der ältere Walther hatte einen vortreflichen Dieterich, den der Hr. Ober-Rechnungsinspector Span besitzt, eine schlafende Venus, in der an dem ganzen Charakter der Landschaft bemerklichen heißesten Jahrzeit, ein Gemälde, dazu die Grundlage vielleicht dem Nicolaus Poussin zu verdanken ist, in Miniatur sehr gut übergetragen.

Zu-

*) Siehe dieses Bildhauers Vorrede vor dem 2ten Bande seiner Raccolta d'antiche Statue, Busti &c.

Zugleich darf ich ein sehr gutes originalmäßig gehaltenes historisches Stück nach **Dietrich**, von jüngern **Walther**, der in Nachahmungen mit Oelfarben der historischen Gemälde dieses Meisters vorzüglich geschickt ist, ingleichen eine felsigte Landschaft nach eben diesem Meister nicht vergessen, darinnen **Böhme** sich des **Salvator Rosa** Geschmacks beflissen, um nachher ein schickliches Gegenbild in demselben zu verfertigen. Auch die Art, mit welcher der jüngere (Friedrich Christian) **Klaß** zwo Landschaften nach **Salvator Rosa** aus der Churfürstl. Gallerie in Oelfarbe, und eine dergleichen nach **Dietrich** mit Wasserfarbe nachgeahmt, zeigt mit Zuziehung einiger Original-Zeichnungen, darinnen er die Natur mit den Augen eines Künstlers von Genie anzusehen scheint, eine nicht gemeine Anlage, selbst ein guter Künstler zu werden.

Es waren noch niemals so viel Originalversuche der jungen Künstler, als diesesmal erschienen. Wird man den merklichen Wachsthum der Anstalt derselben zu einigen Verdienst anrechnen dürfen? Zu den guten Nachbildungen mußten freylich noch des jüngern Hr. **Oesers** in Leipzig Venus und Amor nach **Cignani**, (welches Gemälde Hr. **Stein** auch mit schwarzer Kreide sehr fleißig gezeichnet hatte), u. ein ander Gemälde von Hr. **Wiese** nach **Caravagio** als die besten Anleitungen ihres gemeinschaftlichen Lehrers zu einem guten Kolorit, in dem Leipziger Zimmer gerechnet werden: so wie auch andere von Hr. **Gottlob** und Hr. **Fabricius**. Besonders hatte der Sohn des Hr. Kapelldirector **Bachs** in Ham-

Hamburg eine kolorirte Zeichnung nach Carpioni, ein Bacchanal, eingeschickt, dessen Feuer in der Nachahmung erhalten, die beste Hoffnung von dem jungen Künstler schöpfen ließ. Originalgemälde hatten hingegen die damals in Dresden befindliche Herren Füger und Mechau ausgestellt. Jener in Miniatur die Bildnisse des Königl. Großbrittannischen Gesandten Hrn. von Keith, und des Königl. Schwedischen Gesandten Hr. Baron Sparre. Hr. Mechau hatte, in einem mit Oelfarben und nach Grundsätzen einer guten Farbengebung verfertigten Gemälde, die Empfindungen des Adams und der Eva, wie sie des todten Abels zuerst ansichtig werden, nach des Herrn Geßners Beschreibung, auszudrücken gesucht. Auch Künstler lieben den Dichter, der ihre sanften Empfindungen erweckt, und ihnen so manchen Stoff zu angenehmen und unschuldsvollen Scenen darbietet. Aber auch, als Künstler, weiß Herr Geßner bekannten Vorstellungen eine neue Wendung zu geben. Hier ist nicht der Ort seinen Ganymedes zu beschreiben, wohl aber ihn dem forschenden Liebhaber auf der neuesten geßnerischen Landschaft anzuzeigen.

Die Miniaturbildnisse unsers geliebten Churfürsten und dessen durchlauchtigsten Gemahlin, darunter eines nach Graff war, hatte Mademoisell Dinglinger die Stelle eines von ihr sehr lebhaft und meisterlich kopirten Amors und der Psyche, nach Liberi, so sie den ersten Morgen ausgestellt hatte, einnehmen lassen. Ein Gemälde von Franz Mieris, eine Frauensperson die auf der

Laute

Laute spielt, war von Madem. Riedel kopirt worden. Bisher hatte Mademoiselle **Friedrich** nur ihre Kunst Blumen mit Oelfarben vorzustellen, der öffentlichen Beurtheilung überlassen. Die ersten beyden Fruchtstücke waren derselben dießmahl nicht weniger gelungen. In einem derselben lag auf einem Teller unter andern eine weisse Weintraube in der vollen Klahrheit und Rundung der Natur. Ein gutes Blumenstück von dieser Hand schien nichts unerwartetes, so wenig, als vier kleine schöne Landschaften, Originale von Hrn. **Klengel**. Die Blumen, das Glas und das Wasser darinne, mit den an dem Stengel angesetzten Bläschen, waren in dem **Friedrichischen** Blumen-Stücke fast täuschend. In **Klengels** verschiedenen Landschaften bemerkte man den Wechsel von Wasserfällen und stillem Wasser. Ueber dieses zog eine Brücke das Auge auf den Mittelgrund. Näher strömte in einer andern Landschaft der Wasserfall aus felsigten Höhen seinen Schaum dem Vorgrunde entgegen. Hier rieselte der Bach über kleinere Steine, und der Sandhügel empfieng das Hauptlicht, oder verstärkte dessen Wirkung durch die ihm eigenthümliche Farben und die mannichfaltigen Schichten der Erde. Ueberall verriethen die Hirten mit ihren Schaafen den nützlichen Unterricht unsers **Dietrichs**.

Eigentliche Hirtenscenen, darinn die Kühe schon etwas groß gehalten waren, hatte der jüngere **Friedrich** ausgehängt. Aber die anmuthigste Gegend nebst Hirten und Heerden kann im

Gemäl-

Gemälde nur alsdann sehr gefallen, wann richtige Zeichnung, mit dem meisterhaftesten Colorit der niederländischen Maler verbunden ist, und kann auch alsdann nur interessiren, wenn in dem Thierischen Charakter und in den thierischen Leidenschaften, die Unterschiede genau bemerket, und durch Physionomie, Stellung und Bewegung ausgedrücket sind. Das wird noch mehr, (um es beyläufig zu bemerken), von den wilden Thieren eines Franz Snyders und Ridingers, als von den zahmen Heerden gelten. Der Charakter jener ist weit bestimmter; ihre Handlungen, besonders wann sie auf ihren Raub gehen, sind lebhafter; die thierische Seele zeigt sich in ihnen ungehinderter. Ueberdieß wird eine gut gemalte Landschaft, auch wann sie jene Vorzüge nicht hat, doch immer noch, wenigstens auswärts Liebhaber finden. Haben sie dieses, mein Herr, nicht selbst öfters wahrgenommen; besonders wenn der Maler schon einen gewissen Namen hat, so gar bey unendlich wiederholten Zusammensetzungen? Aber für den ehrliebenden Künstler ist ein solcher Ruf nicht schmeichelhaft: er weiß aus der Geschichte der Künstler wie geschwind er verloren geht, wenn er nicht von dem Urtheile der Kenner, sondern blos von dem Geschmacke der Käufer herrührt.

An oberwehnten Gemälden des jüngern Friedrichs hatte die Landschaft eine gute Anordnung, auch einen nicht unangenehmen, nur nicht genug veränderten Ton der Farbe. Der junge Künstler ist wirklich reich an Erfindungen; er ist um so

viel=

vielmehr der Aufmunterung, aber auch der freundschaftlichen Erinnerung würdig, daß nur die in den Unterrichtsjahren sorgfältig studierten Theile, unter gehöriger Beleuchtung und Haltung, in der Anwendung ein schönes Ganze machen. Irgendwo ein Felsenstück mit seinem Moos und umschattenden Kräutern, mit dem Auge eines Berchems betrachtet und mit gleich leichter Hand angedeutet; ein Vorgrund mit einigen, auf Johann Boths oder Svanevelts Art behandelten Dornen und anderm Gesträuche; potterische oder asselynische Meisterzüge auch nur an einem einzigen Stiere; ein am rechten Orte mit Mäßigung angebrachter fallender Nebel, oder das frühe Sonnenlicht, in einer pynakerischen Anordnung; ein jedes von diesem allen ist für die Ausführung des Ganzen von größerer Wirkung, als blos flach gemalte Parthien auf Parthien gehäuft, die nur zeigen, daß man die Natur und ihre besten Nachahmer noch wenig studirt haben, oder daß man, ohne auf diese zu achten, seiner eigenen unregelmäßigen Einbildung folge. Diese genaue Befolgung der Natur nebst der Ausführung einer geübten Hand ist es, welche den unmittelbar nach der Natur gezeichneten Landschaften unsers Hr. Zingg einen Reiz giebt, der mit der Erfindungskraft, die in seinen Kompositionen herrscht, beynahe von gleichem Werthe ist.

Mit Oelfarben waren diese Malereyen gemalt, die mir jene für meine diesjährige Absicht zu weitläuftige Anmerkung abgelocket hat. Sie

mag

mag indessen, als ein Ergängungsstück der verjährigen Beschreibung gelten, deren Anlage, jedem jungen Künstler in seinem Fache etwas Dienliches in der Kürze zu sagen, Ihnen wenigstens nicht ohne Nutzen geschienen.

Sie erinnern sich noch immer mit Vergnügen der Landschaften des verstorbenen **Wagners**. Mit ähnlichem Auftrage der Wasserfarbe, in Gegenständen gleicher Art sind Tiebels Versuche, die mehr als Versuche wären, wenn diesem Künstler, einem Lehrlinge des Hrn. Professor Roos, nach seinem ganz augenscheinlichen Genie, die Aufmunterung der Liebhaber, wie jenem, die vollkommenere Ausbildung erleichterte. Ausser einigen Schäferstücken hatte der junge Künstler auch eine Aussicht, mit einer Windmühle auf einer Anhöhe linker Hand, nach der Natur geschildert.

Hr. Pechwehl hatte den Heyland und die Samariterinn am Brunnen, in der Ferne drey Jünger, die Brodt aus der Stadt geholt, in ganzen Figuren, halb Lebensgröße, mit Oelfarben vorgebildet. Freunden reicher Zusammensetzungen, und eines gewissen Nicolaus Poussinischen Geschmacks, mußte die Salbung Davids vom ältern Hr. Klaß mit schwarzer Kreide gefallen. Rehfelds eignes Bildniß zeugte von Hrn. Graffs guten Grundsätzen in der Farbengebung. Nach seinem Lehrmeister, dem Hrn. Director und Prof. Hütin, hatte der ältere Lenz eine Sächsische Bäuerin bey dem Feuerheerde und einen noch niederern

Ge-

Gegenstand kopirt *); zu eigenen Erfindungen aber sich ausser einer ganz guten Art nach der Natur, die Auferweckung des Lazarus, den Heyland auf dem Schiffe lehrend, die Anbetung der Weisen, eine heilige Familie, einen Gelehrten, und St. Johannes in der Wüsten gewählt. Alles dieses waren, so viel ich mich besinne, blos Zeichnungen.

Wie aufmerksam aber machte uns nicht ein Modell in weissem Thone, ein Jupiter, dessen aufgehobene Hand Blitz und Pfeil fortzuschicken scheint, von Hrn. Schäfer! Alle diese Originale zusammengenommen, rechtfertigten unsere Hoffnung, und unter diesen Aussichten verzeihen Sie es mir leicht, daß ich nicht immer meine Erzählung von den Lehrern anfange und stufenweise zu ihren Lehrlingen herabsteige.

In der That war auch das Zimmer der Lehrer nicht so reichlich mit Gemälden, wie vormals angefüllt. Kein einziges Gemälde von Dieterich; Zeichnungen genug. Achte derselben zum wenigsten von Hr. Dir. und Prof. Hutin: darunter heilige Gegenstände und moderne Gesellschaften. Alle lebhaft in der Anordnung, aber jene, bey dem Antlitze

*) Von J. B. Parlov, schreibt Hr. d'Argensville, er ließ seine Schüler nicht nach seinen eignen Werken arbeiten, sondern sie mußten nach den besten Gemälden in Rom studiren. Leben der berühmten Mahler, vierter Th. S. 502. der Volkmannschen Uebersetzung.

litze der Madonna und der Engel, in dem ihm eigenthümlichen Ideal, mit welchem Sie des Künstlers radirte Blätter schon werden bekannt gemacht haben. Hatten doch Kenner an der h. Genovefa des van Loo, oder vielmehr in dem Balechouischen Kupfer nach diesem Gemälde, den Köpfen der Heiligen und der Engel mehr Heiterkeit und Anmuth gewünscht.

Von Hr. Director und Prof. Oeser war hier ein gutes Stück, Loth mit seinen Töchtern, dem auch Künstler verdienten Beyfall gaben. In tiefen Schlaf versunken liegen Loth und eine dieser Gefährtinnen ganz vorne linker Hand, geschützt von einer, den Vorgrund des Gemäldes, (wenn ich nicht irre), überwölbenden Kluft. Hieraus bildet sich eine Art von Vorwand gegen die brennende Stadt, die dem Auge zwar linker Hand dadurch entzogen ist, dahin aber die andere Tochter Loths, die vorne am Ausgange der Höle steht, das Gesicht gewendet hat. Der gegen diese Seite verstärkte Schein des Feuers verliert sich allmählig rechter Hand in die mit Schwefeldampf erfüllte Luft: die Morgendämmerung scheint noch ihren Schleyer über diejenigen Theile der öden Landschaft zu verbreiten, dahin jenes fürchterliche Licht nicht dringen können.

Ich fühle den Werth der Kürze, die ich mir auferlegt habe, am besten, wann ich Werke der Künstler beschreiben soll, die selbst die vortheilhaftesten Beschreibungen der Kunstwerke zu geben vermögend sind. Die mindesten Zweifel bey dem Gemälde des Hr. Prof. Casanova, darinnen Venus

dem

dem entleibten Adonis bestürzt zueilet, der mit dem Kopf in die Erde gesenkt, gegen die Grundlinie des Gemäldes verkürzt liegt, würde die Beschreibung des Künstlers vermuthlich auflösen. Ich begnüge mich lieber den guten Ton der Farbe anzuzeigen, der so wohl an diesem Stücke, als bey dem Pan und Syrynx bemerklich war, womit der alte Herr Prof. Raymond das Andenken seiner Kunst erneuert hatte. Endlich sahen wir auch von Hr. Prof. Roos ein Thierstück, den gewöhnlich in der Mitte stehenden Stier unter ruhenden Kühen und Schafen an einem Wasserfalle, ein Stück, das unter Hindernissen verfertigt worden, und mit welchem der Künstler vielleicht unzufriedener, als der Beobachter war.

Solche kleine Unzufriedenheiten der Künstler mit sich selbst haben oft glückliche Folgen für die Verbesserung der Kunst, und sie schienen selbst bey dem Hr. Professor Canale, in Ansehung einer von ihm in Kupfer gestochenen historischen Abbildung eines Frauenzimmers, halbe Figur, nach Dieterich (dazu Stölzel das Gegenbild gestochen), die Aenderung der Platte nach der Ausstellung veranlaßt zu haben. Ueber dieses Kupferstechers ersten Versuch in Pastel waren die Urtheile der Liebhaber ziemlich gleichlautend. Die heilige Jungfrau mit dem neugebornen Heylande, sitzend, halbe Figur Lebensgröße, wobey angenommen wird, daß sich das Licht von dem Kinde auf die Mutter und Joseph ausbreite, wird Sie vermuthlich, mein Herr, an die Nacht des Correggio erinnern. Ich begehre

 nicht

nicht die Gründe zu missbilligen, die den Künstler vermocht haben, aus seiner eigentlichen Sphäre zu gehen, die er, als ein Lehrling von Frey, allem Ansehen nach, in irgend einem größern Kupfer nach einem historischen Gemälde der Churfürstlichen Gallerie, in dem ihm angemessenen Umfange finden würde. Sie wissen, wie man sich mehrmals wenigstens einige historische Blätter in der großen Manier, durch Anstrengung der wirksamsten Kräfte des noch nicht veralteten Künstlers, bey hiesiger Anstalt gewünscht, als mancher Liebhaber die Hoffnung einen Cars, oder seinen männlichen Unterricht, in Dresden zu sehen, möchte aufgegeben haben. Ich glaube ihre Einwendungen gegen diesen Wunsch zu hören.

Von Hr. Prof. Camerata war diesesmal weder die verhoffte Magdalena nach Battoni (ein Kupferstich, der erst in Jahr 1772 erschien), noch etwas anders geliefert worden. Auch hatte Hr. Prof. Zucchi Hinderung gefunden, ein Kupferblatt zu liefern. Sehr willkommen war demnach vorerst von Hr. Boetius der Kopf des Anton Raphael Mengs, nach dessen eigner Zeichnung, auf dieselbige Art, durch zwo Platten, schwarz und weiß, auf blauem Papier in Kupfer gebracht. Noch aufmerksamer war man auf des Hr. Zinggs diesmal ausgestellte Kupferstiche. Solche waren erstlich ein großes Blatt, eine Landschaft nach Johann Both, aus der Churfürstl. Gallerie, und dann vier kleine Blätter nach zwo von Hr. Dieterich und zwo von Hr. Geßner mit Tusche gezeich-

zeichneten Landschaften: so reizend, daß ich, wenigstens die kleinen Landschaften, durch die Kunst des Kupferdruckers auswärts bekannt gemacht wünschte, wenn auch der Künstler dieses noch bey sich anstände, die größern Blätter, bis deren mehrere beysammen wären, ans Licht treten zu lassen.

Mit weniger Bedenklichkeit, oder besorgter für das Vergnügen seiner Freunde, hat Hr. Bause schon eine Folge schöner Blätter unter die Liebhaber gebracht. Diesesmal erschienen zwo derselben, Madame Koch als Pelopia, und der Herr Kreyssteuereinnehmer Weisse, beyde zum reden ähnlich, nach Gemälden des Herrn Graff.

Eben gedachter Bildnißmahler hatte den Hrn. Hof- und Justitzrath und Geh. Referendarius von Teubern, und den Hr. Kammerherrn Grafen von Lüttichau, beydes halbe Figuren mit Händen, ingleichen in einem größern Kniestücke den Stückgießer Herrn Weinhold, der neben einer Canone steht, und die Hand auf dieselbe legt, mit der dem Künstler eignen Stärke des Kolorits vorgestellt. An zweyen Brustbildern rühmten viele, die in Berlin gewesen, die Aenlichkeit des Hr. Prof. Sulzers und des Hr. Moses Mendelssohn, und der Kenner jeden Zug des Meisterpinsels. Bildnisse zweener Philosophen, die als solche betrachtet, vielleicht künftig einmal dem Jünglinge, der sein Herz der Liebe zur Weisheit öffnet, den stillen Wunsch ablocken, dessen sich von seinen jüngern Jahren

 Leon-

Leonhard Aretin *) bey Erblickung des Petrarchischen Bildnisses rühmt.

Von einem angenehmen Blumenstücke der Frau Weydmüllerin hinter Glas, (das sich durch einen Johannsbeerenzweig von dem vorjährigen unterscheidet,) gesättigt, eilte das Auge auf den ernsthaftesten Gegenstand, ich meyne die Geisselung Christi, den Heyland dem Spotte der Kriegesknechte übergeben. Ein Modell in Thon, das der Wunsch, ein etwas unbekleidetes Bild von dem Hr. Prof. Knößler zu sehen, befriedigte, und einem Künstler Ehre machte, der sich durch die Wahl glücklicher Stellungen des Modells, und den gründlichen Unterricht, der selbige begleitet, merklich auszeichnet.

Ich mache mir bey dieser Beschreibung die Abwechslung zum Gesetz, und führe Sie, mein Herr, mit ihrer Erlaubniß, wieder nach Leipzig zurück, um dem Fleiße des Hrn. Geysers, der uns eine große Anzahl Vignetten und Oktavblätter zu witzigen Schriften geliefert, ferner viel kleinen Blättern des Hrn. Wiese und des Hrn. Gottlob in der Art des le Prince in Kupfer nachgeahmten Zeichnungen, ingleichen Hrn. Schlegels männlicher Figur nach dem Model, welchem er den Charakter eines jungen Bac-

*) Erat meo cubiculo picta Francisci Petrarchae imago, quam ego quotidie aspiciens incredibili ardore studiorum eius incendebar. Leonardus Aretinus de tempóribus suis. Fol. A iii. Libellus inpressus Venetiis anno MCCCCLXXV. die vero V. Februarii. 4.

Bacchanten gegeben, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Was nun aber unsere junge Kupferstecher in Dresden? — Versuche des jungen Rasp, der sich unter Hrn. Zucchi nach Golzius übt, übergehe ich, wie ich nur itzt Kütners, *) eines Bausischen Lehrlings, ersten Versuch übergangen habe. Hrn. Stölzeln war vorgedachtes Nebenbild zu dem Kupferstiche seines Lehrers, des Hrn. Prof. Canale, ein Frauenzimmer mit Weintrauben in der Schürze nach Dieterich, wohlgerathen. Es ist der Herbst betitelt und mit dem Originalgemälde von gleicher Größe. Hr. Schulze hatte einen Kopf nach Grebber aus der Churfürstl. Gallerie, nach Hrn. Hütins Zeichnung, ingleichen ein Blatt nach einem Originale von Karl Loth aus einem hiesigen Privatkabinette gestochen. Die Unterschrift: Silenus ebrius et dormiens, war aus Sandrarts Beschreibung in der Acad. pict. erudita genommen, da dieses Gemälde, aller Vermuthung nach, eben dasjenige ist, welches Sandrart zu seiner Zeit in München gesehen, das aber nach des Hrn. Demarets Versicherung, (der es, als er es bey dem Besitzer sah, vielen Gemälden dieses Meisters vorzog), nicht mehr in München befindlich ist. Feurig gezeichnete Akte nach dem Leben empfalen Schömbergen, den damali-

*) Er hat aber das folgende Jahr, nämlich 1772 für die Gemäldeausstellung, den petit Physicien nach Wille gestochen. Es ist sehr zu wünschen, daß er auf diesem Wege fortschreite.

maligen Lehrling des Hrn. Zingg. Große Blätter voller einzelnen Figuren, eine merkwürdige Uebung desselben Grabstichels, hiengen bey andern Kupferstichen nach Berchem als Nebenbilder zu Grünewalds, seines Lehrgenossen, glücklichen Versuchen dieser Art. Leichsenrings Landschaftchen nach Orient ist schon im voraus erwähnt worden. Hierzu kam eine Zeichnung, der Heyland und Nikodemus, nach dem Hrn. Hütin. Weise hatte einen Zigeunerraub nach August Querfurt, unter des Hrn. Canale Anleitung, in Kupfer gestochen: Langwagen aber, mit fortgesetzter Uebung bey der Akademie der Baukunst, zwey Gartenschlösser eigener Erfindung, unter Anweisung des Hrn. Boetius in Kupfer gebracht. Kupferstiche dieser Art geben einen Wink, die besten Sächß. Gärten und Landhäuser bekannt zu machen.

Mannichfaltigkeit herrscht in des Hrn. Holzmanns Werken. Nicht nur ein geätztes Landschaftchen, der Morgen, nach Wagnern, sondern auch von dem Kupferstecher selbst, eine in Braun gemalte Originallandschaft, alte Ruinen, die dem Hrn. Grafen von Solms Wildenfelß, (der selbst ehemals Hr. Dir. Oesers Anleitung genossen, in dessen Geschmack erfindet und leicht radirt), überlassen worden. Der Landschaft im Wasserfarbe nach Wagner, die in dem den Liebhabern der Kunst für ihre Versuche gewidmeten Erker von einem andern gewesenen Lehrlinge des Hrn. Oesers, dem nunmehrigen Hrn. Hof- und Justizrath Lindemann ausgestellt worden, will

will ich, um nicht zu viel Gutes davon zu sagen, *) nur im Vorbeygehen gedenken. Ich kehre also wieder zum Hrn. Holzmann zurück. Acht Vignetten, wenn ich recht gezählet habe, eine darunter zu Rhyngulfs Bardengesange von Hermanns Schlacht bestimmt, in Kupfer radirt, und sonst noch ein Köpfchen nach Rembrand gemalt, beweisen den rühmlichsten Eifer. — Doch eines fällt mir bey: Sie kennen ja die mit so vieler kunstvollen Leichtigkeit aufs genaueste nachgeahmten niederländischen Zeichnungen, insonderheit Landschaften und Aussichten an Wasser, von Hrn. Cornelius Ploos van Amstel? Vielleicht könnte eine Art von Umgang, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit dieser schönen Sammlung den Eifer und den Fleiß des Hrn. Holzmanns auf eine noch angenehmere Art unterhalten.

Noch ein Wort von drey Unterlehrern. Hr. Mietsch hatte die Grablegung Christi mit schwarzer Kreide mit so viel Geist gezeichnet, oder, ohne kleinen Unrichtigkeiten das Wort zu reden, so wohl

*) Zwo geätzte Landschaften nach der Natur, wurden im Jahre 1772, und Abraham und Isaak nach Oesern, imgleichen eine Landschaft nach der Natur gezeichnet, im Jahr 1773 ausgehängt. Für die Sammlungen der Liebhaber, sind aber zehn zusammengehörige Blätter, nebst dem Titelblatte von dieser Hand anzuzeigen: Suite de differents sujets gravés à l'eau forte d'après les originaux de divers Maîtres & dediés à Mr. *François de Ponte*, Conseiller de la Cour de S. A. E. de Saxe par - - *F. Lindemann* 1769.

zusammengesetzt, daß er aufgemuntert worden, diese Zeichnung, welche Hr. Boetius dermahlen besitzt, gegen die Zeit der nächstfolgenden Gemäldeausstellung zu radiren. Von einem bloßen Bildnisse, das Hr. Fechhelm ausgehängt, ist wenig zu sagen; allein Hr. Friedrich hatte nach irgend einen antiken Kopf, eine halb erhabene Arbeit oder bas relief in einem Medaillon grau in grau durch die Kunst der Malerey nachzuahmen mit Beyfall versucht. Sie kennen, mein Herr, die täuschenden Vorstellungen dieser Art, mit welchen sich der berühmte und vor einigen Jahren in Holland verstorbene Jakob de Witt *) einen besondern Ruhm erworben, und mit welchen sich einer seiner glücklichen Zöglinge, Hr. Geeraerts, Director der Malerakademie in Antwerpen; nach des letztern Gemälden aber, wie ich aus den XI. B. der schönen Wissenschaften (S. 151) ersehen, der nunmehrige Director der Kaiserl. Königl. Malerakademie Hr. Zambach in Wien, beschäfftiget.

Einige Zusätze zu Empfehlung einer Malerey, welche die mehr oder weniger erhabne Arbeit von weißem Marmor, so glücklich nachahmt, würden mich

*) In den letzten Jahren der Regierung Kaisers Karls des VI. lebte in Wien ein anderer Künstler dieses Namens, de Witt, welcher sich von dem Geschlechte des berühmten und unglücklichen Jan de Wit herschrieb. Er machte einzelne Pferde in kleinen Gemälden mit Oelfarben, und mit solchem Fleiße, daß ihm niemand, als etwan Janeck, der in diesen Fleiß eingieng, den Reuter dazu malen konnte, denn selbst gab er sich nicht damit ab.

mich wenigstens in ihren Augen, mein Herr, in die Fassung jenes so beeiferten Freundes der Künste und der Manufakturen versetzen, den Sie aus den beyden letzten Beschreibungen der zwo vorjährigen Gemäldeausstellungen haben kennen lernen. In solchem Falle werde ich nicht bedauren dürfen, daß die Tapetenmanufaktur, davon die Friederichsche Gebrüder sich vorzüglich nähren, solche von edleren Staffeleygemälden abhalte: ich werde vielmehr die Verschönerung dieser Tapeten rühmen müssen, nachdem die Künstler angefeuert scheinen, vergnügte Gesellschafter in moderner Tracht in angenehme Landschaften zu bringen, und gleichsam Schönaus Geist sich eigen zu machen. Das churpfälzische Schloß Bensperg, wird mir ein Beyspiel an die Hand geben können. Hier ist es: Bellucci, Pellegrini und Jan Weenix hatten, jeder ein besonderes Zimmer, die ersten beyden historisch, der letztere mit Landschaften, jedes Gemälde nach der vollen Größe der Wand, gemalt. Lebensgroße Figuren, aber nicht mit gleicher Geschicklichkeit, wie die Landschaft gemalt, erheben den Vorgrund derselben, welcher ein steinernes Geländer mit darauf gelegten, Jagdgeräthe und Reitzeuge vorstellt, das zum Angreifen natürlich geschildert ist.

Von einem, der weissen Damast- oder Tischzeugmanufaktur gewidmeten Lehrling unsers Schönau waren hin und wieder Zeichnungen: aber in dem Nebenzimmer ein Muster der sogenannten Bandmalerey ausgehängt. Eine recht wohl gezeichnete ganze Figur vor einem Altare im antiken Geschmacke,

würden

würden Sie hier wohl nicht vermuthet haben: noch weniger daß ein Amor mit nachgeahmter Schraffirung von ihm in der Manufaktur selbst versucht worden. Vermuthlich werden Sie nicht so wohl die menschliche oder irgend eine andere lebendige Figur, als vielmehr mancherley Blumen und Blumenbinden so vertheilt verlangen, daß sie von allen Seiten gefällig in das Auge fallen: auch für diese Erwartung ist Sorge getragen.

Es mögen zwar die Manufakturen durch den Einfluß einer Akademie der Künste eine bessere Bildung erhalten: unfehlbar aber geht dieses geschwinder zu, wenn der bemittelte Liebhaber sich selbst zuerst gebildet hat. Geben Sie noch so gefällige Verbesserungen an; selbst, wie Hr. Rath Raspe,*) kampanische und hetruscische Gefäße**) zu Verschönerung der unsrigen anpreist. Die Ausführung davon hält schwer, so lange der leichtere Vertrieb nicht in die Augen fällt. Sonst geht es den Manufakturisten wie zuweilen den Baumeistern, die dem Bauherrn, wenn sein Eigensinn es verlangt, um nur beschäfftigt zu werden, ihre besten Erfahrungen und Einsichten aufopfern.

Kaum

*) Oder der Herausgeber des Casselischen Zuschauers No. 129. im 17ten Stücke, wo von dem in England verfertigten Gefäße Etruria genannt; Nachricht gegeben wird.

**) Ein silbernes, daran die Verzierungen herkulanisch waren, ward dazumal nach des Hrn. Hölzers Zeichnung, für den Geh. Rath von Kessel verfertigt.

Kaum hatte sich Herr Schönau bey uns gesetzet: so eilte ihm von seinem Geburtsorte Camenz ein Lehrling zu, der viel Hoffnung von sich gab. Eine Zeichnung über Lebensgröße, nämlich eine Magdalena, wie sie den Schmuck nicht länger in ihren Haaren duldet, nach Schönau; und nach eben demselben die Wahl einer Amme, eine Zeichnung von zehn Figuren; ferner zween Köpfe nach Raphael zum Anfange. Seinen eigenen Vater, der die Gemäldeausstellung zu sehen aus Groß.Schönau angekommen war, versuchte der junge Schiffer so fort, so gar anfänglich ohne Vorwissen seines Meisters, in Pastel zu malen. Das Bild gerieth; es ward noch ausgehängt, und die Gegenwart des Vaters benahm die Zweifel, die man gegen die Aehnlichkeit aufbrachte. Man muß vielleicht erst ein Mignard seyn, bevor der Geschichtschreiber Anekdoten von der frühzeitigsten Anlage des Künstlers aufsuchet. Hr. Schönau mochte gleichwohl Bewegungsgründe dieser Art gefunden haben, als er bald darauf diesen Lehrling, wie er, von musikalischen Instrumenten umgeben, durch vor ihnen liegende Zeichnungen und eine in die Höhe gehaltene Reisfeder angedeutet, die Malerey vorzüglich wählet, in einem überaus artigen Gemälde vorstellte. Schulz hat dasselbe*) in Kupfer gebracht.

Diese

*) Der Künstler überlieferte dieses Gemälde bald darauf dem Hrn. Conferenzminister Freyherrn von Fritsch: es ward 1772, der Kupferstich aber, die Auswahl der Mahlerey betitelt, am Friedrichstage 1773 ausgehängt.

Diese letzte Anzeige überschreitet schon die Gränze, die ich mir gesetzt hatte. Vernehmen Sie, mein Herr, nun auch das Urtheil anderer Freunde, von mir aber die Versicherung 2c.

IX.

Vermischte Nachrichten.

Aus Deutschland.

Berlin. Der berühmte Historienmaler Bernhard Rode, hat abermals zwey Stücke nach eigenen Gemälden radirt und herausgegeben. Man ist an diesem Künstler eine vortreffliche Komposition, eine genaue Charakterisirung der Personen und Schilderung ihrer Leidenschaften gewohnt. Das erste Stück stellt die Grablegung Christi vor. Drey Personen sind bereits im Grabe, wovon die eine mit einer Fackel leuchtet. Unter den Personen, die dem Leichnam vor sich her tragen lassen, kann man leicht den Nikodemus unterscheiden, der, (nach Joh. 19. v. 39) eine Urne mit Myrrhen und Aloe trägt; ingleichen die Mutter Jesu an der Größe ihres Schmerzens kenntlich, und den Jünger Johannes, der sie, nach dem letzten Willen Jesu, zu sich nahm. Maria Magdalena beschließt den Zug: diese ist an ihren schönen langen Haaren zu erkennen. Das zweyte Stück stellt die Auferstehung einer Christinn (der Mutter des Künstlers) vor: wovon das Gemälde in der Nikolaikirche zu Berlin

Berlin zu sehen ist. Man sieht hier die Auferste-hende, die sich schon aus ihrem Sarge erhoben hat: Freude und Frömmigkeit leuchten aus ihren Mienen. Die Ewigkeit, an einem Sternendiadem, und an ihrem Schlangenringe und Palmzweige kenntlich, hält noch mit der einen Hand des Sarges steinernen Deckel, welchen drey Genii wegzuräumen beschäfftigt sind, und zeiget mit der andern Hand der gläubigen Christinn den Himmel.

Ebend. Dritte Lage von Krügers Kupferstichen nach Originalzeichnungen berühmter Meister. (Siehe des 12 Bandes 1 Stück der Neuen Bibl. der schönen Wissenschaft) Sie enthält folgende:

1) Entwurf zu einem Altargemälde gezeichnet mit schwarzer Kreide von Abr. van Diepenbek, und in Kupfer gestochen auf Kreideart von J. C. Krüger.

Diepenbek ist aus Rubens Schule. Die Zeichnung ist von einer schönen Komposition, und angenehm gezeichnet, auch für einen Entwurf ziemlich ausgeführt und von dem Kupferstecher mit dem Ponzen gut nachgeahmt. Die Geschichte ist aus der Legende.

2) Jakob siehet die Himmelsleiter im Traume. Gezeichnet mit Tusche und der Feder von Hans Bocksberger, in Kupfer gestochen von J. D. Laurenz.

Diese Vorstellung ist, wie gewöhnlich, von einer Gartenleiter hergenommen. Ein andrer alter Künstler hat eine dergleichen Himmelspforte besser ausgedrückt, indem er Stufen gemacht, die sich in Wolken verlieren.

3) Mi-

3) Michael und seine Engel streiten mit dem Drachen, gezeichnet mit Tusche und der Feder von Joh. Rottenhammer, in Kupfer gestochen von J. C. Krüger.

Der Sturz des Drachen ist von einer reichen Komposition. Ein ähnliches Gemälde von diesem Künstler ins Große gemalt, befindet sich in einer Kirche in Wien.

4) Eine bewohnte Gegend nach der Natur, gezeichnet mit Tusche und der Feder von Matthäus Merian, in Kupfer gestochen von J. D. Laurenz.

Von Merian ist bekannt, daß er die meisten berühmten Städte in Europa in Kupfer heraus gegeben und viele darunter selber gezeichnet hat.

5) Eine große stehende Figur: Eine Originalzeichnung mit einer bräunlichen Farbe von H. Golzius, in Kupfer gestochen von J. C. Krüger.

Golzius hat, wie bekannt eine erstaunliche Menge seiner Zeichnungen in Kupfer gestochen, und ist immer an einer Manier kenntbar, welche viele von seinen Zeitgenossen an sich gehabt.

6) Zwey Originalzeichnungen mit Tusche und Feder von Jakob Callot, in Kupfer gestochen von J. D. Laurenz.

Die erste Zeichnung scheint nach der Natur zu seyn, und ist vom Kupferstecher gut nachgemacht. Die zweyte ist sehr flüchtig, und scheint von dem Künstler nur zu seinem eigenen Gebrauche entworfen zu seyn.

Vierte

Vierte Lage enthält folgende:

1) Die Flucht der Clölia mit ihren Gefährtinnen aus dem Lager des Persenna, entworfen von Cornel. Poelenburg, in Kupfer gestochen von J. C. Krügern.

Diese Geschichte hat Poelenburg sehr oft gemalt, und sie auf vielerley Art verändert.

2) Hat die Unterschrift: „Simon Petrus sprach zu Jesu: Herr, solltest du mir meine Füße waschen.“ Mit der Feder frey von einem unbekannten Meister, in Kupfer gestochen von J. D. Laurenz.

Die Zusammensetzung macht eine ziemlich gerade Linie aus.

3) Eine unbekannte geistliche Geschichte, gezeichnet von Paul Cagliari Veronese, in Kupfer gestochen von J. C. Krüger.

Diese Zeichnung ist etwas ausgeführt. Sie stellt Petrum, Paulum, Johannem, Stephanum und einige andere Heilige vor, welche in die Höhe sehen.

4) Eine allegorische geistliche Vorstellung, leicht entworfen mit Tusche und Feder von Lintelo, in Kupfer gestochen von J. D. Laurenz.

Ist wohl eine heilige Familie, weil der kleine Johannes dabey ist.

5) Maria mit dem Kinde Jesu, entworfen mit Tusche und Feder von Franciscus Vanni, in Kupfer gestochen von J. C. Krüger.

Ist angenehm gezeichnet.

6) Ein unbekanntes Opfer eines Kindes, gezeichnet mit Tusche und Feder von Polydor, in Kupfer gestochen von J. D. Laurenz.

Kann wohl ein Opfer des Saturnus seyn.

Ebend. Zu dem dießjährigen kleinen Taschenkalender hat Chodowiecky zwölf Blätter verfertiget, welche so viel geßnerische Idyllen vorstellen, die darunter angezeiget sind.

Leipzig. Der lauenburgische Kalender enthält 12. artige Küpferchen verschiedenes Innhalts vom ältern Crusius: die darunter stehenden Verse sind nicht übel gerathen. Die Anzeige von den übrigen Bemühungen der dresdener und hiesigen Künstler versparen wir bis zur Anzeige der Ausstellung des itzigen Jahres.

Beantwortung auf die im vorigen Stücke der N. B. S. 141. eingeschickte Anmerkung.

Der Verfasser derselbigen muß des Hrn. D. Möhsens Buch nicht mit gehöriger Aufmerksamkeit durchlesen haben: sonst würde er S. 117 gefunden haben, daß er die Frankfurther Ausgabe des Remmelinus von 1660 selbst besitzet. S. 118 wird von ihm angeführet, daß man fünf in Deutschland heraus gekommene Ausgaben dieses Buchs habe, und daß die erste von 1613 war.

Frankreich.

Neue Schriften.

Werke die Künste betreffend.

Description des travaux qui ont précédé, accompagné & suivi la fonte en bronze d'un seul

seul jet de la Statue Equestre de Louis XV le Bien-Aimé, dressée sur les Mémoires de M. *de l'Empereur*, ancien Echevin. Par. M. *Mariette*, honoraire Amateur de l'Académie Royale de Peinture & Sculpture. A Paris, 1768. 1. Vol. gr. in fol. de 166 pag. avec figures.

Dieses wichtige Werk war schon 1768 abgedruckt, wird aber wegen Verzögerung der Kupferstiche itzt erst ausgegeben. So alt die Kunst Metalle zu gießen ist, so hat es doch immer darinnen an einer festgesetzten Einförmigkeit in den Operationen gefehlt, weil die Künstler aus der Art, wie sie dabey zu Werke gegangen, ein Geheimniß gemacht, und die folgenden bey jeder Vorfallenheit wieder studiren müssen, wie sie es angreifen wollen, und oft auf Gerathewohl arbeiten müssen. Man war daher sehr in Verlegenheit, als die Bildsäule des Königs zu Pferde, für die Stadt Bordeaux aus einem Stücke sollte gegossen werden. Zu gutem Glücke hatte Hr. Boffrand, ein berühmter Architekt, in seiner Jugend den Operationen des Balthasar Kellers, des berühmtesten Gießers in Europa beygewohnt, da er die reitende Bildsäule Ludwig des XIV auf dem Platz Vendome gegossen. Er hatte Anmerkungen darüber aufgesetzt und Zeichnungen hinzugethan: er gab dem M. le Moyne davon Nachricht, der eben den Auftrag hatte, die vorgedachte Statue für die Stadt Bordeaux auszuführen: zu gleicher Zeit brachte er alles, was er geschrieben, in Ordnung und machte es 1743 in lateinischer und französischer Sprache bekannt. Doch

diese Abhandlung ist eine bloße Skize und gleichsam nur ein Vorspiel zu gegenwärtigem Werke, in welchem die Stadt Paris beschlossen, vermittelst gegrabner Platten und genauer Nachrichten, den Gang des ganzen Verfahrens und aller kleinen Umstände, die man bey dem Gusse dieser Bildsäule beobachtet, für die Nachwelt aufzuzeichnen.

Der berühmte **Bouchardon** hatte den Auftrag zur Verfertigung dieser Statua Equestris, und **Mr. Pigalle** zu den Verzierungen und Figuren nach den Modellen des **Bouchardon**: **Mr. Gor**, General-Commissair der Stückgießereyen und **Mr. Maires** Generalinspector anderer Gießereyen im Königreiche, die Aufsicht über den Guß und den Ofen: **Mr. L' Empereur** aber die Sorge, dem Fortgange aller Arbeiten dabey aufs genauste zu folgen und schriftlich dieselben aufzuzeichnen. Er nahm dabey den **Mr. Mariette** zum Gehülfen, der dieses Werk herausgiebt. Man kann sich leicht vorstellen, mit wie vieler Sorgfalt und Genauigkeit dasselbe also abgefaßt ist. Es enthält in 15 Kapiteln alle Kleinigkeiten der Behandlung, von der Erbauung des Ofens an bis auf den Wagen, wodurch man diese Bildsäule, die im Jahre 1763 hinter der Thuillerie errichtet worden, an Ort und Stelle gebracht hat. Die Kupferstiche sind auch auf das fleißigste gearbeitet, und überhaupt machet dieß Werk der Stadt Paris Ehre, da sie zugleich für die Nachkommenschaft in Erhaltung der Kunst, bey der das Verfahren in einem Werke von solcher Wichtigkeit, immer nicht bestimmt ge-

nug

nug seyn kann, gesorget hat. Hier wird alles durch Beyspiele und Facta bewiesen.

L' Art de faire & d' employer le vernis, ou L' art du Vernisseur, auquel ou a joint ceux du Peintre & du Doreur. Ouvrage utile aux Artistes & aux Amateus, qui veulent entreprendre de peindre, dorer & vernir par eux-mêmes toutes sortes de sujets etc. Par le Sr. *Watin*, Peintre, Doreur, Vernisseur & Marchand de couleurs & de vernis. In 8vo. A Paris, chez *Quillau*, 1772. Man muß dieses neue Werk nicht mit dem Traité du Vernis, dem Parfait Vernisseur oder le Manuel du Vernisseur verwechseln, das wir vor einiger Zeit angezeigt haben. Das Gegenwärtige ist weit vollkommner, so wohl in Absicht auf die Kunst Firnisse zu machen, als sie aufzutragen. Es wird in drey Abschnitten 1) von der Art Firnisse zu machen, 2) sie auf simple Subjekte als Holz, Papier, Metall u. s. w. aufzutragen; endlich 3) von dem Gebrauche bey Malereyen, Farbenmischungen und Vergoldungen darinnen gehandelt.

Prospectus d'un Cours complet d'Anatomie gravé en couleurs naturelles, par M. *Arnaud Eloy Gautier d' Agoty*; Ouvrage exécuté sur le choix de meilleures Tables Anatomiques comparées à la nature, pour former une exposition précise de toutes les parties du corps humain, expliqué par M. *Jadelot*. Wir zeigen diesen Prospekt eines anatomischen Werkes an, in so fern es ein Kunstwerk

 ist.

ist. Von des Gautier Dagoty, Vaters, anatomischen Kupferstichen mit natürlichen Farben, ist bey Gelegenheit des Verzeichnisses von Bildnissen großer Aerzte von Hrn. D. Möhsen geredet worden. Das gegenwärtige Werk von des Hrn. Dagoty zweytem Sohne soll ein ganz anders als des Vaters seines seyn, und wird in 4. Abtheilungen erscheinen. Die erste Lieferung, die itzt erfolgen soll und die Myologie enthält, wird von 14. Kupferplatten seyn und 84 Liv. kosten. Die zweyte, von der trocknen und frischen Osteologie, soll im Monat März 1773 erfolgen; die dritte von den Eingeweiden und sinnlichen Werkzeugen im Monat October des künftigen Jahres und die vierte, die die Angiologie und Nevrologie enthält, im Monat März 1774. Die Zahl der Kupferplatten in den letzten 3. Theilen kann noch nicht bestimmt werden: jeder aber wird 72 Liv. kosten.

Cours d'Architecture; ou Traité de la décoration, distribution & construction des bâtimens, contenant les léçons données en 1750 & les années suivantes par *J. F. Blondel* publié de l'aveu de l'Auteur par *M. R****; Tom. III. et IV. avec figures rassemblées en un Vol. A Paris, chez *Desaint* 1772. Wir haben die vorigen Bände dieses Buchs angezeiget, dessen Innhalt der Titel bereits ausweist.

L'Art du Coutelier en Ouvrages Communs. Par Mr. *Fougeroux de Bondaroy*, fol. à Paris. Es werden hier die gemeinen Arbeiten

des

des Messerschmidts auf das genaueste beschrieben und durch 7. Kupferplatten erläutert.

L'Art du Coutelier expert en Instrumens de Chirurgie. Seconde Partie de l'Art du Coutelier. Premiere Section par M. *Jean Jacques Perret*, Maître Coutelier. 1 Vol. Fol. (547. pag.) Dieß enthält die Kunst chirurgische Justrumente zu machen in 16. Kapiteln mit 50 Kupferplatteu.

Witzige Schriften.

Fables ou *Allégories philosophiques* par M. *Dorat*. Vol. grand in 8. à Paris, chez *le Jay*, 1772. Man findet in dieser neuen Gattung, die die leichte und fruchtbare Muse des Hrn. Dorats hier behandelt, die Anmuth und Leichtigkeit, welche seine Poesie charakterisiret. Die Ausgabe derselben ist ungemein schön und mit Kupfern und Vignetten verzieret.

Le Jugement de Paris, poëme en 4 chants: par *Imbert*. in 8. avec figures, à Paris ches *Pissot*. Der Dichter hat diese Fabel ungemein wohl geordnet, und mit allen Farben der Poesie ausgeschmückt. Er besitzt eine lebhafte Einbildungskraft, einen glücklichen Reichthum von Worten, und eine Zierlichkeit des Ausdrucks. Am Ende sind noch verschiedene Poesien angedruckt, die zum Theil auch sehr angenehm sind.

Le Faux ami, Drame en 3 actes en prose. Par M. *Mercier*. 8. à Paris chez *le Jay*. 1772. Der Verf. hat in diesem Stücke die glänzenden Böͤsewichter abschildern wollen, die in mancher Familie so viel Unruhe stiften, und seine Absicht

sicht ist ihm nicht mißrathen: Das Stück gehöret in die Klasse der Rührenden.

Le Dépositaire, Comedie en vers, en 5 Actes; par M. *de Voltaire.* à Paris chez *Vallade.* Der Innhalt dieser Komödie ist aus der Geschichte der bekannten Ninon, die ein Depositum von einer ansehnlichen Summe ein Paar Kindern wiederschafft, welches ihnen ein sehr ernsthafter Mann abläugnete; der Verf. hat damit eine Episode verbunden, die das Stück komisch und unterhaltend machet: es ist solches die kleine Geschichte des Memnon, die in den Melanges des M. de V. vorkömmt. Man verkennt darinnen nicht die Hand des Verf.

Phrosine & *Melidore.* Poëme en quatre chants, in 8. à Paris, chez *le Jai* 1772. Eine gute Zusammensetzung, eine glückliche Richtigkeit, und eine lebhafte, blühende Farbe charakterisiren dieß Gedichte. Es ist in 4 Gesängen abgefaßt, und ein kleiner poetischer Roman, der ungefähr denselben Ausgang hat, den Gellert in dem neuen Ehepaare nach dem Englischen Schwätzer erzählt. Man hält den Mr. Bernard, der sich durch die Art d'aimer und viele kleine angenehme Erzählungen und Gedichte bekannt gemacht für den Verfasser.

Encyclopedie littéraire, ou nouveau Dictionaire raisonné & universel d'eloquence & de poesie &c. par M. *C***, de l'Academie royale des sciences, inscriptions & belles lettres de Châlon sur Marne. Six Volu-

mes

mes gr. in 8. à Paris, chez *Costard*. Von diesem Wörterbuche der schönen Wissenschaften und Künste sind bereits die drey ersten Bände erschienen. Aus dem sehr weitläuftigen Titel, den wir wegen seiner Länge nicht abschreiben mögen, sehen wir, daß auch darinnen die Grundsätze des Geschmacks, in Rücksicht auf Malerey, Musik und Tanzkunst, abgehandelt werden sollen. Dem Werke ist eine Abhandlung über die Entstehungsart und die Ordnung der Zeichen vorgesetzt, wodurch wir unsere Ideen sinnlich machen, und über die Art, wie sich Beredtsamkeit und Dichtkunst vervollkommnet haben. Für die ersten 3 Bände wird 24. Liv. bezahlet: für den 4. und 5ten Band 12 Liv. und der lezte wird gratis gegeben.

Eloge de Racine avec des Notes par M. *de la Harpe*, à Paris, chez *Lacombe* in 8. de 98. pag. Diese Lobschrift auf den tragischen Dichter Racine ist ein schöner Gefährde zu der Lobschrift des Fenelon, die Hr. de la Harpe ebenfalls vor einiger Zeit geliefert hat.

Histoire naturelle de *Pline*; traduite en François avec le texte latin, rétablie d'après les meilleurs leçons manuscrites, accompagnées de notes critiques pour l'eclaircissement du texte, & d'observations sur les connoissances des Anciens comparées avec les découvertes des Modernes, Tom. 5. in 4. à Paris, chez *Dessaint*. Dieser Theil, von dem wir die vorigen angekündiget haben, enthält das 13. 14. 15. und 16te Buch des Plinius. Es ist immer

ein wichtiges und großes Unternehmen von M. Poinsinet de Sivry, wenn auch die Kunstrichter in vielen Erläuterungen nicht mit dem Verf. übereinstimmen sollten. Nur Schade, daß das Werk so gar kostbar wird.

Almanach des Muses, 1773. Chez *Delalain*. Dieß ist nun die 9te Folge dieser kleinen Sammlung von Gedichten. Es findet sich wie gewöhnlich, viel Gutes und Mittelmäßiges durch einander.

Les quatre Parties du Jour, poëme en vers libres imités de l'Allemand de M. *Zacharie*, à Paris. Diese neue Uebersetzung in freyen Versen von den Tageszeiten des Hrn. Zachariä läßt sich ganz angenehm lesen: aber die Anmerkungen des Uebersetzers über die deutsche Litteratur, die er vorgesetzet hat, zeigen, daß er nichts weniger als die deutsche Litteratur genug kennet, um darüber urtheilen zu wollen.

Le Temple de Gnide, mis en vers par M. *Colardeau*, à Paris. Chez *le Jai*. 1773. Die Muse des Hrn. Colardeau hätte etwas wichtigers thun können, als des Montesquieu Tempel zu Gnidus in Versen zu übersezen. So ein trefflicher Versificateur er ist, so werden doch Kenner immer das prosaische Original lieber lesen.

Neue französische Kupferstiche 1772.

Julius. Galerie françoise, ou Portraits des Hommes & Femmes célebres qui ont paru en France. Von diesem Werke ist nun die 7. und 8te Lage erschienen. Sie macht die erste Nummer vom 2ten Bande aus, und enthält die

Bild-

Bildnisse und Elogien des Marschall d'Estres, des Präsident Henault, des Hrn. Mairan, Moncrif und des Abbt la Chappe. Statt des Restaut, der den Stich bisher besorgt, hat Cochin nunmehr die Aufsicht übernommen. Im 8ten Stücke findet man die Bildnisse der Hrn. Belidor, Marivaux, Abbt Plüche, Winslow und Restaut.

Portrait du Président de Thou. Von Ferdinand gemalt und de Marcenay auf die ihm eigne Art zur Fortsetzung seiner Suite gestochen. Er hat welche auf groß Papier für diejenigen abziehen lassen, die dieß Bildniß der Ausgabe von der Thuanischen Geschichte in 4. vorsetzen möchten.

La Dame de charité, ein Studium von Johann Baptista Greuze gemalt und von Massard gestochen.

Portrait de M. de Monmartel, von Cochin dem Sohne gezeichnet, und Cathelin gestochen.

Suite auf schwarz getuschte Zeichnungsart. Ein Liebhaber der Künste, der sich eine Zeitlang in Italien aufgehalten, und sich daselbst die schönsten Italiänischen Gemälde und antiken Ueberbleibsel von den besten Künstlern abzeichnen lassen, machet es sich itzt zum Zeitvertreibe, sie selbst zu stechen. Es war für diese zahlreiche Sammlung nöthig, sich einer geschwindern Art des Stichs zu bedienen, als die Radiernadel ist, die man gewöhnlich dazu braucht und de la Fosse, Kupferstecher hat ihm eine mitgetheilet, die des le Prince in der Ge-

Geschwindigkeit ähnlich, ob gleich nicht dieselbe ist. Der Anfang, der die Suite von Rom enthält, besteht aus 60 Blatt, wofür man 24 Liv. bezahlt. Sie ist bey den Kupferhändlern Basan und Chereau zu finden.

Fêtes de Rheims lors de l'inauguration de la Statue du Roi. Die Feyerlichkeiten zu Rheims bey Errichtung der Statue des Königs von Frankreich sind auf vier großen Blättern vorgestellet. 1) die Einweihungs-Ceremonien auf dem Königl. Platze. 2) Das bey dieser Gelegenheit auf dem Platze à Couture losgebrannte Feuerwerk. 3) Die Eröffnung des Balls in dem Saale, den man auf der öffentlichen Promenade errichtet. 4) Der Tanz des Volks um die Austheilung des Brodtes, Weines und Fleisches. — Die malerische Zusammensetzung ist von Moreau und Blarenceberg, die Ausführung von Varin. Diese Blätter machen die Suite von dem Werke aus: Des Monumens & des vues de la place de Rheims, gravées sur les desseins & sous la conduite de M. *Cochin*, par Mrs. *Moitte* & *Choffard*.

Costume des Anciens peuples: troisième cahier. Diese neue Lage von d'Andre Bardon enthält wie die vorhergehenden 12 Blatt und die Folge der gottesdienstlichen Gebräuche unter den Griechen und Römern.

Portrait de M. Gretry, in Form eines Medaillons gezeichnet und gestochen.

Au-

August. Glaucias, Roi d'Illyrie, prend Pyrrhus sous sa protection: Ein Blatt 21. Zoll breit, 18 Zoll hoch, von Jean Charles le Basseur nach einem Originalgemälde von Colin de Vermont. Der Maler hat den Augenblick gewählet, wo Pyrrhus, als ein Kind die Knie des Glaucias umfaßt. Dieser durch die Anmuth desselben, und die Bitten der Officiere gerührt, die ihn an den Hof bringen, um ihn der Wuth der Molasser zu entziehen, nimmt ihn in seinen Schutz. Es ist eine reiche und gute Anordnung darinnen, und das Original durch den Grabstichel wohl ausgedrückt.

François Réné Molé, dans la Scene V. Acte V. de Beverley, ein Blatt 20 Zoll hoch, 15 breit, von le Clerc gezeichnet und Elluin gestochen. Der Ort des Auftritts ist ein Gefängniß. Beverley hört bloß seine Verzweiflung. Er hat sich des Gifts bemächtiget, das sein Leben endigen soll und scheint die Worte zu sagen, die ihm der Dichter auf der Bühne in Mund gelegt. Nature, tu frémis. — Der junge Tomi, sein Sohn, ist auf einem Stuhle eingeschlafen. Der Zeichner hat die Handlung im Gesichte wohl ausgedrückt, ohne die Aehnlichkeit des Schauspielers zu vergessen, den er vorstellen soll.

September. Galerie universelle. Die Bildnisse von itztlebenden berühmten Personen, die diese Gallerie enthält, sind gestochen und mit verschiedenen Farben abgedruckt von Gautier Dagoty, dem Vater. Es sind historische Nachrichten hinzugefügt: die Supscription

tia ist von dem August angegangen. Jede Lage enthält 4 Bildnisse, und kostet bey der Ablieferung 12 Livres. Die erste Lage, die itzt erschienen, enthält 4 Bildnisse: Ludewig den 14ten, den König von Preußen, Mr. de Maupeau, Kanzler von Frankreich, und Voltaire. Sie sind in Folio. Die historischen Nachrichten sind von dem Hrn. Dagoty, dem ältesten Sohne, de la Baumelle und Linguet.

La Marchande d'oeufs & la Marchande de noisette, zwey Gegenbilder. Von Hemery gestochen, nach Zeichnungen von J. Touze.

Mars & Venus. Ein Kupferstich auf Zeichnungsart, machet das Nebenbild zu dem letzt angekündigten l'Insomnie betitelt: von Bonnet nach Lagrenee. Eben derselbe hat verschiedene andere Köpfe auf eben diese Art gestochen, als einen alten Kopf, von Michel-Ange Sloß nach Guido in Rom gezeichnet. Ein Pabst- und Bischoffs Kopf nach Vien. Kopf eines jungen Mägdchen nach Coypell.

Portrait de Jean Jacques *Flipart*, gezeichnet und sehr gut gestochen von Ingouf dem Jüngern.

October. Les Plaisirs des Satyres; ein Blat 20 Zoll breit, 17 hoch nach einem Gemälde von Corn. Poelenburg: gestochen von J. C. le Vasseur. Der Hintergrund ist eine Landschaft. Weiber und Satyren, wovon einige tanzen, andere eine ländliche Mahlzeit zubereiten, nehmen den Vordergrund ein. Der leichte und markichte

fichte Pinsel des Malers ist gut im Kupferstiche ausgedrückt.

Le Rocher piercé, ein ovales Blatt 19 Zoll hoch, 15 breit, nach Vernet von Mlle. Bertaud. Dieses Blatt kann demjenigen zum Gegenbilde dienen, daß dieselbe Künstlerinn unlängst unter dem Titel la Barque mise à *Flots* ausgegeben hat. Auf der einen Seite steht ein durchbrochener Felsen, wodurch man den Tag sieht, auf der andern Fabriken: in der mittlern Entfernung Fischernachen und Schiffe. Man kennt schon die glückliche Vertheilung der Lichter und die malerische Anordnung in den Vernetischen Seestücken.

Le beau Cacher & le bon Logis, zwey Blätter von Bonnet nach Zeichnungen von Leclerc auf rothe Zeichnungsart.

Portrait de P. P. *Rubens*, gezeichnet von Watteau nach einem Originalbildnisse, mit roth und schwarzer Kreyde, und von Demarteau gestochen. Rubens wird hier in einem Alter von 30 Jahren vorgestellet.

Portrait de Louis *Phelyppeaux*, Duc de la Vrilliere, nach einem Gemälde von L. M. Vanloo und von Ch. Levesqve gestochen.

Portrait de Frederic II. Roi de Prusse, in Medaillenform in 8 mit den Attributen des Mars und Apollo verzieret von le Mire.

November. Annette à l'age de quinze ans, & Annette à l'age de vingt ans. Zwey Blätter nach Gemälden von Fragonard von F. Godefroy gestochen. Beyde stellen Landschaften vor.

vor. Auf dem einen scheint Anette, eine Schäferinn von 15 Jahren, mehr mit einem Schäfer beschäftiget, der in der Entfernung kommt, als mit ihren Schaafen: auf dem zweyten hat sie ein Kind auf dem Schooße und diesen Schäfer zur Seite.

Zémire & Azor, von Jngouf dem jüngern nach Jngouf dem ältern: es stellt eine interessante Scene aus dem Comedie-Ballet Zémire & Azor vor.

Groupes d'Anges & Leda, zwey Gegenbilder auf rothe Zeichnungsart von Demarteau. Sie machen von dem Werke dieses Künstlers die 344 und 345te Nummer aus.

December. Die beyden Kupferstecher Cochin und Prevost verkaufen die 2te Lage von den neuen Kupferblättern zu der großen Ausgabe des Abrégé chronologique de l'Histoire de France, vom Präsident Henault: sie stellen, außer den Bildnissen der Monarchen, die interessanten Züge aus des Regierungen Ludwig des 9ten, Philipp des 3ten, Philipp des 4ten, Ludewig des 10ten, Philipp des 5ten, Karl des 4ten, Philipp des 6ten und Johannes vor. Die ganze Sammlung wird mit dem Titelkupfer aus 38 Blättern bestehen: Die 3te Suite wird zu Ende 1773. folgen, und das übrige 6 Monat darnach.

L'Obéissance récompensée & le Gouter de l'Automne; zwey Nebenbilder, nach Boucher, sind von Gaillard gestochen.

Nach einem Originalgemälde von Vernet hat Martini sehr fein gestochen: les plaisirs de l'été:

es

es stellt badende Frauenzimmer mit einer Landschaft vor.

Die Vorstellungen der Bogen des Raphael im Vatikan in 36 Kupferplatten, sind nunmehro fertig. Zwey und zwey machen die 18 Pilastres aus, und kosten zusammen 54 Liv.

Lebas giebt aufs neue 3 Kupferstiche von der Folge des Kabinets des Herzogs Praslin aus. Das erste nach Metzü führet den Titel la Liseuse. Das zweyte nach Rembrant: La Sainte Famille. Das dritte Achille reconnu par *Ulysse* dans le Palais de Licomede: die reichste Zusammensetzung von Teniers, wo der Künstler aus seinem gewöhnlichen Stil herausgegangen und den Rubens nachgeahmet.

Ebenderselbe liefert aus dem Kabinette des Grafen von Beaudoin: Le Marché conclu nach Teniers, la 5me & 6me Fête Flamande, Paysage de *Ruisdal*, Le Vielleur Hollandois.

Ferner Silvie delivrée par Aminte nach einer Zeichnung von Cochin.

Le Portrait *de Netscher*, celui de son Epouse et de son fils, von ihm selbst gemalt, und von F. David gestochen.

Le Portrait de M. *Diderot* nach Michel Vanloo, ebenfalls von David gestochen.

L'Enfant gâté, nach Greuze, das Gegenbild von *Silence*.

Unser Wille hat zwey neue saubere kleine Blätter geliefert: La Maitresse d'Ecole und la pe-

tite Ecoliere, das erste nach seinem Sohne, das zweyte nach unserm Dresdener Schönau.

L' Amour maternel, eine liebenswürdige Frau die ihrem Kinde die Brust reichet, nach einem Gemälde von **Peters**, ist von **Chevillet** sauber gestochen.

L' Amour dans la Compagnie des Graces, die drey Grazien fesseln den Amor mit Blumen, nach **Franz Boucher** auf Zeichnungsart von **Demarteau** gestochen, machet die 347. Nummer seines Werkes aus.

Le Portrait de *Joseph II.* Empereur, ist von le **Mire** nach einem Ringe gezeichnet und so gestochen, (wie **Heinrich** der IV. und **Ludwig** der XV. von demselben) daß man die Einfassung wegnehmen und ebenfalls in einen Ring kann fassen lassen.

Portrait de *Jean-Paul Timoléon* de Cossé Duc *de Brisac*, ein Oval ist von **Chaucher** nach **Pougin de St. Aubin** gestochen.

Vuë intérieure & plan du Vauxhal de la Foire de S. Germain-des Prez, gravée en une feuille. Dieser Saal ist der erste, den man in Frankreich nach den Mustern von Ranelagh und Vauxhall bey London gemacht: es sind die Verzierungen und die Abtheilung auch auf diesem Stiche angebracht.

Neue Kupferstiche vom Jahr 1773.

Jänner. Costume des Anciens Peuples, par *M. Dandré Bardon.* Wir haben das Unter-

Unternehmen des vorgedachten Künstlers angezeigt. Er hat nunmehro bereits 6 Lagen, wovon jede 12 Blätter enthält, und die gottesdienstlichen Gebräuche der Griechen und Römer vorstellen, abgeliefert, und wird damit von Zeit zu Zeit fortfahren.

Les Aventures de Telemaque, fils d' Ulysse, réprésentées en une suite de 72 Estampes de format in 4to, grand papier. Die beyden Künstler Monnet, Königl. Maler, und Tilliard, Kupferstecher, haben sich vereiniget, die interessantesten Züge aus vorgedachtem Werke heraus zu geben. Zu jedem Buche des Telemachs, der wie bekannt aus 24 Büchern besteht, sollen 3 Kupfer folgen: zum Anfange eines jeden wird man den Innhalt in einer Einfassung stechen, und jede Lage wird 2 Bücher oder 6 Blatt enthalten, und mit 8 Liv. auf Subscription bezahlt. Die erste, die bereits erschienen, entspricht der Ankündigung, die die Künstler davon gegeben, vollkommen. Die vereinigten Buchhändler haben denen zu gefallen, die diese Kupfer mit dem Texte zu verbinden wünschen, eine eben so prächtige Ausgabe in Absicht auf die Typographie von gleichem Formate veranstaltet.

Portrait *d' Alexandre Pope*, gestochen von G. Ph. Benoit nach einer Schaumünze des Dassier.

Suite de projets détaillés des Salles de Spectacles particulières, avec des principes de construction, tant pour la méchanique des théâtres, que pour des decorations en plusieurs genres, applicables à des distributions qui y seront insérées par Mr. *Dumont*.

Wir haben des Verfassers Paralélle des plans des plus belles Salles des spectacles publiques de l'Europe in 50 Bl. zu einer andern Zeit angezeiget: die vorgedachte Suite besteht ebenfalls aus 50 Bl. und wird wie die vorige mit 21 Liv. bezahlt.

L'Empire de Flore von Fessard nach dem großen Gemälde des N. Poussin, 6 Fuß 1 Zoll hoch, 5 Fuß 5 Zoll breit. Der Verf. hat das Original sehr gut ausgedrückt.

Nach zwey Pastelgemälden in Medaillenform von Fragonard, hat Marchand gestochen les deux baisers.

Le Benedicite nach einer Zeichnung von J. B. Greuze von P. Laurenz gestochen. Eine gute Mutter hält den Suppennapf und läßt zwey Kinder vor Tische beten. Die Kinder stehen mit aufgehobenen Händen, voll der Naivetät ihres Alters.

Le Retour des champs & le Rétour du marché, zwey Gegenbilder: das erste nach Cl. Lorrain von P. Godefroy, und das zweyte nach V. Dalens von Deny. Beyde stellen ländliche Auftritte mit Gruppen von Menschen und Thieren vor.

Februar. Les Paysans du Mordyck ein Kupferstich nach einem Originalgemälde des Brauet, gestochen von Maleuvre.

La Bergère prévoyante, von Aliamet nach Boucher. Eine Schäferinn fesselt ihren eingeschlafenen Schäfer mit Bluhmen.

Por-

Portrait de Michel de Montagne in Medaillon von Ficqvet nach einem Gemälde des Dumoustier vom Jahre 1558. Choffard hat die Einfassung gezeichnet. Man kennet schon die feinen Miniaturbilder dieses Künstlers.

März. L' Enlevement de Proserpine, ein großes Blatt nach einem Gemälde des le Troy von J. Cl. le Vasseur gestochen. Proserpine ist in den Armen des Pluto, der sie ihren Gespielinnen entrissen, da sie mitten unter ihnen auf den schönen Gefilden von Enna Bluhmen pflückte. Der Gott der Hölle hält in einer Hand einen Zepter, eine Art von zweyzackigter Gabel. Seinen Wagen, von 4 Rossen gezogen, gehen Hymen und Amor vor und vereinigen ihre Fackeln. Die Nymphen, die die Proserpine begleiteten, drücken ihr Erstaunen und ihre Ehrfurcht aus. Die Komposition ist reich und die Wirkung der Farben durch den Grabstichel gut ausgedrückt.

Six nouvelles Estampes von Mr. le Prince in der ihm gewöhnlichen und schon bekannten Manier. Sie sind betitelt: Une halte de *Calmouks*, le Marchand de gâteaux: diese beyden sind in der Höhe: die folgenden viere in der Breite: la Cascade, la Ferme, le Cabaret ambulant und les Filets: Alle in rußischem Costum: ein angenehmer Beytrag zu den reizenden Blättern, von denen er schon viele in diesem Geschmacke geliefert hat.

April. La Mere Brigitte, & la petite Javotte, zween artige Kupferstiche, nach Zeichnungen des jüngern Wille, von Müller.

Principes du Dessin dans le genre du paysage. Von diesen Grundsätzen der Zeichenkunst in Landschaften sind zwo Lagen heraus von Demarteau nach Zeichnungen von le Prince auf Art des Röthelsstifts. Unter jeder Platte stehen Anmerkungen für den Lehrer und Schüler.

Le Marchand d'Orvietan nach einem Gemälde des Du Jardin und zwo Landschaften nach Ruisdal sind von M. de B. geistreich gestochen, und bey Joullain zu haben.

Nachricht von den neuen Gemälden in der Kapelle des heil. Gregorius im königl. Invalidenhause zu Paris.

Die Kirche des Invalidenhauses ist mit Gemälden der vornehmsten französischen Malerey verzieret. Man findet sie in der Description historique de l'Hotêl Royal des Invalides, einem fol. Bande vom Jahre 1735 und 1756 aufs neue aufgelegt, in Kupfer gestochen und erklärt. Die Kapelle des heil. Gregorius, die sich daselbst befindet, wurde anfänglich dem Maler Person anvertrauet, der die Hauptzüge aus dem Leben dieses Heiligen malen sollte. Als er aber damit fertig war, war man so unzufrieden damit, daß man sie überweissen ließ, ohne daß der Künstler selbst davon unterrichtet wurde. Person kam eines Abends mit einem Freunde, sie ihm zu zeigen, und es kostete ihm

bey=

beynahe das Leben, als er sie vertilget fand. Ludwig der XIV. erfuhr diesen Umstand, und gab ihm, zur Vergeltung seiner fruchtlosen Arbeit, die Stelle als Direktor bey der königl. Malerakademie in Rom.

Man wählte hierauf zur Verzierung dieser Kapelle den Michel Corneille. Er hatte Genie, seine Gedanken waren edel, und er besaß viel Einsicht im Helldunkeln, war aber nicht gewohnt auf Kalk zu malen: seine Gemälde haben also in kurzer Zeit ihre Schönheit verloren. Karl Vanloo hatte hierauf den Auftrag sie aufs neue zu verzieren. Die Skitzen zu den 7 Gemälden, waren 1763 auf dem Salon im Louvre ausgestellet: er starb aber darüber. Sie sind an die itzt regierende Kayserinn von Rußland gekommen: die Kupferstiche aber, die die besten französischen Künstler davon gemacht, sind bekannt und von uns zu ihrer Zeit angezeiget worden. Sie sind in ihrer Zusammensetzung ganz von denen verschieden, die nunmehro M. Doyen, Vanloos Schüler, daselbst ausgeführet hat, und seit dem Junius des itztlaufenden 1772. Jahres öffentlich zu sehen sind. Es sind ihrer ebenfalls sieben und werden nunmehro von Parizeau in Kupfer gestochen, der nebst Doyen die Erlaubniß erhalten, sie dem Könige zuzueignen: Wir werden sie bey ihrer Erscheinung anzeigen.

Vertumne & Pomona, & les Amusemens de campagne, zwey Blätter auf rothe Zeichnungsart von Bonnet.

Eben dieser Kupferstecher verkauft ein akademisches Studium von Thieren nach Lautherburg, und eines vom Menschen nach Karl Vanloo, welches das 17te der akademischen Blätter von Bonnet ist.

Portrait le *M. J. Sedaine*: in Medaillenform, von P. C. Leveque nach einem Gemälde vom J. L. David gestochen.

Les femmes laborieuses, vue de Rome, von M. de Maugein nach Salvator Rosa. Dieß Blatt stellt eine reiche Landschaft vor: zur Rechten sind Ruinen, mit einer Gruppe von Bäumen, zwischen welchen man weit in die Entfernung hinaus sieht: zur Linken ist ein Wasserfall, der einen Fluß ausmachet und die Landschaft wässert: am Ufer waschen einige Weiber, andere tragen Körbe mit Wäsche und ein Fischer pflegt seiner Ruhe: den Vordergrund nimmt eine Terrasse ein.

Neue Schauspiele.

Den 27 Jul. ist zum erstenmale Romeo et Juliette, ein neues Trauerspiel von M. Dücis mit Beyfalle aufgeführet worden, und hat 19 Vorstellungen gehabt. Die Fabel ist bekannt: ist aber weit zusammengesetzter als im deutschen Romeo; sie ist auch bereits gedruckt: A Paris chez *Gueffier*.

Den 26ten September hat man eben daselbst Les Cherusques von M. Bauvin mit wenig Beyfall gespielet.

Den 4ten August ist auf dem italiänischen Theater eine neue komische Oper in 2. Akten: Les deux Compères aufgeführet worden: der Gedanke

dazu

dazu ist aus der Fabel des Lafontaine l' Ivrogne & sa femme genommen. Man ist aber wenig damit zufrieden gewesen.

Den 23 Nov. ist auf dem französischen Theater l'Anglomanie oder l'Orpheline léguée, ein Lustspiel in einem Aufzuge, in freyen Versen, von Hrn. Saurin aufgeführet worden. Sie ist bey Duchesne gedruckt und hat viel Beyfall erhalten.

Den 11 Jan. 1773 ist von den italiänischen Komödianten Anton Masson, oder der gute Sohn, mit Beyfall aufgeführet worden. Das Stück hat viel angenehme, naife Scenen und viel ähnliches mit dem dankbaren Sohne des Hrn. M. Engels. Die Musik war von Philidor.

Den 17ten Febr. führte man dem hundertjährigen Andenken des Moliere, als an welchem Tage er gestorben war, zu Ehren, ein Stück, L'Assemblée, comedie en un acte en vers, par M. *Beau de Schöne*, auf dem französischen Theater zum erstenmale auf: Es fand aber weit weniger Beyfall als *le Centenaire* von M. Arthaud, der in eben dieser Absicht verfertiget war und aufgeführet wurde. Der Betrag dieser beyden Stücke, der zumal bey dem letzten sehr ansehnlich gewesen, ist von dem Komödianten zur Errichtung einer marmornen Bildsäule des Moliere in dem Komödienhause bestimmt:

Englische Kunstnachrichten.

London. Unter den, seit unserm letzteren, allhier bekannt gewordenen neuen Kupferstichen, verdienen folgende angezeiget zu werden:

Mr. *King* in the Character of Lord *Chalkestone*. Eine Scene aus einem neuerm Schauspiele, da ein alter thörichter Petit Maitre sich mit einer jungen artigen Dame unterhält, die ihn verächtlich anhöret. Beyde Figuren sind nach dem Leben in einer angenehmen Landschaft vorgestellet. **Zoffani** hat das Stück gemalet, und **Earlom** in schwarzer Kunst sehr schön gegraben. Es hat 17 Zoll in der Höhe und beynahe 20½ Zoll in der Breite: kostet eine halbe Guinee.

Mistriß Woodhull, gleichfalls nach **Zoffani**, durch **R. Houston** in schwarzer Kunst. Sie steht ganz aus, unter Bäumen, die sich im Bogen schließen, den einen Arm auf ein Gemäuer gelehnet, und in der andern Hand einen Korb mit Bluhmen haltend. Ein schöner Stich von 18½ Zoll Höhe zu 13 Zoll Breite; kostet 7 Schilling 6 Pence.

Ein Bruststück des bekannten kaiserlichen Generals, Grafen von Wallenstein, nach einem Gemälde des **Gerard Dow**, im Besitze des Herrn Bonnet, durch **Johann Raphael Smith** in schwarzer Kunst gegraben. Kein angenehmes Bildniß, aber von vieler Stärke des Helldunkeln; gleicher Größe als das Vorhergehende, zu 6 Schilling im Preise.

The Village Magistrate, und The Constable of the Night, zwey Stücke nach **Heemskerken**, im närrischsten Geschmacke, da nämlich alle vorkommende Figuren aus Affen und Ziegenböcken bestehen, von **W. Dickinson** in schwarzer Kunst. Die Größe ist von 11½ Zoll in der Höhe

und

und 13 Zoll in der Breite; beyde kosten 5 Schillinge.

Haman's Condemnation, nach einem schönen Gemälde von Rembrant, dem Herrn Johann Blackwood gehörig, durch R. Houston in schwarzer Kunst. Ein vorzügliches Stück, so wohl in Rücksicht auf den Maler als Kupferstecher betrachtet. Haman hat eben sein Urtheil vernommen, und scheinet zu dessen Vollstreckung abzugehen. Er steht, halber Länge, im Vordergrunde, den Tod im Angesichte, sich kaum haltend, und die rechte Hand auf die Brust geschlagen. Hinter ihm ist eine lange Tafel, an welcher der König Asverus sitzet, und an deren anderm Ende Mardochai mit Blicken der siegenden Unschuld erscheinet. Die Höhe ist von 18½ Zoll zu 13 Zoll Breite, und der Preis 7 Schilling 6 Pence.

Eine niederländische Baurenschule, nach Johann Steen, von Valentin Green in schwarzer Kunst. Eine Menge von Figuren, Knaben und Mädchen, in allen Beschäfftigungen und Auftritten, die eine solche Vorstellung darbietet, nur fast zu sehr mit Nebenwerken überladen. Indessen muß die Wahrheit allemal vergnügen, und der Kupferstich hätte sie nicht besser erreichen können. Er hält über 17 Zoll in der Höhe zu 22 in der Breite, und kostet eine halbe Guinee.

Andromache neben dem Grabmale Hektors, Kleopatra bey der Asche des Antonius, Samma bey dem Grabe Bennoni:

drey

drey Stücke von der Angelika Kauffmann, durch Thomas Burke in schwarzer Kunst gegraben. Die verschiedene Vorstellung einer gleichförmigen Handlung erfoderte allerdings ein kräftiges Genie und große Kentniß der Kunst, um die besonderen charakteristischen Züge eines jeden Gegenstandes ungezwungen hervorstechend zu machen. Unsere Malerinn hat sich darinn, wie auch in der Anordnung, dem Ueblichen und dem Ausdrucke den ersten Meistern gleich gezeiget. Jedes Stück enthält nur drey Figuren, die schlechterdings nothwendig und so gestellet sind, daß sie auf einen Zweck gehen und zur Hauptwirkung beförderlich werden. Andromache, stehend, hat ihr Haupt und den rechten Arm auf die Begräbnißurne ihres Gemahls geleget. Die trüben Augen fließen von Thränen über, und noch kann sie den in der Hand haltenden Bluhmenkranz nicht anhängen. Die Mutter, Hekuba, sitzet an der andern Seite im Trauergewandte und mit verhülletem Angesichte, welches der zwischen ihnen stehende Astyanax aufzudecken bemühet ist. Kleopatra, nicht so tief getroffen, beschäfftiget sich, das Aschenbehältniß des Antonius mit Bluhmen zu schmücken, welche eine knieende Magd ihr darreichet, und wozu eine andere die Fackel hält. Samma in den Gräbern der Todten, wo sein Bennoni ruhet,

> Klaget ihn trostlos, und faßt das kalte Behältniß
> seiner Gebeine mit sterbendem Arm, — —

da neben ihm Joel, der andere Sohn, vom Johannes gehalten, zum Himmel hinauf weint. Die

Stücke

Stücke sind von einer Größe, $18\frac{1}{2}$ Zoll hoch zu 13 Zoll Breite, und die Probedrücke, so wir davon besitzen, kosten jeder eine halbe Guinee.

Venus entsteiget dem Meere, nach einem Gemälde des Jakob Barry von Valentin Green in schwarzer Kunst. Von Tritonen und Delphinen gefolget, betritt die Göttinn das trockene Ufer schon mit einem Fuße, unter welchem Blumen hervorbrechen. Das Taubenpaar und ihr Sohn schweben in einer lichten Wolke, die sich auch um einen Theil ihres Unterleibes herumschließet. Sie steht ganz gerade, und trocknet mit aufgehobenen Armen ihr langes Haupthaar, welche Stellung eben nicht die Annehmlichste ist. Der Kupferstich aber verdienet Lob, und hält beynahe $22\frac{1}{2}$ Zoll in der Höhe, zu $14\frac{1}{2}$ Breite: er kostet eine halbe Guinee von den ersten Abdrücken.

A Shipwreck, An Italian Sea-port, The Smuglers, und The Fishermen. Vier artige Seestücke in der Runde, zu etwa $8\frac{1}{2}$ Zoll im Durchschnitte, nach Zeichnungen von Barrolett, durch V. M. Picott sauber mit dem Griffel gestochen. Kosten 8 Schillinge.

Female Lucubration; Etude Nocturne, von J. Foldson gemalet, und Philip Dawe in schwarzer Kunst gegraben. Ein junges Frauenzimmer halber Länge hält in der einen Hand ein brennendes Licht, und holet mit der andern ein Buch aus einer in der Höhe stehenden Reihe. Die Wirkungen des Helldunkeln sind in dem Kupfer mit größe-

größter Kraft ausgedrücket. Es hat 18½ Zoll in der Höhe zu 13 Zoll Breite, und kostet 5 Schillinge.

Ein ander Nachtstück, von eben dem Kupferstecher, in schwarzer Kunst nach Henrich Morland. Es stellet ein junges Mägdchen vor, welches beym Lichte am Tische sitzend eingeschlafen ist, und dem ein schelmisch lachender Pursche ein Bund Zwirn unter der Nase führet. Das Helldunkele ist auch hier das Hauptverdienst, und Größe auch Preis, wie das Vorhergehende.

Ein alter Mann mit dem Barte, im Armstuhle vor einem Tische sitzend, darauf Bücher liegen: sehr schön, nach dem Ritter Reynolds von T. Watson in schwarzer Kunst gegraben. Die Größe ist wie die Vorhergehenden, der Preis aber 8 Schillinge.

Der letzige Graf Pembrocke, mit seiner Gemalinn und ältestem Sohne, Lord Herbert, den die Mutter vor sich stehen hat. Ein überaus ähnliches, angenehmes Familienstück, nach Reynolds, durch J. Watson in schwarzer Kunst. Es hält 11 Zoll in der Höhe zu 13 Zoll in der Breite, und kostet 5 Schillinge.

Ein in dunkler Wildniß ruhender Tyger, nach G. Stubs, von J. Dixon in schwarzer Kunst. Der stärkste Ausdruck der Natur, und eines der schönsten Thierstücke, so wir kennen; beynahe 18 Zoll in der Höhe und 21 Zoll in der Breite; kostet in unserm Probedrucke eine halbe Guinee.

Phillis, ein Jagdhund des Lord Clermonts, vor einem Busche stehend, nach eben dem

Stubs

Stubbs von Benjamin Green in schwarzer Kunst. Gleichfalls vollkommen wahr und kräftig: beynahe $12\frac{1}{2}$ Zoll hoch und 11 breit, zu 7 Schillinge 6 Pence im Preiße.

Mirwan, eine orientalische Geschichte, da dieser Prinz das Grabmaal eines seiner Vorgänger eröffnen läßt, und, als man ein scheusliches Skelett herausziehet, erschrocken sein Gesicht davon wendet. Wie der Maler, Josua Wright, auf diese widrige und so wenig bekannte Handlung gefallen, ist uns unbegreiflich: er hat sie aber wohl vorgestellet, und man muß dem Abdrucke des Valentin Green in schwarzer Kunst alles Lob geben. Er ist in der Höhe $18\frac{1}{2}$ Zoll zu 13 Zoll Breite, und kostet 7 Schilling 6 Pence.

The Iron-Forge, eine hohe Schmiede mit dem Hammer an seiner hebenden Maschine, in vollem Gange, wobey ein paar rußige Schmiedeknechte beschäfftiget sind, und verschiedene Personen, unter andern eine Frau mit einem Kinde auf dem Arme, zu sehen. Alles meisterlich und nach der Natur von Josua Wright vorgestellet, und unverbesserlich von Richard Earlom in schwarze Kunst gebracht. Es hält dieß Stück fast 18 Zoll in der Höhe und 22 in der Breite, und kostet 12 Schillinge.

Lady Broughton, ein schönes Bruststück, mit dem Kinne auf der einen Hand gestützet, von F. Cotes gemalet und von J. Finlayson in schwarzer Kunst gegraben; zu $18\frac{1}{2}$ Zoll in der Höhe und 13 Zoll in der Breite. Kostet 7 Schill. 6 Pence.

Auch sind zwey neue Bildnisse von dem Könige und der Königinn ausgegeben, wovon Zoffani die Gemälde und Richard Houston den Stich in schwarzer Kunst besorget hat. Sie sitzen beyde, ohne allen königlichen Ornat, und der König, in militairischer Uniform, ist noch nie ähnlicher abgebildet. Ein anderer Maler hätte vielleicht diese Stellung eben nicht gewählet: sonst aber sind alle Theile der Kunst vollkommen. Sie halten 19½ Zoll in der Höhe, zu beynahe 15 Zoll in der Breite, und kosten beyde eine Guinee.

Übrigens hat uns Herr Boydell ein Program zugeschicket, darinnen er die Ausgabe zweyer Kupferstiche auf Unterzeichnung ankündiget, wovon das eine den Tod des Generals Wolfe, und das andere den Friedenschluß des Wilhelm Penn mit den Indianern, bey Stiftung der Kolonie Pensylvanien im Jahre 1681, vorstellet. Beyde sind nach Gemälden von Benjamin West, und wird das erstere durch Woollett, das andere aber durch J. Hall gestochen. Sie sollen 19 zu 24 englische Zoll in der Größe halten, und den Subscribenten, welche die ersten Abdrücke bekommen, jenes eine Guinee und dieses 15 Schillinge kosten, wovon die Hälfte voraus verlanget wird. Wegen des ausnehmenden Fleißes und der vielen Arbeit daran können sie aber nicht eher, als in zwey Jahren fertig seyn, und der Name der Kupferstecher versichert schon die größeste Vollkommenheit, wie denn auch dem Woollett für seine Platte 500 Guineen von dem Verleger gelobet sind.

Neapel.

Neapel. Den 1 März dieses 1773 J. starb hier der berühmte Ludwig Vanvitelli, und Italien verlor in ihm einen seiner größten und vielleicht den besten seiner Architekten. Er war in Rom geboren, sein Vater Kaspar van Kalf, ein Niederländer, kam als Maler nach Rom, und weil er sich daselbst niederließ, übersetzte er die letzte Hälfte seines Namens ins Italiänische, und nannte sich Vanvitelli. Der jüngere Vanvitelli legte sich auf seines Vaters Kunst, widmete sich aber in der Folge der Architektur gänzlich, und bekleidete auch wirklich bereits die Stelle eines Architekten der Peterskirche in Rom, als ihn der König von Neapel zu seinem Architekten machte, und ihm den Bau des prächtigen Schlosses Caserta auftrug. Wirft man diesem Gebäude gleich das zu simple äußerliche Ansehen nicht ganz ohne Grund vor, so ist es doch leicht besser, als wenn er in den übertriebenen Geschmack der meisten neuern Architekten in Italien verfallen wäre. Seine Gebäude zeugen von einem reinen Geschmacke, und wie sehr er sich bemühet, den edlen Geschmack der Griechen, und ihre majestätische Simplicität wieder einzuführen. Ein solcher Mann war den Neapolitanern um so nöthiger, da man dort fast gar keine gute Architektur mehr kannte, und einen beynahe unsinnigen Geschmack in den Verzierungen in öffentlichen Monumenten und Säulen angenommen hatte, welchen Kenner noch weit unter die in manchen Betrachtungen prächtige gothische Bauart herabsetzten. Es ist zu wünschen, daß die schönen Muster, die Vanvitelli hinterlassen, den Neapolitanern zur edlen Nacheiferung dienen mö-

 gen,

gen, und daß seine Methode allgemein werde. Die gänzliche Vollendung des weitläuftigen Baues von Caserta hat er nicht erlebet; inzwischen sind seine Risse davon auf 14. Bogen des größten Formats auf königl. Kosten gestochen worden. Sein merkwürdigstes Gebäude in der Stadt Neapel selbst ist die Kirche des Hospitals der Annunziata. Er hat auch die eine Seite des königl. Pallasts wieder erneuert, und die neuen königl. Ställe aufgeführt. Vielleicht hat **Vanvitelli** die Bahn gebrochen, und der Periode ist da, wo sich der Geschmack bilden wird. Wenigstens hat Neapel im vorigen Jahre eine seltne Erscheinung gehabt, indem ein gewisser dasiger Architekt, **Maria Gioffredo**, eine Architektur herausgegeben, darinn er seinen Landsleuten etwas gesundere Begriffe von dieser Kunst beyzubringen sucht. Sie führt den Titel: Dell' Architettura Parte prima, nella quale si tratta dell' Architettura de' Greci e degl' Italiani, e si danno le regole piu spedite per disegnare.

Mit dem in unserm letzten Stücke angekündigten 6ten Theile des herkulanischen Werkes sind wir, wie andere, zu einem Irrthume verleitet worden. Es ist dieses nichts, als der vor Ausgabe des Hauptwerkes schon bekannt gemachte trockne Catalog des Bayardi, der einst nicht vollendet worden, und nunmehro mit den andern fünf Bänden verkaufet wird. Doch meldet man uns, daß wir bald wieder einen Band zu erwarten haben.

Die übrigen so wohl englischen, als italiänischen litterarischen Neuigkeiten müssen wir, wegen Mangel des Raums, bis zum nächsten Stücke versparen.

Regi-

Register.

A.

B.

G.

leb-

K.

L.

Nisa,

Smith,

T.

U. V.

W.

Digitized by Google